
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 6H1J R


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.



Neue Folge — Dritter Jahrgang

1883.

Zürich.
Druck von J. Herzog.
1883.



Inhalts-Verzeichniß.

I. Abhandlungen.

Seite.

II. Zeitgeschichtliche Artikel.

III. Rundschau.

IV. Mittheilungen.

V. Literarisches.

VI. Gedichte.

VII. Verschiedenes.

Zeitstimmen
aus der
reformirten Kirche der Schweiz.
Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 1. 6. Januar.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Wir wollen vorwärts!

Es geht ein reaktionärer Wind durch die Lande, wie auf politischem, so auf religiösem Gebiet. Der Föhn drückt, sagt man bei uns; vielen sitzt er in den Gliedern.

Noch ist's nicht lange her, da ward ein großes Feldgeschrei angehoben wider die katholische Kirche und ihr hierarchisches Gelüsten. Ein letzter Stoß sollte den morschen Bau in Trümmer legen, die moderne Staatskunst mit diesem Faktor fürder nicht mehr rechnen müssen. Der morsche Bau erwies sich als versteinert, die Stürmer erwiesen sich als jeder Kenntniß der Kirchengeschichte baar und, weil fremd aller religiösen Innerlichkeit, im ersten Anprall besiegt schon da, wo sie der Religion in Form einer korrumpirten Hierarchie entgegen treten mußten. Daß die besten Diplomaten hier noch etwas lernen mußten, was der schlichteste Reformator ihnen hätte an den Fingern herzählen können, schadet so weit nichts, aber das schadet, daß Rom wieder einmal gesiegt hat. Gegen die Sistirung des Kulturkampfes hätten wir nichts, doch da ein Kapituliren einem Gegner gegenüber nichts hilft, der Anspruch auf Weltherrschaft erhebt, und auf die Schlüsselgewalt im Himmel und auf Erden, bleiben wir eingedenk eines protestantischen Wortes: Halten wir das Pulver trocken.

Daß ferner eine materialistische Weltanschauung die ideale Weltanschauung nicht mit Haut und Haar aufgezehrt hat, freut uns um so mehr, je bestimmter wir uns mit der letztern solidarisch verbunden fühlen.

Wir bemerken die zunehmende Unsicherheit in jenem Achselzucken, womit so Manche nachgerade instinktiv auf jede Erwähnung reagirten, die der Religion gethan wurde. Die Religion wird wieder unter die wissenschaftlich beachtenswerthen Fächer einrubrizirt, der Kulturhistoriker notirt mit zunehmender Sicherheit zu den verschiedenen Erscheinungen menschlichen Geisteslebens das thatsächliche Vorkommen der Religion hinzu und allgemein wird anerkannt, der Menschengeist müsse ein Höheres glauben. Daß aber handumkehrt nun diese Nahrung für das zur Ewigkeit und zur Versöhnung mit seinem Gott geschaffene Menschengemüth im Spiritismus gesucht wird, und das von Solchen mit Vorliebe geschieht, die zwar weder am Sternenzelt etwas von Gott, noch im menschlichen Gehirn etwas von Geist entdecken wollten, ist eine neue Schmähung gleicherweise der Wissenschaft wie der Religion und mahnt, solchen rückstrebenden Elementen gegenüber ein entschiedenes Vorwärts zu behaupten gerade dadurch, daß nach Klarheit in den religiösen Dingen und nach wahrhaft wissenschaftlicher Begründung unentwegt gerungen wird.

Wir wundern uns nicht, unter den zu einer Reaktion hintreibenden Faktoren auch die Magenfrage zu finden. Für viele Menschen hört eben mit dem Augenblick der Zauber der Freiheit auf, da die Fleischtöpfe Aegyptens außer Sicht sind. Nur erinnern wir uns gerne, wie gerade da die Religion als Mahnung zur Mäßigkeit verpönt war, da die Parole zum unbedingten Genuß fast noch als die einzig gangbare Münze betrachtet wurde. Folglich hat nun die nämliche Religion wohl auch ein Recht, weil jetzt überall nichts mehr als Sparen die Losung bildet und dieses System gerade in den Neuerungen auf idealem Lebensgebiet sich heimisch machen will, ein Veto einzulegen. Hüte man sich jetzt, etwas vor's Volk zu bringen, so lange diese schlechte Zeit währt, es hat Recht, alles zu verwerfen, nichts von Erziehungssekretären, jetzt nur Kartoffelsekretär, harmonirt wenig mit dem Wort, der Mensch lebt nicht von Brod allein, sondern von einem jeden Wort, das aus Gottes Mund ausgeht. Darum halten wir's auch dieser Magenfrage gegenüber mit der bestimmten Parole: Wir wollen gleichwohl vorwärts in allen zeitgemäßen idealen Lebensanforderungen.

Wir hoffen daraus Kraft und Anregung zu schöpfen, da wo es sich um wirkliche Besserung des materiellen Wohles handelt, den Grundsatz mehr prinzipieller Heilung zu betonen. Denn so wenig es damit gethan ist, daß man gegen die Sozialisten Ausnahmsgesetze schafft, so

wenig ist der eigentlichen Noth mit unserer best organisirten Wohlthätigkeit geholfen. Deswegen drückt sich doch eine ganze Zahl rechtschaffener Arbeiter mit ihren 3 Fr. Taglohn und ihren kleinern oder größern Familien in unsern theuren Lebensverhältnissen, durch einen Jahr für Jahr energieloser gekämpften Kampf um's Dasein mit den auf gleicher Preishöhe beharrenden Lebensbedingungen durch, deswegen hungert gleichwohl unser kleiner Bauernstand den ganzen Winter, nachdem er im Sommer sich so rechtschaffen wie jeder andere gemüht. Wir sind der Ueberzeugung, daß nur rechte Religiosität den Muth verleihen wird, die sozialen Fragen etwas tiefer als blos von der juridischen Seite anzufassen, darum drängen wir auf die rechte religiöse Wärme, drängen aber auch immer entschiedener auf die Konsequenzen, die sich aus unserer Auffassung der Religion als einer christlichen, mit idealer Opferbereitwilligkeit helfenden ergeben.

Den Strömungen auf dem Erwerbsgebiet entsprechen solche in den sittlichen Lebensverhältnissen. Mit Recht erschreckt die Zahl der Verbrechen. Aber warum da einzig mit Prügel und Schwert dreinfahren wollen? Frage sich doch Jeder, wie sehr sittliche Fragen, die früher felsenfest erhärtet waren, diskutirbar geworden sind. Vergesse man nicht, welche Verschiebungen in den bürgerlichen Lebensgewohnheiten eingetreten sind, seit Eisenbahn und Dampfboot arbeiten, welche Differenzen über sittliche und rechtliche Normen noch bei den Erleuchteten des Volkes bestehen, welch große Freiheiten gestattet werden, Alles vor dem Volk in Schrift und Wort zu verhandeln, und man wird nicht mehr allen Zorn auf den Kopf eines einzigen Sünders ablasten, an dem die sittliche Verwirrung in der eklatantesten Weise zum Ausdruck gekommen ist. Hat man denn die Garantie, daß Jedem auch gelehrt worden ist, wofür er haftbar gemacht wird, und sorgt man in gleichem Maße dafür, daß er's besser gelehrt wird, wie man auf seine Bestrafung bedacht ist?

Die Lebensverhältnisse sind bedeutend karger geworden, als nur noch vor einem halb Dutzend Jahren. Wie wenige Naturen aber sind stark genug, sich wieder manchen Genuß zu versagen, der in bessern Verhältnissen erlaubt gewesen war. Die karge Welt wird angeklagt dafür, daß sie nicht einmal das biete, was man sich durch Gewohnheit zu einem Bedürfniß ausgemalt; will sie es gutwillig nicht geben, wird's genommen, also deduzirt sich Mancher in die Verbrecherlaufbahn hinein, von der es so selten eine Umkehr gibt. Gereicht alles das zur Entschuldigung? Doch

kaum! Aber es dient mit zur Erklärung dafür, daß diese sittlichen Mißstände auch aus den Verhältnissen zu erklären sind, und nicht alle Schuld auf dem zu Fall kommenden Individuum lastet, also auch nicht durch ein Zurückgehen auf eine mittelalterliche Strafjustiz geholfen werden kann. Nicht ein rigoroses Sittengesetz wird die Dinge bessern, so sehr sich Viele, wenn auch gewöhnlich nicht für sich, so doch für die andern danach zurücksehnen, sondern eine immer reichlichere Belebung dessen, was an sittlichen Lebenstrieben in jedes Menschen Brust schlummert. Darum liegt auch hier unser Ziel nach vorwärts, nicht nach rückwärts.

Wir suchen Freunde, mit uns vorwärts zu gehen!

Vor Allem hoffen wir, daß der alte Leserkreis uns gesichert bleibe, wenn wir mehr und mehr davon abkommen, in längern Abhandlungen unsere größere oder bescheidenere Gelehrsamkeit darzulegen, und dafür nun ernstlicher all' die unmittelbar vorliegenden Tagesfragen berücksichtigen. Denn an diesen müssen wir schließlich doch zeigen, wie weit unser Freisinn reicht, und an diesen es inne werden, ob auch der Leser mit uns einig gehen kann.

Wir hoffen aber auch, daß Jene, welche dazu berufen sind, die Feder in zeitgenössischen Fragen zu führen, nicht mehr länger die Tinte sparen. Unser Blatt hat seine Absicht noch nicht erreicht, ein Sprechsaal für die Alle bewegenden religiösen Tagesfragen zu sein. Und doch sind der Kräfte so viele unter unsern Gesinnungsgenossen, die dazu Beruf und damit auch die Pflicht haben, nicht zu schweigen, wo das Reden nöthig ist.

Indem wir die Leitartikel möglichst aus dem Gebiet der wichtigsten zeitgenössischen Fragen religiösen Inhalts erwählen, eröffnen wir für die weniger wichtigen eine mit „Rundschau“ überschriebene Rubrik, der sich gleichwohl der Vollständigkeit halber die bisherigen Mittheilungen anreihen. Wir bitten besonders auch unsere Freunde in der Ferne, uns für die Rundschau und die Mittheilungen recht viele Originalberichte zu machen.

Unter dem Titel „Literarisches“ werden wir, um möglichst umfassend sein zu können, manche, besonders auch ausländische Werke, nur in Form einer Notiz bringen.

So wollen wir denn getrost das Jahr 1883 antreten. Wir erinnern zum Schluß noch die Gesinnungsgenossen unter unsern Zürcher Kollegen, daß sie sich moralisch verpflichteten, durch Sammeln von Abonnements und besonders auch durch thätige Mitarbeit unser Organ zu einem

Sammelpunkt unserer freireligiöser Bestrebungen zu erheben. Mag uns das neue Jahr, zu dem wir noch allen Freunden ein herzlich „Glückauf" zurufen, auf unserm Posten finden. Das Uebrige Gott befohlen!

Der Redaktor.

Das Schwesternhaus zum rothen Kreuz in Zürich.

Diesen Namen haben wir unserer am 20. November vorigen Jahres endlich eröffneten Anstalt zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen gegeben, um uns dadurch von vornherein einzureihen unter die Anstalten, die in Baden, Frankfurt, Bremen und anderwärts dem gleichen Zwecke dienen.

Manchem Freunde unserer Unternehmung mochte es wohl scheinen, es währe auch gar zu lange, bis wir von den Worten zur That schreiten; gleichwohl dürfen wir mit Wahrheit bezeugen, daß wir in den 2½ Jahren, die zwischen dem ersten Entschluß und dem Anfang der Ausführung lagen, rastlos thätig waren, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Ueber die äußere und innere Organisation der Anstalt haben wir bereits hinlänglich Rechenschaft gegeben. Das Sammeln von Gaben hat bis dahin beinahe die Summe von 130,000 Fr. ergeben, wofür wir den sämmtlichen Gebern und Geberinnen unsern herzlichsten Dank aussprechen. Allerdings sind wir genöthigt, auf's Neue uns an den Wohlthätigkeitssinn unserer Bevölkerung zu wenden, wie aus den nachfolgenden Mittheilungen hervorgehen wird.

Am meisten Mühe kostete es uns ein passendes Lokal zu finden. Das anfänglich in Aussicht genommene Fehr'sche Haus mußte schließlich außer Betracht fallen wegen des allzu hohen Preises, wegen der störenden Nähe des Plattentheaters und weil der Staat für die Erwerbung des benöthigten anstoßenden Landes uns unannehmbare Bedingungen gestellt hatte. Unsere wiederholten Versuche, Lokalitäten zu miethen, schlugen fehl, indem die angebotenen Häuser baulich nicht genügten und zudem eine allzu lange Dauer der Miethe und ein zu hoher Miethzins verlangt wurde. Wir richteten nun unser Augenmerk auf die Pension Frauenfeld in Fluntern, die in Betreff ihrer Lage allen Anforderungen in vollkommenster Weise genügt. Sie liegt frei, still und abgeschlossen, sonnig und gesund und in der Nähe des Kantonsspitals. Wir kauften nun zunächst das anstoßende Gelände, das wir bei Erweiterung der Anstalt

durchaus nöthig haben, dann die Pension Frauenfeld selbst, beide Liegenschaften allerdings um sehr hohen Preis, besonders da am Gebäude selbst sehr kostspielige Umbauten vorgenommen werden mußten; aber wir können es keinen Augenblick bereuen, diese Käufe abgeschlossen zu haben, denn einerseits genügen nun die erworbenen Räume allen billigen Anforderungen und erlauben uns, wenn einmal unsere Mittel wachsen, jede wünschbare Erweiterung der Anstalt; anderseits stunden wir wirklich nur vor der Wahl, entweder diese Lokalität zu kaufen und frisch anzufangen, wenn auch im Kleinen, oder dann die Eröffnung unserer Anstalt auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben und das Interesse dafür erkalten zu lassen, denn miethen oder kaufen ließ sich nichts Passendes und zu einer Neubaute hätten unsere Mittel noch lange nicht ausgereicht. Bekanntlich fließen aber einem Unternehmen, so lange es noch bloßes Projekt ist, nicht diejenigen Mittel zu wie einer Anstalt, die, ob auch von bescheidenen Anfängen ausgehend, doch thatsächlich beweist, was sie will und in welchem Geiste in ihr gewirkt wird. So haben wir denn den Kauf gewagt und freuen uns des Erworbenen.

Unsere Räume reichen aus für die Oberin und acht Schwestern und für acht Patienten. Dringend wünschbar wäre allerdings, daß wir noch eine Baracke zur Verpflegung von Typhus-, Diphteritis- und Scharlach-Fällen erbauen könnten, dazu reichen aber leider einstweilen unsere Kräfte nicht. Die medizinische Leitung unserer Anstalt hat Herr Dr. Wilhelm von Muralt übernommen, dem im ärztlichen Komite zur Seite stehen die Herren Dr. Zehnder, Prof. Huguenin und Prof. Krönlein; zudem nimmt unsere Anstalt auch Patienten auf, die in Behandlung der Herren Professoren Frankenhäuser, Horner und O. Wyß stehen. Die Taxen für die Patienten haben wir je nach den Ansprüchen, die gemacht werden, auf 3 bis 10 Fr. pro Tag gestellt, Arzt- und Apotheker-Rechnung nicht inbegriffen. Es mag das ein sehr hoher Preis scheinen, allein wir geben zu bedenken, daß der Zweck unserer Anstalt in erster Linie der ist, eine Bildungsanstalt für Krankenpflegerinnen zu sein, daß wir die eigentlich gemeinnützige Absicht unseres Unternehmens durch die Verwendung unserer Schwestern in der Privatkrankenpflege, im Armen-Krankendienst und seiner Zeit im Spitaldienst suchen; erlauben es uns dagegen unsere Mittel, recht bald unsere kleine Anstalt zu einem Krankenasyl auszugestalten, so wird uns das doppelt freuen, weil wir bereits die erfreuliche Gewißheit erlangt

haben, daß sich uns für den Krankendienst passende Töchter, die bereit und fähig sind, dem Krankendienste in dem Sinn und Geiste, wie wir es wünschen, sich zu widmen, in hinreichender Zahl finden, um auch dannzumal unsere Schwestern nicht blos für unser Krankenhaus zu brauchen, was ja nie der Zweck unserer Anstalt, die weitesten Kreisen dienen soll, sein darf.

Das Damenkomite, an dessen Spitze Fräulein Anna Stockar steht und dem im Weitern Fräulein Karoline von Muralt, Frau Prof. Kopp-Bolley, Frau Weber-Locher und Frau Dr. Tobler-Blumer angehören, hat seine Thätigkeit in sehr segensreicher Weise begonnen. Es galt tüchtig zu arbeiten, bis das Haus eingerichtet war. Gar Manches, das unserem Hause zum Schmucke gereicht, verdanken wir gütigen Schenkungen. Was zum Krankendienst gehört, suchten wir in bester Weise anzuschaffen, von Luxus dagegen für die Oberin oder die Schwestern wird Niemand in unserer Anstalt eine Spur entdecken.

Die acht Schwestern, die wir aus der fast dreifachen Zahl der Angemeldeten ausgewählt haben, entsprechen nach Geistes- und Herzensbildung unseren Wünschen. Sie erfassen Alle ohne Ausnahme ihren Beruf als Herzenssache. Ihr Dienst ist ein außerordentlich anstrengender. Durch Vertrag mit der Sanitätsdirektion verwenden wir sie auch im Kantonsspital, wo sie natürlich die reichsten, vielseitigsten Anschauungen gewinnen. Von Morgens 7 bis Mittags 1 Uhr befinden sich je ein bis zwei derselben auf der weiblichen chirurgischen, auf der weiblichen medizinischen und auf der ophthalmologischen Abtheilung des Spitals, wo sie den Visiten der Herren Aerzte beiwohnen und im Uebrigen ganz den Dienst der Wärterinnen mit verrichten helfen; ein bis zwei Schwestern befinden sich in dieser Zeit im Kinderspital. In allen diesen Anstalten übernehmen sie auch Nachtwachen. Die Oberin mit den übrigen Schwestern besorgt die Kranken unserer Anstalt. Nachmittags empfangen die Schwestern in der Anstalt Unterricht von Herrn Dr. von Muralt in der Gesundheits- und Krankenpflege, und von Herrn Dr. Wyder in Oberstraß in Anatomie und Physiologie. Abends erhalten sie durch die Oberin, Fräulein Möller, Anleitung in der Verbandlehre und andern Gebieten der Krankenpflege, und jede Woche wird ihnen ein Vortrag religiösen oder psychologischen Inhalts gehalten. So ist ihre Zeit und Kraft in vollstem Maße in Anspruch genommen.

Vom Tage der Eröffnung an wurde unserer Anstalt, Dank der vortrefflichen ärztlichen Leitung, so großes Vertrauen entgegengebracht, daß in kürzester Frist alle Krankenbetten besetzt waren. Daß es unter diesen Umständen nicht nur der Aerzte, sondern des ganzen Vorstandes innigster Wunsch ist, möglichst bald zum projektirten Bau der Baracke schreiten zu können, ist wohl selbstverständlich. Möge denn die opferwillige Liebe, die bisher in so reichem Maße uns zu Theil geworden, auch weiterhin ihre Gaben uns zuwenden und Gottes Machtschutz mit unserer Anstalt sein.

Rundschau.

Zürich. Der Umstand, daß in dem letztjährigen Sonntagsgesetz das Neujahr nicht als Festtag aufgeführt ist, stellte die öffentlichen Bureaux, Geschäftslokale u. s. w. vor die Frage, ob sie den ersten Tag des Jahres nun nicht als einen Werktag zu betrachten haben. Sie entschieden, und gewiß unter allseitiger Zustimmung des Publikums, dafür, das Neujahr wie bisanhin als Festtag zu feiern. Mag es nun hiebei bleiben; wir hoffen das um so mehr, weil ja auch das neue eidgenössische Obligationenrecht das Neujahr als Festtag festhält.

Das erst durch die großen Erweckungsversammlungen präparirte, dann durch „Oberst" Clibborn sondirte Genf wurde kürzlich von der „Marschallin" Katharina Booth mit ihrer Heilsarmee überfallen und schon mit verschiedenen „Schlachten" beglückt. Die »Alliance évangélique« und die »Union chrétienne« haben ihre Finger mit in diesem marktschreierischen Treiben, wo die Leute ruckweise in's bessere Leben hinübergetrommelt, die Kranken stoßweise durch Gebet kurirt werden. Daß der besonders in Basel bekannt gewordene Württemberger Schrenk sich mit seinem Unternehmen nun als ein Zweig dieser Heilsarmee organisirte, ist nur konsequent von ihm, es fehlte ja blos die Uniform.

Die englische Heilsarmee hat seit Mitte September in Indien festen Fuß gefaßt, getreu dem Programme von William Booth: „Wir wollen sein eine Erlösungsarmee, die sich ausbreite über den ganzen Erdball und allen Nationen bringe die Frohbotschaft der Befreiung von Sünde und grausamen Banden der bösen Geister." Ihr erstes Debut in den Straßen von Bombay wurde vom Magistrate, der bekanntlich aus reichen Parsis zusammengesetzt ist, gestört. Auch die kaiserliche Regierung sucht weiteres Vordringen der Gesellschaft zu hindern.

Darüber nun große Aufregung unter den Hindus. In Kalkutta beschlossen diese einen Protest an die Adresse des Vizekönigs, Lord Ripon, zu Gunsten der Heilsarmee. Die Antwort lautet sehr reservirt. Bei der ausgesprochenen Vorliebe des ungebildeten Hindu für religiöses Schaugepränge wird es der originellen Missionsthätigkeit der Salvationists an Erfolg nicht fehlen.

In einem Artikel der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" (Heft 171/72) bemerkt Herr Keferstein aus Hamburg u. A. über religiöse Erziehung, daß wir mit unserer gesammten spezifisch religiösen Bildung dem Fehler der Verfrühung nnd der gewaltsam, völlig unpädagogischen Ueberhastung anheimfallen. Die auffällige Abwendung von einfachsten religiösen Anschauungen könne nur von einer übertriebenen Belastung der jugendlichen Elemente mit religiös-ethischem Lernstoff, sowie einer durchaus doktrinären Lehrweise, die sich gar nicht an die Erfahrung anlehnen, entsprungen sein. Wenn er dann mit Recht betont, daß der zu bietende religiöse Lehrstoff zunächst in geschichtlicher Form und möglichst lebendig für die Anschauung geboten werden soll, ist er damit zweifelsohne im Recht, unterschätzt aber gleichwohl die Bedeutung des direkt mahnenden Elementes, wenn er eine Vereinigung des Religions- und Geschichtsunterrichts vorschlägt. Die wirksamste Art der religiösen Bildung sei in dem religiös bestimmten Familien- oder öffentlichen Leben zu suchen, so sehr, daß auch ein religiöser Schulunterricht ohne jene nichts vermöge. „Die Heiligkeit des Feiertages z. B. wurde dem Kinde nicht eher eine Sache der Ueberzeugung und persönlichen Gewißheit, als bis ihm dieß als Thatsache in seiner nächsten Umgebung nahegetreten sei."

Herr Windthorst hat mit seinen neuesten Interpellationen zu Gunsten der römischen Kirche im deutschen Reichstag kein Glück gehabt. Auf die Nachgiebigkeit hin, womit die Staatsgewalt dem h. Stuhl entgegengekommen war, hatte dieser, wie's scheint, wieder Zuversicht bekommen und durch seine neuerdings angenommene reservirte Haltung den deutschen Bundesrath zu gleicher Zurückhaltung gezwungen. Auch die protestantischen Konservativen sehen allmälig ein, welch' undankbares Geschäft es ist, mit Rom Frieden halten zu wollen. Die Darstellung der Reformation in Janssens Kirchengeschichte und ähnliche Persiflagen, besonders ihres vergötterten Luthers, haben ihnen die Augen darüber geöffnet, wie's mit der Freundschaft Roms gemeint ist.

Uebrigens hat eine kleine Douche auf diesen wirklich unsinnigen Lutherkult nichts geschadet.

Die Berliner Christlich-Sozialen haben wieder einen neuen „Dienst an Arbeitslosen" erfunden, indem am Sonntag früh, zirka ½ 8 Uhr, 6—8 Mitglieder auf den Straßen herumschwärmen, um die Draußenstehenden, d. h. arme verkommene Menschen zu einer Predigt hereinzunöthigen. Wer der Einladung folgt, erhält eine Karte des Inhalts: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Einladung zur Morgenandacht und zum Frühstück da und da um ½ 9 Uhr. Diese Karte berechtigt zum Empfang einer Tasse Kaffee und Weißbrod. Es wird ein anständiges und ruhiges Betragen vorausgesetzt. Da finden sich denn 30—80 Personen zusammen, müssen einen Choral singen so gut es geht, nehmen ihr Frühstück in Empfang, hören eine kurze Predigt an und bekommen eine gedruckte mit auf den Weg.

Oesterreich. Es mag den Fernerstehenden oft wundern, warum die österreichischen Protestanten noch immer mit so viel Kosten ihre Privatschulen aufrecht zu erhalten bemüht sind, während doch durch das Gesetz von 1869 die dortigen öffentlichen Schulen als konfessionslose gewährleistet sind. Ja, noch absonderlicher tönt es, wenn gerade die Protestanten jetzt Miene machen, für Abschaffung der konfessionslosen und Wiedereinführung der konfessionellen Schulen einzutreten. Die Sache macht sich aber, aus der Nähe besehen, etwas anders. Nirgends nämlich, als da, wo die Evangelischen in der Mehrheit sind, hat die öffentliche Schule einen annähernd konfessionslosen Charakter erhalten; in allen überwiegend katholischen Orten, und das sind natürlich die weitaus meisten, regiert der Klerus. Petitionen von Protestanten, z. B. an Stelle der exklusiv katholischen Schulgebete den andern Konfessionen gleichzeitig entsprechende einzuführen, u. A. m. wurden immer kurzer Hand abgewiesen. So sind die Evangelischen gezwungen, mit bedeutenden Kosten ihre Privatschulen aufrecht zu erhalten, so sie wenigstens ihres Glaubens leben wollen. Gleichwohl zahlen sie aber für die allgemeinen Unterrichtszwecke, indem § 13 des Anno 1861 gewährten Protestantenpatentes nicht in Frage gezogen wird, wonach „die evangelischen Glaubensgenossen können nicht verhalten werden, zu Kultus- und Unterrichtszwecken oder Wohlthätigkeitsanstalten einer andern Kirche Beiträge zu leisten". Wenn nun auch da und dort die Protestanten die von ihnen geleistete Beisteuer an die

öffentlichen Schulen hie und da in Form einer Gnaden-Subvention für ihre Privatschulen zurück erhalten, kommt das doch nur sporadisch vor, und die Protestanten würden, wenn nicht anderweitig gebessert werden kann, durch Wiederherstellung der konfessionellen Schulen: 1 Von der Doppellast der Schulsteuer befreit. 2. Die Protestantenschulen würden aufhören, Privatschulen zu sein und in den Status allgemeiner Schulen aufgenommen werden. 3. Würden die protestantischen Lehrer der Rechtswohlthaten systematisirter Gehalte und einer Pensionsberechtigung aus öffentlichen Fonden theilhaftig werden. Das durch das neue Volksschulgesetz erschütterte Ansehen der protestantischen Schulen und Lehrer würde wieder hergestellt.

Mittheilungen.

Unter den für die nächste zürcherische Kantonsrathssitzung vorgesehenen Traktanden figurirt das Gesetz betr. die Neuorganisation der Landeskirche. — Der evangelische Kirchenrath des Ktns. Thurgau weist betreffs des Uebertrittes zur evangelischen Kirche die Geistlichen an, keine Konvertirten aufzunehmen, bevor sich dieselben bei einem Geistlichen oder beim Kirchenrath darüber ausgewiesen haben, daß sie mit dem Glaubensgrund der evangelischen Kirche vertraut sind und demselben vollständig zustimmen. — Die altkatholische Gemeinde St. Gallen wählte Herrn Pfarrer Fridolin Troxler in Trimbach, Solothurn. — Die theologische Fakultät der Basler Universität ernannte den nach Berlin berufenen Professor Dr. Kaftan, Lizentiaten der Theologie, zum Doktor der Theologie. — In Montbovon, also wieder in Freiburg, begruben sie einen Protestanten zu den Selbstmördern. — Die Genfer theologische Fakultät zählt zwölf Studenten. — Ein junger schweizerischer Jurist schließt seine gründliche Abhandlung über den Eid mit den Worten: »L'homme d'honneur n'a que sa parole«. — Der schweizerische Verein für Sonntagsheiligung richtet an die eidgenössische Postverwaltung das Gesuch, daß an den Sonntagen die Bestellung der Fahrpoststücke und der gewöhnlichen Geldanweisungen aufhören soll. Es soll uns wundern, ob dieser so billigen Forderung endlich einmal genügt werden wird. — Das eidgenössische statistische Bureau ist nicht zufrieden mit der Art, wie die Zivilstandsbeamten funktioniren. — Um die Juden von dem Vorwurf frei zu machen, daß sie Christenblut vergießen, bedarf es im 19. Jahrhundert noch eines Gutachtens vier theologischer Fakultäten, zweier Bischöfe und 14 Professoren.

Der deutsche Bundesrath lehnt die gegen die Zivilehe gerichteten Anträge ab. — In Deutschland sollen jährlich gegen 10,000 Menschen am Säuferwahnsinn sterben. Die Trinker repräsentiren im Zuchthaus 46 %, im Irren-

haus 25%. — In Nassau traten in der letzten Bezirkssynode auch die Liberalen für ein Gesetz ein, wonach die Versäumung der kirchlichen Pflichten in Bezug auf Taufe, Konfirmation und Trauung den Verlust des Rechtes zur Bekleidung kirchlicher Ehrenämter nach sich zieht. — Die Altkatholiken Münchens haben bis jetzt für ihre Kirche 50,000 Mark zusammengebracht. — Zum Pfarrer der reformirten Gemeinde in Leipzig wird Herr Lizentiat Simons, reformirter Pfarrer in Rheinfelden, gewählt. Damit ist diese Gemeinde neuerdings verwaist. — In Marburg starb Professor Beneke, vielverdient um die Versorgung armer Kinder an der Meeresküste und in der Gebirgsluft. — Am 13. Dezember tagte in Neumünster die Generalversammlung des liberalen kirchlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Die Verhandlungen bewiesen eine erfreuliche Kräftigung der Bewegung. — Dem in Schleswig gemaßregelten Pastor Lühr ist nun wenigstens gestattet worden, seine Stelle in Gotha provisorisch einzunehmen.

Rothschild in Wien will anläßlich der Habsburgfeier eine Stiftung von 150,000 Gulden zu einem Asyl für die verwahrloste Jugend gründen.

Dänemark will zur Bekämpfung der Trunksucht energische Maßregeln gegen die Wirthschaften ergreifen.

In Belgien betrug im Jahr 1846 die Zahl der Mönche und Nonnen 11,968, im Jahr 1880 aber 25,362.

Am 23. Dezember beging der Papst sein 50.jähriges Priesterjubiläum.

Um seine Unverfrorenheit in religiösen Dingen recht deutlich darzuthun, verlegte der Pariser Gemeindrath eine Sitzung auf das Weihnachtsfest. — Zwei Konflikte zwischen der französischen Kammer und dem Senat stehen in Aussicht. Die Senatskommission für das Ehescheidungsgesetz hat mit fünf gegen zwei Stimmen den Art. 1 des von der Kammer beschlossenen Entwurfes, wonach die Ehescheidung im Prinzip als zulässig anerkannt wird, verworfen. Auch das Gesetz betreffend Aenderung der gerichtlichen Eidesformel wurde von der dafür bestellten Senatskommission verworfen. — In Paris und London hat sich die Heilsarmee ein neues Quartier eingerichtet.

Die in Schottland sich mehrenden Bestrebungen zur Beseitigung des schottischen Staatskirchenthums riefen einer Assoziation zur Vertheidigung der Staatskirche. — Einem Londoner Journal wird aus Japan mitgetheilt, daß die Mehrzahl der nach Amerika gesandten japanesischen Studenten als Christen wiederkehrten, dagegen die aus England, Deutschland und Frankreich heimgekommenen ihre Religion nicht gewechselt haben. — Zu Ehren des verstorbenen Dr. Pusey in England soll unter seinem Namen ein besonderes Haus mit seiner Bibliothek eingerichtet werden.

Rußland vereinbarte mit dem h. Stuhl einen Vertrag, über dessen Inhalt aber noch nichts Sicheres verlautet.

New-York besitzt 10,000 Wirthschaften. — Mr. W. King, Methodistenprediger in Birmingham, Owa, U. S., zeigt in einem nordamerikanischen Journale an: „Die erste bischöfliche Methodistenkirche in dieser Stadt, deren Pastor ich bin, ist ausschließlich nur weißen Personen geöffnet; Neger sind nicht eingeladen und zum Eintritt nicht berechtigt."

Der Schah von Persien dekretirt den Grundsatz religiöser Duldung.

Der Bischof von Hongkong erzählt, während seiner Predigt öfters unterbrochen und gefragt worden zu sein, ob er nicht von jenem Lande herkomme, das Opium nach China schicke. Sobald er es zugegeben, habe man ihn aufgefordert heimzugehen, den Opiumhandel zu unterdrücken und dann erst wiederzukehren und von Christenthum zu reden.

Literarisches.

*** Der Synodalbericht über die Synode des Jahres 1882 liegt gedruckt vor. Auch beim Durchlesen des sonst so trefflichen Ueberblickes, den der Vorsitzende Herr Antistes Dr. Finsler über die neuere Theologie einleitend gab, konnten wir wie schon beim Anhören des mündlichen Referates nicht recht klar werden, warum der bedeutenden wissenschaftlichen Leistung von Professor Dr. Volkmar, des Jesus Nazarenus, eines Mitgliedes der Synode, gar keine Erwähnung geschah. Es hat sich doch schwerlich blos um Erzeugnisse der systematischen Theologie gehandelt?

*** Lieder und Spruchsammlung zum Religionsunterricht. Zweite durchgehende Auflage. Von C. W. Kambli, Pfarrer, H. Weber, Pfarrer, F. Zehender, Rektor. Zürich, Cäsar Schmidt, 1883.

Dieses Büchlein, das sich seiner Zeit um seiner trefflichen Auswahl von Liedern und Sprüchen willen schnell in Schule und Haus einbürgerte, bietet in der neuen Auflage nur wenig Veränderungen, die zudem derart angebracht sind, daß sie den gleichzeitigen Gebrauch dieser neben der ersten Auflage nicht stören.

*** Charakterbilder aus der christlichen Kirchengeschichte für Kirche, Schule und Haus. Von H. Weber, Pfarrer. Zürich, Cäsar Schmidt, 1883. Preis 60 Cts., kart. mit Leinwandrücken 80 Cts.

Die 20 Bilder des 5 ½ Bogen starken Büchleins behandeln hervorragende Momente und Persönlichkeiten der Kirchengeschichte. Der warme und dem jugendlichen Gemüthe auf's Glücklichste angepaßte Erzählungston thut weder der Klarheit, noch der geschichtlichen Treue des Erzählten irgend welchen Eintrag.

*** Maria und Martha, Lebensbilder christlicher Frauen. Von P. Böhringer, Pfarrer. I. Heft: Monika. Basel, J. Frehner, 1882.

Diese dem Verein „Maria und Martha" in Basel gewidmete Schilderung der Mutter des großen Kirchenlehrers Augustin sieht eine Reihe folgender Dar-

stellungen edler Frauencharaktere vor. Das Schriftchen qualifizirt sich als ein Volksschriftchen bester Art und schon darum freuen wir uns auf die weitere Folge.

** Zwingli's Tod und dessen Beurtheilung durch Zeitgenossen. Ein Beitrag zur 350. Todesfeier Zwingli's. Von A. Erichson. Straßburg, Schmidt's Universitätsbuchhandlung, 1883. Zu beziehen für die Schweiz im Schriftendépôt des schweizerischen Vereins für freies Christenthum (J. Frick in Außersihl-Zürich). Preis 1 Fr.

Die Broschüre bietet uns in einer übersichtlichen Zusammenstellung und guter Ausstattung die unter gleichem Titel in den „Zeitstimmen" veröffentlichten Artikel. Es ist eine tüchtige Quellenarbeit, eine Werthung Zwingli's nach den Aussagen der Zeitgenossen, für uns Schweizer eine verdankenswerthe Gabe.

(F. Meili.)

** Das Verhältniß der Religion und Theologie zur neuesten Naturwissenschaft. Von J. D. Eßlinger, Pfarrer in Obfelden. Zürich, Schultheß, 1882.

Wir sind der Pastoralgesellschaft Affoltern sehr zu Dank verpflichtet, daß sie den Verfasser, der diese Arbeit zunächst nur für ihren Kreis bestimmt hatte, dazu veranlaßte, dieselbe Allen zugänglich zu machen, die sich für solche Fragen interessiren. Das Thema ist ein vielbesprochenes, aber noch lange nicht erledigtes; hüben und drüben ist die Mehrzahl geneigt, das Entweder-Oder zu behaupten: Entweder Glauben oder Wissen; stärker ausgesprochen wie die Einen sagen: Glauben oder Unglauben, wie die Andern: Köhlerglaube oder Wissenschaft. Es ist daher jede Stimme zu begrüßen, die von den Erfahrungen des Geistes und des Herzens ausgehend daran festhält, es könne schließlich nur eine Wahrheit geben, die dem ganzen innern Leben des Menschen genügt, und es müssen die Widersprüche zu lösen gesucht werden, welche jenen Gegensatz zu einem unüberwindlichen zu machen scheinen. Dazu ist freilich erforderlich, daß, wer an diese Aufgabe herantreten will, nicht nur eines der großen Gebiete näher kenne, um welche es sich handelt, daß nicht der Theologe über den Naturforscher und der Naturforscher über den Theologen von vornherein abspricht, weil er auf seinem subjektiven Standpunkte die andere Anschauung, ihr Werden und ihre Gründe gar nicht kennt, sie zu kennen sich auch gar keine Mühe gegeben hat. Unser Verfasser zeigt nun durch sein Schriftchen auch denen, die es nicht sonst schon wissen, daß er seit Jahren nicht nur auf theologischem, sondern auch auf philosophischem und naturwissenschaftlichem Gebiete sich mit den Hauptwerken vertraut zu machen suchte; neben den Theologen A. Schweizer, Lipsius, Biedermann, Lang, sind ihm die Philosophen Strauß, Lange, Hartmann, Schopenhauer und die Naturforscher Heer, K. Vogt, Häckel, Falb durch das Studium ihrer Schriften wohl bekannt. Dazu ist ihm die Gabe beschieden, seine eigenen Gedanken in frischer, lebendiger, oft packender Sprache und jedem Gebildeten verständlich

darzustellen. Daß innert den Schranken eines Vortrages überall nur die Hauptfragen berührt, nicht in's Einzelne eingetreten werden konnte, ist selbstverständlich; aber überall zeigt auch der Verfasser, daß, was er blos mit einigen Strichen andeutet, ihm deßhalb keineswegs unbekannt ist. Der Gedankengang des Schriftchens ist folgender:

Ein ganzer Chor von Gelehrten der Gegenwart singt der Religion das Sterbelied: Die Bildung gedeihe in dem Maß, als die Religion schwinde; „Gott" sei eigentlich blos ein Verlegenheitswort; Glaube und Aberglaube so ziemlich dasselbe rc. Umgekehrt schelten Gläubige alle moderne Wissenschaft als gottlos, und es scheint nur die Wahl zu bleiben zwischen mythologischer Religion und religionsloser Wissenschaft. Eine Hauptursache dieses Streites liegt im unbefugten Uebergreifen der Vertreter des einen Gebietes in's andere.

Die Theologie darf nicht die Bibel als Handbuch der Naturwissenschaft betrachten, sondern soll bei allem Festhalten des Grundstandpunktes, daß Gott Alles trage und in Allem walte, das Wie des Weltaufbaus der freien wissenschaftlichen Forschung anheimgeben. Letztere hat auf Grund sorgfältigster Beobachtungen das moderne geologische, astronomische und physikalische Weltbild aufgestellt und die organische Welt durch die Theorie der Entstehung der Arten zu erklären gesucht, sie sucht und findet überall das Ineinandergreifen natürlicher Faktoren und erklärt manches, was früher direkt als Gottes Werk aufgefaßt wurde, durch vermittelnde Naturursachen. Die Frömmigkeit hängt aber nicht ab von der größeren oder geringeren Zahl dieser Mittelursachen; hinter, in und über allem Materiellen liegt doch als das tiefste, nicht physikalisch Erkennbare der Gottesgedanke und die Gotteskraft. (Schluß folgt.)

*** Aus der Welt des Gebetes. Von Dr. D. Monrad, Bischof von Lolland und Falster. Aus dem Dänischen von Michelsen. 6. Auflage. Gotha, Perthes, 1881.

Schon wiederholt hat der schweizerische Verein für freies Christenthum für seine Volksschriftensammlung auch eine Abhandlung über Gebet und Gebetserhörung gewünscht; aber die eingelaufenen Arbeiten haben immer gezeigt, wie unendlich schwer es ist, über diese innerlichste und zarteste Seite des religiösen Lebens Selbstempfundenes und Selbsterfahrenes keusch und einfach darzustellen. Dieß ist in seltenem Maße ein obigem Büchlein dem bekannten protestantischen Bischof Monrad gelungen. Der Titel ließe eher eine Sammlung von Anekdoten vermuthen, aber dem ist nicht so; es sind vielmehr acht Betrachtungen: Die Nachfolge Christi, Der betende Christus, Die Gebete der Apostel, Die Arbeit an uns selbst, Inhalt des Gebetes, Wie sollen wir beten? Betrug beim Gebete und Erhörung des Gebetes. Der Standpunkt des Verfassers ist zwar der orthodoxe, doch ein sehr milder und besonnener, der sich deutlich ausspricht in seinem Fazit über die Gebetserhörung: „Durch das Gebet vollzieht sich stets eine Verwandlung des Wassers in Wein,

unsere Wünsche werden da geweiht und erneuert, so daß sie eine andere Gestalt bekommen; die heißen, leidenschaftlichen Wünsche lernen ihren steifen Nacken vor Gott beugen und seinem heiligen Willen Raum geben. Und spricht Jemand zu dem Christen: Du hast gebetet und hast nichts empfangen; ich habe nicht gebetet und habe ebenfalls nichts empfangen, was hat dir also dein Beten genützt, ist nicht unsere Lage die nämliche, welcher Unterschied findet denn zwischen uns statt? so lautet die Antwort: O, ein unermeßlicher Unterschied, obwohl er von Außen nicht erkennbar sein mag. Ich habe den realen Geistessegen und die beseligende Wirkung des Gebetes, das verborgene Amen Gottes, seine Erhörung, empfangen; du weißt von alledem nichts, du führst den Schiffbruch deiner Wünsche und Anschläge zurück auf das böse, eiserne, unerbittliche Schicksal oder auf den launenhaften Zufall: Ich nehme mein Loos aus Gottes milder Vaterhand. Was von ihm kommt, ist alles süß, selbst die Versagung eines heißen Wunsches, wenn wir anders dieses wohlgemeinte väterliche Nein hinnehmen in einfältigem Kindessinn. Was an dem Büchlein besonders angenehm berührt, ist die edle Einfachheit, die es fühlen läßt, daß hier nicht der gelehrte Theologe seine dogmatischen Ansichten auseinandersetzt, daß vielmehr ein rüstiger Arbeiter im Gottesreiche, dem die Stürme des Lebens um's Haupt geweht haben, seine innersten, heiligsten und seligsten Erfahrungen hier niedergelegt hat. Zum tiefsten und ansprechendsten, was über das Gebet und das Gebetsleben der Christen geschrieben worden ist, gehören diese Betrachtungen aus der Welt des Gebetes und sie verdienen die freudige Aufnahme, die sie so schnell in der dänischen Heimat des Verfassers gefunden haben, auch in den deutschen Landen.

(P. Böhringer.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 2. 20. Januar.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Der erste evangelische Schulkongreß zu Frankfurt a. M.

Schon im Jahre 1852 gelangten einige deutsche Schulmänner mit dem Ansuchen an die Leiter des deutschen evangelischen Kirchentages, denselben in der Weise zu einem Kirchen- und Schultage zu erweitern, daß einer der Hauptverhandlungstage ausdrücklich für Schulangelegenheiten bestimmt würde. Die Reaktion der Fünfziger Jahre aber ließ selbst die allerchristlichsten Schulleiter ohne Sorge für die Zukunft, bis der Umstand sie aus ihrer Ruhe aufschreckte, daß rasch hinter einander in den Siebziger Jahren Hessen, Baden, auch Bayern und Preußen dem Ideal der Kommunal- und einheitlichen Staatsschule zustrebten. Als nun auch noch die Lehrertage und Lehrervereine in das gleiche Fahrwasser einlenkten, und in der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung von 1881 sich einmüthig für die „einheitliche Staatsschule" aussprachen, da schien es den Evangelischen an der Zeit, den Widerstand zu organisiren. Einzelne evangelisch-christliche Schulvereine hatten sich schon früher gebildet, so in Rheinland und Westphalen, 1853 sogar ein „deutsch-evangelischer Schulverein". Nun wuchsen aber der Reihe nach in Württemberg, Baden, Hessen und selbst in Bayern und Elsaß-Lothringen solche evangelische Schulvereine empor. 1872 entstund, in Opposition zur gleichzeitig tagenden allgemeinen Lehrerversammlung, der „evangelische Lehrerbund", mit gegenwärtig ungefähr 20 Zweigvereinen und etwa 1700 Mitgliedern. Weil aber dessen christliches Wirken mehr innerhalb der Lehrerschaft geschehen sollte, entstand mit der Bestimmung, zu Gunsten der christlichen Volksschule auf den Kampfplatz des öffentlichen Lebens herauszutreten, 1876

der „Verein zur Erhaltung der evangelischen Volksschule". Derselbe umfaßt 3000 Männer aus den verschiedensten Lebensstellungen. Aus seinem Bestreben, mit dem evangelischen Lehrerbund in engern Kontakt zu kommen, wurde nun neuestens, als selbstständige Institution, ein „Kongreß für die Freunde evangelisch-christlichen Schulwesens in Deutschland" in's Leben gerufen, der zum ersten Mal am 2. bis 4. Oktober vorigen Jahres in Frankfurt a. M. tagte. Die kürzlich über denselben erschienene Denkschrift*) ermöglicht jetzt einen umfassenden Einblick in dessen Verhandlungen.

Das Einladungsschreiben normirt als Aufgabe des Kongresses, gleicherweise den Interessen des höhern, wie des Volksschulwesens sich zuzuwenden, von jeder politischen oder kirchenpolitischen Parteistellung sich fern zu halten und lediglich ein Zeugniß der Liebe der evangelischen Christenheit zur Schule und eine Aeußerung des christlichen Volksgewissens zu Gunsten wahrhaft christlicher Jugendbildung zu sein.

Die Vorversammlung vom Montag, 2. Oktober, Abend, bringt neben der Empfangsrede des Frankfurter Rektors Göz die Grüße der Gäste. Neben einem Hinweis auf die Bedeutung des Kongresses und wie nothwendig derselbe angesichts der für die evangelische Schule erwachsenden Gefahren sei, sagt Göz wörtlich: „Gottlob, so weit ist es in Deutschland noch nicht gekommen, und namentlich, was hier in Frankfurt unsere Schulen betrifft, kann ich Ihnen mit bestem Gewissen bezeugen, daß auch in den Simultanschulen (!), deren gar manche noch vorwiegend protestantische Schulen sind, der Religionsunterricht von vielen braven, tüchtigen Lehrern unter treuer Aufsicht der Dirigenten mit Sorgsamkeit in evangelischem Sinne betrieben wird."

Pastor Lindemann aus dem Rheinland bezeichnet die Geschichte des deutschen Volkes als eine Geschichte des Abfalls und Rückfalls und immer neuer Gotteserbarmungen, ähnlich der Geschichte Israels, die neuesten Ereignisse hätten aber der rechten Geistesweihe ermangelt. Denn das moderne Heidenthum der Gegenwart, dieser nackte Unglaube, der in rapidem Fortschritt weit über die Verirrungen der alten Kirche, Arianismus und Pelagianismus, seine Konsequenzen zieht bis zum geistleugnenden Materialismus, sei das Schlimmste. Der schwäbische Abgeordnete wünscht

*) „Denkschrift des ersten evangelischen Schulkongresses zu Frankfurt a. M. vom 2. bis 4. Oktober 1882. Herausgegeben von dem Büreau des Kongresses." Frankfurt, Schriftenniederlage des evangelischen Vereins.

der Versammlung „etwas Eisen im Blut und Eisen in der Hand", der badische der „lebendig begrabenen evangelischen Schule in Baden Auferweckung durch Gottes Macht", der sächsische erinnert daran, wie im Königreich Sachsen der Lehrer, wenn er sein Amt antritt, durch Handschlag an Eidesstatt zu versichern habe: „Ich gelobe, daß ich das Evangelium von Jesu Christo, wie es in der hl. Schrift enthalten und in den beiden Katechismen Dr. Martin Luther's bezeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen lauter und rein lehren will", und wie er keinen Lehrer seines Bezirkes wisse, der diesem Gelöbnisse nicht nachkomme.

Herr Pfarrer Ritter von Neumünster bringt herzlichen Gruß von den freien Bergen der Schweiz und charakterisirt die daselbst angestrebte Zentralisirung der Schule. „Die Spitze des Unternehmens sei gegen die konfessionelle Schule gerichtet, und die Konsequenz sei ausgesprochen in einem Worte eines hohen Beamten, das derselbe unter dem Beifall von 800 Lehrern aussprach: „Wenn wir jetzt auf einem hohen Berge stehen und sehen herab auf unser Vaterland, dann kommt der Genius des Vaterlandes und spricht zu uns: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir." (Ausdrücke des Unwillens.) Dieses Votum könnten wir unserem Landsmann recht in Uebel nehmen, wüßten wir nicht, wie gut es zum Mindesten gemeint war. Denn es leidet für die Kreise, für die es gesprochen war, an einer verhängnißvollen Ungenauigkeit. Herr Pfarrer Ritter hätte betonen sollen, daß diese 800 Lehrer vornehmlich zürcherische waren, die in Sachen der Religion kein zutreffender Ausdruck für die Stimmung der schweizerischen, auch von Ferne nicht der reformirten Lehrerschaft sind. Auch wäre weiter hervorzuheben gewesen, daß denn doch ein großer Theil unserer Lehrerschaft dieser Rede nicht zugejubelt hat und einer solchen Rede überhaupt nicht zujubelt. Was aber die Person des Redners betrifft, hätte Herr Pfarrer Ritter etwa Folgendes zur Erläuterung beifügen sollen: „Meine lieben deutschen Brüder, dieser Redner ist Professor Sal. Vögelin in Zürich. Er ist eine ganz eigenartige Natur. Er hätte einst ganz gut in Euern Kreis gepaßt, denn sein Wesen war überaus gottesfürchtiger Art, dann aber gerieth er unter die Reformer und von da war nur noch ein kleiner Schritt zum Materialisten oder Humanisten, was er jetzt ist. Ernstlich bekreuzt er sich jetzt vor der Theologie und betrachtet sie nur noch vom Standpunkt des Antiquaren aus. Ein Mann von geriebener Gelehrsamkeit und feiner Rednergabe, empfiehlt er gleichwohl

das Lesen der von ihm s. Z. herausgegebenen Predigtsammlung männiglich als bestes Schlafmittel; für die Konservirung eines morschen Brunnenstockes mit zartestem gothischem Anflug schreibt er eine begeisterte Abhandlung, und gibt herzlos der zu Recht bestehenden Landeskirche einen Fußtritt, hinunter zu fahren in das Nichts. Seht, meine Brüder im Herrn, eine so widersprechende Natur ist Herr Prof. Sal. Vögelin in Zürich, und wer seine Ansichten in religiösen Dingen für maßgebend oder nur von einer kleinen Mehrheit seiner Mitbürger approbirt glaubt, der ist auf dem Holzweg."

Gewiß ist durch das Votum des Herrn Pfarrer Ritter unser Land an diesem Schulkongreß in ein schiefes Licht gerückt worden, und es können weitere Aussagen, wie: „Ich freue mich, sagen zu dürfen, daß wir große Liebe haben in den Kreisen, wo evangelischer Geist und evangelische Liebe herrscht in der Schweiz" uns wenig über das Erstgesagte beruhigen, weil wir wissen, wie eng der Kreis gezogen ist, dem der richtige evangelische Geist und die rechte evangelische Liebe zuerkannt wird.

Der Deputirte der Brüdergemeinde, ein Schweizer, Namens Richard, konstatirt, wie selbst der stille Kreis ihrer Vereinigung sich des eindringenden Weltgeistes nicht erwehren könne. Im Schlußwort des Abends wird dann noch einmal aufgefordert, den Geistern gegenüber, die „thatsächlich die Schule dem Herrn entreißen wollen", zusammen zu stehen.

Den ersten Haupttag eröffnet eine geharnischte biblische Ansprache über Joh. 6, 66—69. Hernach bringt noch Gymnasial- und Seminarlehrer Feldmann aus Bern seinen Gruß, wobei er die Schweiz das Gartenbeet Europa's nennt, darin der Zeitgeist seine Probirstücke mache.

Prof Dr. Kolbe, Gymnasialdirektor zu Treptow, will in einem ersten Referat die Gründe ausführen, aus welchen auch für die höheren Schulen der konfessionelle Charakter wünschenswerth ist, und was unter den obwaltenden Umständen zu Gunsten desselben geschehen könne.

Die Konfessionalität aller Schulen erklärt der Redner als im Wesen der Schule als Erziehungsanstalt, wie im historischen Entwickelungsgang der deutschen Schulen, insbesondere der Gymnasien begründet. In der Finsterniß der Sünde geboren, trete das Kind ins Leben hinein, bestimmt, ein Kind Gottes zu werden. Eine Erziehung ohne Beziehung

auf das Höchste, auf Gott, sei nicht denkbar. An einem Zurückgehen auf das einfache biblische Christenthum genüge es nicht, denn „für uns hier in Deutschland besteht das Christenthum in voller Kraft und Reinheit einzig und allein als das evangelische Christenthum, wie es lebendigen Ausdruck gefunden hat in den Bekenntnissen der Reformation."

„Wie schwer wäre es, mit einer durch die Taufe auf den dreieinigen Gott und die Erziehung in der häuslichen Gemeinschaft bereits zum evangelischen Glauben herangeführte Jugend einfach auf das Wort der hl. Schrift zurückzugehen, die doch nur so genommen werden kann, wie die evangelische Kirche sie im eigenen Gemüthe durchlebte. Konfession ist ja ein inneres und äußeres Zustimmen zu den großen Hauptthatsachen des christlichen, insonderheit des evangelischen Glaubens." Damit wird aber eben doch ein Unterschied festgestellt zwischen der evangelischen und der freien Art, nach seiner persönlichen Glaubensüberzeugung an die Schrift heranzutreten; dazu stimmt, daß die ganze schwere Behauptung, die Konfessionalität der Schulen resultire aus deren historischem Entwicklungsgang, mit den zwei primitiven Bemerkungen abgewandelt wird, die deutschen Schulen, insonderheit die evangelischen (!) Gymnasien seien Kinder der Reformation und Luther und Melanchthon seien nicht blos sehr fromme, sondern auch gelehrte Männer gewesen.

Was kann unter den obwaltenden Umständen zu Gunsten des konfessionellen Charakters der höhern Schulen gethan werden? bildet den zweiten Theil des Referates. Vorerst gilt es, die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen festzuhalten. Am Gymnasium des Referenten haben sich Direktor und Lehrer verpflichtet, nichts Anderes lehren zu wollen als das, „was in den Bekenntnissen der Ortsgemeinde, insonderheit im lutherischen Katechismus enthalten ist". Jedenfalls nehme der Religionsunterricht nach den neuen Unterrichtsbestimmungen des Königreichs Preußen im Unterricht der Gymnasien und Realgymnasien die erste Stelle ein und es sei dafür gesorgt, daß dieser konfessionell ertheilt werde. Ueberhaupt sei von Direktoren und Lehrern der höheren Schulen auch während der Vorbildung auf der Universität und während der Probandenzeit die gläubige Gesinnung zu fordern, die es besonders auch versteht, alle Wissenschaft in Beziehung zu setzen zum evangelischen Glauben. Regelmäßige Schulandachten sind auch da festzuhalten oder einzuführen. Im Religionsunterricht ist die Unmittelbarkeit des Zeugnisses, die Hervorhebung der

Person Christi als des Heilandes und die Anregung zu lebendigem Glauben an ihn zu fordern, in allem Unterricht die Handhabung der Disziplin in evangelischem Sinne. Nicht bloße Anregung des Gefühls dürfe aber der Religionsunterricht sein, sondern ein fester Schatz des Wissens ist dennoch in ihm der Jugend einzuprägen. Das eine ist wesentlich, daß der Knabe lerne: Ich glaube an Jesum Christum, meinen Herrn, d. h. der mich erlöst hat von allen meinen Sünden, auf daß ich sein eigen sei. Solche einfache Thatsachen seien dem jungen Gemüth einzuprägen, dazu einige kräftige Lieder als Zeichen des Glaubens, und während zwölfjähriger Schulzeit etwa 200 gutgewählte Sprüche. „Was soll aus den Männern in den Nöthen des Lebens werden, wenn sie nicht in ihrer Jugend auf den Gymnasien gelernt haben, woraus sie beten können?" Winkelmann wurde in Rom der antiken Kunst müde und verlangte nach seinen evangelischen Liedern, und am offenen Grabe eines Kriegskameraden erweist es sich als „ein geistliches Desiderium" des Krieges, ein geistliches Lied singen zu können. Der Religionsunterricht bleibe das Zentrum alles Unterrichtes. Die Geschichte ist als Kunstwerk aufzufassen, dessen Künstler Gott selbst ist, dessen Hauptperson der Gottmensch, dessen Idee der hl. Geist. Die ganze alte Welt diene Christo als Wegweiser und Vorbereiter. Alles Moderne ist im Zusammenhang mit dem darzustellen, „der aller modernen Wissenschaft das Leben gegeben hat", selbst die Mathematik soll dessen eingedenk bleiben, daß „Gott die Welt bestimmt hat nach ihren Maßen". Als letztes Postulat stellt der Referent die Forderung auf, daß „die öffentliche Meinung und die maßgebenden Faktoren in Staat und Kirche sich mehr und mehr zu kräftigem Eintreten für die Konfessionalität der höhern Schulen gewinnen lassen".

Der These des Referenten gegenüber: „Simultangymnasien sind nur bei Nothständen zu ertragen", gibt ein Reflektant, weil er gerade Direktor eines solchen ist, zwar zu, daß in einem solchen auch ein christlicher Geist walten könne, ja es seien für Katholiken und Protestanten gemeinsame Schulandachten, das gemeinsame Singen eines Chorals, wenn auch nicht wohl die Sitte einer gemeinsamen Kommunion möglich. Aber bei alle dem müssen beide Konfessionen sich so viel herabdrücken, daß schließlich nicht mehr viel übrig bleibe. Gründe man daher christliche (!) Privatgymnasien.

Ein Anderer klagt über den Mangel einer christlichen Pädagogik; der von Hegel, Herbert und Beneke fehlt es zwar nicht an Originalität

und Gründlichkeit des Denkens, aber ihre Weltanschauung ist der evangelischen nicht kongruent. Ganz fern steht ihr Rousseau, und selbst Pestalozzi hat zwei Faktoren übersehen: Das sündige Menschenherz und das Licht von oben.

Einem Realgymnasiallehrer dämmert es doch nachgerade auf, daß es eigentlich mit einem aus den übrigen Lehrgegenständen herausgerissenen Religionsunterricht und etwas Schulandachten nicht gethan sei; er appellirt an das Wächteramt der Kirche. Wenn man nun aber erwartet, er fahre etwa weiter so fort: „Laßt demnach der Schule, dieser Anstalt für Alle, einen Allen zugänglichen Religionsunterricht und des konfessionellen mag die Kirche warten," so täuscht man sich, denn er hat die Wächter der Kirche nur aufgerufen, damit sie sich noch viel mehr „um die Schulen, namentlich um die höheren bemühen". Dem sei, fällt da der Referent ein, dadurch gedient, daß „in Preußen der Religionsunterricht gesetzlich unter der amtlichen Inspektion des Generalsuperintendenten stehe und die Provinzialsynode bei Einführung eines neuen Lehrbuches gehört werden müsse".

Die weitere Diskussion geht darüber einig, wie wichtig es sei, gerade die höheren Schulen unter konfessionellen Einfluß zu stellen. Jede Provinz des deutschen Reiches sollte ein christliches Gymnasium und eine christliche Realschule eröffnen. Eine allgemeine Klage ergeht über den Mangel an christlichen Lehrern. Ein Pastor nennt einen großen Theil der Religionslehrer, nämlich diejenigen, die am Glauben Schiffbruch gelitten und dann das bequeme Religionslehrerexamen machten, eine Pest und ein Unglück für die höheren Schulen.

Dagegen opponirt Dr. T r o m m e r s h a u s e n aus Frankfurt. Er kann sich einen christlichen Charakter der höheren Schulen denken ohne Konfessionalität. In einem Gymnasium, wo Protestanten, Katholiken und auch viele jüdische Schüler sind, ist es schwer, den religiösen Charakter in der wünschenswerthen Weise zu wahren. Er fährt fort: „Wir hören über Unglauben und Halbglauben an unsern höhern Schulen klagen, aber der letzte Grund dafür liegt in den traurigen Zuständen unserer Kirche. Herrscht nicht derselbe Unglaube, derselbe Indifferentismus und Halbglaube auch in unserer Kirche? Um diese traurigen Zustände zu beseitigen, ist nichts nöthiger, als größere Duldung." Damit ist aber Dr. Trommershausen an die Unrechten gekommen. Rufe nach Schluß unterbrechen ihn, gerade wie einst den Paulus, da er den Juden

begreiflich machen wollte, daß Christus ihn auch zu den Heiden gesendet habe. Es bedarf des präsidialen Taktes, den Redner das fertig sprechen zu lassen, was unserer Ansicht nach die passendste Kritik der vorangegangenen Voten enthält. Denn, hat Trommershausen nicht unsere vollen Sympathieen, wenn er sagt:

„Auch unter den Geistlichen stehen viele nicht auf dem Boden der Bekenntnisse. Sind dieselben ganz der Maßstab der Rechtgläubigkeit, dann müssen sie auch überall gehalten werden; sind sie nicht unverbrüchlich, so kehren wir zu dem Urquell der protestantischen Wahrheit, der heiligen Schrift zurück. Ich höre aus den Antworten meiner Schüler die verschiedenen Schattirungen heraus, welche die Geistlichen vertreten, soll ich da aus irgend einem Bekenntniß heraus lehren und einen meiner Schüler kränken in seinem Bewußtsein? Meine Aufgabe ist nicht, die Jugend zur kirchlichen Rechtgläubigkeit zu erziehen, sondern zur Zucht und Liebe zum Herrn, und ich würde es als ein Unglück betrachten, wenn wir gezwungen wären, die Bekenntnisse zum Mittelpunkt unseres Unterrichts zu machen. Auch wir, die Sie die kirchliche Linke nennen, vereinigen uns mit Ihnen in der Liebe zu unserem Heilande; er ist auch für uns alle die Auferstehung und das Leben, und wir sprechen mit Ihnen: Es ist in keinem Andern das Heil ꝛc. Deshalb sollten Sie uns nicht hinausstoßen wollen aus den Schulen, sondern mit uns arbeiten an dem Wohle unserer Schulen, damit wir christliche Schulen haben."

Es ist nicht gerade ehrend für den Kongreß, daß diesem Mann nun in den folgenden Worten doch ziemlich deutlich zu verstehen gegeben wurde, er gehöre eigentlich auch zu jener zweifelhaften Sorte von Religionslehrern. Wer solche Worte nicht mehr ertragen kann, mit dem ist es unserer Ansicht nach schlimm bestellt. Zum Schluß lenkt die Diskussion noch an einigen Stellen etwas ein, so z. B. darin, daß schließlich denn doch das Heil nicht ausschließlich in Privatschulen zu suchen sei, sondern der Staat am Ende den Erziehungsanstalten auch christlichen Gehalt sichern, und anderseits eine Privatschule mit der Zeit ihren christlichen Charakter verlieren könne. Man beauftragt dann noch den Zentralausschuß, im Sinne der vom Referenten festgesetzten Grundsätze geeignete Schritte zu thun.

Der Nachmittag bringt ein Referat des württembergischen Bezirksschulinspektors Stähle über: Das Glück der Jugendzeit und

die Pflege desselben durch Haus und Schule. Der Referent will mit diesem Vortrag einen Protest gegen diejenigen erheben, welche der orthodoxen Pädagogik den Vorwurf machen, sie verstehe die Jugend nicht, sie bringe einen finstern Geist in die Jugenderziehung, zerstöre mit einem fanatischen Glauben das Glück der Jugend und erziehe ein der Hierarchie fügsames Sklavengeschlecht.

Aller Modephilosophie zum Trotz setzt Redner noch bei den meisten Menschen ein wirkliches Jugendglück voraus. Es beruht auf der Natur des Kindes-, des Jugendlebens. Die Jugend ist nicht vorwiegend die Zeit einer leiblichen, fleischlichen, sondern ebenso sehr einer geistigen Entwickelung. Eine gewisse Erhabenheit über Raum und Zeit eignet ihr. Zeitlich und räumlich Fernes malt sie sich als gegenwärtig aus, so auch den Vater im Himmel, den Heiland, die Engel. Dem Kind vom achten bis zehnten Altersjahr ist das Wunder das Allernatürlichste. Das Göttliche nimmt es an mit zweifellosem Kinderglauben. Eine eigene Welt schafft ihm die Einbildungskraft. Selbst der Tod ist ihm, wenn es noch nicht beeinflußt ist, nichts Schreckliches. Die Jugend ist optimistisch. Mit ungebrochener Kraft erprobt es die jungen Kräfte an der Welt. Auch die Flegel- und Backfischjahre gehören noch in diese Zeit eines allgemeinen Idealismus. Es erwacht jener Drang, hineinzutreten in den Kampf des Lebens. Gehört das nicht Alles noch zum Jugendglück? Diese Jugend bedarf der bewahrenden und fördernden Pflege. Feinde jeder Art drohen ihr; sie ist eine Pflanze, die nicht blos den Boden braucht, sondern auch Sonnenschein und Regen, frische Luft und — ein scharfes Messer für die Wassertriebe.

Ein Feind der Jugend ist zunächst die Irreligiosität. Wo sie herrscht, da verbleibt der letzte Sieg der Selbstsucht und die Erziehung wird ein Gemisch von Bestialität und Affenliebe. Ein weiterer Feind ist die Vielgeschäftigkeit der Eltern. Indem die Eltern immer nur für die Geschäfte, nie aber für die Kinder Zeit haben, erstirbt in deren Herzen die natürliche Liebe. Christliche Eltern haben sich zu fragen, ob sie nicht oft um unwichtigerer Dinge willen ihre heiligen Pflichten gegen die Kinder versäumen. Und erst die Genußsucht der Eltern! Wie viel Kindesglück zertritt nicht schon die Trunksucht? Wie viel Verwüstung richtet nicht das schlimme Beispiel an, wenn die Kinder selbst noch in die Wirthshäuser mitgeschleppt werden? Auch am Sonntag gehören die Eltern so selten den Kindern. Entweder sind sie wieder durch die Arbeit, oder

durch ein Vergnügen in Anspruch genommen. Dazu kommen noch innere Feinde für die jungen Herzen, das auch schon seine Lüste hat. Gesetz und Evangelium sind darum auch hier schon am Platz. Nur trete Ersteres nicht heilserzwingend auf. Die Liebe der Eltern sei der fördernde Sonnenschein für des Kindes Wohl, eine ernste Mahnung gilt Allen: Laßt uns unsern Kindern leben. Die Stunden, welche die Mutter, der Vater der Gesellschaft entziehen und den Kindern widmen, sind die gesegnetsten, die unvergeßlichsten für Eltern und Kind. An's Haus soll sich die Schule ergänzend anschließen, die wahrhaft die Bestimmung hat, das Kind glücklich zu machen. Als Lernschule hat sie sich daher zu hüten, daß sie nichts über die Fassungskraft des Kindes hinaus verlange. Zum Glück der Jugend gehört aber vor Allem aus ein Religionsunterricht und zwar soll er, wenn er anders Leben und Farbe behalten muß, ein konfessioneller sein. Auch das Memoriren wird dabei nicht außer Frage kommen können. Verschiedene Methoden des Unterrichts können von Segen sein, es kommt eben dann noch sehr darauf an, wie man sie handhabt. Mit Kritik bleibe man der Volksschule fern. Die Schule soll aber nicht blos lehren, sondern auch erziehen. Diese Zucht hat eine selbstständige Stellung in der Schule einzunehmen. Nicht unsinnig dreinschlagen frommt, aber noch viel weniger mit der Geißel des Hohnes verletzen. Die Erziehung sei vor Allem aus auch eine turnerische, und fördere muntere jugendliche Art. Auch Festtage sollen der Schule nicht fehlen und vor Allem aus darf der Lehrer nicht vergessen die Weisung des größten Jugendfreundes, Christus: Wollet ihr Andere glücklich machen, so müßt ihr selbst zuvor glücklich sein.

(Schluß folgt.)

Rundschau.

Aus dem Zürcher Rathsaal. Bei der Festsetzung der Traktandenliste ist das Kirchengesetz von vorneherein an den Schluß gesetzt worden, da die Herren Antistes Finsler und Stadtrath Knus durch Krankheit verhindert waren, an der Berathung Theil zu nehmen und diese Mitglieder für die vorliegende Frage hervorragende Bedeutung haben. In der weitern Entscheidung, daß die Berathung nicht von vorneherein an den Anfang der nächsten Sitzung (19. Februar) zu stellen sei, liegt wohl kein sehr günstiges Omen für die Stimmung des Kantonsrathes gegenüber dem Kirchengesetz, da ein ähnlicher Beschluß schon einmal im letzten Monate gefaßt worden ist. Ueberhaupt scheint uns, daß seit der

letzten Synode in gewissen Kreisen, die ohnehin nüchtern genug über diese Gesetzesnovelle dachten, eine noch größere Kühle eingetreten sei. Von da und dort weist man immer wieder darauf hin, daß die gegenwärtige Zeit für die Gesetzesfabrikation nicht günstig und nur dasjenige zu befördern sei, was wirklich vom Volke verlangt werde. Nirgends aber sei aus dem Schooße des Volkes ein dringendes Begehren nach einer gemischten Synode hervorgetreten, noch viel weniger nach dem Taufzwang, für den inzwischen Herr Professor v. Wyß folgende Modifikation seines früheren Minoritätsantrages beim Kantonsrathe eingebracht hat:

„§ 6. Mitglieder der Landeskirche sind die Christen evangelischer Konfession, welche ihr bisher angehörten oder sich Aufnahme in dieselbe erwerben. Die Aufnahme in die Landeskirche geschieht durch die in ihr vollzogene Taufe; für Erwachsene, die auf Grund der erhaltenen christlichen Taufe bereits einer andern evangelischen Gemeinschaft angehörten, durch ihre schriftliche Erklärung des Eintrittes in die Landeskirche an den Präsidenten der Kirchgemeinde ihres Wohnortes.

„Eventuell: § 6. Die Bedingungen der Zugehörigkeit zur Landeskirche bestimmt die Synode. (Dann Zusatz in § 36 unter Ziffer 3: Sie bestimmt die Bedingungen der Zugehörigkeit zur Landeskirche.)

§§ 7 und 7 a unverändert wie in der Kommissionalvorlage."

Bedenkt man, daß seit längerer Zeit in der That verschiedene höchst wichtige Gesetze, z. B. betr. das Schul- und Armenwesen, zurückgestellt sind und die laufenden Geschäfte stets eine bedeutende Zeit in Anspruch nehmen, so werden die Freunde des Kirchengesetzes sich zur Stunde noch nicht beklagen können, nachdem die Vorlage doch eine so ernste und einläßliche Kommissionalberathung passirt hat und damit in ein Stadium getreten ist, wo das Gesetz früher oder später der Plenarberathung unterworfen werden muß.

Würde freilich von irgend einer Seite her ein Eintrag eingebracht, wie er von dem nun verstorbenen Herrn Dr. A. Escher s. Z. gestellt worden ist, den Status quo beizubehalten, allenfalls mit denjenigen Modifikationen, welche durch die gegenwärtigen Verfassungs- und Gesetzesbestimmungen absolut nöthig sind, so könnte eine abermalige Rückweisung an die Kommission nicht in's Gebiet der Unmöglichkeit gehören. (A. Wild.)

— Die Synode des Herzogthums Braunschweig fixirte im letzten November, nachdem die Landesversammlung behufs Neuordnung des Emeritirungswesens einen Zuschuß aus Staatsmitteln gegeben, ein Kirchengesetz über Emeritirung und Ruheeinkommen der

Geistlichen. Es sollte damit, nach den Worten des Präsidenten, „den Männern, die uns die heiligsten Güter, die Kirche Christi und sein Evangelium, selbst unter schweren Anfechtungen, selbst im Kampfe mit der Widerchristlichkeit, der durch unsere Zeit geht, in treuer unermüdlicher Berufsübung hüten und wahren, und in lebendiger Herrschaft und Wirksamkeit erhalten, — den Geistlichen der evangelisch-lutherischen Landeskirche abermals ein Bekenntniß gegeben werden, daß wir (Regierung und Landessynode) in diesem ihrem Wirken und Walten zu ihnen stehen, durch eine pietätsvolle Sorge für eine irdische Bedingung ihrer Berufsfreudigkeit." Das für die Geistlichen festgesetzte Ruheeinkommen beträgt, wenn die Versetzung in den Ruhestand während des ersten Dienstjahres eintritt, 40 % des Diensteinkommens und steigt mit jedem folgenden Dienstjahre um 1 % bis zu höchstens 80 % des Diensteinkommens. In keinem Fall soll das Ruheeinkommen weniger als 1500 Mark betragen.

Die Zusammensetzung der Synode ist bisher liberal gewesen, hingegen wird befürchtet, daß, wenn diese Partei sich nicht in Bälde besser organisirt, das Uebergewicht auf die Seite der orthodoxen Partei fallen müsse.

— Die Direktoren der Teyler'schen theologischen Gesellschaft zu Haarlem entschieden am 27. Oktober über zwei Bearbeitungen der für 1881 gestellten Preisaufgaben: „Eine Lebensbeschreibung Melchior Hofmanns." Beide Bearbeitungen, die holländische und die deutsche, brachten vielfach bis jetzt unbekanntes Material über den Gegenstand ihrer Untersuchung bei; keiner jedoch ist es gelungen, die verschiedenen Schriften Hofmanns in pragmatischen Zusammenhang zu bringen und eine allgemeine Uebersicht der Lehre und der Ansichten seiner Person zu liefern. Für die Erklärung mancher Eigenart an ihm sollte Manches aus seinen äußern Lebensbedingungen besser gewürdigt werden. Beiden Autoren soll zwar nicht die goldene, aber doch die silberne Medaille im Werthe von 200 fl. zuerkannt werden, falls sie sich behufs Abänderung ihrer Arbeiten der von den Direktoren gemachten Vorschläge bedienen wollen. Die schon 1879 ausgeschriebene und auch jetzt wieder nicht beantwortete Preisaufgabe über die „Uebereinstimmung der Rechte der Individuen mit den Ansprüchen der Zusammengehörigkeit" wird zurückgezogen. Als neue Preisaufgabe wird angeboten: Nachdem eine ausführliche Bibliographie der Schriften Coornhert's mit Andeutung der

Büchersammlungen, wo diese vorhanden sind, neulich in der »Bibliotheca Belgica« gegeben ist, verlangt die Gesellschaft als Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und des christlichen Lebens in den Niederlanden ein Lebens- und Charakterbild Dirk Volkertszoon Coornhert's.

Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von fl. 400 an innerem Werth. Man kann sich bei der Beantwortung des Holländischen, Lateinischen, Französischen, Englischen oder Deutschen (nur mit lateinischer Schrift) bedienen. Auch müssen die Antworten mit einer andern Hand als der des Verfassers geschrieben, vollständig eingesandt werden, da keine unvollständige zur Preisbewerbung zugelassen werden. Die Frist der Einsendung ist auf 1. Januar 1884 anberaumt. Alle eingeschickten Antworten fallen der Gesellschaft als Eigenthum anheim, welche die gekrönten, mit oder ohne Uebersetzung, in ihre Werke aufnimmt, so daß die Verfasser sie nicht ohne Erlaubniß der Stiftung herausgeben dürfen. Auch behält die Gesellschaft sich vor, von den nicht gekrönten Antworten nach Gutfinden Gebrauch zu machen, mit Verschweigung oder Meldung des Namens der Verfasser, doch im letzten Falle nicht ohne deren Einwilligung. Auch können die Einsender nicht anders Abschriften ihrer Antworten bekommen, als auf ihre Kosten. Die Antworten müssen nebst einem versiegelten Namenszeddel, mit einem Denkspruch versehen, eingesandt werden an die Adresse: Fundatiehuis van wijlen den Heer P. Teyler van der Hulst, te Haarlem.

— Frankreich. Ein Zirkular der freisinnigen Richtung innerhalb der französisch-reformirten Kirche an sämmtliche Mitglieder derselben sagt u. A.: „Erfüllt vom Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache, überzeugt von dem Recht ihrer Absichten, die Gründe ihrer orthodoxen Brüder respektirend, ferne davon, etwas zu verlangen, was ihre Rechte vermindern würde oder ihr Gewissen verletzen, ängstlich bedacht auf das, was die Würde und die Ehre Aller schützen kann, haben die freisinnigen Protestanten einen neuen und dringenden Aufruf zum Frieden erlassen. Es ist an unsern orthodoxen Brüdern, nun darauf zu antworten. Sie konnten, wie wir, während dieser letzten Jahre, hauptsächlich seit 1872, die bittern Früchte unserer Trennung erkennen. Sie konnten über den Zustand der Kirche nachdenken, über die Lebensfähigkeit des Liberalismus, über sein Recht, im Schooß des Protestantismus zu verbleiben. Sie würden, wir sind dessen gewiß, die Versuche von 1872 und 1873 nicht erneuern; sie können die Absichten erklären, aber sie bereuen die Resultate. Mehrere von ihnen selbst haben erkannt, daß das autoritative Vorgehen verschmäht werden

muß, daß in Zukunft nur noch die Ueberzeugung in Frage kommen kann, der moralische Einfluß, die Verständigung. Mehr als je sollte man von hüben und drüben das Bedürfniß fühlen, beim gegenwärtigen religiösen Stand des Landes eine Vereinigung aller lebendigen Kräfte des reformirten Christenthums zu schließen, und dem Ansturm des Unglaubens eine geschlossene Masse entgegenzustellen; die brüderliche Pflicht gewinnt zur gegenwärtigen Stunde einen patriotischen Anstrich.

Mögen unsere Brüder das wohl inne werden: Es hängt von ihnen ab, die reformirte Kirche von Frankreich unbeeinträchtigt wieder herzustellen, die Kirche der Nachkommen der Verfolgten und Märtyrer, die Kirche mit ihrer dreihundertjährigen Organisation und mit ihrer Zierde, der Generalsynode und dem kirchlich-protestantischen Parlament. Die gegenseitigen Konzessionen, die wir vorschlagen, können, wir sind davon überzeugt, die Vorboten eines würdigen und ernsten Friedens sein. Wessen bedarf es, um denselben zu erlangen? Daß die Einsicht ihren Gesichtskreis erweitere, daß die Gewissen sich mehr und mehr aufklären über den, der ihr Meister ist, und über das, was des Andern ist, besonders aber, daß die Herzen sich der brüderlichen Liebe öffnen. Wir an unserm Ort sind, durchdrungen von unserer Mission, stets bereit, zu bringen und zu vernehmen die Worte der Versöhnung und Eintracht, gemäß dem von unserer Kirche erhaltenen Auftrag. Indessen werden wir die uns überbundene Pflicht erfüllen, getragen durch das Vertrauen und die Sympathie unserer Brüder, und Gott inständig bittend, daß er uns erleuchte, und uns mit seinem Geist erfülle, daß er uns beistehe mit seiner Gnade, damit wir, mehr als ehedem, getreue Jünger Jesu Christi werden, und unser Werk segnen für die Wiedererhebung seiner Kirche und den Ruhm seines Namens.

Das Jahr 1883 wird lehren, ob der Friede wiederkehren wird in die reformirte Kirche Frankreichs.

Mittheilungen.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Januar starb in Lenzburg Dr. Augustin Keller, der Führer des Altkatholizismus in der Schweiz, eine kernige Natur ächt fortschrittlicher Art. 1805 geboren, war er längere Jahre Seminardirektor, dann Regierungsrath und bekleidete daneben hohe Staatsämter. 1840 und 1841 setzte er die Aufhebung der Klöster im Aargau durch, machte jene bekannten Angriffe auf die korrumpirte Jesuitenmoral des Pater Gury und stellte sich hernach mit Erfolg an die Spitze der altkatholischen Bewegung in der

Schweiz. — Die Pfarrstelle der reformirten Gemeinde Rheinfelden, Ktn. Aargau wird zu Anfang März vakant. Gehalt 2400 Fr. und Wohnungsentschädigung. Nähere Auskunft ertheilt die dortige Kirchenpflege. — Der protestantisch-kirchliche Hülfsverein in Basel will, angesichts der durch den Gotthardtunnel vermehrten deutschen Aufenthalter, einen evangelischen Gottesdienst in Bellinzona einrichten. — In Diesse, Ktn. Bern, starb Herr Pfarrer Ed. Besson. — Neuenburg weist am meisten Selbstmorde auf. — Das „Genfer Journal" hat die Entdeckung gemacht, daß, was die Heilsarmee mit einem solchen Aufwand proklamire, sonntäglich in schlichten Worten in jeder Kirche gehört werde.

Der Pfarrmangel in Baden dauert fort. Von 376 Pfarreien sind 47 unbesetzt. — In Berlin starb der Orientalist Ohlshausen. — Der Rektor der Leipziger Universität, Dr. Zarncke, konstatirte zu Anfang des Winter-Semesters, daß von elf im laufenden Jahr mit Tod abgegangenen Studenten nur zwei eines natürlichen Todes starben, während von den andern sieben einer in Folge eines Duells starb, die sechs übrigen durch Selbstmord.

Am 3. Januar starb zu Nîmes Palmyre Maystre im Alter von 72 Jahren, der früher als Geistlicher der reformirten Kirche Frankreichs gute Dienste leistete.

Die englischen Ritualisten schreiten in ihrer Annäherung an die katholische Kirche rüstig vorwärts. — Mit dem Eintritt von Edw. Hatscher und Dr. S. Drives unter die Dozenten der Universität Oxford scheint sich an der theologischen Fakultät ein Geist gemäßigter Kritik Eingang verschaffen zu wollen.

In eine Kirche zu Genua wurde während der Predigt eine Bombe geworfen.

Serbien nimmt eine Gesetzesvorlage über Kirchenreform und Gründung eines Kultus- und Kirchenfonds an.

Literarisches.

⁎ Das Verhältniß der Religion und Theologie zur neuesten Naturwissenschaft. (Schluß.)*)

Die Naturwissenschaft ist eine mächtige Wissenschaft, aber nicht die Wissenschaft, der rechnende Verstand nicht die einzige Geisteskraft. Wenn jene meint, die ganze Welt, auch die Geisteswelt auf mechanischem Wege aus blos materiellen Ursachen erklären zu können, so ist dieß bloße Hypothese und Selbsttäuschung. Sie kann nicht erklären, wie aus dem Leblosen das Leben, aus dem Unorganischen das Organische, aus dem Unbewußten das Bewußte werde, aus physischer Bewegung die Empfindung entstehe. Daß das Hirn nicht blos das Organ des Geistes, sondern der Geist selbst ist, wird nur behauptet, nicht bewiesen, die geistigen Vorgänge stehen außerhalb des physischen Kausalgesetzes und bleiben

*) Vorstehende Einsendung ging schon Anfangs Oktober bei der Redaktion ein, konnte aber wegen Raummangel bis jetzt keine Aufnahme finden. Red.

uns unbegreiflich. Zur Erklärung des Menschen, seiner Erhebung über das Thier reicht der Begriff der Abstammung nicht aus. Der Uebergang vom Affen zum Menschen ist ohne ein Einströmen neuer höherer Kräfte nicht denkbar, ebenso wenig die Entwicklung der Welt aus bloßer blinder Materie durch Zufall. Der Zweckbegriff ist in der Theologie oft in kleinlicher Weise verwendet worden, aber die Läugnung desselben streitet mit den Thatsachen der Natur und mit dem Begriff der Entwicklung selbst. Von letzterer kann nur gesprochen werden, wenn der Natur ein Bild dessen vorschwebt, was entstehen soll, ehe es entsteht. Sind Gedanken und Gefühle nur mechanisch-nothwendige Naturerscheinungen, so ist auch keine Sittlichkeit möglich. Moral ohne religiöse Grundlage ist Selbsttäuschung. Ein rein mechanisch denkendes Gehirn denkt nur, was es muß; das Sollen kann nur dem freien Willen zugemuthet werden.

Die Religion gibt das, was die Naturwissenschaft nicht konstruiren kann, aber auch nicht zu läugnen berechtigt ist, die Gottesidee und Gotteserfahrung. Die Verstandesfanatiker läugnen sie, weil der Verstand das Unendliche nicht zu erkennen vermag, aber neben dem Verstand haben die Ideen der Vernunft, die Gefühle des Herzens, die Ahnungen des Gemüthes ihr Recht. Wohl kann man zu viel wissen wollen vom göttlichen Wesen, und so ist die Theologie oft zu unfruchtbaren Abstraktionen gekommen; es gibt eine Grenze, über die das Denken nie herauskommt. Aber es gibt auch ein Zuwenigwissenwollen, das zum bloßen Skeptizismus führt und alle Aussagen des frommen Gemüthes als bloße Phantasie betrachtet. Wäre auch das Reden des Sterblichen von Gott oft nur ein Bild, das die Fülle der Wahrheit nicht erreicht, ein himmlischer Schatz in irdischen Gefäßen, so ist es doch besser, den himmlischen Schatz, ob auch nur im irdischen Gefäß, zu besitzen, als das Gefäß zu zerschlagen, auf die Gefahr hin, den Schatz selbst zu verlieren. Die Thatsachen des Gewissens, die Gefühle des Herzens, wie das Evangelium sie anregt, führen uns am tiefsten hinein in's göttliche Wesen und es bleibt das Wort Jesu Christi wahr: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Möge diese dürftige Skizze viele unserer Leser veranlaßen, das inhaltsreiche Schriftchen selbst in die Hand zu nehmen und Andern zu empfehlen, und möge dasselbe in Vielen, die vielleicht doch hie und da durch die kecken Behauptungen moderner Vertreter der Wissenschaft etwas verblüfft werden, die fröhliche Gewißheit neu bestärken, daß Religion und Theologie ihr Existenzrecht in der Menschheit heute ebenso gut, ja noch viel mehr haben als in mancher früheren Zeit, und daß alle Wissenschaft der Natur und des Geistes schließlich nie anderes vermag, als den ihr zugänglichen Spuren der ewigen Gedanken Gottes nachzudenken.

(F. Meyer.)

*** Der von seinem Krankenlager nun wieder erstandene Dr. C. Schwarz in Gotha nennt seine eben erschienene „Achte Sammlung der Predigten aus der Gegenwart", wohl noch verfrüht einen „Abschiedsgruß des Predigers aus der Gegenwart". Sein Bestreben darin ist, „daß das Christenthum wahrhaft und völlig humanisirt werde".

*** Die 1876 von Professor Lichtenberger in Paris begonnene »Encyclopédie des sciences religieuses« ist mit dem 13. Band, welcher biographische Notizen über noch lebende Persönlichkeiten enthält, jetzt abgeschlossen.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 3. 3. Februar.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Religion und Kunst.

Philochlos. Wo träumst Du wieder hin, was ist denn an den Bergen und Wolken Besonderes, das Dich immer wieder abzieht von wichtigeren und nothwendigeren Dingen, von Deinen Pflichten als Mensch dem Menschen, als Beamter dem Kollegen, als Bürger dem Bürger gegenüber? Als Freund rathe ich Dir allen Ernstes: Steh' ab von diesem unfruchtbaren Brüten und Grübeln und Zweifeln, Du raubst Dir selbst die rechte Lebensfreude, denen, die mit Dir verkehren, das nöthige Vertrauen, denn die „problematischen Naturen, die keiner Stelle gewachsen sind und denen keine genügt“, haben der Welt mehr schlimme als gute Dienste erwiesen; es ist hohe Zeit, daß Du umkehrest und das Fleisch und Mark zerfressende Spekuliren bei Seite setzest, dagegen dem wahren Glauben Deine Herzensthüren öffnest. Die Gegenwart ist ohnedieß nur allzu geneigt, Jeden als Schwärmer hinzustellen, der wenig Verständniß für die brennenden Tagesfragen und noch weniger Antheil an der Lösung der politischen, sozialen und religiösen Aufgaben zu haben scheint. Darum noch einmal: Verlaß den Wolkensitz und nimm Platz auf unserer schönen, grünen, gottbeseelten Erde.

Musophilos. Bist Du zu Ende? Ich würde mich rechtfertigen, wenn ich wüßte, daß Du im Ernste Deine oratorische Schwinge gehoben und einen verlornen Sohn in's Vaterhaus zurückrufen wolltest; aber ich bin so sehr überzeugt davon, wie Du Dir ordentlich Gewalt anthun mußtest den Schulmeister zu spielen und ganz an demselben Uebel

krankst wie ich, daß ich statt aller Antwort Dich einfach frage: Hast Du Straußens „Alten und Neuen Glauben“ auch gelesen?

Philochlos. Ein seltsamer Mensch! Wozu diese Frage?

Musophilos. Höre! Es sind jetzt einige Jahre her, seit ich in einer leicht geschürzten Arbeit, betitelt: „Horazische und Paulinische Episteln“, darzulegen suchte, wie in meinem Innern sich Religion und Kunst den Rang streitig machen und wie in jüngster Zeit mehr ahnungsweise als deutlich und klar die hohe Bedeutung der Kunst für das sittliche und religiöse Leben mir zusehends einleuchte. Von Straußens „Alter und Neuer Glaube“ hatte ich damals wohl gehört, aber von dem Inhalt des Buches war mir weiter nichts bekannt. Nun mußte mir aber doch bei späterer Lektüre dieser Schrift zu nicht geringer Genugthuung gereichen, hier in Straußischer Klarheit und Korrektheit ausgesprochen zu finden, worüber ich schon so lange und so viel, bald auf rauhen, steilen Felsenpfaden, bald im bequemen, wohlgeheizten Studirstübchen, bald mit dem Feuer der Begeisterung, bald in ruhig ernster Gedankenfolge, bald um dem zerstreuten Geiste Nahrung zuzuführen, bald um mich einer ernsten, schlafraubenden Aufgabe zu entledigen, nachgedacht hatte.

Philochlos. Ei ei, Du bist Straußianer geworden und fühlst Dich geschmeichelt, auch unter den vornehmen „Wir“ genannt zu werden, die da „leben und wandeln beglückt“.

Musophilos. Nicht vorschnell, mein Freund, hör' mich aus! Daß Strauß die Kunst so hoch stellt und der Menschheit Würde in ihre Hand legt, daß er diese Würde mit der Kunst steigen und sinken läßt, das kann und will ich nicht bestreiten; wenn er aber der Kunst allein zuschreibt, was auch auf Rechnung der Religion zu setzen, ja wenn er die Kunst geradezu an die Stelle der Religion gesetzt wissen will und diese als überflüssigen, nicht mehr verwendbaren Diener der Menschheit den Platz räumen heißt, so muß ich mir hierüber einstweilen noch Bedenkzeit erbitten, denn so hoch vermögen zur Zeit meine Gedanken noch nicht ihren Flug zu nehmen, und ich bin dermalen noch in der Lage, Kunst und Religion als holdes Schwesterpaar zu betrachten, durch deren vereinte Kraft das Höchste geleistet, das Schlimmste verhütet werden kann.

Philochlos. Das Letztere gebe ich zu, das Erstere nicht. Wo Götter und Musen zusammenwirken, da kann nur Hohes, Großes, Edles geschaffen, da muß das Auge selbst des Blöden entzückt werden; ob aber die Muse je zum Götterrang sich emporgeschwungen und je schwingen

werde, ob aber Religion den Lorbeerkranz neidlos schwesterlich mit der Kunst zu theilen habe, ist eine Frage der Ueberlegung werth; für mich jedoch ist außer Frage, daß Kunst das liebenswürdige Kind der ernsten Mutter Religion ist.

Musophilos. Ich verstehe, Du bist Prophet, ich Poet. Du bist Pauliner, ich Horatianer. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, und doch glaube ich unbefangener zu urtheilen als Du. Ihr Theologen, die Ihr das Jahr mit Erzvätern beginnt und mit Erzengeln schließt, die Ihr die Welt nie recht zu sehen bekommt und nie recht zu begreifen vermöget vor lauter Kibuz und Interpolationen, die Ihr am Werktag Euere Ellbogen, am Sonntag Euere Kanzelbretter bearbeitet und verbraucht, die Ihr Euch nutzlos ereifert in Dogmaticis und Ethicis, wie solltet Ihr der schalkhaften Muse gerecht werden, wie sollten Euere Sinne fähig sein, ihre Harmonien und Reize, ihren bald säuselnden Quellenklang, bald brausenden Waldstromgesang rein und ungetrübt aufzunehmen und zu würdigen? Und wenn Du mir entgegnen wolltest, daß eben der Künstler just wegen seines Gepinsels und Geklimpers nie dazu gelangen werde, der Religion ihr Recht und ihren Werth zuzuerkennen, so bedenke, daß ich Religion und Kunst als gleichberechtigt und für einmal als gleichwerthig genannt; so bedenke, daß ich in mir selbst die religiöse und die künstlerische Ader von jeher verspürt und beide gleichmäßig — ob zu meinem Vortheil oder Nachtheil, lassen wir dahingestellt — genährt und geehrt habe.

Philochlos. Du hältst also dafür, daß die Anlage des Menschen und der Menschheit eine religiöse und eine künstlerische zugleich, daß die erste Geschichte der Menschheit zumal Religions- und Kunstgeschichte gewesen; Du gibst weder der einen noch der andern den Vorzug der Ursprünglichkeit und Wichtigkeit?

Musophilos. Lassen wir für einmal diesen Streit von Gelehrten auf sich beruhen. Eins ist sicher: Religion und Kunst sind jedenfalls auf der ersten Stufe ihrer Entwicklung so eng mit einander verwachsen gewesen, daß wir hier von einer völligen Abgrenzung ihrer beiderseitigen Gebiete nicht reden können. So wenig als beim Neugebornen die größere Befähigung, sei's zur Kunst, sei's zur Religion, erkannt und nachgewiesen werden kann, ebenso wenig wird dieß beim Menschengeschlecht, überhaupt bei den Uranfängen der Völker-Religion und Kunst der Fall sein. Statt weitläufiger Erörterungen führe ich nur den Ausspruch eines

bewährten Kunstkritikers an: „Die Kunst ist seit ihren ersten Anfängen der Religion auf's Innigste verwandt. Je verschiedener die Religionen der Völker sind, um so verschiedener sind die Künste derselben; daß im Verlauf ihrer Entfaltung bald eine die andere verdrängte oder vollständig unterwarf, dieß ist Thatsache und wird Niemand läugnen; mochte indessen die Entfremdung noch so groß werden, ein geheimes, familiäres Band ließ sie immer wieder in gegenseitige freundliche Beziehungen treten, und wenn zu selbständigen Lebenskreisen herangewachsen, die eine der andern zürnte, so war das mehr ein Zürnen aus Liebe, und der Tadel oder Vorwurf galt mehr der übermüthigen oder ungezogenen Schwester als der Schwester als solcher. Denn so groß ist ihre innere Zusammengehörigkeit, daß der Verfall der einen auch die Entartung der andern nach sich zieht." Ist es nicht eine interessante Erscheinung, daß Ein Volk gewissermaßen stellvertretend für das andere die Ausbildung der Kunst, dieß andere für jenes erste die Ausbildung der Religion übernommen, daß der Grieche seine Poeten, der Jude seine Propheten hat, daß jenem die Kunst, diesem die Religion am nächsten lag, bis dann Beide, Religion und Kunst, erst im Christenthum gleichmäßig und in ihrer Totalität aus ihrem tiefsten Wesen heraus kultivirt wurden?

Philochlos. Du beredest mich beinahe, daß ich Künstler werde. Fahre fort, so günstiger Wind schwellt nicht leicht wieder Dir das Segel!

(Fortsetzung folgt.)

Der erste evangelische Schulkongreß zu Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Der Korreferent zu dem Vortrage: „Das Glück der Jugendzeit und seine Pflege durch Schule und Haus" will, die Frage von der praktischen Seite anfassend, einige Hindernisse näher erwägen, die sich der Ausführung der vom Vorredner gemachten Vorschläge entgegenstellen. Es wird sich dabei weniger um das Haus handeln wo die Eltern, weil in diesem engern Kreise souverän, bei gutem Willen allfälliger Schwierigkeiten noch leidlich Herr werden können, als um die Schule, ob sie wohl auf den Stand gebracht werden kann, daß es den Schülern darin wohl wird und die Schulzeit ein Glanzpunkt in ihrer Erinnerung bleibt.

Mit dem zunehmenden Wissenskreis mußte auch für die Schule das Wissenswerthe sich mehren, wo ein Manko im Volksleben sich zeigt, die Schule nachhelfend eintreten. Daß zudem vielfach um der Arbeitstheilung willen das Fachlehrersystem Eingang gefunden, hat zu einer von einsichtiger Seite nicht mehr bestrittenen Ueberbürdung der Schüler geführt, bei der es denselben unmöglich wohl sein kann. Hiezu kommt in jener gleichmäßigen Kontrollirung des Wissens und Könnens aller Schüler, besonders auf das Ende des Schuljahres hin, in jenem ängstlichen: „Reichts oder reichts nicht", das selbst die Angehörigen der Schüler noch in Unruhe versetzt, ein weiteres, das Jugendglück mit mehr oder weniger Nothwendigkeit störendes Element, denn darüber, daß in diesem äußerlichen Meßsystem, angewandt auf lebendige Menschen, geistige Wesen, etwas gar zu Irrationelles liegt und daß es für diejenigen, die so ohne alle Berücksichtigung ihrer Individualität gemessen werden, etwas Bedrückendes ist, läßt sich schlechterdings nicht herauskommen. Leicht kommt der Lehrer als untüchtig in Verdacht, wenn er nicht genugsam mit seinen Schülern vorwärts drängt. „Er muß und sie müssen." Verwerflicher als irgend sonst aber ist es, wenn selbst auf diesem pädagogischen Felde das Streberthum einreitet und der Lehrer die Schule nur als Mittel braucht, um sich selbst vorwärts zu bringen. Wenn bei solcher Werthung blos als eine Nummer in dem Schüler die Bande der Pietät, die ihn mit dem Lehrer verbinden sollen, sich lockern, werfe man ja nicht alle Schuld auf den Schüler. Die strengste Zucht wird dieser ertragen, nur nicht Herzlosigkeit. Ein alter Pädagoge sagte richtig: „Man hat den Exerzierplatz in die Schule verlegt." Der Begriff der bloßen Subordination aber, des Abrichtens und Drillens läßt sich in einer so kolossalen Maschinerie, wie sie die Armee darstellt, rechtfertigen und deßhalb ertragen. Aber unglücklich ist dieses System da, wo es sich um Ausbildung von Menschen handelt, eine durchaus humane Aufgabe, in der Lehrer und Schüler sich menschlich nahe treten sollen. Von der Schule läßt sich sagen:

„Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Diese aufgezählten Hindernisse zu entfernen, ist deßwegen nicht leicht, weil sie ihre Entstehung nicht etwa in Einzelverhältnissen, sondern in einer verkehrten Zeitrichtung haben. Da ist zu tadeln, daß das

materielle Wissen und das äußerliche Können weit überschätzt wird, daß im Zeitalter der Massenproduktion die Individualität des einzelnen Menschen, der Werth der Gesinnung, des Charakters, des guten Willens entschieden unterschätzt wird und daß man überhaupt der Natur nicht mehr Zeit läßt, in der Entwicklung des Menschen gehörig auszureifen, sondern alles auf eine rein mechanische Weise forcirt. Das klägliche Resultat solcher Maxime fängt man an, allmälig einzusehen, aber man ist noch nicht zu der klaren Erkenntniß gelangt: „Daß nicht Sammlung großer Summen von Wissen das letzte Ziel der Erziehung ist, sondern harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, nicht blos das Anfüllen des Gedächtnisses und Uebung des Verstandes also, sondern Veredelung des Gefühls, Anfassung und Schärfung des Gewissens, Bildung des Willens, Ausgestaltung des Charakters." Schlimme Folgen der gegenwärtigen verkehrten Erziehungsrichtung sind schon da und dürften in schlimmster Weise noch zu Tage treten. Einiges läßt sich schon jetzt dagegen thun, obgleich das Hauptthülfsmittel, die Umstimmung der öffentlichen Meinung, Zeit braucht. Manches liegt in der Hand des Lehrers. Auch die schlimmsten Mißstände in der Schulordnung können ihn nicht hindern, zu der Jugend in ein mehr innerliches Verhältniß zu treten, so er nur die Kraft hat, sich selbst zu verläugnen und in erster Linie auf einen Erfolg zu verzichten, der auf Kosten der Schüler erreicht wird. Auch das Schulregiment kann, weil es ja eben das Regiment in den Händen hat, manches zur Abstellung der Mißbräuche thun, indem es für die rechten Stellen die rechten Personen findet, kräftige Anregungen gibt und in den Lehrern das Gefühl der Verantwortlichkeit belebt, besonders derjenigen für die Wohlfahrt der Schüler. Viel geschieht gegenwärtig für die Schulen. Aber besser als die schönsten Gebäude ist es, wenn die aus- und eingehende Jugend fröhlich gedeiht. Wer hiezu mithilft, thut ein wahrhaft nützliches, ein wirklich verdienstliches Werk.

Der Kongreß beschließt, unter besonderer Anerkennung der von den beiden Referenten gebotenen bedeutsamen und anregenden Vorträge von einer Diskussion abzustehen.

Der spätere Abend bringt eine Predigt des Generalsuperintendenten Frommel aus Celle, in welcher er den Werth der einzelnen Menschenseele auseinandersetzt. In der nachherigen Zusammenkunft erfolgen noch Grüße vom Verein für christliche Volksbildung im Rheinland und

Westphalen, vom evangelischen Lehrerbund zu Bielefeld und von der Frankfurter evangelischen Geistlichkeit. Ein Pfarrer aus Rheinbaiern gibt eine frühere Begegnung mit Bakunin und Garibaldi zum Besten, und bezeichnet beide als wirkliche Männer, wenn auch höllisch inspirirte. Weitere Grüße vom Verein kirchlich gesinnter Lehrer und Schulfreunde in Hessen, vom Verein evangelischer Lehrer in Württemberg und aus dem Pommerland betonen unisono das nämliche Thema, daß der Herr Jesus auch in der Schule sein müsse. Der Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles" schließt den Tag.

Der zweite Haupttag hebt mit einer biblischen Ansprache des sächsischen Superintendenten Dr. Großmann über Phil. 3, 8—16 an. Hernach wird ein Begrüßungstelegramm an Kaiser Wilhelm beschlossen, sowie Druck der sämmtlichen Verhandlungen des Kongresses. Das Referat dieses Tages gilt dem Thema: „Die Beendigung des Schulkampfes auf dem Volksschulgebiete," vorgetragen durch Pastor Zillessen aus Orsoy.

Eine Quelle, glaubt der Redner, kann nicht zugleich bitteres und süßes Wasser geben, darum ist auch christliche und nicht christliche, dem biblischen Christenthum und der modernen Weltanschauung entsprechende Erziehung in ein und derselben Volksschule nicht möglich. Ebenso sind die Forderungen der paritätischen nnd der konfessionellen Volksschule, der sogenannten reinen Staatsschule mit ihrer prinzipiellen Nichtberücksichtigung der elterlichen und kirchlichen Rechte und Pflichten und der wahren und eigentlichen Volksschule nicht miteinander zu vereinen. Kurzum, es handelt sich um den Kampf des biblischen Christenthums und der modernen Weltanschauung auf dem Gebiet der Schule. Die Jünger der modernen Weltanschauung haben die eminente Bedeutung der Volksschule erkannt, sie unter ihre Gewalt zu bringen, geben sie die bestechende Loosung einer unbedingten Zentralisation auf dem Volksschulgebiete aus. „Eine Volksschule für alle" ist gleichbedeutend einem Schulmonopol des Staates Nichtberücksichtigung bezw. Zurückdrängung der konfessionellen Unterschiede, modern wissenschaftlicher, nicht biblisch-christlicher Erziehung. „Die Gegner der christlichen Weltanschauung, so verschiedene Uniformen und Kokarden sie auch tragen mögen, gebieten über die Majoritäten." Energie, Thatkraft, Bildung, Intelligenz, Geldmittel, Opferbereitwilligkeit rc. sind auf ihrer Seite, was mattherzig im Christenthum dasteht, ist ihr natürlicher Bundesgenosse. Die wirklich gläubigen Christen finden sich nach

Zeugnissen der Schrift und Erfahrung immer in Minorität. Und wie sehr entspricht denn doch Zentralisation und Uniformirung den Grundsätzen des Staates überhaupt und, wie müssen sie schon darum diesem willkommen sein. Fürwahr die Aussicht, die christliche Volksschule retten zu können, ist gering. Die Radikalkur muß auf Ueberwindung der modernen Weltanschauung überhaupt gehen. Wird dieses Ideal je ganz verwirklicht werden? Nein, darum gehe unser ganzes Mühen im Gegensatz zu den Gegnern auf Dezentralisation und zwar in dem Sinne, daß die konfessionelle Schule Regel bleibt, hingegen wie eine neue Art konfessioneller Schule auch diejenige der modernen Weltanschauung, vorausgesetzt, daß sie die nöthige Anzahl von Schülern finde, eine Vertretung habe. Uebrigens soll nur da, wo flagrante Unzufriedenheit von Eltern mit dem konfessionellen Schulsystem zu Tage tritt, nicht irgend nach Willkür von Schulbehörden, auf eine solche akonfessionelle Schule eingetreten werden. Wir stellen uns damit auf den Standpunkt der Gerechtigkeit und Weisheit, nicht der Verzagtheit. Gerade das rechte Gottvertrauen gibt hier den Muth, „einem jeden das Seine“ zuzuerkennen. Handeln also aber auch die Gegner? Ist nicht ihr Grundsatz, durch ihre Zentralisation der Schule uns Glaubens- und Gewissensfreiheit zu nehmen? Der gleiche Staat, der eines jeden materielles Besitzthum schützt, maßt sich ein Recht an, in das Heiligthum des innern Lebens einzugreifen, in die Rechte der Eltern über das Seelenheil ihrer Kinder. Handeln die Gegner doch nach ihren Erziehungsgrundsätzen, aber bleiben sie uns weg mit solcher Bedrückung, die zwar nicht in ihren Zwecken, aber in der Methode des Regierens der jesuitischen gleicht. „Aber die Wahrheit ist auf unserer Seite, auf Seite des Evangelii von Christo Jesu, und nicht auf Seiten der modernen Weltanschauung oder des Unglaubens!“ Wie, wollen wir derselben aber gegenüber einer entgegengesetzten Meinung der Gegner zum Durchbruch verhelfen? Mit irgend welchem Zwang oder Gewalt? Nimmermehr! „Erniedrigen wir nicht das Kreuz Christi!“ Geistliche Waffen allein sollen den Kampf führen. Wir verlangen vom Staate nichts anderes, als daß er die Gewissens- und Glaubensfreiheit seiner Bürger, also folgerichtig auch das natürliche Erziehungsrecht der Eltern wahre. Vom konfessionellen Standpunkt aus konnte man eigentlich diejenigen, welche eine konfessionelle, eine christliche Schulerziehung ihrer Kinder verweigern, als Revolutionäre auf kirchlichem Gebiete bezeichnen. Wie ein Taumel geht durch unser Volk der Wahn, daß man,

unbeschadet des Christenthums, über die Konfession zu einer höhern, allgemein religiösen oder wissenschaftlich philosophischen Schulerziehung fortschreiten könne. Es drängt das zu einem entweder — oder. Entweder muß der Staat eine allgemeine religiöse Erziehung nur dann zugeben, wenn diejenigen, die sie fordern, aus ihrer bisherigen Religionsgemeinschaft ausgeschieden sind, oder es muß den betreffenden Eltern auch als Gliedern der christlichen Kirche gestattet werden, ihre der modernen Weltanschauung entsprechende Volksschule zu haben. Auch durch die an den Kindern vollzogene Taufe ist dem Staat keine Vollmacht über dieselben gegeben worden. Höchstens die Kirche hat hier ihres Amtes zu warten. Wenn aber die Eltern ihre christliche Pflicht gegen die Kinder vergessen und nun auch keine christliche Schule nachbessernd einwirkt, sollte da nicht gewaltsam eingewirkt werden dürfen? Nein, sintemal das natürliche Erziehungsrecht auch in diesem wichtigsten Fall nicht mißachtet werden darf. Es gibt kein anderes Heil für uns, als die Dezentralisation. Hüten wir uns jetzt gewaltsam, etwa mit Hülfe des uns jetzt noch günstig gestimmten Staates, etwas ertrotzen zu wollen, welches Unrechtes sich jetzt schon unsere Gegner schuldig machen, und das sie bei erhöhter Machtvollkommenheit mit einem gewissen Recht um so mehr gegen uns vergelten dürften, je weniger wir jetzt den Standpunkt der Gerechtigkeit und weisen Mäßigung innehalten. Nichts darf uns verleiten, in das natürliche Erziehungsrecht der Eltern einzugreifen, darum geben wir dem Gegner seine akonfessionellen Schulen. Damit wird das ganze Unrecht dieser Gegner, „ihre Herrschsucht, ihre Illiberalität, ihre Intoleranz, ihr freiheitswidriger Sinn, ihre despotische Art, ihre innere Unwahrheit in vollem Maße offenbar werden und im schwärzesten Licht erscheinen." Die patriotischen Schulen werden weit weniger Anklang im Volke finden, als die konfessionellen und die letztern leicht im Stande sein, jene erstern, diese „löcherigen Brunnen, diese kraft- und saftlosen Wüsten" aus dem Felde zu schlagen.

Der Korreferent, Rektor Schanze aus Eschwege, erinnert an die Bedeutung der Volksschule, der 90 % der heranwachsenden Jugend überbunden seien, wie dieselbe im Dienst der destruktiven Zeitmächte gefährlich, bei rechter Leitung aber segenbringend sein könne. Daraus erklärt sich die Energie der Gegner einer evangelischen Volksschule, welche für ihre Freunde höchst nachahmenswerth sei. Denn welchen Schatz haben diese nicht zu pflegen! Die evangelische Volksschule soll ja die Kardinalsünden

der Jugend heilen, den Mangel an Pietät, an Gehorsam, Lust zum Lernen, den Leichtsinn, die Gottlosigkeit und Trägheit. Das ist nur einem lebendigen christlichen Religionsunterricht möglich, der mitten im Glauben steht. Je mehr in unserer Zeit die häusliche und kirchliche Erziehung darniederliegt, um so kräftiger muß die Volksschule einsetzen. Aber wie viele evangelische Christen selbst fragen nur danach, ob ihre Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen die wünschenswerthen Fortschritte machen. Ein Gleiches geschieht seitens der Aufsichtsorgane. In das innere Unterrichtsleben dringt Niemand ein, um festzustellen, ob wirklich eine harmonisch-christliche Bildung erzielt werde. Hier muß in unverdrossener Liebe versucht werden, die Lehrer in die rechten Bahnen zu lenken. Eine deutsch-nationale Erziehung ist nur auf dem Boden des lebendigen Christenthums möglich, wie ja überhaupt die Geschichte des deutschen Volkes eine solche der christlichen Kirche ist. Hier ist der tiefste und sicherste Grund für die nationalen Tugenden und ein richtiges Verständniß der andern Nationen. Mit der zu geringen Werthung der evangelischen Volksschule geht eine Unterschätzung der evangelischen Lehrer Hand in Hand. Man hätte berechtigten Wünschen der Lehrer nach Befreiung von Lasten und nach Ertheilung von Rechten, die eine bessere soziale Lage herbeigeführt hätten, Rechnung tragen sollen. Den geeignetsten Zeitpunkt, solchen Wünschen gerecht zu werden, haben Staat, Kirche und Gemeinden versäumt. Es hat der Schule keinen Segen gebracht, daß man den Lehrer vom Schulvorstande ausschloß, und nun den Dorfbürgermeister mit Uebergehung oft der tüchtigsten Lehrer, in Schulsachen um Rath ersuchen muß. Dadurch wird das Ansehen der Lehrer in den Augen der Gemeindegenossen geschmälert. Wohl mag man die Forderungen der Lehrer vielfach als überspannt taxiren, aber Ehrgeiz muß ein Stand haben, und ein berechtigtes Mitglied des Schulvorstandes zu werden, ist keine übertriebene Forderung. Und eine weitere derartige Forderung des Lehrers ist die sorgenfreie Existenz. Auch an dieser eine so wichtige Rolle spielenden Geldfrage darf der Kongreß nicht kurzweg vorübergehen. Wohl ist es eine schöne Mahnung an den Lehrerstand: „Wer gottselig ist, der lässet sich genügen", aber nicht minder wahr ist das Wort: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth." Vor allem aber ist die wichtige Arbeit des Lehrers ihres Lohnes werth; viel ist in dieser Sache schon geschehen, noch mehr aber steht aus. Auch die Kirche hat das Ihrige versäumt, um in richtiger Verbindung mit der Schule zu bleiben. Höchstens zu untergeordneten

kirchlichen Diensten wurde etwa der Lehrer in Anspruch genommen. Der evangelische Lehrer ist vielfach, gerade darum, weil er sich nicht in politischer oder kirchlicher Parteiung vordrängte, hintangesetzt worden. An den Universitäten wird wenig für das Ansehen der Volksschule gethan. Der auf todte Dinge bezüglichen Wissenschaft wird fast alle Zeit geopfert, und wenig genug derjenigen, die sich mit Menschen und Erziehung beschäftigt. Solche und ähnliche Dinge tragen dazu bei, daß unsere Schule ihren evangelischen Charakter einbüßt. Besser wird es kommen, wenn jeder evangelische Christ warmen Antheil an der Arbeit der Schule nimmt und ein das Herz des Schülers erfassender Religionsunterricht zwar nicht den übrigen Unterricht beherrscht, aber doch dessen lebendiges Zentrum wird. In solcher Schule lebt Lernfähigkeit und Lernfreudigkeit, da ist Gehorsam und Liebe, der Leben weckende Gottesgeist. Leben aber geht nur von Personen aus, also handelt es sich in erster Linie um den rechten Lehrer. Auf dessen Bildung und Erziehung muß alles Gewicht verlegt werden. Das Wissensgebiet darf nicht mehr so ängstlich abgegrenzt werden. Wir freuen uns über jeden Fortschritt, aber wir trauern, wenn die künftigen Lehrer der evangelischen Jugend durch protestantenvereinliche Theologen und Lehrer vom Boden des Evangeliums, vom wahren Glauben abgeleitet werden. Was thut die evangelische Kirche hiegegen, die sich je länger je mehr vom Boden des praktischen Lebens entfernt? Eine hervorragende Rolle fiele natürlich dem Seminar für Vorbildung der Lehrer zu. Hier soll durch eine lebendig-christliche Erziehung und einen entsprechenden Unterricht, durch ernste sittliche Haltung der ganzen Leitung dafür gesorgt werden, daß nicht überspannte Lehrer, wie die neuere Periode so viele aufweist, sondern erfahrene, tüchtig gebildete Leiter für den Lebensweg erzogen werden. Wenige Seminarien genügen dieser Aufgabe. Viel liegt hiebei am Direktor, dem Leiter der Anstalt, viel auch für die weitere Leitung des Lehrers an tüchtigen Schulinspektoren. Staat, Kirche und Gemeinde sollten auf dem wichtigen Gebiet der Schule friedlich schiedlich zusammenwirken. Wie der Staat einen Volkswirthschaftsrath bestellt, könnte er auch, bevor er tiefer eingreifende Bestimmungen für die Volksschule erläßt, einen für die einzelnen Provinzen zu bestellenden Volksschulrath anfragen. In allen Fundamentalfragen aber, wo es sich um Religionsunterricht und den christlichen Geist in der Volksschule und den Lehrerbildungsanstalten handelt, soll die Kirche das entscheidende Wort haben. Der Gemeinde ist bei Anstellung der Lehrer

eine entsprechende Mitwirkung zuzusichern, ein bedeutsames Aufsichtsrecht über dieselben soll der Kirche verbleiben, die es sich zur Ehrensache machen wird, nur tüchtige, taktvolle Personen zu Wächtern zu bestellen. Erst so wird es dazu kommen, daß nicht mehr politische Parteien das Schicksal unserer Volksschule zu entscheiden haben.

Die Versammlung verzichtet wegen der vorgerückten Stunde auf eine Diskussion, und faßt noch folgende zwei Resolutionen:

1) „Der deutsche Evangelische Schulkongreß erachtet es für ein unveräußerliches Recht evangelischer Eltern, daß ihre Kinder in evangelischen Volksschulen erzogen werden. Er erwartet demgemäß auch von den hohen Staatsbehörden, daß sie den konfessionellen Charakter der Volksschule wahren und in jeder Weise für die Zukunft sichern werden. Nicht minder fordert er das deutsche evangelische Volk auf, sich des hohen Kleinods, welches es durch Gottes Gnade in der evangelischen Volksschule besitzt, in vollem Maße bewußt zu werden und dasselbe aus allen Kräften zu vertheidigen. Auch beauftragt er den von ihm zu ernennenden Zentralausschuß, diejenigen Grundsätze aufzustellen, deren Berücksichtigung in der Schulgesetzgebung im Interesse der Erhaltung eines evangelisch-christlichen Volksschulwesens gewünscht werden muß, und dieselben nebst einem Nachweis ihrer Durchführbarkeit dem nächstfolgenden Kongreß zur Begutachtung vorzulegen, im Nothfall aber auch schon vorher geeignete Schritte zur Wahrung des konfessionellen Charakters der Volksschule zu thun.

2) „Der Evangelische Schulkongreß erachtet es für eine wichtige Aufgabe, nach allen Kräften für die Förderung der sozialen und finanziellen Lage der Volksschullehrer zu arbeiten, und erwartet von seinem Ausschuß die Vorbereitung wirksamer, dahin zielender Schritte, eventuell zur Besprechung und Beschlußfassung auf dem zweiten Evangelischen Schulkongreß."

Hernach werden folgende Statuten en bloc angenommen:

§ 1. Der Kongreß für die Freunde evangelisch-christlichen Schulwesens in Deutschland steht auf dem Bekenntniß Apost. Gesch. 4, 12: „Es ist in keinem Andern das Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als allein der Name Jesus Christus." Er vertritt demgemäß auch dieses Bekenntniß in allen seinen Konsequenzen auf dem Schulgebiet.

§ 2. Der Kongreß wendet sich in gleicher Weise den Interessen des höheren wie denen des Volksschulwesens zu.

§ 3. Zur Ausführung seiner Beschlüsse und zur Vorbereitung der nächstfolgenden Versammlung erwählt der Kongreß einen Zentral-Ausschuß von 15 bis 20 Mitgliedern. Dieser Zentral-Ausschuß fungirt bis zum Schlusse des nächsten Kongreßtages. Es steht dem Zentral-Ausschusse das Recht zu, sich durch Kooptation zu erweitern.

§ 4. Der Kongreß tritt alle zwei Jahre, event. auch alle Jahre zusammen an einem von dem Zentral-Ausschusse zu bestimmenden Orte.

§ 5. Eine von dem Zentral-Ausschuß festzusetzende Geschäftsordnung wird den Verhandlungen des Kongresses zu Grunde gelegt.

Mit einer Ansprache von Gymnasialdirektor Alexi aus Mülhausen und einem Bankett schließt der erste evangelische Schulkongreß.

Wir ließen in unserm Referat bisher möglichst die Sache selbst zu Worte kommen. Mit uns haben gewiß schon aus diesem gedrängten Auszug die Leser gefühlt, was ihnen aus der Schrift selbst noch deutlicher würde, daß an diesem Kongreß manch' wahres und beherzigenswerthes Wort gesprochen wurde. Wenn aber in dem Schlußwort triumphirt wird, daß in den vorgeführten Referaten mit solcher Sachkenntniß und derart eindringlich zu Herz und Gemüth gesprochen worden sei, daß es wahrhaft erschütternd und erdrückend auf die Gegner wirken müsse, so erklären wir uns zum Mindesten noch nicht erdrückt. Die Wahrheit in den einzelnen Referaten war nämlich eine sehr relative und demnach auch der durch sie ausgeübte Druck. Wir lasen uns mit Interesse in die Verhandlungen hinein, und waren im Anfang naiv genug, wenn wir immer en bloc auf die Gegner losschlagen hörten, uns zu sagen: Gottlob, daß diese Hiebe nicht uns galten. Worte wie die über „das Glück der Jugendzeit und die Pflege derselben durch Haus und Schule" gesprochenen könnten wir ja fast ganz, andere doch zum großen Theil unterschreiben. Doch, je länger je mehr wurden wir von unserer Illusion geheilt, zu glauben, daß wir mit in dem Ding sein dürfen. Das hier mit jedem dritten Wort prätendirte Christenthum, so schien es uns, verliere zusehends von seiner Aehnlichkeit mit einem unbefangenen biblischen Christenthum und schrumpfe zu dem zusammen, was lediglich noch als evangelische Dogmatik in den Köpfen dieser Herren spuckt; unversehens fanden wir die Protestantenvereinler unter die schlimmsten Gegner der evangelischen Volksschule versetzt, und wurden von jedem noch möglichen Zweifel geheilt durch die Erklärung Alexis in seinem Schlußwort: „Die ganze Welt zerfällt in zwei große Lager: hier diejenigen, welche die göttliche Geburt des Herrn, sein Heilandsleben, seinen Kreuzestod, seine Auferstehung und seine Wiederkehr als bereits vollendete, oder doch als mit Sicherheit in Aussicht der Vollendung stehende Thatsachen anerkennen; auf der andern Seite diejenigen, welche in mehr oder weniger verschleierter Form die Thatsachen leugnen und an die

Erlösungsfähigkeit der Menschheit aus eigener Kraft glauben. Meine Herren, die Predigt von dem Gekreuzigten ist auch heute noch den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, das Judenthum hat seine Stellung seit 1800 Jahren dem Christenthum gegenüber nicht verändert, und auch an dem Heidenthum und Nichtchristenthum fehlt es uns nicht. Der fundamentale Irrthum des letzteren ist in dem Satz enthalten: „Alles ist Natur; und was Natur ist, das ist gut." Die ganze moderne Pädagogik ist falsch, da sie auf diesen Grund gebaut ist, von Rousseau und Pestalozzi bis herab auf Diesterweg und Falk!"

Wir begreifen nun besser, was unter der vielgescholtenen modernen Weltanschauung gemeint sein muß, alles nämlich, was nicht auf dem Boden der Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts steht. Selbst das Referat von Pastor Zilleſſen wird uns jetzt verdächtig, es möchte dessen energische Befürwortung, einem jeden das Seine zu geben, nur einem Gefühl der Ohnmacht entsprungen sein, wie es dem eignen muß, welcher sich so gewaltsam aus dem Geistesstrom der Zeit heraus auf den Isolirschemel eines anmaßend als einzig wahres Christenthum prätendirten engen Standpunktes stellt. Aus diesem klösterlichen Geist heraus wird das Schulwesen im 19. Jahrhundert nimmermehr reorganisirt werden. Je aufrichtiger wir manchem an diesem Kongreß gesprochenen Worte zustimmen möchten, um so mehr ärgert uns dieses Junkerchristenthum, das für einen andern Standpunkt keinen Sinn und kein Herz hat. Es erhärtet uns die alte unliebsame Wahrnehmung, daß diese Herren nichts gelernt und nichts vergessen haben. **F. M.**

Rundschau.

— Am 14. Januar tagte in Thun der bernische Reformverein unter Betheiligung von etwa 120 Mann. Der Präsident, Prof. Rüegg, erinnert zum Eingang an die rückläufige Bewegung, welcher in politischer wie religiöser Hinsicht die unter materiellen Sorgen ermatteten Gemüther anheimfallen. Dazu kommt noch der Heimgang der rüstigsten Kämpen, wie neuestens Bitzius. Mehr als je hat darum die freie Richtung zu kämpfen. Der Referent, Pfarrer Blaser aus Langenthal, trägt über Mission und protestantisch-kirchlichen Hülfsverein vor. Er bekennt sich im Ganzen zu den von Prof. F. Langhans sel., in seinem Buch „Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußern

Mission" verfochtenen Grundsätzen. Er kennzeichnet den Hauptfehler der heutigen Mission dahin, daß sie auf Begründung von Bekenntnißkirchen ausgeht, damit den Streit schon in ihre Stiftungen hineinträgt, kein Verständniß den Religionsformen der heidnischen Kulturvölker entgegenträgt u. a. m. Immerhin erachtet es Redner als im Wesen und in der Aufgabe des Christenthums liegend, Mission zu treiben. Mission und Kultur müssen Hand in Hand vorgehen. Die starre Basler Mission wird sich aber nie zu einer derartigen Auffassung verstehen. Auf eigene Faust solche zu treiben, hat die freisinnige Richtung zu wenig Mittel und die Landeskirche wird sie besser freien Vereinigungen überlassen. Der deutsche Protestantenverein hat die Sache an Hand genommen, unsere freisinnigen Elemente thun vielleicht gut, sich dort anzuschließen. An den für die Freisinnigen so nahe liegenden Bestrebungen des protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins aber regen Antheil zu nehmen, ist deßwegen nach Aussage des Redners unmöglich gemacht, weil der sogenannte Vorort es nicht über sein dogmatisches Gewissen bringen konnte, dieses Werk allein noch von den Parteidifferenzen zu verschonen. Durch augenfällige Benachtheiligung alles dessen, was reformerisch heißt, habe sowohl der schweizerische, wie auch der bernisch-kantonale protestantisch-kirchliche Hülfsverein bewiesen, daß ihm sein Parteistandpunkt höher steht, als das Werk der Bruderliebe.

Mittheilungen.

Die Zürcherische kantonsräthliche Kommission, welche einen Antrag über das Initiativbegehren betreffend Wiedereinführung der Todesstrafe vorzubereiten hatte, beschloß mit 9 gegen 2 Stimmen, das Initiativbegehren in ablehnendem Sinne an den Kantonsrath zu begutachten. — Dietikon-Urdorf, Ktn. Zürich, wählt zum Seelsorger H. Gut, Pfarrer in Lipperswellen, Ktn. Thurgau. — Nach Schwerzenbach, Ktn. Zürich, wird Pfarrer Schmid in Neunforn, Ktn. Thurgau, gewählt. — Nun will Schaffhausen seine Landeskirche mit einer Summe Geldes abfinden. Die Großrathskommission schlägt vor, dieselbe mit 4 Millionen, die Gebäude nicht inbegriffen, auszusteuern. — Die gemeinnützige Gesellschaft des Ktns. Uri strebt die Gründung einer Erziehungsanstalt für arme Kinder an. — Der Regierungsrath von Baselstadt hat die Gewährung des Gesuches der römisch-katholischen Genossenschaft um Erlaubniß zur Fortführung ihrer Schule, in der über 1400 Kinder unterrichtet werden, an Bedingungen geknüpft, welche kaum zu erfüllen sind und daher einer Aufhebung der Schule nahezu gleichkommen. Auch das Gesuch derselben Gemeinde um käufliche Abtretung

eines Platzes zum Bau einer neuen Kirche hat die Regierung abgewiesen, wie zuvor das Gesuch um Ueberlassung der Barfüßerkirche. — Tenniton, Baselland, beruft Sam. Merian in Winterfingen zum Pfarrer. — Davos, Ktn. Graubünden, weihte kürzlich ein neues Diakonissenhaus mit zugehöriger Kapelle ein. — Belp, Ktn. Bern, wählt Pfarrer Albrecht Flügel in Großaffoltern, Sohn des Vorgängers. — Payerne, Ktn. Waadt, wählt Pfarrer Wild in Ormond-Dessous.

Das bayerische „Vaterland" mahnt, man solle nicht für die Ueberschwemmten in der Vorderpfalz steuern, da in derselben viele Protestanten, Liberale und Altkatholiken sind. — Unter Zustimmung des Provinzialrathes hat der Oberpräsident der Provinz Sachsen eine Verordnung über die Sonntagsheiligung erlassen, die das Oeffnen der Verkaufsbuden ꝛc. nur noch bis Morgens 9 Uhr und Mittags 11 bis 1 Uhr gestattet. — Wie genau die Berichte aus dem Königreich Preußen, welche die erstaunliche Zahl von 98 % aller Geborenen als getauft aufführten, bei näherem Nachsehen sind, geht daraus hervor, daß aus 23 schlesischen Kreisen z. B. mehr Getaufte angemeldet sind als Geborene. — Der Sozialist Liebknecht ist mit seinem Antrag für Aufhebung aller Ausnahmsgesetze im deutschen Reichstage durchgefallen. — Das Universitätsstudium der katholischen Theologie weist in Deutschland eine konstante Abnahme auf. — In Deutschland gründet sich, mit Abzweigung über die Schweiz, ein Luthervereín, welcher die Aufgabe hat, durch Darlegung der Resultate reformationsgeschichtlicher Studien den evangelischen Gemeingeist zu stärken und so theils der Unwissenheit und Gleichgültigkeit, in Hinsicht auf das Wesen und die Geschichte des Protestantismus, theils der katholischen Tendenzschriftstellerei entgegen zu wirken.

Das ungarische Abgeordnetenhaus lehnt fast einstimmig die Anträge auf Aufhebung der Judenemanzipation ab.

Der seiner Zeit wegen seiner freisinnigen Ansichten vom hebräischen Lehrstuhl zu Aberdeen verdrängte Robertson Smith hat den durch Palmer's Tod erledigten Lehstuhl für's Arabische an der Universität Cambridge erhalten.

Literarisches.

*** Pfarrer Grin in Suchy, Waadt, will durch eine Schrift: »L'Evangile et le Monde« einen vollständigen Ueberblick geben über den gegenwärtigen Stand der Mission. Bei günstiger Aufnahme soll eine jährliche Uebersicht das Werk fortsetzen.

Redaktor: Pfr. F. Meili in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. A. E. Biedermann in Zürich, Pfr. P. Böhringer in Basel, Pfr. W. Bösch in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. P. Christ in Andeer, Pfr. Dr. K. Furrer in Zürich, Pfr. O. Haggenmacher in Zürich, Pfr. W. Kambli in Horgen, Prof. H. Kesselring in Zürich, Dekan Ed. Mayer in St. Gallen, Prof. Dr. G. Volkmar in Zürich, Pfr. J. Wißmann in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen
aus der
reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 4. 17. Februar.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Auch eine Zeitstimme.

I.

Alle Einseitigkeiten und Unwahrheiten rächen sich früher oder später; so auch diejenigen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Die Reformatoren und ihre Mitarbeiter, ihr Wirken und ihr Werk, wurden in protestantischen Kreisen im Laufe der Zeit mehr und mehr in allzustark idealisirendes Licht gerückt. Insbesondere schien es, als sollte die protestantische Welt in Luther einen neuen Heiligen, einen wahren Herrgott auf Erden bekommen. Es hat sich eine Art Lutherkultus ausgebildet, der nichts weniger als evangelisch und protestantisch aussieht.

Die Züchtigung für solche Uebertriebenheit ist nicht ausgeblieben: Janssens „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters". Man muß es dem Verfasser dieses interessanten, vom streng römisch-katholischen Standpunkte aus geschriebenen Werkes lassen, daß er in den Quellenschriften der Reformationszeit, und zumal in den protestantischen, ungemein zu Hause ist, daß er sich in der Darstellung der Reformatoren und ihrer Wirksamkeit fast nur an protestantische zeitgenössische Autoren gehalten und scheinbar ganz unbefangen objektiv nur diese hat sprechen lassen. Aber Janssen entnahm seinen Quellen auch nur das, was seiner Absicht entsprach, die Reformation als ein Werk der schrankenlosesten subjektiven Willkür, Laune, Ungerechtigkeit, ja Gemeinheit ihrer persönlich sittlich tiefstehenden Urheber hinzustellen. Er sieht in der Arbeit der Reformatoren nur eine wüste, von ungezügelter Leidenschaft eingegebene Revolte gegen die göttliche Autorität. Man merkt

die Absicht hinter der scheinbaren Objektivität und wird verstimmt. Janssens fleißiges, mehrbändiges Buch ist im Verschweigen sehr geschickt und hinterläßt, ungeachtet so trefflicher Abschnitte wie der über Volksleben und Volkswirthschaft am Ausgange des Mittelalters (I. Band, S. 182 ff.), zu sehr den Eindruck des Pamphletes.

Seine Arbeit rief im katholischen Lager großen Jubel hervor, im lutherischen ziemliche Bestürzung und eine nicht gelinde Aufregung. Begreiflich. Denn hier war nicht nur der Glorienschein von Luther's Gestalt hinweggenommen, sowie von dem ganzen Werke der Reformation, sondern es blieb auch nur ein ziemlich häßliches Bild derselben zurück. Aber auch kein wahres, vielmehr bloß eine Karikatur. Auch diese Einseitigkeit, die psychologisch begreiflich ist, wird sich wieder rächen. Für das innerste Wesen, das Grundprinzip des Protestantismus, die Autorität des Gottesgeistes im freien Einzelgewissen, hat Janssen kein Verständniß und darum keine Anerkennung. Wenn er aber den Schein erweckt, als ob man auf protestantischer Seite der Fähigkeit entbehre, auch die Schwächen der Reformation und ihrer Begründer zu erkennen und einzugestehen, so könnte ihn H. Lang's Charakterbild von Luther eines Bessern belehren.

Für das große katholische Lesepublikum nun, das Janssens umfangreiches Werk nicht durcharbeiten kann, hat ein Anonymus die Quintessenz der polemischen Tendenz desselben ausgezogen im 4. Bande der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren", dessen erstes Heft den Titel führt: „Randzeichnungen" zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Die Zeichnungen bestehen aus lauter sehr spitzigen Haken und sind nicht ohne Geschick geordnet. Katholische Leser müssen den Eindruck gewinnen, der Protestantismus sei eine der verdammenswerthesten Erscheinungen der Weltgeschichte, der Katholizismus die einzig wahre Religion in alle Ewigkeit, und protestantische Leser, die nicht auf der Hut sind vor den bestechenden Argumentationen, könnten sich verleitet fühlen, an der Berechtigung zur hohen Werthschätzung des reformatorischen Prinzips zu zweifeln.

Folgen wir dem Verfasser ein wenig auf seinem Gedankengange.

Die Muse der Geschichte, Clio, ist eine herrliche Gestalt. Clio's Griffel, der in großen gewaltigen Zügen eine wunderbare Welt vor unsere Blicke stellt, erregt aber nicht nur unsere Bewunderung, sondern auch unser Staunen, nämlich über unredliche Darstellung der That-

sachen in Folge falsch oder gar nicht benutzter Quellen. Die „wahrhaft gräuliche Leichtfertigkeit und Unredlichkeit der Historiker und unter ihnen selbst solche von großem Namen" hat ihre Hauptursache darin, daß sie ihre Forschungen bestimmt sein lassen von den Vorstellungen und Vorurtheilen, welchen jeder Mensch mehr oder weniger unterworfen ist. So ganz besonders unterworfen die protestantischen Geschichtsschreiber. Auf dem Katheder ist der Geschichtsunterricht fast ohne Ausnahme in die Hände protestantischer Lehrer gelegt. Diese gehen aus von einer Reihe facta dogmatica, welche doch nichts sind als die subjektiven Meinungen der Reformatoren über die kirchliche Lehre vom Ablasse, über Heiligenverehrung, Papstthum u. s. w. Sieht man sich aber diese Reformatoren und ihr Werk näher an, wie traurig stehen sie in ihrer Blöße da. Die Arbeiten von Protestanten selbst wie Leo, Gfrörer, Menzel, Klopp, haben die protestantische Geschichtschreibung in den wichtigsten Punkten durchbrochen. „Successive hat die Reformation mit ihren Helden und Meistern die ideale Schminke verloren." Janssen hat gezeigt, wie die Zeit vor der Reformation trotz mancher Schäden im Leben des Klerus nicht nur nicht eine dunkle war, sondern vielfach eine glänzende, voll lebendiger tiefer inniger Frömmigkeit. Aber dunkel und schwarz wurde es nach Gesittung und Bildung da, wo die Reformation, die gar nicht aus einem freiheitlichen Bedürfnisse der Menschen entsprang, siegte. Luther's Ideen von Papstthum, als vom Teufel gestiftet, sind weder vom religiösen noch sittlichen Gesichtspunkte zu rechtfertigen und „gewiß noch viel weniger die fürchterliche Leidenschaft, Rohheit und Grausamkeit, mit welcher die derbe Natur und der dämonische Paroxismus Luther's sein usurpirtes Prophetenthum geltend macht".

Halten wir hier einen Augenblick, um wieder zu Athem zu kommen. Denn noch Stärkeres haben wir Protestanten zu bestehen. Der Verfasser sagt nämlich weiter: „Wie mit Luther, so verhält es sich aber nach dem Zeugniß der Geschichte auch mit allen anderen Reformatoren. Wenn Melanchthon durch besseren Charakter und reinere Sitte, wie durch humanistische Bildung und Anständigkeit sich von Luther vortheilhaft unterscheidet, so stehen die Sitten des Reformatoren von Zürich um so tiefer, während die Willkür und Grausamkeit Calvin's geradezu himmelschreiend erscheint." Es sei nur durch die Macht der Vorurtheile über die Klarheit des menschlichen Verstandes zu erklären, daß solche Männer drei Jahrhunderte lang in solchem Ansehen stehen konnten.

Ja wenn man sie eben nur durch den verzerrenden Hohlspiegel Janssen'scher Darstellung betrachtet, sagen wir. Ist denn aber das eine unparteiische Geschichtschreibung, und beruhte sie nur auf Auszügen aus protestantischen Quellen, nur die Schattenseiten, wo möglich die dunkelsten, aufzusuchen, alle lichten aber geflissentlich außer Acht zu lassen? Janssen hat in den Reformatoren nur schlechte, auf's Zerstören allein bedachte Kerle sehen wollen, und darum auch gesehen. Man lese zum Belege hiefür nur die Schilderung Zwingli's (3. Band, S. 80 ff.). Aus gelegentlichen Aeußerungen des Reformators über gewisse Schwächen wird ein verwerflicher Wüstling konstruirt, die Offenheit des Geständnisses als „Cynismus" gebrandmarkt, statt als Wahrhaftigkeit anerkannt, das einzelne Faktum als lebenslängliche unsittliche Gewohnheit hingestellt. Wie sollen redliche Protestanten ein Vertrauen fassen können zu einer solchen Geschichtschreibung, die an die Arbeit geht mit dem factum dogmaticum, die Begründer der Reformation seien moralisch verdorbene Leute gewesen? Wenn es ein unbestreitbarer Parteifehler ist, in den Päpsten und hervorragenden Führern des Katholizismus nur von Selbstsucht, Leidenschaft oder gar Lastern befleckte Menschen zu sehen, so gewiß nicht weniger, an den Reformatoren das Große, Edle, Gute nicht sehen zu wollen, das ihnen auch eigen war. Gewiß, sie waren keine Heilige, so wenig als je ein Mensch, und selbst ein Papst je sittlich-religiös absolut vollkommen gewesen; aber sie waren von einer hohen, heiligen Ueberzeugung getragene Männer, welche das Heil des Meisters, der Gottessohnschaft ihren Zeitgenossen frei von priesterlicher Dazwischenkunft vermitteln wollten. Man braucht kein Protestant zu sein, sondern einfach ein unbefangener Mensch, um ihnen diese Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Die Behauptung, die Reformatoren hätten ein „neues" Evangelium verkünden wollen, ist einfach falsch. Eben auf das alte unverfälschte wollten sie zurückgehen. Die Vergleichung mit den Aposteln bleibt daher schief, und neben das Ziel trifft der Schuß: Bei den Reformatoren „ist nichts von der Tugend, der Demuth, der Liebe und Geduld zu finden, durch welche sich die Apostel und die Glaubensboten der Kirche als Jünger und Diener Christi legitimirten. Was wir sehen, ist eben nur ein Bild menschlichen Eigensinns, menschlicher Leidenschaft und Willkür".

II.

Verwerflich wie die Begründer und der Ursprung, sagt der Verfasser der Randzeichnungen weiter, war die Durchführung der Reformation.

Intoleranz, Ungerechtigkeit und Gewaltthat begleiteten sie. Unduldsam waren die Protestanten nicht nur gegen Katholiken, sondern auch, wegen ihrer schrankenlosen Willkür unter sich von Anfang an zersplittert, gegen einander. Daran, geben wir offen zu, ist ja sehr viel Wahres; das Allerwahrste aber das, daß eben in diesen Dingen noch der alte Sauerteig des Papstthums und der alleinseligmachenden Kirche nachwirkte. Leider hat der Protestantismus dieses sehr böse Erbstück aus der katholischen Hierarchie mit übernommen und im Drange des erbitterten Kampfes und vermeinend, es sei zu seiner Selbsterhaltung absolut nöthig, da und dort nur zu gerne angewendet. Der Pfeil fährt aber auf den Schützen zurück. Es steht überhaupt einem Anhänger der alten Kirche nicht gut an, mit Intoleranz der Protestanten um sich zu werfen. Was in Deutschland oder unter der Despotie des finstern Calvin, dieses protestantischen Papstes, gesündigt worden, steht ja in keinem Vergleich zu den Gräueln der Inquisition, der vom Papst betedeumten Bartholomäusnacht und der Dragonaden.

Daß die sozialen Wirren des Bauernkrieges, die ganze moderne Philosophie mit ihrer sogenannten Afterweisheit, der moderne Atheismus und Materialismus nur die Frucht des Protestantismus waren und seien, gilt in den „Randzeichnungen" für selbstverständlich. Lagen aber die Elemente zum sozialen Kampfe nicht schon lange vor Luther bereit? Die Reformation fiel nur wie der zündende Funke in den aufgehäuften Brennstoff. Abgesehen von ihren Ausschreitungen, war denn diese soziale Bewegung so unberechtigt? Atheismus und Materialismus aber hat es schon gegeben, ehe es ein Christenthum gab. Wenn die ganze Welt unter der dreifachen Krone stünde, diese könnte den forschenden Zweifel, den Unglauben und Materialismus, die Philosophie niemals ausrotten.

Doch, unser Randzeichner sieht nun einmal die Geschichte nur durch die Janssen'schen Gläser an. „Kein Protestant kann, sofern er Protestant bleiben will, diese Thatsachen (eben die von Janssen vorgebrachten) zugeben. Er muß sie leugnen und bestreiten, weil, ihre Wahrheit vorausgesetzt, die Reformation als eine verwerfliche That und die Auflehnung gegen die katholische Kirche als ein schweres Unrecht erscheint. Wenn er sie als Thatsachen anerkennt, muß er aufhören, Protestant zu sein."

Ein sonderbarer Schluß! Wir andern, die wir nicht dem Reformatorenkult verfallen sind, die wir offen und rücksichtslos auch die Schwächen

und Gebrechen jener großen Zeit anerkennen, unter anderem auch die Gefahr der übermäßigen Betonung der Rechtfertigung aus dem gläubigen Ergreifen des Verdienstes Christi allein für die Sittlichkeit der Massen, — wir schütten deswegen das Kind nicht mit dem Bade aus und werden dem Prinzip nicht untreu, nämlich unserer Freiheit des Glaubens und Gewissens, die wir in Christo haben (Galaterbrief).

Aber eben, das Prinzip, das ist ja das Aergerniß. Der Randzeichner spürt es selbst auf seinem weiteren Gange deutlich heraus, daß eine Verständigung der Protestanten und Katholiken auf dem Boden der geschichtlichen Thatsachen unmöglich sei. Er denkt auch nur an die „redlichen" Protestanten, an die gläubigen, „welche an den von Christus gelehrten übernatürlichen Heilswahrheiten festhalten wollen" und in den Reformatoren Gottesmänner erkennen müssen, nicht aber an die ungläubigen und unredlichen Rationalisten, die nun ein für allemal verloren sind. Die redlichen gläubigen Protestanten sollten aber unbefangen sein, zu erkennen, daß es nur zweierlei gibt, entweder ein ungläubiger Rationalist zu sein oder — ein Katholik.

Das klingt nicht übel, und wenn wir schadenfroh und parteiisch unbillig sein wollten, so könnten wir unsern protestantischen Gegnern, die uns Freisinnigen so gerne den Abfall von Christus an den Hals hängen, zurufen, sie möchten ein wenig über die Behauptung des katholischen Randzeichners als eine zutreffende nachdenken.

Leider, fährt dieser fort, können die redlichen Protestanten, wie sie meinen, von den katholischen factis dogmaticis nichts annehmen, als da sind die angebliche Anbetung Marien's und der Heiligen und die Autorität des Papstes als eine von Christus empfangene. Die Maria werde aber ja gar nicht angebetet; das Verdienst Christi nirgends geschmälert durch die Anrufung der Heiligen. „Nur die Ehrfurcht und Liebe findet hier Ausdruck, welche der Mutter Gottes sicherlich gebührt und die Macht der Bitte wird gepriesen, die sie auf Erden erwies und gewiß auch im Himmel besitzt."

Dagegen werden auch redliche Protestanten immer einzuwenden haben, daß weder in Jesu Lehre selbst, noch in der der Apostel von solcher Vermittelung, die dann alles Gebet zu Gott überwucherte, etwas zu finden ist; daß ferner im katholischen religiösen Volksbewußtsein die Himmelskönigin nicht ohne Schuld der Kirche selbst zur Göttin geworden ist, ein factum historicum und nicht nur dogmaticum. Auf wie schwachen

Füßen der Primat und das Bischofsthum des Petrus in Rom stehen, dem nachzuforschen möchte gerade Solchen am meisten geziemen, die zur Verlästerung der Reformation so großes Gewicht auf die zeitgenössischen Quellen legen.

Die Aussichten auf Verständigung, unter der freilich der Randzeichner eigentlich eine Rückkehr der redlichen Protestanten in den Schooß der allein selig machenden Kirche versteht, sind also zunächst nicht groß. Der Ausblick in die Zukunft gestaltet sich überhaupt trübe. Das protestantische Gift hat gleichsam die Philosophie, die Literatur, das soziale Leben durchseucht. Wie geschlossen steht der protestantischen Zersplitterung gegenüber die katholische Kirche mit dem Papst an der Spitze in ihrer imposanten Einheit da. Von da muß daher einmal die Rettung vor dem durch den Protestantismus drohenden Untergange der menschlichen Gesellschaft kommen. Und es fehlt nicht an Zeichen und Bestrebungen, die leise Hoffnung erwecken können. Dahin gehört eben die moderne katholische Geschichtschreibung, welche der Reformation und ihren Helden und Meistern die ideale Schminke abwischt, welche zeigt, wie moralisch tief gestanden sind ein Luther, Zwingli, der „eitle, liederliche und unredliche Poet" Hutten, „ein Verräther Deutschlands, ein Revolutionär schlimmster Art", der „wilde und gottlose Räuber" Sickingen, Philipp der Großmüthige mit seiner „schmachvollen Doppelehe", Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, der „Sodomiter", Albrecht von Brandenburg, der „fürchterliche Mordbrenner", Gustav Adolf, der „ehrgeizige Abenteurer". Dieselbe Geschichtschreibung, welche natürlich in ihrer Galerie keinen Platz mehr hat für so manche reizende Gestalt aus dem eigenen Lager, befleißt sich mit eifriger Berufung auf Lessing der „Rettungen" von den Protestanten angeschwärzter Männer. „Viele solcher Rettungen noch bleiben unserer Geschichte, namentlich in Deutschland, vorbehalten. Bis in die neueste Zeit herein hat ja das Vorurtheil edle Männer in Ungeheuer und Ungeheuer in edle Männer verwandelt. Es ist gräßlich zu denken, daß ein ganzes Volk durch solche Geschichtsfälschung bethört und zerrissen worden ist. Wird dieser Riß jemals gut gemacht werden? Wird die Zeit kommen, in der wir in Deutschland eine gemeinsame Walhalla großer Männer bauen können, welche die ganze Nation als solche verehrt?

„Eine gemeinsame Walhalla Deutschlands, das wäre ein entzückender Gedanke!

„Noch ist für sie kein Platz gefunden. Aber einige Bausteine liegen doch bereit. Wenn Lessing wieder auflebte, so würde er staunen, wie

viel falsche Verkleisterungen in unserer Bildergalerie abgenommen worden, wie viele Schmutzflecken hinweggewaschen wurden. Er würde bekennen, daß seine „Rettungen" eine glänzende Fortsetzung gefunden haben."

Wäre es dem guten Lessing wohl angenehm, von solcher Seite auf den Schild erhoben zu werden? Und könnte er nicht mit allem Rechte sagen: Es ist schon gut, Menschen zu schildern, wie sie in Wahrheit gewesen sind. Aber es ist unrecht, an den Gegnern nur das Böse zu sehen und nicht auch das Gute. Man soll, wenn man unparteiisch sein will, nicht eine Geistesrichtung damit verdammlich machen wollen, daß man die offenkundigen Gebrechen ihrer Träger allein in's Licht rückt, und nicht seine eigene Partei damit vertheidigen, daß man über die Fehler ihrer hervorragenden Männer schweigt.

Die Geschichtsfälschung, bedauert unser Randzeichner, macht sich besonders auch in unsern Klassikern geltend. Es bleibt aber auch da noch eine Hülfe übrig. „Die sogen. klassische Literatur existirt und wir können uns ihrem Einfluß in Deutschland nicht entziehen. Aber wir müßten für deren Lektüre wenigstens ein tüchtiges Vademecum ausstellen, welches neben den religiösen und sittlichen Irrthümern, die in ihr sich zeigen, auch die historischen Unwahrheiten aufdeckt." Das Vademecum würde dann allen deutschen Klassikern vorgedruckt.

Das ist nun einmal ein herrlicher Gedanke! So praktisch und so eminent pädagogisch zugleich. Also: Ihr lieben Jünglinge und Jungfrauen, und auch ihr Männer und Frauen, da habt ihr Meisterwerke zu lesen, aber nehmt euch in Acht, es sind viele Lügen darin. Da wäre es doch weit besser, man würde die Klassiker einfach in katholischem Sinne korrigirend umdichten. So ein Goethe, Schiller, Lessing, Heine mit bischöflicher Approbation, in der That, ein ganz reizender Gedanke!

Und endlich bleibt außer dem Vertrauen, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, daß auch ohne Verständigung mit den redlichen Protestanten Deutschland nur durch die Rückkehr zur Einheit des christlichen Glaubens, das heißt in katholisch-hierarchischem Sinne, eine nationale Wiedergeburt beschieden sei, noch der Trost des „geheimnißvollen, aber unbestreitbaren Weltgesetzes, daß die politisch Besiegten geistig über ihre Gegner herrschen". Der Kulturkampf sei eben nur der unmächtige Versuch gewesen, mit Gewalt die katholische Wahrheit zu erdrücken, dieser Versuch aber in sein Gegentheil umgeschlagen. Der Protestantismus sei

so unruhig, weil innerlich aufgelöst und zersetzt. So mögen denn die redlichen Protestanten zu Haufen — abfallen und katholisch werden. Hier der Weisheit letzter Schluß, wenn auch nicht so kurz und offen gesagt, doch so gedacht.

Wir danken bestens für diese Einladung, aber noch müssen wir sie ablehnen, die freundliche Lockung dieser katholischen Zeitstimme. So sehr wir ein offenes Auge haben für die Schattenseiten der reformatorischen Bewegung, so wenig wir die persönlichen Gebrechen ihrer Lenker und Helden vertuschen wollen, etwa darüber mit ein paar allgemeinen Redensarten hinwegschlüpfend, wie Janssen und der Randzeichner über die Gebrechen der katholischen Kirche und ihrer Häupter, so fest bleiben wir auf dem Grunde evangelisch-christlicher Freiheit bestehen, den eben die katholische Hierarchie verschüttet und die Reformation wieder aufgedeckt hat. Wir verkennen das viele Großartige und Gute, das die katholische Kirche geschaffen und gewirkt hat, nicht, aber auf dem Boden des Meisters stehend lassen wir unser Gewissen durch keine menschliche Autorität binden. Wir glauben, unser Prinzip sei dem Geiste des Christenthums gemäß, wie es unsere Gegner von dem ihrigen glauben. Mit Janssen'scher Geschichtschreibung wird der Protestantismus nicht getödtet; denn sie ist einseitig. So lange die Protestanten ihrem Prinzip treu bleiben und nicht den altkirchlichen Sauerteig der Unduldsamkeit unter sich fortwirken lassen, wie es leider schon von Luther an bis heute geschah, so lange besitzen sie auch in der Mannigfaltigkeit eine höhere geistige Einheit, die stärker ist als eine hierarchisch erkünstelte und erzwungene. Was der vielseitigen Entfaltung fähig, wie die Religion im ächten Protestantismus, bleibt auch lebensfähig. **O. H.**

Rundschau.

Die Staatsräthe von Genf und Neuenburg und die Regierung von Bern haben, nachdem sie die Ordnung nur noch durch Aufgebot von Militär hätten erhalten können, die Versammlungen der Heilsarmee in ihren Kantonen verboten. Sie versuchten erst allen Ernstes, ohne dieses Gewaltmittel durchzukommen; der Staatsrath von Neuenburg z. B. erließ eine äußerst würdige Ermahnung an die Bevölkerung. Als aber solche Maßregeln nichts fruchteten und öffentliche Unruhen schlimmster Art zu befürchten waren, durften diese Regierungen nicht

nur ein solches Verbot erlassen, sondern es war eben kurzweg ihre Pflicht. Schöner wäre es freilich gewesen, wenn die Bevölkerung durch ein durchaus passives Verhalten die Angriffe des Fräulein Booth am empfindlichsten heimgewiesen hätte. Daß unser Volk diese Selbstüberwindung nicht üben konnte, qualifizirt es noch lange nicht zu dem Pöbel, als welchen es die „Neue evangelische Kirchenzeitung“ zu bezeichnen liebt, die es allerdings mit Freuden begrüßen würde, wenn sie derart ihren unter einem strammen kirchlichen Regiment aufgewachsenen Berlinerpöbel an Rohheit überboten sähe. Etwas schwierig machte sich für die unsere Staatsbehörden das Einschreiten, weil die uniformirten Apostel in der Schweiz darauf verzichtet hatten, ihre Angriffe schon auf öffentlicher Straße einzuleiten. Es konnte nämlich die Frage entstehen, ob ein solches Vorgehen in geschlossenem Lokal eine Ruhestörung und ob die Kultusfreiheit nicht auch diesem exotischen Gewächs gegenüber zu respektiren sei. Wenn obgenannte Regierungen einfach im Interesse der öffentlichen Ordnung einschritten, erklärten sie damit ganz deutlich, daß sie noch eine zu gute Meinung von Religion haben, als daß sie all' diese tollen Auswüchse ihr auf's Kerbholz setzen konnten. Die von der Gräfin Gasparin veröffentlichten Statuten der Heilsarmee sollen in mehr als einem Punkt an die Ordnungen der Gesellschaft Jesu erinnern, die Erzählungen und Ansprachen der männlichen und besonders auch der weiblichen Apostel vielfach so ehrlich aus dem Leben genommen sein, daß sie den obscönen Schaubuden gleichkommen, die man im Interesse der Sittlichkeit überall je länger je mehr verbietet. Wenig Dank verdient ein Theil unserer Orthodoxen, daß sie solche querköpfigen, ja unsittlichen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens ohne weiters als religiöse in Schutz zu nehmen gewillt sind, wenig Vertrauen der Gerechtigkeitssinn dieser gleichen kirchlichen Fraktion, daß sie, nachdem sie noch eben einen innert vier Wänden und ganz still verlaufenden Sozialistenkongreß zum Lande hinausgepoltert, nun auf einmal über Bedrückung zetert, da die nämliche Bevölkerung an diesen unter dem Namen des Christenthums auftretenden Ausschreitungen einen mindestens so berechtigten Anstoß nimmt wie dort.

— Württemberg besaß bis jetzt besondere Pfarrgemeindräthe, Behörden, welche auf Grund vom Pfarrer selbst gemachter Vorschläge durch die Gemeinden gewählt werden. Ihre Mitglieder sollten die Gemeinden dem Pfarrer gegenüber vertreten, aber ebenso sehr Vertrauensmänner des Pfarrers gegenüber der Gemeinde sein. Ihr Amt soll einen

vorwiegend geistlichen Charakter tragen und vor allem die Handhabung einer christlich-brüderlichen Kirchenzucht und die Förderung evangelisch-kirchlicher Interessen umfassen. Die Verwaltung der Finanzen, Ausschreibung und Einzug der Kirchensteuern u. s. w. besorgte bis jetzt der Gemeindrath der politischen Gemeinde. Nun soll's anders werden. Als die Landessynode vor vier Jahren zum letzten Mal tagte, nahm sie eine neue Gemeindekirchenordnung an. Nach den Grundsätzen derselben löst sich die Kirche aus dem bisherigen Verband mit der politischen Gemeinde los und bekommt in allen Dingen ihre eigenen Organe. Das Pfarramt selbst wird dabei mit verschiedenen Zweigen der Verwaltung belastet. Einsichtige Männer der verschiedenen kirchlichen Richtungen in Schwaben schreiben diese Neuerung dem persönlichen Ehrgeiz einer Reihe von geistlichen Häuptern zu, die gerne wieder etwas regieren möchten und dadurch zu weltlichen Macht- und Strafmitteln, wie das Zitationsrecht u. A. zu kommen hoffen. Wenn uns hier zu Lande diese angestrebte Neuerung nicht gerade stößt, kommt es daher, daß wir in unsern Kirchenpflegen ganz den in Württemberg angestrebten Kirchengemeindräthen analoge Behörden besitzen, denen einerseits die geistlichen Funktionen des Pfarrgemeindrathes überbunden sind, daneben aber auch die Finanzverwaltung der Kirche. Etwas wie Zitationsrecht 2c. wieder zu verlangen, fiele freilich bei uns niemand Vernünftigem ein. Wenn die Einsichtigern in Württemberg für diese Neuerungen der Landessynode auf ein Dementi durch die Landstände hoffen, ist es ein ähnliches Vertrauen wie wir es in Sachen des Taufzwangs auf den Kantonsrath setzen.

Mittheilungen.

Der am 19. Februar zusammentretende zürcherische Kantonsrath hat u. A. zu berathen über ein Wuchergesetz, die landwirthschaftliche Nothlage, die Landeskirche und die Todesstrafe. — Zu Feldpredigern werden vom Bundesrath ernannt die Zürcher Pfarrer Rabholz in Kloten für's Regiment 22, Herold in Winterthur für's Regiment 23, Bartholdi in Thalweil für's Regiment 24. — Die luzernische Regierung beschließt, angesichts des mit Rücksicht auf die vielfach herrschende Nothlage für Armenunterstützung schon hinlänglich in Anspruch genommenen Unterstützungskredites keine Beiträge an diesjährige Vereinsfeste zu verabfolgen. — Als Pfarrhelfer, Spital- und Zuchthauspfarrer in Liestal wird Herr Schulinspektor Kestenholz gewählt. — Die bernische Regierung ersucht den Bundesrath, die Einberufung von Truppen auf einen

Sonntag soviel als möglich zu vermeiden und untersagt gleichzeitig jede Versammlung der Heilsarmee innerhalb des Kantons. — Rüegsau, Ktn. Bern, wählt Herrn Pfarrer Grütter, Sohn. — Die Primarschulen des Ktns. Solothurn werden von 78,2 % katholischen, 21,7 % protestantischen und 0,1 % israelitischen Kindern besucht. — Nach Corbast, Ktn. Freiburg, ist unter Vorbehalt eines Kolloquiums, Herr Haberkorn, Zögling der Predigerschule gewählt. — Der Stadtrath von Neuenburg beschloß in seiner Sitzung vom 5. Februar mit Einstimmigkeit die Errichtung eines Monuments für Herrn Prof. Desor auf dessen Grab in Nizza nach den vom Gemeindrath vorgelegten Entwürfen und Kostenvoranschlägen, sodann die Prägung einer Medaille zur Erinnerung an den Dahingeschiedenen und die Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte sammt einer Notiz über die von ihm verfaßten wissenschaftlichen Arbeiten. Ein Saal des neuen ethnographischen Museums soll „Salle Desor" und der im Süden vom Crêt zu errichtende Garten „Jardin Desor" genannt werden. — Die Regierung Neuenburgs beauftragte sämmtliche Gensdarmeriebrigaden des Kantons, je 3 bis 5 Mann in Feldausrüstung nach Neuenburg abzuordnen, um die dortige Polizei zu verstärken, die den zahlreichen Tumultuanten machtlos gegenüberstand, welche die Gebetsversammlungen der Heilsarmee störten. — In Neuenburg starb, 76 Jahre alt, J. P. O. Girard, der älteste Pfarrer der Nationalkirche. — Im Kasino zu Genf fand eine Versammlung von Bürgern statt, welche eine Petition an den Staatsrath um Aufhebung des Dekrets vom 2. Februar in Sachen der Heilsarmee beschlossen. Die Petition führt aus, daß der Beschluß, die Versammlungen der Heilsarmee für einige Zeit zu inhibiren, dem kantonalen und eidgenössischen öffentlichen Recht zuwiderlaufe, den toleranten Gewohnheiten des Genfer Volkes widerspreche und auf einem Gesetze basire, welches im vorliegenden Falle gar nicht zur Anwendung kommen könne. — Vier Offiziere der Heilsarmee sind wegen Schriftenlosigkeit und Mißachtung polizeilicher Befehle aus Genf ausgewiesen worden und ebenso die Marschallin Booth wegen Veranstaltung einer Sammlung, über deren Zweck sie jede Auskunft verweigerte. — Laut ärztlichem Zeugniß sind in Genf bereits drei weibliche Personen in Folge der Exerzitien der „Heilsarmee" geisteskrank geworden. — Der Große Rath von Tessin genehmigte nach langer Diskussion den Bericht der Kommission über die Bisthumsfrage. Der Staatsrath wurde beauftragt, für Wiederherstellung einer eigenen kantonalen kirchlichen Verwaltung zu sorgen, und bevollmächtigt, zu diesem Ende Alles zu thun, was er für nothwendig und angemessen erachte. — Lausanne wurde kürzlich durch die Partei des »Réveil« mit einer aparten innern Mission beglückt. Der Kirchgemeinderath, indem er über diese Sache zur Tagesordnung schritt, betraute hingegen eine Kommission mit Prüfung einer Anregung, wonach von Seiten der Landeskirche in den verschiedenen Kirchen öffentliche populäre Vereinigungen, nicht spezifisch geistlichen Charakters abgehalten und in denselben von Geistlichen und Laien gemeinsame Gegenstände der Gemeinnützigkeit und

öffentlichen Moral besprochen werden sollen. Das Ganze soll gehoben werden durch Gesang und geistliche Musik. — Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft wird in ihrer dießjährigen Versammlung in Frauenfeld folgende Gegenstände behandeln: 1) Die erzieherische Aufgabe der Volksschule, mit besonderer Rücksicht auf die sittlichen und volkswirthschaftlichen Zustände der Gegenwart (Referent: Seminardirektor Rebsamen in Kreuzlingen). 2) Die Frage der staatlichen, allgemeinen und obligatorischen Versicherung, in Bezug auf Krankheit, Alter und Arbeitsunfähigkeit (Referent: Ständerath Dr. Göttisheim in Basel). — Eine durch Bundesrath Schenk einberufene Konferenz zur Berathung der Alkoholfrage, bestehend aus Delegirten der gemeinnützigen Vereine, hat die Nothwendigkeit von Maßregeln gegen den Alkoholismus konstatirt und die Einberufung einer Generalkonferenz aller Delegirten beschlossen. — Die dießjährige christkatholische Nationalsynode der Schweiz findet am 16. und 17. Mai in Zürich statt.

In Gebweiler, Elsaß, starb auf der Kanzel der reformirte Pfarrer Burkhardt. — Anläßlich der in Halle stattgehabten Missionskonferenz der Provinz Sachsen wurde Pastor Dr. Werneck um seiner Verdienste für das Missionswesen willen zum Doktor der Theologie ernannt. — Wilhelmsdorf bei Bielefeld richtete unlängst eine Arbeiterkolonie ein, welche arbeitslosen Handwerksburschen gegen zu leistende Arbeit landwirthschaftlicher Art Kleider und Nahrung verabfolgt. Ihren städtischen Verhältnissen entsprechend folgt kürzlich Harford a. d. Werra mit einer auf dem Steuerweg errichteten Herberge, wo Arbeitergesuche der Meister vermittelt werden und für Arbeitslose eine schnell zu erlernende Arbeit eingeführt ist. Mehr nach diesem städtischen Muster will die Provinz Sachsen vorgehen, während Wilhelmsdorf nächstens von der Provinz Hannover kopirt wird, das gerne seine großen Moore nördlich von Gifthorn kultiviren möchte. — Das Gericht in Magdeburg erklärte die Sonntagspolizei-Verordnung für Sachsen für rechtsungültig. — Der 14. allgemeine Protestantentag wird zu Pfingsten in der Pfalz, zu Neustadt a. d. Hardt abgehalten. Die Hauptverhandlungsgegenstände sollen, angesichts der 400. Säkularfeier Luthers, die Persönlichkeit und das Werk dieses Reformators behandeln. — Zu Ehren des kronprinzlichen silbernen Hochzeitsfestes wurden in ganz Deutschland etwa 800,000 Mark gesammelt, die zu einem wohlthätigen, vom kronprinzlichen Paar zu bestimmenden Zwecke verwendet werden sollen. Die Stadt Berlin hat für die Feier noch extra 200,000 Mk. gegeben, wovon 118,000 Mk. zur Errichtung eines Krankenpflegeinstitutes dienen sollen. — Der Papst richtete anläßlich der silbernen Hochzeit des deutschen Kronprinzen ein Schreiben an denselben, gleichzeitig den Wunsch um Wiederherstellung des religiösen Friedens ausdrückend. — In Berlin haben, seit die Stolgebühren abgeschafft sind, die Taufen sich um 7000, die kirchlichen Trauungen um 1600 vermehrt. Austrittserklärungen aus der Landeskirche kommen kaum mehr vor. — Der Kultusminister v. Goßler beschied die

Beschwerde der Krefelder Stadtverordneten gegen die dortigen Simultanschulen ablehnend. — Die Petition gegen die Abänderung des Zivilstandsgesetzes wurden von der Kommission des deutschen Reichstages zurückgewiesen.

Der österreichische Strafgesetz-Ausschuß beschloß am 31. Januar prinzipiell die Aufnahme der Todesstrafe in's neue Strafgesetz mit 8 gegen 7 Stimmen. — In Oesterreich-Ungarn sollen jährlich 15,000 bis 20,000 Bauerngüter unter den Hammer kommen. — Der ungarische Minister des Innern erließ eine Verordnung, wonach die Baptisten und Nazarener sich weder als Kirchengemeinde konstituiren, noch Prediger anstellen dürfen. — Der ungarische Kardinal Haynald erließ einen Hirtenbrief, worin er die Bestrebungen eines Theils des niedern Klerus gegen die Simultanschulen und gegen die Zivilehe entschieden mißbilligt.

Die ritualistische Bewegung in der englischen Kirche dauert fort. Eine dießfällige Klage der antiritualistischen »Church Association« an den Londoner Bischof beantwortet dieser in gereiztem Ton.

Der französische Senat wies einen Artikel zurück, welcher die religiösen Embleme aus dem Sitzungssaal verbannte.

In der Nacht vom letzten Freitag brannte der berühmte Palast Sforza Cesarini in Rom theilweise nieder, wobei auch die daselbst aufbewahrte Korrespondenz Sixtus' V. in Flammen aufging.

Der Minister der spanischen Kolonien kündigt das Erscheinen eines Dekretes an, welches 40,000 Sklaven auf Kuba befreit. — Der spanische Senat hat mit 112 gegen 22 Stimmen bei zahlreichen Enthaltungen die neue Eidesformel angenommen, welche, je nach der religiösen Ueberzeugung, es freiläßt, dem König Treue förmlich zu schwören oder sie nur zu versprechen.

Ein Korrespondent des „Journal des Debats" entwirft ein trauriges Bild von der Verfolgung der syrischen Christen durch mohammedanischen Fanatismus. Kein Tag vergehe ohne irgend eine Angriff auf die Christen; im ganzen Lande herrsche Schrecken; die Autorität der Pforte sei eine Illusion und die meisten Beamten seien mehr oder minder offenbar Mitschuldige der Verbrecher.

Literarisches.

*** Der Pessimismus und die Sittenlehre. Eine Untersuchung von Joh. Rehmke. Leipzig und Wien, Verlag von Julius Klinkhardt.

Da in den „Zeitstimmen" schon wiederholt der Pessimismus, diese merkwürdige pathologische Erscheinung unserer Zeit, besprochen worden ist, mag es am Platze sein, hier auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die diesem Gegenstande in der Weise gewidmet ist, daß sie der geschichtlichen Entwicklung der Sittenlehre, insofern

sie Arm in Arm mit dem Pessimismus aufgetreten ist, nachgeht, um nach ruhiger Prüfung des so Gewonnenen den Pessimismus in seinem Werthe für die Sittenlehre zu würdigen. Der Verfasser hat dabei die löbliche Absicht, das deutsche Volk (wohl im weitesten Sinne des Wortes) von dem eingeschlichenen Alp des Pessimismus zu befreien und nach Kräften für seine wahre sittliche Entwicklung einzutreten. Um so mehr darf seine Schrift allen Denen zum Studium empfohlen werden, die in der so wichtig gewordenen Pessimismusfrage sich orientiren wollen und dabei eine streng philosophische Untersuchung nicht scheuen. Zuerst führt der Verfasser seinen Lesern kurz den Pessimismus in Indien nach seinen beiden Gestaltungen, als den dogmatischen, aber nur bedingten im Brahmanismus und den unbedingten, aber nur empirischen im Buddhismus vor, um nach diesem mikrokosmischen Pessimismus den Pessimismus in Europa in seiner ebenfalls zwiefachen Gestalt, als den nur scheinbar makrokosmischen bei Schopenhauer und den wirklich makrokosmischen bei Hartmann zu behandeln. Mit besonderer Einläßlichkeit und Sorgfalt wird der letztere untersucht, der sich prinzipiell als metaphysischer Pessimismus des Unbewußten darstellt, aber mit einem empirischen Pessimismus als Appendix verbunden. Scharfsinnig, klar, überzeugend wird das Unhaltbare, Widerspruchsvolle, Verkehrte dieser modernen pessimistischen Systeme in speziell ethischer Hinsicht nachgewiesen. Sowohl dieser negativen Kritik als auch verschiedenen positiven Ausführungen des Verfassers — darunter sehr wesentlichen — stimmen wir völlig bei, so namentlich der scharfen Unterscheidung zwischen Glück im niederen und Glück im höheren Sinne und der Betonung der Wirklichkeit und Nothwendigkeit des letztern, und von den Schlußthesen sind uns die zwei, daß der Pessimismus untauglich sei, die Basis einer Sittenlehre zu bilden, und daß es ohne ethischen Optimismus keine Sittenlehre und Sittlichkeit gebe, ganz aus dem Herzen gesprochen. Dagegen können wir den beiden andern Schlußthesen (II u. III) nicht beipflichten. Hier scheint uns vielmehr der Verfasser selbst noch mit dem einen Fuße auf pessimistisch-gegnerischem Boden zu stehen. Was er — doch wohl nicht ganz genau — Eigenlust-Pessimismus, was man aber sonst gemeiniglich empirischen Pessimismus nennt, ist uns nicht eine Wahrheit, sondern erscheint uns so unbeweisbar, einseitig, trivial wie der gewöhnliche empirische Optimismus, und wir können daher in ihm nicht einen nothwendigen Begleiter und Förderer des sittlichen Lebens erkennen, den die Sittenlehre als wirksames Mittel gegen den Egoismus in ausdrücklicher Weise mit in sich aufzunehmen, den sogar die Pädagogik nicht (S. 92) frühzeitig dem Individuum einzuimpfen hätte; wir fürchten, dieser Impfstoff dürfte kein sehr gesunder sein. Im Weiteren ist zwar die Art, wie der Verfasser das Verhältniß zwischen Glückseligkeit und Sittlichkeit ins Reine zu bringen sucht, sehr zu beachten, und es ist gewiß ein dankenswerther Beitrag zur Lösung dieser Frage, daß er darauf aufmerksam gemacht hat, wie die Glückseligkeit — als Besitz der Gotteskindschaft — nicht erst nach, sondern schon vor dem sittlichen Wollen als dessen Basis da sei. Aber zu weit gegangen ist es,

wenn darum die Glückseligkeit als natürliche Folge der Sittlichkeit ganz gestrichen wird (S. 114) — denn damit wird in rigoristischer Weise jede innere Befriedigung über vollbrachte gute Handlungen, jede Wonne über einen erkämpften moralischen Sieg geleugnet oder verpönt — und ebenso, wenn jedes Streben nach Glück als egoistisches Wollen in einen absoluten Gegensatz zum sittlichen Wollen gestellt und verworfen wird. Auch der idealste und frömmste Mensch wird ohne Selbsttäuschung nicht bestreiten können, daß er es bei der Glückseligkeit der Gotteskindschaft noch nicht bewenden läßt, sondern mit den von ihm in Haushalt und Beruf, im täglichen Handel und Wandel ergriffenen Maßregeln auch sein perpersönliches, ja sogar leibliches Glück erstrebt, ohne darin, wenn es in rechter Weise geschieht, nur einen Rest seines natürlichen Menschen, eine bloße Regung des noch nicht unterdrückten Egoismus zu erblicken. Auf dieses Streben nach Glück, auf die direkte Sorge für's eigene Wohl, die zwar nie Grundlage und Ausgangspunkt der Ethik sein darf, aber einen wichtigen Behandlungsgegenstand derselben bildet, verzichten wollen oder müssen, wäre im Grunde derselbe ätherische Hyperidealismus, den Hartmann mit seiner Leugnung alles Glückes in und außer der Sittlichkeit, allerdings in noch weit größerem Maße, den ethischen Menschen zumuthet. (P. Christ.)

*** Dr. Eduard Grafe, Ueber Veranlassung und Zweck des Römer-Briefes. 100 S. Freiburg, Mohr, 1881.

Wer sich mit neutestamentlichen Studien beschäftigt, wird sich gerne an der Hand obiger Schrift über den gegenwärtigen Stand der Frage des Römerbriefes orientiren lassen. Im ersten Theile gibt der Verfasser einen klaren und vollständigen Ueberblick über die Entwicklung dieser Frage, anhebend mit Baur, der zum ersten Male eine wirklich geschichtliche Behandlung des Briefes durchführte. Daran schließt Grafe die Begründung seiner eigenen Ansicht, in der er der Baur'schen Hypothese entgegentritt, wonach bekanntlich die Leser des Briefes, die Angehörigen der römischen Christengemeinde, Judenchristen waren, denen gegenüber Paulus sein apostolisches Amt und seinen eigenthümlichen Beruf vertritt. Vielmehr war die Gemeinde eine heidenchristliche und gesetzesfreie gewesen, bis, wie in den galatischen Gemeinden, Judaisten eindrangen, die das paulinische Christenthum im schlimmsten Lichte darstellten und dadurch eine spätere Wirksamkeit des Apostels unmöglich oder wenigstens schwierig machten; und diese Zustände in der römischen Gemeinde, dieser durch Judaisten herbeigeführte Zustand des Zwiespaltes war die Veranlassung des Schreibens, in welchem Paulus die Leser erst recht und ganz in sein Evangelium einführen, sie darin befestigen will. Dies ist die Ansicht des Verfassers, in der er sich, wie überhaupt in seiner Auslegung, so ziemlich an Weizsäcker anschließt. (P. Böhringer.)

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. | Nro. 5. | 3. März.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Aus dem Zürcher Rathsaal.

Endlich hat unsere Kirchengesetzesvorlage einen Erfolg errungen. Am 20. und 21. Februar ist gegenüber allen Verschiebungsanträgen sofortiges Eintreten beschlossen und der allgemeine Rathschlag durchgeführt worden. Dieses Resultat ist wesentlich dem klaren und überzeugenden Votum des Referenten, Herrn Prof. Georg v. Wyß, zu verdanken und es traf derselbe so recht den Nagel auf den Kopf mit der Bemerkung: „So weit ich die vaterländische Geschichte kenne, habe ich noch immer gefunden, daß es besser sei, schwierige Fragen fest in's Auge zu fassen, als dieselben auf unbestimmte Zeit bei Seite zu schieben." Immer entschiedener bemächtigte sich diese Stimmung des Rathes: Einmal muß es doch sein, so sei es jetzt! „Die Kommission und ihre Vorfahren haben eine ernste Arbeit vollbracht und dem Rathe vorgelegt, die Sache ist spruchreif, es wäre nicht männlich und der Würde des Rathes nicht angemessen, wenn er seinerseits die allerdings nicht leichte und angenehme Arbeit eines Kirchengesetzes nicht auch einmal auf sich nehmen wollte." So sagte mir ein angesehenes Mitglied des Rathes. Geschäfte der dringendsten Art lagen auf dem Kanzleitisch; dennoch gewährte man dem Kirchengesetze einen vollen Sitzungstag und beschloß für die Detailberathung eine eigene Sitzung im März.

Neben den drei Referenten der drei Kommissionsanträge meldete sich, abgesehen von den Ordnungsmotionen, Niemand zum Worte, als der Vorsitzende der Synode; die Voten waren erschöpfend und nach

allgemeinem Urtheil gediegen. Sie wurden mit Interesse angehört, zum Theil mit lautloser Stille, wie sie nur bei den wichtigsten Verhandlungen im Saale herrscht. Die Tribüne war am Mittwoch von einer Anzahl kirchlicher Persönlichkeiten besetzt.

Aus unseren frühern Berichterstattungen, sowie aus den Synodalverhandlungen wird der Leser die in Frage kommenden Gesichtspunkte bereits kennen. 1. Soll überhaupt eine Aenderung in der kirchlichen Gesetzgebung getroffen werden? 2. Ist die Verbindung mit dem Staate möglichst beizubehalten (Kommissionsmehrheit)? 3. Oder soll das Band gelöst werden mit Dotation (Knus) 4. oder ohne solche? (Vögelin). — Wir lassen einige Streiflichter auf die Diskussion fallen, indem wir im Uebrigen auf die Tagesblätter verweisen.

Für das Eintreten durfte man sich auf die Verfassung von 1869 berufen, welche die Stellung der Kirche zum Staat geändert, wenn sie auch den Namen „Landeskirche“ beibehalten. Sie gewährt selbständige Ordnung der Kultusverhältnisse, während früher der gesetzgebende Rath das letzte Wort gesprochen. Sie verheißt aber auch ein Organisationsgesetz. Dieses letztere Versprechen blieb unerfüllt; es bahnte sich zwar ein Modus vivendi an für dasjenige Gebiet, wo die Kirche sich mit dem Staate berührt; aber ein festes Recht fehlt und es gibt noch verschiedene Punkte, welche kontrovers werden könnten, wie sich Anfangs eine große Unsicherheit der Staatsbehörden fühlbar machte. So wurden z. B. früher die Wahlen der Geistlichen vom Regierungsrathe anerkannt, dann kaum mehr ad notam genommen, jetzt wieder protokollirt. Eine Zeitlang erschien der Jahresbericht des Kirchenrathes noch mit demjenigen des Regierungsrathes zusammen, später als separate Berichterstattung an den Kantonsrath u. s. w. Am meisten empfindet diesen Mangel eines festen Rechtsbodens offenbar der Kirchenrath und es muß wohl Niemandem so viel an einem Kirchengesetz liegen wie dieser Behörde. Das alte Gesetz hat seine Gültigkeit in vielen Punkten verloren, es ist „durchlöchert“. Aber nicht nur das; es besitzt auch in den übrigen Theilen nicht mehr das rechte Ansehen, da es ja doch theilweise „veraltet“ ist. Dennoch wird es vielleicht noch schwerer sein, das Bedürfniß einer Aenderung dem Volke darzuthun, als dem Kantonsrathe, weil jener noch weniger Einblick in die Kanzlei des Kirchenrathes hat und ihm nur vor Augen schwebt, daß bisher auch ohne Gesetzesänderung ein Kirchenregiment möglich war. — Aehnlicher Weise hat die Gesetzesnovelle betr.

Geschäftsreglement des Kantonsrathes s. Z. beim Volke keine Gnade gefunden. — Wenn aber die Bemerkung im Votum des Herrn Blumer richtig war, daß das kirchliche Leben seit einigen Jahren wieder mehr in Fluß gerathen, so trägt diese Strömung vielleicht auch das Kirchengesetz in den sichern Port.

Herr v. Wyß konnte bei seinem Rückblick auf die Geschichte der kirchlichen Gesetzgebung im Kanton Zürich seit den Dreißiger Jahren leicht zeigen, wie die Entwicklung auf eine unabhängigere Stellung der Kirche hindränge. Das Gesetz von 1861 brachte jedoch einen Rückschritt, indem der Kantonsrath (§ 9 und 10) die Initiative erhielt, in kultischen Dingen eine Aenderung zu veranlassen, während ihm früher blos das Placet zustand. Erst seit 1869 schaltet die Geistlichkeitssynode souverain. Doch hindert keine genaue Vorschrift den Kantonsrath, wenn er sein Oberaufsichtsrecht über kultische Dinge ausdehnen wollte, sondern blos ein unbestimmt gefaßter Verfassungsparagraph. Kurz, es liegt in der Logik der Thatsachen, daß die Geistlichkeitssynode, dieser „Kopf ohne Rumpf" durch Aufnahme des Laienelementes ergänzt und zur kirchlichen Volksvertretung gemacht werde. Antistes Finsler wies darauf hin, daß Zürich der einzige Kanton sei, der die reine Geistlichkeitssynode besitzt und daß die Besorgnisse wegen einer gemischten Synode sich nirgends gerechtfertigt. In der That sind diese grundlos. Man fürchte doch nur keine Vergewaltigung der religiösen Freiheit, da unsere Verfassung längst jeden Zwang ausschließt! „Der Staat im Staate" aber ist eine Popanz! Und die Meinung, als ob eine Synode nichts zu thun habe, wiederlegt sich auf den ersten Blick, wenn wir die Synodalprotokolle der letzten zwanzig Jahre durchgehen. Wir haben folgende Traktandenliste zusammengestellt:

1. Kirchenorganisation (1864, 1869, 1870, 1871, 1872, 1878, 1882).
2. Kinderlehre und Unterweisung (1863, 1866, 1867, 1868, 1878, 1879).
3. Liturgie (1864, 1866, 1868, 1875).
4. Kirchengesang (1880, 1881).
5. Bibelübersetzung (1877, 1879).
6. Kirchliche Buchführung (1874).
7. Konfirmation (1878).
8. Studiengang der Geistlichen (1874).

9. Religiöse Richtungen derselben (Motion Wolfensberger 1865).
10. Wittwen- und Waisenstiftung (1876, 1877).
11. Eingaben an die gesetzgebende Behörde betr. Wirthschaftsgesetz und Polizeistunde (1867).
12. Betr. Schulgesetz (1871) und Artikel 27 der Bundesverfassung (1875).
13. Betr. Gemeindegesetz, Kirchenpflege (1874).
14. Anregung betr. Sonntagsruhe bei den Verkehrsanstalten (1863).

Mehrfach nahm allerdings die Synode die Gelegenheit wahr, ihren Einfluß auf den Gang des Staatslebens geltend zu machen; aber doch nur auf dem spezifisch religiösen Gebiet und gewiß nicht in besorgnißerregender Weise. Was die kultischen Angelegenheiten betrifft, so zeigt sich aus Obigem, daß eine mannigfache Veranlassung zu Berathungen in diesem Gebiete vorliegt. Dazu sind wichtige Fragen (betr. Kinderlehre, Konfirmation, Fürsorge für die Hinterlassenen der Geistlichen) noch nicht endgültig erledigt, andere kehren von Zeit zu Zeit wieder.

Es trifft sich nicht übel, daß soeben im Aargau die gemischte Synode für die Schule von höchst achtbarer Seite vorgeschlagen und von der Lehrerversammlung auf den Schild erhoben wurde, um die Schule dem Volke näher zu bringen. Wunder wirken wird diese Organisation nirgends, aber jeglicher Nutzen für das kirchliche Leben wird ihr nicht abzustreiten sein.

Nachdem wir diese nächstliegende Kampfesposition beleuchtet, werfen wir noch einen Blick auf die Reden von Vögelin und Knus, die mit 17, resp. 21 gegen 112 Stimmen (Kommissionsmehrheit) unterlegen sind, als es sich um Eintreten auf den einen oder andern Vorschlag handelte. Die Kommissionsmehrheiten haben bei allen Gesetzesvorlagen einen bedeutenden Vorsprung vor den Minderheiten; wer irgend sich mit der Sache nicht näher befaßt oder mit sich nicht ganz im Reinen darüber ist, stimmt lieber zur Mehrheit. Im vorliegenden Falle kam die Furcht vor gewagten Experimenten und vor der Volksabstimmung dazu.

Vögelin zeigte mit Namen und Zahlen das Wachsen der religiösen Denominationen und ihre großen Geldopfer. Die Methodisten z. B. warfen vergangenes Jahr 45,000 Fr. für ihre Zwecke aus. Der Staat leistet ihnen nichts, der Landeskirche aber 551,635 Fr., während doch nie ein eigenes kantonales Kirchengut bestand, sondern der Staat nach Gutfinden mit dem eingezogenen Klostergut schaltete und dasselbe in alter und neuer Zeit (Rheinau) zu humanitären Zwecken

verwendete, wie Vögelin auch jetzt vorschlägt, nach Streichung des Kultusbudget für Krankenpflege ꝛc. die gleichen Summen auszuwerfen.

Dem gegenüber konnte v. Wyß mit Fug und Recht entgegnen, daß Zürich niemals Kirchen- und Klostergut eingezogen, ohne für die vorhandenen kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen. Anderseits mußte er zugeben, daß von einem historischen Nachweis dessen, was in der Reformationszeit säkularisirt worden, keine Rede mehr sein könne.

Scheinbar treffend war Vögelin's Hinweis darauf, daß der Staat die Pfarrwahl den Gemeinden abgetreten, ohne daß die letzteren dafür eine Pflicht übernommen. Kirchensatz und Widumgenuß haben einst zusammengehört. Aber v. Wyß kehrte den Spieß um und zeigte, daß die Patrone sich des Rechtes des Pfarrsatzes zu Gunsten der Gemeinden nicht selten begeben haben, wenn sie aber das Widum behielten, so blieb ihnen auch die Last des Unterhaltes der Kirche und ihrer Diener.

Aber die Kirche hat kein Bekenntniß, keinen gemeinsamen Glaubensgrund mehr! Sie ist keine geschlossene Korporation! Darauf v. Wyß: Bei allen Differenzen haben wir doch ein Bekenntniß: Einer ist unser Meister, Christus! Welch' merkwürdiges Zugeständniß im Munde eines Anhängers der evangelischen Gesellschaft! Abgenöthigt von einem Manne, den diese Partei vor Jahren wegen dogmatischer Differenz aus der Kirche hinausdrängen wollte. Aber auch deine Wege sind wunderbar, der du uns glauben machst: „Es ist wahr, ich habe diesen Zustand der Bekenntnißlosigkeit in der Zürcher Kirche herbeiführen helfen; jetzt aber erscheint mir mein ehemaliges Ideal als Zerrbild, als keine Kirche mehr. Mein Kirchenbegriff ist jetzt derjenige des preußischen Kultusministers!“ Herr Vögelin konnte den Angriff des Antistes, der ihm dieses vorhielt, allerdings mit dem Recht weiterer Entwicklung seiner Begriffe und Ideen pariren; aber es mag doch Wenigen diese „Entwicklung“ plausibel geworden sein.

Eigenthümlich berührte uns die Aeußerung eines Rathsmitgliedes nach der Sitzung, es habe mit großem Bedenken zu den Anträgen Vögelin's gestimmt, weil sie den religiösen Eifer erregen könnten, während er die Kirche lieber an der Auszehrung sterben ließe. Auch Herr Vögelin deutete an, daß ein Theil der Kirche nach der Streichung des Kultusbudget „die Probe bestünde“, indem die nöthigen Opfer zusammengebracht würden. Ob Herr Vögelin sich dieses weiter ausgemalt und insbesondere an die ärmern Gemeinden gedacht, scheint uns nicht

wahrscheinlich. Auch bemerkte v. Wyß mit Recht, man solle nicht dergleichen thun, als ob der Staat bis jetzt der einzige Zahlmeister gewesen, die Gemeinden haben ja bereits Jahr für Jahr erhebliche Opfer gebracht. In der That zeigt ein Blick in die Statistik von 1881, daß von den Gemeinden 314,751 Fr. für das Kirchenwesen ausgegeben wurden nebst 42,280 Fr. für Tilgung von Passiven und daß hievon 207,354 Fr. durch Steuern aufgebracht werden mußten. Ferner war die Bemerkung von Herrn Knus sehr richtig, daß das humanitäre Budget, welches an die Stelle des Kultusbudget träte, ein Geschenk à la Crispinus bezw. eine verdeckte Budgeterhöhung wäre; denn die betreffende Summe müßte im Lande doch zusammengesteuert werden und zwar in der Hauptsache von denselben Leuten.

Vielleicht dürfen wir den Standpunkt der Kommissionsmehrheit als den konservativen, denjenigen Vögelin's als den des Katheder-radikalismus bezeichnen. Der von Knus eingebrachte Vorschlag macht jedenfalls einem Stadtrath alle Ehre, indem er einen stark verschlungenen ökonomischen Knoten vorzüglich gelöst hätte, und zwar so, daß man aus dem Stadtrath auch den Pfarrer herausfühlte (Alte Liebe rostet nicht!), was bei Vögelin nicht gerade der Fall war.

Das Votum Knus fiel in einen ungünstigen Zeitpunkt; denn voran ging die längere und glänzende Rede Vögelin's, die Versammlung gönnte sich zum Theil eine Erholungspause, ein anderer Theil hatte das Urtheil ja doch schon in der Tasche und gab sich der Privat-unterhaltung hin. Ein anderer Theil hörte mit großem Interesse zu. Herr Knus durfte betonen, daß er prinzipiell mit Vögelin einig gehe, die Kirche möglichst vom Staate zu lösen. Während aber Vögelin nur für kunstgeschichtliche Verhältnisse (Großmünster, Kappel) Rücksichten habe, nicht aber für die Kirche, möchte Knus die Kirche ausstatten. Nicht wie s. Z. Dubs mit dem 22½-fachen Betrag des Kultusbudget, sondern durch eine einfache Verpflichtung, noch 40 Jahre hindurch ungefähr den bis-herigen Beitrag, eine halbe Million, an die Kirche auszuzahlen. Dadurch wird der kantonale Verband aufrecht erhalten, der von großem Werthe ist, wie z. B. die Gleichmäßigkeit der Besoldungen der Geistlichen zeigt. Uebrigens hätten die Letztern, wenn sie kalt gestellt würden, das ver-fassungsmäßige Recht auf Entschädigung; es regnete Prozesse gegen den Staat und der vermeintliche Gewinn Vögelin's würde sehr zusammen-

schmelzen. Der Antrag von Vögelin ist ein bestechendes Projekt, aber schroff, anstatt zu lösen durchschneidet er den Knoten.

Herr Knus ist geschlagen. Ob für immer? Möge nie der Tag erscheinen, da die Vertreter der Kommissionsmehrheit sich von Herrn Vögelin geschlagen fühlen, weil sie den Muth nicht fanden, zu Herrn Knus zu stehen. Die Ideen marschiren, auch die geschlagenen.*)

A. W.

*) Wir können nicht mit dem Referenten bedauern, daß der ja gewiß so ehrenwerthe Antrag Knus keine Aussicht vor dem Kantonsrath hat; daß er sie vor dem Volke nicht haben wird, dessen sind wir ja schon versichert. Wir sehen eben noch gar keine Nothwendigkeit, uns aus dieser Verbindung mit dem Staat herauszustellen, die bis jetzt der Kirche nicht zum Unsegen gereichte. Nach unserm Ideal soll die Kirche das Institut bleiben, das die Bestimmung hat, die Religion immer mehr in's Volksleben einzuwirken. Bis jetzt hatte sie das Recht, sich eine Landeskirche zu nennen, und wird es beibehalten, je mehr sie es versteht, durch die richtige religiöse Weitherzigkeit die mit ihr konkurrirenden religiösen Fraktionen unhaltbar zu machen. Und ob mit dieser ersten Trennung nicht weitern Trennungsgelüsten gerufen ist? Und wie wird auf die Dauer die theologische Lehrfreiheit, wie sie auf der Staatsuniversität bestund, gesichert? (Red.)

Religion und Kunst.

(Fortsetzung.)

Musophilos. Jüngst stand ich allein am Waldessaum. Vor mir ein lieblich Thal mit üppigen Wiesen. Zwischen dichtbelaubten Bäumen guckten die Kamine und Dächer der hablichen Bauernhöfe hervor. Im Hintergrunde die beschneiten Gipfel der Glarnerberge. Die langen Schatten der Tannen und eine frische Bise wiesen auf ziemlich vorgerückte Abendzeit. Zum Nachhausegehen war indeß noch Zeit genug, solche Augenblicke läßt man nicht ungenossen vorübergehen. In langen, vollen Zügen schlürfte ich das Zauberbild Linie um Linie, Farbe um Farbe ein, da plötzlich rauscht's im Wald und auf schmalem Fußpfad schreitet eine Gestalt einher. Was trägt sie auf ihrem Rücken? Ach Himmel, seh' ich recht? Ein Todtenschrein ist's, schwarz und glänzend. Doch ehe ich die seltsame Erscheinung genauer verfolgen konnte, war sie hin; ich hörte nur die

raschen Tritte des Davoneilenden, begleitet vom hohlen Klang des auf der Schulter des Trägers hin- und herwankenden Sarges. Sonst legt der Todtenschrein schlafen den, für welchen er bestimmt; mich jedoch, an dem er vorübergetragen worden, mich hatte er aufgeweckt so kräftiglich, so eigener Art, daß es erst geraume Zeit bedurfte, mein Ich mir wieder selbst zu geben. War zuvor mein Geist in einem Zustand halben Träumens und halben Wachens, so jetzt auf einmal voller Thätigkeit, voller Gedanken und Gefühle; mein Gehirn fing an zu arbeiten, meine Nerven empfanden doppelt so stark als sonst; ich hätte mich hinsetzen mögen, der Welt ein Bild zu zeichnen, wie sie noch keines gesehen, ihr Gedankenblitze hinzuwerfen und Gedankentrachten, wie sie nie wirkungsvoller und erfolgreicher gekannt gewesen; ihr Gefühle zu offenbaren, wie sie nur Engeln und Göttern eigen sind; ich wähnte aus Platonischer Tiefe, aus Aristotelischer Schärfe, aus Ciceronischer Glätte und Demosthenischer Kraft, aus Mozartscher Wahrheit und Beethovenscher Freiheit, aus Goetheschem Geist und Sheakespearschem Witz, aus Jesajanischer Hoheit und Jeremianischer Weichheit, aus Paulinischem Salz und Johanneischem Feuer ein Werk zu schaffen, vor dem das ganze Alterthum, vor dem die Gegenwart und selbst die ferne Zukunft bewundernd stille steht und frägt: „Wer ist der Meister?" Du lächelst, Freund, ob solchem Eifer, ob solcher Nervenschwäche, ob solchem Weltverbesserer und Himmelsstürmer; doch ist's mir gründlich ernst. Mein Inneres war so voll von hohen, göttlichen Gedanken, ich hätte die Welt liebend an mein Herz drücken und ihr zurufen mögen: O haltet Frieden, ihr Menschenkinder, liebet euch unter einander, genießt auf edle und würdige Weise die knapp zugemessenen Stunden, die flüchtigen Minuten; verbittert euch das kurze Erdenglück nicht durch den Neid, Groll, Haß und Tücke. Ihr seid ja Brüder, Kinder des Einen, der die Sonne schwinden macht hinter'm Hügel und die Sterne freundlich aufgehen heißt und nicht den Tod als Feind, als Freund vielmehr dem Menschen hat bestimmt, damit er ihn erinnere an den Werth des Lebens und ihn ansporne, Gutes viel zu thun und böse Lust zu meiden.

Philotheos. Halt' ein, sonst bin ich verloren. Wir wollen ruhigere Bahnen betreten. Du bist zu aufgeregt, leg' Deiner Phantasie den strammen Zügel an; die frische, rothe Wange lieb' ich zwar, doch nur des Antlitzs Blässe verräth den Denker mir.

Musophilos. Gleich bin ich zu Ende. Nun sage mir: War ich Poet, war ich Prophet, war meine Seele religiös, war sie künstlerisch

gestimmt in jenem Augenblick, da ich hinausgehoben mich fühlte bis in den siebenten Himmel, da ich mich getragen wußte von hoher Kraft, da meinem Arm kein Hinderniß zu groß, da meinem Aug' die Welt so winzig klein erschien und mir das All Handlangerdienste leistete?

Philotheos. Ich würde lachen, wär' nicht der Gegenstand zu ernst; ich würde weinen, wenn ich Dein Herz nicht größer wüßte als Dein Reden. Daran erkennt man wieder einmal so recht den sentimentalen Dichterling, den heute himmelhoch jauchzenden und morgen zu Tode betrübten, veränderlichen und unbeständigen, allen lebendigen Gottvertrauens baaren Namenchristen, den ein Mückenstich in Verzweiflung und eine Visitenkarte in Abrahams Schooß zu bringen vermögen. Doch ich verirre mich. Du willst mir also das Geständniß abzwingen, daß Religion und Kunst nicht können getrennt werden, daß sie in innigster Wechselbeziehung zu einander stehen. Das will ich nicht gerade läugnen; aber ob Religion und Kunst deßhalb schon als gleichwerthige und gleichwichtige Geistesmächte müßten anerkannt werden, das möchte ich denn doch wahrlich bezweifeln. Sprich, glaubst Du an eine Uroffenbarung des Einen lebendigen Gottes an die Menschen, so daß das Heidenthum nur als ein Herabsinken von der ursprünglichen Höhe durch menschliche Schuld zu begreifen wäre und Gott dann in dem engen Kreis eines ganz spezifisch religiös beanlagten Volkes (Israel) durch eine Kette fortschreitender Offenbarungen das wahre Wesen det Religion wiederhergestellt hätte? Oder läugnest Du eine derartige göttliche Veranstaltung und behauptest vielmehr, daß die dem Menschen eingeborene Idee der Religion sich von selbst entwickelt und einen immer intensiveren Reinigungsprozeß durchlaufen habe?

Musophilos. Ich merke, wo Du hinaus willst. Aber die Unterscheidung von geoffenbarter und natürlicher Religion ändert wenig an der Thatsache, daß Religion und Kunst im innigsten Bunde stehen und daß es schwer, wo überhaupt unmöglich, die ästhetische Eingebung und Begeisterung von der religiösen Inspiration zu trennen. Man ist allseitig darin einig, daß die wahrhaft großen Kunstwerke aus der spezifischen Begabung und der daran anknüpfenden Inspiration ihrer Urheber müssen hergeleitet werden. Dazu kommt, daß in der Schöpfung der Genien ersten Ranges das tiefste Wesen des Volkes und der Zeit sich spiegelt, denen jene Werke entstammen. Wer sind Homer, Phidias, Michelangelo, Dante, Shakespeare und Beethoven? Sie sind das krystallisirte und verklärte Streben, Fühlen und Denken, sie sind das eigenste Geistes-

leben ihrer Nation und zugleich ihres Jahrhunderts, ja der Menschheit überhaupt. Der Künstler ist aber nicht bloß der Spiegel seiner Zeit, ein Kind seines Jahrhunderts, er ist es, in dessen Hand der Menschheit Würde ist gegeben, der sie bewahren soll, mit dem sie sinkt, mit dem sie sich hebt. Und die Religion? Ist sie nicht auch der Ausdruck, die Blüthe möcht' ich sagen, des gesammten Geisteslebens einer Nation und Zeitalters, ist sie nicht auch wie die Kunst berufen, die Würde der Menschheit zu wahren und zu mehren? Wenn freilich die Kunst nicht eine eigentliche Tendenz, einen praktischen Zweck verfolgt, sondern lediglich durch ihr interesseloses Erscheinen und Lichtesleben wirkt oder wirken sollte, während die Religion allerdings praktische Ziele kennt, so möchte ich hier wenigstens den Schleiermacher'schen Satz vom darstellenden Cult zu meinen Gunsten sprechen lassen. Aus welchem Grund aber oder bis zu welchem Grade beide innerlich zusammengehören, inwieweit die eine der andern ergänzend oder unterstützend zur Seite trete, wo der Punkt liege, an welchem die eine der andern sich öffnet und nach ihr verlangt, darüber wird uns einstweilen noch nicht völlige Klarheit werden. Man hat in neuerer Zeit die Religion als gesetzliche Strenge, die Kunst als schöne Menschheit bezeichnen wollen, man hat religiöse Wahrheit nur als poetische gelten lassen, die künstlerische Begeisterung als völlig gleichbedeutend mit religiöser Erbauung genommen. Umgekehrt hat ängstlicher engherziger Dogmenglaube in dem geheimnißvollen Zauber der Kunst nur eine Lockung des Teufels gesehen, während geniale Frivolität sich über Sittlichkeit und Moral der großen Menge hinwegheben zu dürfen meinte, viele glauben in Abwechslung des ästhetischen Genusses und der religiösen Stimmung der Religion sowohl als der Kunst ein Genüge zu leisten. Du siehst, der Berührungspunkte sind so viele, das gegenseitige Durchdrungensein, die wechselweise Abhängigkeit, sie reden deutlich genug für die unauflösliche Gemeinschaft und für die gemeinschaftliche Wichtigkeit und hohe Bedeutung beider Geistesgebiete. Was dann die persönliche Zulage von leicht erregbarem Verskünstlerblut anlangt, so kann ich nicht umhin, Dir offen zu gestehen, daß mir eine Welt, nach einer gewissen religiösen Schablone zugeschnitten, unendlich langweilig und unausstehlich dürftig vorkäme, daß einem Leben ohne Leidenschaft und ganz besonders ohne Leidenschaft für das Große, Erhabene der Tod weit vorzuziehen wäre. Wenn nämlich die Religion in kühler Selbstgerechtigkeit und sittsamer Ueberlegenheit das künstlerische Schaffen als ein fleischliches,

undisziplinirtes, ja gefährliches zu verurtheilen sich berufen fühlt, wenn die Religion (resp. Kirche) zu Zeiten den Balken im eigenen Auge nicht sehend (ich erinnere an den Fanatismus der katholischen Kirche, ja selbst an Luther's Leidenschaftlichkeit und Unversöhnlichkeit), die Kunst von oben herab und als von untergeordneter Bedeutung behandelte, dann müßte ich mich noch entschiedener als Kunstverehrer bekennen.

(Schluß folgt.)

Rundschau.

— Ein bundesgerichtliches Urtheil. Endlich hat jene Streitfrage, die Jahre lang nicht nur die Nächstbetheiligten, sondern auch weitere Kreise, verschiedene Kirchenbehörden und Synoden, politische und kirchliche Zeitungen beschäftigte, ihre bundesgerichtliche Erledigung gefunden — und zwar eine Erledigung, die in mehrfacher Beziehung überraschte. Bekanntlich hat Oberst Merian in Basel, der in Meggen bei Luzern Grundbesitzer und zeitweise wohnhaft ist, die Steuerpflicht gegenüber der reformirten Kirchgemeinde Luzern abgelehnt, gestützt auf die von ihm abgegebene Erklärung, „daß er derjenigen Religionsgenossenschaft, welche die reformirte Kirchgemeinde Luzern bilde, nicht angehöre". Die reformirte Gemeinde ihrerseits berief sich auf den § 91 der luzernischen Verfassung, der also lautet: „Die Kirchgemeinden sind der Inbegriff der innert den bestehenden oder nach gesetzlicher Vorschrift neuzubildenden Pfarrsprengeln wohnhaften, in anerkannten Genossenschaften organisirten Einwohner der gleichen Konfession . . . ." Da nun Oberst Merian niemals, wie es der Wortlaut der Luzerner Verfassung verlangt hatte, eine klare Erklärung dahin abgab, daß er sich nicht zur gleichen Konfession, wie die luzernische Kirchgemeinde bekenne, so zog diese den Schluß: Der Steuerverweigerer sei unbestritten Mitglied der Basler Landeskirche und daher Angehöriger der protestantischen Konfession, wie die staatlich anerkannte und organisirte reformirte luzernische Kirchgemeinde auch. Die Verschiedenheit der religiösen Richtungen bedinge keine Verschiedenheit der Konfession selbst, der freisinnige Protestantismus (der Luzerner) sei keine andere Konfession, als der orthodoxe (der Basler), wie dies in allen reformirten Gemeinwesen der Schweiz offiziell anerkannt sei. Merian sei daher steuerpflichtig.

Wir haben seiner Zeit den Gang des interessanten Prozesses („Zeitstimmen" 1882, Nr. 15 und 16) ausführlich dargelegt und heute nur noch den Schluß nachzutragen. Merian wurde bei seiner Steuerverweigerung vom luzernischen Regierungsrathe beschützt und der hiegegen von der reformirten Kirchgemeinde ergriffene Rekurs vom Bundesgerichte abgewiesen, obgleich der betreffende Beschluß von der luzernischen Regierung sehr schwach motivirt war und selbst bei der „Neuen Zürcher-Zeitung", die doch sonst die Partei Merians ergriffen hatte, einiges Kopfschütteln hervorrief. Das Bundesgericht motivirte seinen abweisenden Bescheid folgendermaßen: „Allerdings wäre es eine Verletzung des § 91, wenn einer Kirchgemeinde das ihr gesetzlich zweifellos zustende Steuerrecht überhaupt abgesprochen werden wollte. Allein ob diese Voraussetzung der Steuerberechtigung im Einzelfalle in Bezug auf eine bestimmte Person zutreffe, d. h. ob diese bestimmte Person zu der und der Konfession gehöre oder nicht, sei eine Thatfrage, welche nicht durch die Verfassung geregelt, sondern nach Maßgabe des geltenden Gesetzesrechtes oder allgemeiner Rechtsgrundsätze zu entschieden sei und welche sich also der Nachprüfung des Bundesgerichtes entziehe."

Auf das Materielle, auf den Kern der Sache ist demnach das Bundesgericht gar nicht eingetreten, sondern hat aus rein formellen Gründen die luzernische reformirte Kirchgemeinde abgewiesen. Es ist damit durchaus nicht gesagt, daß, wenn eine andere Kantonsregierung in einem analogen Falle anders entscheiden würde, als die Luzerner Regierung im Falle Merian, dieser Entscheid dann durch das Bundesgericht aufgehoben würde. Vielmehr müßte das Bundesgericht konsequenterweise auch bezüglich eines solchen, dem luzernischen entgegengesetzten Entscheides erklären, daß er sich seiner „Nachprüfung entziehe", — selbstverständlich immer vorausgesetzt, daß der Steuerverweigerer seine Verbindung mit der betreffenden Konfession nicht in einer stichhaltigen und klaren Weise gelöst hatte, was bei Merian, wie auch das Bundesgericht angenommen zu haben scheint, nicht der Fall war.

Bevor die Motive des bundesgerichtlichen Urtheils bekannt waren, begleitete die „Neue Zürcher-Zeitung" ihre Notiz von der Abweisung der luzernischen Kirchgemeinde mit folgender Bemerkung: „Vorläufig darf man den Satz als nunmehr feststehend annehmen, daß kein Reformirter, der bisher in einem Kanton zur Landeskirche gehörte, nach

der Uebersiedelung in einen andern Kanton zur Kirchensteuer an die Landeskirche seines nunmehrigen Wohnsitzkantons angehalten werden kann, wenn er derselben nicht förmlich beigetreten ist." Diese Schlußfolgerung war allerdings nahe liegend, ist denn auch in verschiedene andere Schweizerzeitungen übergegangen und z. B. von der „Bernerpost" ohne weitere Prüfung mit einem wohlfeilen „lebhaft unterstützt" applaudirte worden; sie erweist sich aber, nachdem nun die Motive des Urtheils bekannt geworden sind, aus den oben angeführten Gründen als durchaus unzutreffend.

Ueber den Kern der Sache selber, die so wichtige Frage der Steuerpflicht in kirchlichen Dingen, hat sich das Bundesgericht, wir wiederholen dies nochmals, gar nicht ausgesprochen. Und darum sind wir von dem Urtheil sehr enttäuscht. Es macht uns fast den Eindruck, als ob das Bundesgericht froh gewesen wäre, formelle Gründe zu finden, um der Hauptfrage selber aus dem Wege gehen zu können. Denn es ließe sich erst noch fragen, ob nicht in der falschen Beantwortung jener sogen. Thatfrage durch den luzernischen Regierungsrath eine eigentliche und wirkliche Verletzung des § 91 der luzernischen Verfassung gelegen habe, gegen welche der Schutz des Bundesgerichtes hätte eintreten sollen.

Die reformirte luzernische Gemeinde ist nun allerdings durch den Ausgang dieses Prozesses in eine seltsame und vielleicht verhängnißvolle Lage versetzt worden. Sie ist einerseits durch den Staat anerkannt und organisirt und nur Schweizerbürger sind stimmberechtigt und wählbar, alle ihre Wahlen unterliegen der Genehmigung der politischen Behörden, d. h. des Regierungsrathes, die ansäßigen reformirten Deutschen haben in ihr weder Wahl- noch Stimmrecht, sie ist also durchaus keine freie Gemeinde, sondern sozusagen eine kleine Staatskirche, mit all' den Einschränkungen und Bevormundungen einer solchen durch den Staat. Dagegen das wichtigste R e c h t, das Steuerrecht, ist ihr durch den Ausgang des Merian-Prozesses wesentlich beschnitten worden, sie steht in dieser Beziehung fast rechtlos da. Jeder in Luzern ansäßige Reformirte, der der Steuer aus irgend einem Grunde entgehen möchte, braucht nur zu erklären, er gehöre dieser Religionsgenossenschaft (nicht Konfession) nicht an und erhält trotz des § 91 der luzernischen Verfassung von dem Regierungsrathe, der in merkwürdiger Konsequenz Konfession und Religionsgenossenschaft verwechselt, Recht — wenigstens so lange die Mehrzahl der luzernischen Protestanten den verhaßten freisinnigen Ideen huldigen; und

auch das Bundesgericht findet sich nicht veranlaßt, einen diesfälligen regierungsräthlichen Bescheid einer Nachprüfung zu unterziehen. Auf solche Weise kann man allerdings ein blühendes kirchliches Gemeinwesen nach und nach ruiniren. Wir hoffen indessen, daß es der Gemeinde gelingen werde, den Folgen dieses mißlichen Prozesses vorzubeugen durch festes Zusammenstehen der billigdenkenden, treuen protestantischen Elemente gegenüber ihren beiden Feinden, dem Indifferentismus und jenem engherzigen Fanatismus, von dem es schon in der Schrift heißt, er eifere um Gott, aber mit Unverstand. (P. Böhringer.)

Mittheilungen.

Der zürcherische Kantonsrath beantragt mit der ehrenwerthen Mehrheit von 148 gegen 29 Stimmen, den Initiativvorschlag auf Wiedereinführung der Todesstrafe in ablehnenden Sinne an das Volk zu begutachten. — Das Gesetz gegen Wucher wurde vom Zürcher Kantonsrath angenommen. — Schwamendingen-Oerlikon wählt zum Seelsorger R. Steinmann von Schlatt in Buchberg, Ktn. Schaffhausen. — Zum Vorsteher der Kranken- und Diakonissenanstalt in Neumünster-Zürich ist Herr Pfarrer E. Brenner in Frenkendorf, Baselland, berufen worden. — In Oberbalm (Ktn. Bern) starb Pfarrer Em. Fueter. — Langenbruck (Baselland), wählt Aug. Müller aus Basel, Vikar in Oberrieden am Zürichsee zum Pfarrer. — Nach Großaffoltern (Bern) wird Pfarrer Schädelin in Koppigen gewählt. — In den Berner Zeitungen verwahrt sich die evangelische Gesellschaft gegen jegliche Beziehung zur Heilsarmee, gibt hingegen zu, daß Hr. Schrenk schon seit 3½ Jahren in ihrem Dienste stehe. — Zum Bischof von Lausanne ist Savoy gewählt. — Die „Freiburger Zeitung" muß ein recht naives Lesepublikum haben, daß sie demselben das „Schwesternhaus zum rothen Kreuz" als protestantisches Kloster denunziren darf, welches wie jedes andere Kloster auch zu unterdrücken wäre. — Der englische Gesandte hat dem schweizerischen Bundesrath eine Beschwerdeschrift wegen Ausweisung englischer Staatsangehöriger aus Genf übermittelt; für weitere, durch die Ausweisung der Heilsarmee beim Staatsrath von Genf durch den dortigen englischen Konsul erhobene Klagen wird dieser ebenfalls an den Bundesrath verwiesen. — Art. 716 des neuen Obligationenrechtes legte für die freie Kirche des Ktns. Waadt die Frage nahe, ob sie sich nicht auch als „juristische Person" wolle anerkennen lassen. Die damit herbeigeführte staatliche Besteuerung ließ die Frage einstweilen für die Kirche noch verneinen, jedoch für die besonderen Gesellschaften, die den Unterhalt der freien theologischen Fakultät, einzelner Schulen und Kapellen bezwecken, noch offen behalten. — Präsident der Prüfungskommission des theologischen Konkordates der schweiz.

reformirten Kirche wurde neuerdings Antistes Dr. Finsler, Vizepräsident Dekan Aepli, Aktuar Pfr. F. Meyer. Letzterer legte eine statistische Uebersicht vor, wonach bis jetzt 272 Kandidaten geprüft wurden. Davon wirken als Pfarrer und Professoren im Konkordatsgebiet 213.

Bischof Räß in Straßburg tritt wegen vorgerückten Alters von seinem Amt zurück. In Gemeinschaft mit dem Bischof von Speyer gab er ein Werk heraus: „Die Konvertiten seit der Reformation", von welchem bis jetzt zwölf Bände erschienen. — In Frankfurt a./M. bildet sich durch Initiative der Herren Konsistorialrath Dr. Ehlers, Pfarrer Teichmann, Stadtrath Dr. Varrentrapp, Direktor Thorwart u. s. s. eine evangelische Vereinigung. — Das protestantische Konsistorium Bayern erhält zum Präsidenten an Stelle des verstorbenen Dr. v. Meyer den gut lutherischen und deßwegen den Ultramontanen unsympathischen Dr. H. Stählin. — Die treffliche Schrift von Prof. Beyschlag: „Der Altkatholizismus, eine Denk- und Schutzschrift an das evangelische Deutschland" ist bereits in zweiter Auflage erschienen. — Die feierliche Einweihung des Lutherdenkmals in Eisleben ist auf den 10. November angesetzt. — Dubois-Reymond, derzeitiger Rektor der Berliner Universität, pries in seiner an der Geburtstagsfeier Friedrichs d. Gr. gehaltenen Festrede der Berliner Akademie Darwin, der, ein Kopernikus der organischen Welt, den Menschen auf den ihm gebührenden Platz an die Spitze seiner Brüder (der Thiere) stellte. Flugs ist nun der nie verlegene Hofprediger Stöcker mit einem Vortrag bei der Hand über das Thema: „Der Rektor der Berliner Universität an der Spitze seiner Brüder".

Bei den alle drei Jahre wiederkehrenden Ersatzwahlen in die Presbyterialräthe der reformirten Kirche Frankreichs haben in sieben Paorchien von Paris die evangelisch-positiven Kandidaten, in einer mit überwiegender Mehrheit die liberalen den Sieg davongetragen. — Der französische Senat hat sich im Gegensatz zu der Deputirtenkammer, welche den religiösen Eid vor Gericht abzuschaffen beschloß, mit 156 gegen 115 Stimmen für dessen fakultative Beibehaltung entschieden. Je nach dem schriftlichen Wunsche des Zeugen soll der gerichtliche Eid religiös sein oder nicht. — Anläßlich einer Doktordissertation an der evangelischen Fakultät zu Montauban, Frankreich, platzt ein noch recht junger Jüngling mit der Behauptung heraus, daß, wer immer sich zu dem in Biedermann's Vortrag: „Unsere Stellung zu Christus" ausgesprochenen Ansichten bekenne, nicht würdig sei, Pfarrer der reformirten Kirche Frankreichs zu werden. Da liegt die Frage nahe: Verstehst du auch, was du liesest?

Die Diözesangeistlichkeit von Cagliari (Italien) beschloß, gegen den Hirtenbrief ihres Bischofs, welcher den Geistlichen das Abbrechen des Umgangs mit Laienfamilien, wöchentlich zweimalige Beichte und Rückkehr in das Haus bei Sonnenuntergang bei Strafe der Suspendirung vorschreibt, durch eine gemeinsame Abendpromenade zu „rebelliren".

Durch Unterschlagungen eines flüchtig gewordenen Kassiers der »Dissenting Ministers Friendly Society« in Schottland wurde eine große Anzahl von Wittwen und Waisen verstorbener Geistlicher ihrer Renten beraubt. — In Groß-Britanien und Irland zählt die Gesellschaft der Quäker etwa 18,000 Mitglieder. Von ihrer Rührigkeit gibt der Umstand Zeugniß, daß sie in ihren Sonntagsschulen 25,000 Kinder unterrichten und 10 Vertreter im Parlament haben.

Das ungarische Oberhaus hat das Wuchergesetz im Prinzip angenommen.

Rußland bereite eine obligatorische Arbeiter-Unfalls- und Pensionskasse vor. — Der russische Kaiser will sich vor der Krönung noch gute Leute machen. Auf seinen Befehl wurde zur Durchsicht sämmtlicher auf die Juden bezüglicher Reichsgesetze behufs Abänderung eine Kommission niedergesetzt.

Am 12. November vorigen Jahres begann das Jahr 1300 der mohamedanischen Zeitrechnung, von dem sich die Moslim viel versprechen.

In Bombay sind 18 Mitglieder der Heilsarmee verhaftet worden, weil sie trotz den Befehlen der Obrigkeit mit fliegenden Fahnen durch die Straßen der Stadt zogen.

Literarisches.

*** Der Assyriologe Prof. Dr. E. Schrader in Berlin bietet eine stark vermehrte zweite Auflage seines vor zehn Jahren erschienenen Hauptwerkes: „Die Keilschriften und das alte Testament" dar, durch seine neue Anordnung zugleich eine Art assyrischer Kommentar zu den historischen und prophetischen Büchern alten Testamentes.

*** Prof. Comba in Florenz veranstaltet eine Neuausgabe evangelischer Schriften Italiens aus dem Reformationszeitalter. Der Preis des einzelnen Bändchens von 8 bis 10 Bogen ist 2 Fr.

Eine Erwiederung von Hrn. Prof. Rehmke auf die von Hrn. Pfr. Christ in letzter Nummer gebrachte Rezension seines Buches folgt wegen Mangel an Raum das nächste Mal. (Red.)

Redaktor: Pfr. F. Meili in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. A. E. Biedermann in Zürich, Pfr. P. Böhringer in Basel, Pfr. W. Bösch in Rickenbach (Kt. Zürich), Pfr. P. Christ in Andeer, Pfr. Dr. K. Furrer in Zürich, Pfr. O. Haggenmacher in Zürich, Pfr. W. Kambli in Horgen, Prof. H. Kesselring in Zürich, Dekan Ed. Mayer in St. Gallen, Prof. Dr. G. Volkmar in Zürich, Pfr. J. Wißmann in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 6. 17. März.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Eine neue Religion des Geistes.

Eine neue „Religion des Geistes", was soll das bedeuten? wird der Leser erstaunt rufen; bedürfen wir denn überhaupt einer neuen Religion, und haben wir nicht genug an den bisherigen, unter denen doch eine zu finden sein sollte, die so ziemlich Jedem den Dienst thäte, der es nicht vorzieht, sich zu gar keiner zu bekennen, und nun gar noch eine bisher unbekannte Religion des Geistes! Sonderbar, wir meinten diese Religion des Geistes schon längst zu besitzen in jener Religion, die Gott anbeten lehrte im Geiste und in der Wahrheit, die das reine Herz, die neue Kreatur, die Liebe Gottes und des Nächsten an die Stelle der Opfer und Zeremonien gesetzt hat, die dann zwar im Laufe der Zeit sehr entartet und zur Gesetzesreligion, vermischt sogar mit Elementen der Naturreligion, herabgesunken ist, aber in der Reformation ihren Charakter als Geistesreligion im Prinzip wieder gewann und in der heutigen Reform als deren Fortsetzung ihn noch klarer und konsequenter nach allen Seiten auszugestalten bestrebt ist! Nicht doch, lieber Leser, da sind wir arg auf dem Holzweg. Die Religion des Geistes ist erst jetzt entdeckt worden und zwar von Eduard von Hartmann in Berlin, der, nachdem er eine Zeit lang mitleidig der „Selbstzersetzung des Christenthums" zugeschaut, sich nun gedrungen fühlt, für die abgelebte alte Religion der Welt eine andere anzubieten, die alles das viel besser und sicherer leistet, was jene nur ungenügend und unvollkommen gethan hat, ja die die letzte und höchste Entwicklungsstufe des religiösen Bewußtseins bezeichnet. Das ist

die erwähnte Religion des Geistes oder die Religion der Immanenz, des konkreten Monismus, wie sie Hartmann auch nennt, oder die Religion der Zukunft, als welche er sie selbst darstellt, da er sich nicht verhehlt, daß es noch mindestens einiger Menschenalter bedürfe, ehe der Boden zu einer praktischen religiösen Neubildung im Volke vorbereitet sei.

Ganz neu ist freilich diese Religion auch nach der Meinung ihres Stifters nicht; vielmehr besteht der religiöse Neubau, den er nun aufgeführt, nachdem er schon lange vorher in seiner „Selbstzersetzung des Christenthums“ die Grundlinien dazu gezeichnet hatte, zu einem guten Theil aus schon gebrauchten Steinen von alten Göttertempeln. Sein „Die Religion des Geistes“ betiteltes neuestes Werk (1882 in Carl Dunckers Verlag in Berlin erschienen) will nämlich nach seiner eigenen Erklärung eine Religionsphilosophie bieten, welche die relative Wahrheit der indischen und die der palästinensisch-europäischen Religionsentwicklung in sich aufhebt und vereinigt. Darum mußte diesem Werke ein phänomenologischer Theil vorangehen, „das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwicklung“, in welchem Hartmann die bedeutendsten geschichtlichen Religionen auf ihren Wahrheitsgehalt prüfte und seine Stellung zu ihnen kritisch darlegte, der sich somit zu dem jetzt vorliegenden Buche verhält, wie der geschichtliche zum systematischen Theil einer Religionsphilosophie. Es ist indeß nicht der Zweck dieser Zeilen, das in dem letzteren aufgebaute Religionssystem eingehend darzustellen und zu beurtheilen: dafür würde der in den „Zeitstimmen“ zu Gebote stehende Raum nicht hinreichen. Wer eine solche Darstellung und Beurtheilung wünscht, den verweise ich auf Biedermann's vorzügliche Artikel in den letzten Nummern des vorigen Jahrgangs der „Protestantischen Kirchenzeitung“ in Berlin. Hier dagegen erwarte man nur eine kurze Mittheilung des Eindrucks, den das merkwürdige Buch auf den Schreiber dieser Zeilen gemacht hat, einige Kundgebungen der Zustimmung oder des Widerspruchs, zu denen er sich gedrungen fühlte.

Auch bei diesem Werke wird ein unbefangener Beurtheiler gestehen müssen, daß von Hartmann viel zu lernen ist, namentlich für den Theologen und Philosophen. Diese Religionsphilosophie, welche in immer weitern Kreisen die christliche Dogmatik ersetzen will, ist nicht ein leichtgeschürztes, dilettantisches Werk, sondern eine gründliche, in ihrer Art gediegene, von tüchtigem Studium der dem Verfasser am nächsten stehenden spekulativen Theologie, zumal eines Biedermann, zeugende Arbeit. In eine

Religionspsychologie, Religionsmetaphysik und Religionsethik zerfallend, umfaßt sie so ziemlich das ganze Gebiet einer Dogmatik mit Ausnahme der der Person und dem Werke Jesu gewidmeten Abschnitte. Die Probleme, die sich einer solchen stellen, sind durchweg mit einer Schärfe, Tiefe und Korrektheit erfaßt, wie sie bei den Theologen selten sich findet, von denen nur zu viele mit erbaulichen Redensarten die Schwierigkeit gewisser Fragen zu verdecken und der lästigen Forderung konsequenten Denkens zu entschlüpfen pflegen. Sowohl in der negativen Kritik ungenügender Standpunkte und Anschauungen, als in den positiven Aufstellungen und Ausführungen des Verfassers wird ein wissenschaftlich freier Theologe ihm in weitem Umfang beistimmen müssen. Ersteres gilt nicht nur gegenüber dem Materialismus, der Strauß'schen Glaubenslosigkeit, dem alten, einseitigen Rationalismus, wie dem Supranaturalismus, sondern auch gegenüber dem naiven, vorstellungsmäßigen Theismus überhaupt, den Hartmann freilich irrigerweise für die einzige Art von Theismus hält, während doch jeder solche Theologe von Haus aus sich bemühen und gerade durch Hartmann's Polemik nur noch mehr gespornt werden wird, den Theismus aus einer vulgären Anschauung zu einem wissenschaftlich haltbaren Standpunkt zu erheben und zu läutern. Was aber die positiven Ausstellungen und Ausführungen betrifft, so wird der Leser erstaunt sein, so viel Wahres, Treffliches, Gesundes, ja Erbauliches darin zu finden, daß er fragen möchte: Ist Saul auch unter den Propheten? Ist der Philosoph des Unbewußten unter die Pfarrer gegangen?

Schon die Ableitung des positiven Glaubensgehaltes dieser Religionsphilosophie aus den Thatsachen des religiösen Bewußtseins auf seiner vorausgesetzten höchsten Stufe und die klare Unterscheidung zwischen diesem und einer rein theoretischen Erkenntniß, verbunden jedoch mit der Forderung der Uebereinstimmung beider im Kerne, muß unsern Beifall haben, wenn auch im Widerspruch damit des Verfassers schon zuvor feststandenes philosophisches System sich oft merklich genug bei dieser Ableitung herzugedrängt und dieselbe getrübt hat. Daß nach Hartmann's Religionspsychologie die religiöse Funktion, als menschliche betrachtet, die Bethätigung der einheitlichen religiösen Anlage des Menschen in einem einheitlichen Akt von Vorstellung, Gefühl und Wille ist, in welchem die eine oder andere dieser drei Seiten überwiegen kann, ohne daß man darum von einer derselben eine einschränkende Sonderbezeichnung entlehnen dürfte, daß weder eine bloße Verstandes-,

noch eine bloße Gefühlsreligion, noch ein bloßer religiöser Moralismus genügen kann, daß aber das religiöse Verhältniß überhaupt nicht blos menschliche Funktion, sondern göttliche und menschliche zugleich, gottmenschlicher Prozeß im menschlichen Geistesleben ist — von Seite Gottes Gnade im allgemeinen Sinn, wofür theologischerseits die Bezeichnung Offenbarung beliebter ist, von Seite des Menschen Glaube – das Alles ist ja unbestreitbar richtig gedacht und im Einzelnen meisterhaft ausgeführt. Wie klar und fein wird das Verhältniß dieser zwei Seiten zu einander in allen religiösen Geistesvorgängen geschildert, als: Offenbarungsgnade und intellektueller Glaube, Erlösungsgnade und Gemüthsglaube, Heiligungsgnade und praktischer Glaube, nicht als zweier äußerlich auf einander wirkender Faktoren, sondern als zweier unzertrennlich zusammengehöriger Momente e i n e s geistigen Vorgangs! Wie erschöpfend wird der Begriff des Glaubens erläutert und wie so ganz in seinem Kern erfaßt, wenn Hartmann akkurat wie die liberale Theologie ihn seinem Wesen nach als vertrauensvolles Sichhingeben an das religiöse Objekt darstellt, wobei nur die sprachliche Begründung mit der vorausgesetzten Identität von glauben und geloben irrig ist; — in wohlthuendem Gegensatze zu so vielen Andern, die den Glauben möglichst geistlos als ein blindes Fürwahrhalten auffassen, um ihn dem Wissen, wie die Nacht dem Tag gegenüberstellen zu können und so recht leicht mit ihm fertig zu werden!

Auch der mittlere Theil des Buches, die R e l i g i o n s m e t a p h y s i k mit ihrer Gotteslehre, welche ebenso sehr das Sein Gottes als Postulat des religiösen Bewußtseins zur wenigstens relativen Gewißheit zu erheben, als mit seiner Geistigkeit, Absolutheit und Gnadengegenwart im Menschen vollen Ernst zu machen strebt, ihrer religiösen Anthropologie mit ihren Erörterungen über die sittliche Natur des Menschen, die Bedeutung des Bösen 2c., und ihrer religiösen Kosmologie bietet manches Treffliche, obgleich hier der Widerspruch zwischen Hartmann's Anschauung und einer ob auch noch so freisinnigen christlichen am Stärksten zu Tage tritt. Da aber dieser Abschnitt zugleich der schwerste, am wenigsten zu einer kurzen Besprechung sich eignende ist, so begnüge ich mich, ihn als eine prächtige Gelegenheit zu heilsamer Geistesgymnastik, als kräftigen Sporn zu gründlichem Nachdenken über die tiefsten Fragen der Theologie und zu erneuter, gewissenhafter Prüfung der eigenen Ansicht jedem

Theologen und jedem Freund religiösen Forschens überhaupt zu ernstem Studium zu empfehlen.

Was den dritten Theil des Buches, die Religionsethik betrifft, so wird der Leser der Darstellung des subjektiven Heilsprozesses Erweckung, Entfaltung und Früchte der Gnade, trotz verschiedener mitunterlaufender Absonderlichkeiten, die Anerkennung nicht versagen können, daß sie zum großen Theil ein echt protestantisches Gepräge an sich trägt und von einem tiefen Verständniß dessen zeugt, was die Kirchenlehre mit ihren betreffenden Dogmen eigentlich gemeint und gewollt hat, auch zu manchen Behauptungen von Herzen Ja und Amen sagen können. Bei der Darstellung des objektiven Heilsprozesses, resp. der sozial-ethischen Institutionen als Bestandtheil desselben, speziell der hier allein behandelten Kirche wird man überrascht sein zu sehen, wie der der Kirche sonst so feindselige Philosoph so unumwunden ihre Bedeutung und Berechtigung auch in unserer Zeit anerkennt, mit welchem Interesse er von ihrer Aufgabe, ihren Einrichtungen, ihrem Kultus spricht, wie er im Geiste Alles mustert, was in unsern Kirchen vorgeht, Bemerkungen dazu macht, die sich sogar auf das Ein- und Ausläuten erstrecken, und Winke gibt, die zum Theil ganz beherzigenswerth erscheinen. Wer sich erinnert, wie der Verfasser sonst auf Pfaffen und Pfaffenthum zu schimpfen verstand, wird es wahrlich für etwas halten, daß er hier erklärt, einem passend vorgebildeten und seine Aufgabe richtig erfassenden Predigerstande bleibe immer noch eine segensreiche Wirksamkeit offen, deren Wichtigkeit namentlich für die religiös-sittliche Kultur der niederen Volksklassen nicht zu unterschätzen sei. Wer von der Hereinziehung der Kunst in den Gottesdienst einen bedeutenden Aufschwung kirchlichen Lebens erwartet, dem mag es gut thun, sich durch Hartmann's nüchterne Auffassung des Verhältnisses beider von überspannten Hoffnungen und vorgeblichen Bemühungen abhalten zu lassen, wenn auch derselbe mit seiner absoluten Trennung der religiösen Kunst vom Gottesdienst zu puritanisch verfährt und mit Unrecht, von den unleugbar zahlreich vorhandenen ungenießbaren Chorälen abgestoßen, den Gemeindegesang ganz aus den Kirchen hinausweist. Daß aber überhaupt der Kirche nur für eine gewisse Zeit, nicht für immer Existenzberechtigung zuerkannt wird, daß sie dann, wenn sie ihren Beruf, die Durchtränkung aller Lebenssphären mit religiösem Geiste, erfüllt hat, in nichts zusammenschwinden soll, ist Hartmann um so weniger zu verübeln, als es doch in jedem Falle viel gescheidter und freund-

licher klingt als das sinnlose Hohngeschrei: Die Kirche ist aus, und hat um so weniger Bedenkliches an sich, als er selbst gesteht, das Ideal einer kirchenlosen, allgemeinen Religiosität werde immer ein Ideal bleiben, dem der geschichtliche Prozeß sich nur allmälig annähere.

(Schluß folgt.)

Religion und Kunst.

(Schluß.)

Philotheos. Und wenn ich dennoch Zweifel hegte und der Religion unbedingte Priorität vor der Kunst zugestehen müßte! Was dünkt euch von Christo? Lebte er in eben dem Maße der Religion, als er der Kunst zugethan war? Willst du ihn einen ebenso großen Poeten als Propheten nennen? Und noch eins. Ist es nicht eine interessante Thatsache, daß mehr als einmal Blütheperioden der einzelnen Künste erschienen, bald dieser bald jener Genius als Höhepunkt seiner Kunst ist gefeiert worden, daß aber niemals irgend ein Künstler sich selbst dieses Prädikat beizulegen und sich als Verkörperung der absoluten Kunst hinzustellen gewagt in dem Sinne wie Christus sich als die Incarnation, als die schlechthin vollendete Darstellung der Religion und der Menschen bezeichnet hat. Wohl haben die dahin rollenden zerstörenden und schaffenden Jahrhunderte bald den Ruf: Hie Rafael, hie Rubens, bald: hie Antike, hie Romantik, bald: hie Idealismus, hie Realismus vernommen, nie aber ist auf dem Gebiete der Religion eine Persönlichkeit als erster und letzter Ziel- und Ausgangspunkt, als Zentrum und Basis alles gegenwärtigen und zukünftigen, alles menschlichen Schaffens überhaupt gepriesen und gefeiert worden.

Musophilos. Du hast schwerwiegende, ja entscheidende Worte gesprochen, allein ich kann doch nicht auf sie eingehen, einmal weil hier vor allem auch der theologische Standpunkt in Betracht fiele und dann, weil diese Frage zu erörtern wohl eher später am Platze sein dürfte.

Philotheos. So will ich das Positionsgeschütz noch nicht spielen lassen, da mir ja die Munition für das Kleingewehrfeuer noch lange nicht ausgegangen.

Du kennst Goethe's Iphigenia, Schiller's Wallenstein, Lessing's Nathan, Wieland's Oberon, ja es wäre Dir ein Leichtes, sofort ein Dutzend homerischer, virgilischer oder horazischer Verse herzusagen, Du

hast schon geschwelgt im Genusse und beim Anhören Beethoven'scher Musik, Dein Auge konnte eine Thräne der Rührung nicht verbergen, als ihm die Raphael'sche „Madonna“ einen Himmel voller Seligkeit hinzauberte. Aber wie viele kennen mit Dir die genannten Werke auch nur dem Namen nach! Sage ich zu viel, wenn ich auf Einen Wissenden Hundert Unwissende, auf einen ganz engen Kreis von Kennern und Kunstgenießenden einen ganz ungleich größern von Nichtkennern und für jeden Kunstgenuß Unzugänglichen und Unempfänglichen rechne? Wie ganz anders bei der Religion! Zugegeben, daß der Cult oft bis zur Dürftigkeit einfach, daß die Vorstellungen in Glaubensangelegenheiten manchmal kraß materielle und selbstsüchtige, ja daß der ganze Wust von abergläubischen Anschauungen mit unterläuft — die ärmste Gemeinde hat im Wort Gottes denselben Gehalt wie die vornehmste Hauptstadt, der einfache beschränkte Handlanger empfängt in den Sakramenten dieselbe Segensfülle, wie der mit Dogmatik und Symbolik wohlvertraute und wohlgefütterte, wie der mit Doktorhut und Professorwürde ausgestattete Gottesdiener.

Musophilos. Sehr wahr, aber man stelle einmal die vollendetsten Poesien aller Völker und Zeiten zu einer ästhetischen Bibel zusammen, man gebe diese dem Volke in die Hand, man verwende zu ihrer Erklärung in den Schulen ebenso viel Zeit, als bisher zur Behandlung des Katechismus und der christlichen Bibel verbraucht worden ist, man trage die übrigen Künste in alle Schichten des Volkes und unterhalte sie mit denselben Opfern, die man bisher der Kirche gebracht, man mache erst Jahrhunderte lang die Probe, ob die Kunst oder die Religion auf solche Weise mehr leisten könne und dann erst — wollen wir Abrechnung halten. Dazu kommt, daß bis jetzt eben die Kirche als beste Erzieherin gelten mußte, weil die Kunst noch nicht überall ebenbürtige Erzeugnisse aufzuweisen hatte und besonders weil die letzteren sich nicht so sehr durch alle Klassen der Nationen verbreiten ließen wie die kirchlichen Mittel und Anstalten. Heute aber ist es ein anderes, die Möglichkeit ist mehr als je gegeben, um auch zu versuchen, ob nicht alle Künste durch ihren Gesammteindruck tiefer und nachhaltiger einwirken könnten als die mehr oder minder abstrakten Wahrheiten der Religion. Denn die Religion fordert immer einen Glauben, d. h. das Ergreifen einer unsichtbaren Welt, mag diese durch Spekulation oder durch Erfahrung entstanden, mag sie aus bloßen Gedanken oder längst vergangenen geschichtlichen Thatsachen bestehen. Die Kunst aber bietet die erhabensten Ideen in

vollendeter Form und lebendiger Gegenwart, die Religion zehrt vom Ertrag entschwundener Zeiten, die Kunst verjüngt sich immer neu; was in der Religion bloße Forderung, drückende Last, ungelöste Aufgabe, das gewährt die Kunst wirklich als vollendete Erscheinung, als reale, unmittelbar zu erfassende Thatsache.

Philotheos. Aber, mein Kunstfreund, wie kömmt's, daß die Kunst, die Du über Gebühr erhebst, so wenig als die Religion den Untergang der begabtesten Völker hat abwenden können? Fuit Athenæ, fuit Roma, aber der Stern über Bethlehem hat seinen Glanz noch nicht verloren, so wenig als die Kraft, Nationen zu erretten aus den Tiefen drohenden Verfalles. Unser Zeitalter belächelt und bemitleidet freilich jene stürmenden Kreuzfahrer, jene „Streiter Gottes" als Schwärmer und Fanatiker, aber ich müßte mich schlecht auf die Geschichte verstehen, wenn ich den Nutzen der Kreuzzüge und ihre oft besprochenen heilsamen Folgen in bloßer Erweiterung geographischer und geschichtlicher Kenntnisse, in Veredlung des Ritterwesens, in Gründung und Bildung eines freien Bauernstandes, in bloßer Vermehrung der Macht und des Ansehens der Geistlichkeit erblickte und nicht vielmehr in der Läuterung und Verjüngung der heiligsten und wichtigsten Fragen der Menschheit und damit dieser selbst. „Es war", sagt Hegel, „wie wenn den Christen am Grabe Christi dasselbe wäre geantwortet worden wie den Jüngern: Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Das Prinzip eurer Religion habt ihr nicht im Sinnlichen, im Grabe bei den Todten zu suchen, sondern im lebendigen Geist bei euch selbst. Das war das absolute Resultat der Kreuzzüge. Das Abendland hat vom Morgenland am hl. Grab auf ewig Abschied genommen, von hier fängt dann die Zeit des Selbstvertrauens, der Selbständigkeit an." Wenn aber die Kreuzzüge, eine Frucht des religiösen Bewußtseins, eine so unendlich wichtige Umgestaltung und Umbildung menschlichen Denkens und Strebens bewirkten, was sollen wir erst von der Reformation und ihren Verdiensten um die geistige Wiedergeburt nicht nur der Christen, sondern der Menschheit überhaupt sagen? Wo und wann hat die Kunst solche Triumphe der Selbstverjüngung und Selbsterneuerung der Nationen veranlaßt und erzeugt?

Musophilos. Das Leben eines jeden Volkes erreicht je nach dem Maße der ihm verliehenen Begabung einen Höhepunkt, auf dem auch die Kunst zu möglichst vielseitiger und vollendeter Entfaltung gelangt,

so Athen zur Zeit von Perikles, Italien zur Zeit der Renaissance. Hat aber ein Volk diesen Gipfelpunkt erreicht, dann muß es nach einem Naturgesetz ebenso wieder herabsinken, wie der einzelne Mensch im Alter auch schwächer wird. Wahr ist, daß weder eine Haydn'sche Symphonie noch eine Wagner'sche Götterdämmerung, weder ein Aristophanes, noch ein Klopstock, weder Tonhalle, noch Konzertsaal, noch Gemäldeausstellung und Theaterproduktionen eine Nation vom Untergang zu retten vermögen; allein wird dadurch der Werth der Kunst geschmälert? Will man hieraus der Kunst einen Vorwurf machen oder hat etwa die Religion das Privilegium der Erneuerung und Wiedergeburt des Einzelnen wie der Nationen? Ich gehöre nicht zu jenen, die blindlings notiren und schwarz auftragen, was alles wider das finstere, zelotische Mittelalter geredet und geschrieben wird, aber was einmal schwarz, wird man eben doch nicht weiß, was schief, wird man doch nicht für gerad' erklären wollen, daß jene Völkerauferstehung des 16. Jahrhunderts nur auf Rechnung der christlichen Religion zu setzen, daß nur ein Luther, nur die Bibel, nur jene Disputation und Gebete und Predigten die geistig verarmten Massen wieder zu speisen, zu kräftigen und zu erheben vermocht hätten, daß nur das Loosungswort: „Der Glaube macht selig" alle jene großartigen Erfolge errungen, die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Verhärteten wieder empfänglich, die Sünder wieder rein gemacht, das ist doch eine zum Mindesten noch nicht ganz über allen Zweifel erhabene Thatsache. Und dann wäre erst noch die Frage, ob die Reformation vor dem Verderben und Untergang gerettet oder nicht vielmehr das Verderben herbeigeführt und beschleunigt? Ist nicht die Reformation verantwortlich für all' jene unheilvollen Kämpfe, die ihr gefolgt? Für die zahllosen Opfer, die sie gefordert, für die Trübung und Entstellung, welche ihr Prinzip erfahren hat? Wenn Bischof Ketteler bei Gelegenheit des Bonifaziumjubiläums vom Jahre 1855 den Vorwurf gegen die Reformation schleuderte, „daß sie das Reich Gottes auf Erden immer mehr zerstöre und eine heidnische Weltanschauung hervorgerufen habe", so kennen wir zwar diese Sprache, aber ob sie nur vom Fanatismus diktirt, dürfte doch bezweifelt werden. Calvin und Melanchthon haben die Hinrichtung Servedes gut geheißen, weil dieser die Dreieinigkeit und andere Kirchenlehren geläugnet hatte. Die Hexenprozesse haben nicht minder in evangelischen als in katholischen Ländern unerhörte Barbarei mit sich geführt. Es ist kein Geheimniß, daß in unsern Tagen viele

reformirte Theologen und Prediger, die nicht zu den letzten zählen, mit Betrübniß die fortwährende Zerbröckelung der protestantischen Kirchen in Sekten und religiöse Genossenschaften ansehen und die katholische Kirche um ihren einheitlich strammen und viel wirksamern Organismus nicht nur beneiden, sondern derselben ihre volle Sympathie bezeugen (vgl. Vortrag von L. Pestalozzi in einer Pastoralgesellschaft in Zürich.) Wenn dessenungeachtet die Reformation als rein und tadellos dastehen will, gut, dann beanspruche ich dasselbe Recht auch für die Kunst. Auch sie kann man nicht verantwortlich machen für den Mißbrauch, den sie durch Menschen erlitten, denn konsequent fortschreitend würde man dahin gelangen, den Aposteln Glauben und Gehorsam zu versagen, weil sie selbständige Menschen waren, welche persönlich das von ihnen verkündete Christenthum nicht vollendet darzustellen vermochten. Wohl ist es wahr, daß Athen, Florenz, Rom, Paris durch die Kunst nicht besser geworden sind, vielmehr gleichgültig an den vollendetsten Werken vorübergehen, aber ist es anders mit der Religion? Hat nicht der Anblick des päpstlichen Rom in Italien die Religion erstickt? Wo gibt's mehr kirchliche Lauheit als im heutigen Italien, wo mehr Bigotterie als in Frankreich und Spanien? Augenzeugen behaupten, daß am Frohnleichnamstag die Peterskirche und der Lateran leer seien von Gläubigen. Und geschieht solches nur in der katholischen Christenheit? Kann das kirchliche Leben mehr sinken, als bei der großen Masse des heutigen Berlin, der Hauptstadt der protestantischen Christenheit?

Philotheos. Daß die Kunst unvermögend sei, eine schöpferische Erneuerung und Wiedergeburt des Einzelnen wie der Völker zu bewirken, ist mir längst klar, wenn aber die Fähigkeit hiezu auch dem Christenthum will abgesprochen werden, dann muß ich mich eben bescheiden, daß ich Dich auf Deinem eigenen Gebiete nicht schlagen kann, da Du eben selbst keine persönliche Erfahrung und Gewißheit des Heiles hast. Es ist ebenso bequem, auf tieferes Denken und Forschen zu verzichten, es ist so lästig, den höchsten Problemen gegenüber demüthig zu werden und da wohl Schwächen zu gestehen. Wie viel leichter und denkbarer ist es, aus einigen genialen Kraftstellen unserer Literaten, aus einigen allgemeinen Moralregeln einen papiernen Dom zur Verbrüderung aller Nationen aufzurichten, einen durchlöcherten und fadenscheinigen Tugendrock zu wirken, sein Leben durch Rosen und Nachtigallen zu versüßen, sich in die Einbildung hineinzudringen, ein Diener der ächten Humanitäts-

religion zu sein. Nur Wenigen ist die Kunst eine Führerin zur Religion geworden, die Meisten haben die Brücke, die von der Kunst zur Religion führt, nie betreten, geschweige denn überschritten. Ihre Religion besteht im Streben nach Wahrheit und Licht, nach Recht und Sittlichkeit. Sie suchen sich, wie Strauß sagt, den Sinn möglichst offen zu halten für alle höhern Interessen der Menschheit, sie helfen dem Verständniß der Gegenwart nach durch das Studium der Vergangenheit, sie suchen ihre Naturkenntnisse zu erweitern, wozu es an gemein verständlichen Hülfsmitteln nicht fehlt, sie finden in den Schriften unserer großen Dichter, bei der Aufführung der Werke unserer großen Musiker eine Anregung für Geist und Gemüth, für Vernunft, Fantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sie, die Kunstenthusiasten, seh'n die Blüthe und Vollendung des geistigen Lebens nur in der Kunst, sie schreiben der Kunst die erlösende und versöhnende Kraft zu, als deren ursprüngliche und alleinige Quelle der christliche Glaube von der Kirche allen Zeiten verkündet worden ist, sie sehen in der Kunst nicht blos eine, sondern die höchste Offenbarung Gottes. Allein beweist nicht ein einziger Blick auf das Leben aller Völker und Zeiten, daß die Kunst nur eine Scheinversöhnung gewähren und die Oberfläche des Menschengemüthes beruhigen kann? Ja freilich, Du Glücklicher, dessen Schifflein so leicht durch die goldenen Fluthen tanzt, da Blumen und heitere Weisen Dir winken, und Dich grüßen vom freundlichen Gestade, ja, wenn das Feld viel Frucht trägt, die Ställe gefüllt sind mit reinlichem Vieh und der püntliche Zinser sich einstellt am holden Maientag, wenn der Nachbar Dir wohl mag und die Geist und Gedächtniß weckende Winterlampe Dich keine Gattin, kein liebes Familienglied vermissen läßt, ja für den vom Schicksal Begünstigten mag ein Paganini, mag ein Sommernachtstraum, mögen die kunstreich gebauten Theater- und Konzertsäle, mögen die gewählten Zuhörerschaften und gebildeten Zirkel belehrend, erhebend, reinigend und belebend wirken. Wie aber, wenn der Jammer, das tägliche Brot und die Thränen Deine einzige Speise? Wenn statt der rosigen Wangen das dünne, wässerige Blut auf Deinem Gesicht sich malt, wenn schmale Kost und breites Weh das Leben Dir verhaßt, die Mühen Dir verächtlich machen und dann des wirren Hirnes Denkkraft Dir versagt den Dienst und rettungslos des Abgrunds Unhold Dir die blutgierigen, fleischlosen Hände entgegenstreckt? Wie dann? Ja für den Glücklichen mag die Kunst

eine Lehrerin, für den Unglücklichen wird sie nie eine Trösterin sein. Im Gegentheil wird von ihr gelten, was Savonarola Mariano zuruft:

> Ein schlechter Arzt bedrängten Sündern,
> Mußt du, zu mildern ihren Druck,
> Zerfall'ne Heidengräber plündern,
> Statt Leben bringst du Leichenschmuck.
>
> Machst Du mit klassischem Geschwätze
> Zur Tugend kühn, zum Glauben stark?
> Dem Teufel spinnst Du deine Netze,
> Denn Du bist falsch bis in Dein Mark.

Viele erkennen dies sehr oft wohl, aber verheimlichen es vor sich und Andern, es fehlt an Wille und Kraft der Selbstdemüthigung, umsonst wird Friede gesucht im erneuten Genuß oder Uebertäubung des ruhelosen Innern und endlich rettet sie die Ausflucht: der Friede der Religion sei ebenso ein subjektives Pathos, eine Täuschung wie das Wonnegefühl, welches die ächte Kunst gewähre, ob einer vom Theater oder aus der Kirche komme, gleichviel! Jener schwelgt im Gefühl des Gesehenen und Gehörten, dieser ist erfüllt vom erbaulichen Vortrag — aber der erstere hat sich an der Zugluft das Zahnweh, der letztere im kalten Raum den Schnuppen geholt; „warum bin ich nicht zu Hause geblieben?" so klagt der eine wie der andere.

Musophilos. Ich merke schon, wir scheiden heute als unbekehrte Leute. Indessen Eins muß ich Dir doch noch zu bedenken geben: Die Verächter der Religion unter den Kunstjüngern gewinnt Ihr nicht dadurch, daß Ihr Euch auf den Fundamentalsatz der Kirche beruft: „Außer Christus kein Heil"; denn für jene ist eben dieses Zeugniß keine Autorität mehr, sie zeihen die Frommen eben eines beschränkten Urtheils, weil sie die Fülle des Kunstlebens gar nicht in sich aufgenommen und aus Erschöpfung ihrer Kraft der Kirche sich in die Arme geworfen hätten. Ebenso wenig beweist die Thatsache, daß von Cicero und Plutarch bis herab auf unsere Tage die Aussagen aller Forscher darin übereinstimmen, man habe noch kein Volk ohne Gott, ohne Gebet, ohne Opfer und religiöse Uebungen gesehen; denn gerade so gut kann ich sagen, daß die ersten Anfänge der Kunstformen und des Schönheitssinnes sich bei allen Völkern der Erde finden. Es bliebe also höchstens bei dem Satz, wie zur Religion, so auch zur Kunst ist der Mensch geboren." Und wenn die Griechen in der Kunst es weiter gebracht haben als andere Völker,

die Juden auf dem Gebiete der Religion, müßte somit ein Volk stellvertretend die Mängel des andern und umgekehrter setzen und ausführen, gleichwie unter den Einzelpersönlichkeiten die eine für diese, die andere für jene mehr Anlage und Gehalt hat. Endlich ist nicht zu vergessen, daß Religion und Kunst einen Höhepunkt, wenn auch zu verschiedenen Zeiten erreichen müßten, auf welchem angelangt, sie sich in ihren Leistungen und Wirkungen deckten.

Philotheos. Aber selbst wenn dieser Fall einträte, bliebe nur noch die Frage übrig: Was ist nun eigentlich das Ursprüngliche und Erzeugende, die Religion oder die Kunst? Ist das Absolute in erster Linie ein Ethisches oder Aesthetisches? Zwei parallele Linien können sich in Ewigkeit nicht treffen, aber Kunst und Religion dürfen nicht als zwei durchaus koordinirte Faktoren nebeneinander herlaufen, die eine muß früher oder später, hier oder dort aus einem innern Grunde der andern sich unterwerfen. So wie ein Kreis nur einen Mittelpunkt haben kann und nicht zwei, so gibt es auch im innersten Geistesleben des Menschen nur ein Zentrum und die Frage lautet: Befindet sich auch die Religion oder die Kunst in demselben? Du siehst, ich bin der Belehrung zugänglich und wer weiß, ob unsere jetzt auseinander gehenden Ansichten über Kunst und Religion später als sich einigende und zusammentreffende sich entpuppen werden. A. L.

Mittheilungen.

Die Regierung des Kantons Aargau soll dem Kloster Fahr die Aufnahme neuer Novizen und eine Ermäßigung der Staatssteuer bewilligen. — Zum Pfarrer von Rheinfelden wurde Joh. Sigrist von Basel, ehmals zu Wiborg („Christus und das Christenthum, zwei Predigten“) gewählt. — Die Erziehungsbehörden von Baselstadt und Baselland bieten auf Anfang des neuen Schuljahres ein durch eine gemeinschaftliche Kommission geschaffenes Lehrbuch für biblische Geschichte. — Der luzernische Großrath hat auch in zweiter Lesung das Gesetz über Wiedereinführung der Todesstrafe angenommen. — Der protestantische Hülfsverein von Genf verausgabte letztes Jahr 25,136 Fr., wovon 13,000 für die Evangelisation der benachbarten französischen Departements. — Die Regierung von Genf hat die Rekurse der ausgewiesenen Miß Booth und Miß Charlesworth, gestützt auf die Ordnungswidrigkeit des Treibens der Heilsarmee und auf die Renitenz der Rekurrentinnen gegen staatsräthliche Verfügungen abgewiesen. — Der Große Rath von Waadt hat eine Petition von Yverdon, welche Uebereinstimmung des waadtländischen Schulgesetzes mit

Art. 27 der Bundesverfassung verlangt, der Regierung zur Antragstellung und Berichterstattung überwiesen. Das waadtländische Schulgesetz verpflichtet den Schulmeister, der Landeskirche anzugehören, und die Mehrheit der Mitglieder der Schulkommission muß sich zur Landeskirche bekennen. — Die „Schweiz. Handelsztg." hat im Februar an Legaten, Vergabungen und Geschenken für gemeinnützige Zwecke, die ihr aus der Schweiz bekannt geworden, 476,908 Fr. verzeichnet (wovon zirka $^3/_4$ aus St. Gallen, Appenzell und Thurgau); dazu vom Januar 351,391 Fr., macht für die ersten zwei Monate des Jahres 828,299 Fr.

In den meisten elsaß-lothringischen Pfarrgemeinden, in denen die Orthodoxie und der Fortschritt Anhänger zählen, siegten bei den Presbyterialwahlen die Liberalen. — Berlin bewilligt für eine am Geburtstag Luthers zu vertheilende Festschrift 5000 Mark. — Die preußische Regierung sei entschlossen, seiner Zeit den gesammten Schriftwechsel mit dem Vatikan zu veröffentlichen, um zu zeigen, daß es an aufrichtigen und weitgehenden Versöhnungsversuchen von ihrer Seite nicht gefehlt hat, wenn der Kulturkampf nicht beigelegt worden. — Die Berathung des Kultusbüdget im preußischen Abgeordnetenhause führt zu heftigen Angriffen der Ultramontanen auf das Ministerium; v. Goßler erklärte denselben gegenüber an dem Falk'schen Schulaufsichtsgesetz festhalten zu wollen.

Der Papst beklagt sich am Vorabend seines Krönungstages darüber, daß seine Gegner sich alle Mühe geben, seine Pläne zu durchkreuzen und seine guten Absichten zu entstellen. Wenn er gegen die Hindernisse, welche der schleunigen Installirung der neuen italienischen Bischöfe in den Weg gelegt würden, protestire, wage man dieß als einen Eingriff und als eine Usurpation zu bezeichnen, gleich als ob es möglich sei, den gänzlich unbegründeten Ansprüchen der Revolutionsregierung den Charakter legitimer Forderung zuzuerkennen. Schwer mag es dem Papst allerdings auch im Magen liegen, daß aus seinem Briefwechsel mit dem deutschen Kaiser bis jetzt nichts anderes resultirte, als daß der Kaiser von dem Entschluß des Papstes, künftig die Anzeigepflicht der Bischofswahlen an den Staat zu erfüllen, gerne Akt genommen.

Bei den Verhandlungen über die Reform des Gemeindegesetzes beschloß die französische Deputirtenkammer, es sollen die Gemeinden künftig nicht mehr gezwungen werden können, Ausgaben für den Kultus in ihr Büdget aufzunehmen.

Die neue Schulgesetznovelle für Oesterreich-Ungarn verspricht den Protestanten dieses Landes wenig Hülfe. Die Fassung derselben ist, statt kurzweg wieder zur konfessionellen Schule zurückzukehren, ganz dazu angethan, die überall in der Minderheit auftretenden Evangelischen noch mehr zu vergewaltigen. So heißt es ausdrücklich darin, daß der Religionsunterricht einer Schule nur einem Lehrer (resp. Geistlichen) überbunden werden dürfe, welcher mit der Mehrheit der Schüler gleicher Konfession sei. Die den Religionsunterricht beaufsichtigende Schulleitung aber müsse hinwiederum gleicher Konfession mit dem Lehrer sein.

In andern Worten: Die evangelischen Faktoren sind an den österreichisch-ungarischen Schulen gleich Null. — Der Konvent der Reformirten in Ungarn, Ende Januar in Budapest abgehalten, beschloß eine Reihe Beschwerden in Schulsachen an die Regierung einzureichen, ferner in der Moldau-Wallachei zu missioniren, und zur Besiegelung der Union der Reformirten in Ungarn und Siebenbürgen den nächsten Konvent in Klausenburg abzuhalten.

Die belgische Kammer beschließt, die Domherrengehälter allmälig durch Aussterben eingehen zu lassen und 442 überflüssige Vikarstellen nach und nach eingehen zu lassen. Welcher Wind in diesen Kreisen gegenwärtig weht, geht aus der Erklärung des Justizministers hervor, er werde, sollten die Bischöfe sich gegen die Gesetze auflehnen, die Agitation derselben mit gleicher Energie unterdrücken, wie die der Anarchisten.

Die Ausweisung der Heilsarmee bringt nachgerade noch das englische Parlament in Aufregung. Wie steht's mit dem Asylrecht für die 12- bis 18-jährigen, von Hause fortgelaufenen Lieutenants? Was werden zu deren Heimweisung die englischen Kronjuristen sagen? — Vom 30. September 1881 bis 29. September 1882 wurden in England 15,612 Verhaftungen wegen Trunkenheit vorgenommen. Da ist allerdings die Frage an die Heilsarmee naheliegend: Warum in die Ferne schweifen?

New-York will eine katholische Universität gründen.

Die Regierung von Chile entließ den Vertreter des Papstes, weil er den von ihr erwählten Erzbischof von Santiago nicht anerkennen wollte.

Literarisches.

Herr Prof. Rehmke in St. Gallen richtet folgende Zuschrift an die Redaktion:

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu Handen der Leser der „Zeitstimmen" auf die im Ganzen ja so freundliche und zustimmende Anzeige meines Buches, welche Herr Pfr. P. Christ in Nro. 4 d. J. veröffentlicht hat, ein Weniges zu erwiedern in Betreff der von Herrn Christ geäußerten Bedenken gegen die Schlußthesen II und III. Ich bin meinerseits überzeugt, daß zum großen Theil ein Mißverständniß, das ja leider nichts Seltenes ist, die Bedenken geboren hat.

Deutlich sehe ich ein solches Mißverständniß, wo Herr Ch. schreibt: „Was er (Rehmke) — doch wohl nicht ganz genau — Eigenlust-Pessimismus, was man aber sonst gemeiniglich empirischen Pessimismus nennt" — denn ich gerade unterscheide sehr genau zwischen dem, was man gemeiniglich empirischen Pessimismus, — und dem, was ich Eigenlust-Pessimismus nenne (s. S. 92 b). Auf dieser Unterscheidung, die ich trotz Christ's Mißverständniß deutlich genug gegeben zu haben meine, beruht es, daß ich Angesichts des unsittlichen Lebens den empirischen

Pessimismus als das richtige Fazit dieses Lebens, d. i. eben den Eigenlust-Pessimismus konstatire, daß ich aber anderseits Angesichts des sittlichen Lebens den empirischen Pessimismus **nicht** als das richtige Fazit des Lebens ansehe. Wohl behaupte ich, daß die Glückseligkeit „**vor** dem sittlichen Wollen als dessen **Basis** da sei" (wie Christ beistimmend richtig zitirt), **nirgends** aber, auch nicht auf Seite 114, erkläre ich, daß „die Glückseligkeit als natürliche **Folge** der Sittlichkeit ganz gestrichen" werden müsse.

Ich kann es mir nun freilich erklären, daß Christ die Stelle S. 114 „wie sie (die Sittenlehrer) die Sittlichkeit ganz richtig durch Abweisung der Glückseligkeit als deren Folgeerscheinung überhaupt erst als reine gewinnen" in dem Sinne interpretirt hat, als ob ich damit Glückseligkeit ganz als **natürliche** Folge der Sittlichkeit streiche; glaubt er doch fälschlich, daß mein Eigenlust-Pessimismus mit dem empirischen Pessimismus, zu dem er sich faktisch verhält wie der Theil zum Ganzen, ein und dasselbe sei. Dann wäre allerdings die **logische** Konsequenz die, daß ich auch die Glückseligkeit als natürliche Folge der Sittlichkeit läugnen müßte. Nun aber steht faktisch die Sache anders, und der Satz S. 114 kann doch fürwahr dem ganzen Zusammenhang nach nichts anderes bedeuten, als was er nach meiner Ansicht bedeuten soll, nämlich: die Sittenlehrer (ich sage hier nicht die im sittlichen Prozeß stehenden Menschen) haben ganz richtig die Glückseligkeit abgewiesen für den Begriff der **reinen** Sittlichkeit, so daß jene nicht etwa als die **gedachte** und **erwartete** Folge das leitende Prinzip sein, oder mit zum leitenden Prinzip gehören sollte. Nirgends aber in meinem Buche wird sich eine Stelle finden, wo ich „jede innere Befriedigung über vollbrachte gute Handlungen, jede Wonne über einen erkämpften moralischen Sieg geleugnet oder verpönt" hätte (wie Christ mir als Konsequenz zumuthet) — im Gegentheil, gerade die **Behauptung** alles dessen ist **mein** Standpunkt, und dieselbe verträgt sich **ausgezeichnet** mit meiner Behauptung des Eigenlust-Pessimismus.

Diese Entgegnung auf die Anzeige des Herrn Pfr. Christ habe ich für geboten erachtet, um mich bei den Lesern der „Zeitstimmen" sicher zu stellen vor dem Verdacht, als ob ich einen „ätherischen Hyperidealismus" vertrete, der mit meinem ganzen Denken und Sein in schneidendem Widerspruch steht.

J. Rehmke."

Anmerkung. Eine Korrespondenz über die Beschlüsse der letzten Synode Baselstadt kann wegen Raummangel erst in nächster Nummer erscheinen. D. Red.

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 7. 31. März.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark

Kirche und Staat, besonders im Kanton Aargau.

So lange Kirche und Staat das Abbild einer großen Familie darstellen und der Staat sich seiner Aufgaben noch nicht voll bewußt ist, findet eine Scheidung zwischen kirchlichen und staatlichen Zwecken nicht statt, beide gehen vielmehr Hand in Hand. Herrscht bei solcher Verbindung das kirchliche Element vor, so haben wir die Theokratie, hat das staatliche die Oberhand, so haben wir das Staatskirchenthum.

Auf dem Boden der Theokratie steht die römisch-katholische Kirche, deren Bestrebungen zu allen Zeiten, namentlich aber im Mittelalter, darauf gerichtet waren, die verschiedenen Länder der theokratischen Staatsform zu unterwerfen. Freilich ist es der Kirche zur Zeit der fränkischen Könige noch nicht gelungen, ihre Allgewalt zur Geltung zu bringen. Aber schon unter Ludwig dem Frommen, dem schwachen Nachfolger Karls des Großen, gewinnt der Papst die Oberhoheit über den Kaiser. Diesem kirchlichen Machtbestreben sind dann die pseudo-isidorischen Dekretalen in hohem Grade zu Statten gekommen, indem sie den Stuhl Petri und das Sacerdotium als unendlich erhaben über das Imperium darstellen. Allerdings konnte die Kirche ihre Pläne unter den sächsischen Königen auch noch nicht recht verwirklichen, indem ihr eine feste weltliche Hand entgegenstand, wie z. B. in Otto dem Großen. Auch Heinrich III. aus dem salischen Hause behauptete noch die Suprematie des Staates, indem er Bischöfe ein- und absetzte, aber schon Heinrich IV. mußte dem mächtigen Kirchen-

haupt Gregor VII. in Canossa (1077) zu Kreuze kriechen und von da an behielt die Kirche das politische Uebergewicht bis in's 14. Jahrhundert, namentlich auch zur Zeit der Kreuzzüge, wo die Fürsten die dienstbaren Vasallen des Papstes waren. Nach dem Tode Gregor's brach bald der sittliche Zerfall über das Papstthum herein, welcher zur Folge hatte, daß die Rechte des Staates wieder schärfer betont und von den Fürsten in ihren Gebieten selbstständig eine „Reformation an Haupt- Gliedern" unternommen wurde, ein Bemühen, das freilich den mächtig daherbrausenden Geist der Zeit nicht mehr aufzuhalten vermochte.

Es kam eine andere Reformation, die Reformation, hervorgerufen durch einzelne gottbegeisterte Männer aus dem Volke. Damit hat die kirchliche Macht ihr Uebergewicht über den Staat ein für alle Mal verloren. Der Protestantismus führte zum Staatskirchenthum. Anfänglich war der Protestantismus genöthigt, sich zum Schutze gegen das Papstthum auf die weltlichen Fürsten zu stützen; nach und nach kam aber überhaupt im Gegensatz zum römischen Episkopalsystem das Territorialsystem auf, wonach auch die kirchlichen Verhältnisse durch den Staat geordnet werden sollten nach dem Grundsatz: Cujus regio, illius et religio. An die Stelle der mittelalterlichen Kirchenmacht tritt jetzt die Omnipotenz des Staates und ein ausgeprägtes Staatskirchenthum, wobei der Staat die Kirche mit seinem weltlichen Arme unterstützte. Endlich brach die große französische Revolution die Omnipotenz des Staates und half dem Individuum zu seinem Recht und damit hat auch die Kirche eine freiere Stellung errungen.

Unser Jahrhundert zeigt uns, wie sich die Kirche mehr und mehr von den hemmenden Fesseln des Staates loszulösen gesucht hat, die katholische Kirche freilich in der Weise, daß sie ihr mittelalterliches Uebergewicht über den Staat wiederum anstrebte; denn auch heute noch hält sie an ihren theokratischen Bestrebungen fest und anerkennt den Staat nur insoweit, als er ihre Zwecke fördern hilft; die evangelische aber dadurch, daß sie, zuerst in Bezug auf ihre innere Ausbildung in Lehre und Kultus, dann aber auch in ihrer äußeren Gestaltung, nach einer selbstständigeren Stellung rang. Als dann in neuester Zeit in Folge der Zuspitzung der katholischen Dogmatik in der Lehre von der unbefleckten Empfängniß und von der Unfehlbarkeit des Papstes, sowie durch verschiedene päpstliche Erlasse, die ganze moderne Kulturentwicklung in Acht und Bann erklärt wurde und der Staat genöthigt war, seine

Positionen zu behaupten, suchte man den ausgebrochenen Konflikt durch Zauberformeln zu lösen. „Freie Kirche im freien Staat", „Trennung von Kirche und Staat", „rechtliche Unterordnung, aber ethische Gleichordnung", so tönte es wirr durch einander, aber nur zu bald mußte man erfahren, daß da keine Schlagwörter zu helfen vermögen. Gegenwärtig huldigen beinahe alle europäischen Staaten der Ansicht, daß Staat und Kirche nicht gemeinsame Aufgaben hätten, daß aber dennoch verschiedene Berührungspunkte beständen und daß die beiden Institute einander zur Erreichung ihrer Zwecke und zu einer gesunden Entwicklung die Hand bieten müßten.

Auch unsere schweizerischen Kirchen stehen zur Zeit noch auf dem Standpunkt eines mehr oder weniger ausgeprägten Staats- oder Landeskirchenthums und zwar so, daß sie durch den Staat privilegirt sind. In den einen Kantonen herrscht noch völliges Staatskirchenthum, in den andern bewegt sich die Kirche innerhalb der Grenzen ihres Gebietes ziemlich frei. Andere Kantone endlich arbeiten gegenwärtig an der Lösung der Frage. So der Kanton Zürich, wo bekanntlich drei Vorschläge einander gegenüberstehen. Die Eine, vertreten durch den inzwischen verstorbenen Dr. Alfred Escher, möchte die Kirche in ihrem bisherigen Verhältniß zum Staate belassen, nur sollte die größere Selbstständigkeit, welche sie seit einigen Jahren genießt, indem faktisch große kirchliche Autonomie herrscht, auch gesetzlich fixirt werden. Die andere Richtung, vertreten durch Professor Salomon Vögelin, strebt vollständige Trennung von Staat und Kirche an und will letztere auch noch ihrer finanziellen Hülfsmittel berauben. Stadtrath Knus in Winterthur endlich will ebenfalls Trennung, aber mit Herausgabe des Kirchenvermögens, resp. eines Aequivalentes. Wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, scheint der Escher'sche Plan am meisten Aussicht auf Erfolg zu haben, vorausgesetzt, daß die Angelegenheit überhaupt nochmals zur Berathung gelangt.

Im Kanton Aargau hat der Große Rath die Schwierigkeiten zu lösen gesucht durch die am 25. September 1871 beschlossene Trennung von Kirche und Staat und den Austritt aus dem Verband des Bisthums Basel. Dieser Beschluß fand jedoch keine Ausführung, vielmehr anerkannte der Kanton Aargau im Jahr 1876 das neu errichtete christkatholische Bisthum und betheiligte sich an dessen Dotation. Durch diese sich prinzipiell schroff widersprechenden Maßnahmen gelangte das Kirchenstaatsrecht im

Aargau in eine höchst bedenkliche Verwirrung, unter der auch die evangelische Kirche vielfach litt. Man weiß bis zur Stunde hier nicht, was man will und diese Unsicherheit wirkt lähmend auf das kirchliche Leben.*) Gestützt auf den Trennungsbeschluß wurde im Jahr 1876 im Großen Rath eine Motion gestellt über die Herausgabe der Pfrundgüter an die Kirchgemeinden und die Regierung eingeladen, darüber „beförderlich Bericht und Antrag zu hinterbringen". Ein Gegenantrag, es sei die Regierung einzuladen, Bericht zu erstatten über den Bestand sämmtlicher im Kanton vorhandener Kirchen- und Pfrundgüter und die sämmtlichen Einnahmen und Ausgabeposten im Kirchenwesen, wurde mit der Motivirung abgelehnt, daß damit die Hinausschiebung der Angelegenheit bis zu dem Zeitpunkte bezweckt werde, in welchem auf kirchlichem Gebiet eine solche Verwirrung herrsche, daß der Staat erklären könne, es sei gar Niemand zum Empfang der Pfrundgüter berechtigt, weßhalb er dieselben für sich behalte. Jene Motion wurde also erheblich erklärt, es wird aber, bemerkte damals ein politisches Blatt, noch mancher Tropfen die Aare herabfließen und manches Gesetz verworfen werden, bis die Angelegenheit gesetzgeberisch geordnet ist. Zur Stunde stehen „Bericht und Antrag" der Regierung noch aus. Aber auch die angedeutete Verwirrung ist früher eingetreten. Schon im Jahr 1876 spricht sich der reformirte Synodalausschuß in einem Bericht an die Synode: „Ueber die gegenwärtige Stellung unserer reformirten Landeskirche zum Staate und die Wünschbarkeit der durch die neuen Verhältnisse bedingten Veränderungen in der Verwaltung, Leitung und Organisation derselben" über die durch den Trennungsbeschluß von 1871 in der reformirten Kirche hervorgerufene Verwirrung ziemlich bitter aus. Mit Recht wird gefordert, daß Klarheit und Bestimmtheit in die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche hineingebracht werde, damit die Kirche wisse, woran sie sei. Der Bericht spricht sich ferner für Beibehaltung des bisherigen Landeskirchenthums aus und behauptet, daß er mit dieser Forderung der Anschauung der überwiegenden Mehrheit des aargauischen Volkes Ausdruck gebe. Jene Konfusion aber hat zur Folge, daß die Landeskirche an Ansehen verliert. Ihre finanziellen Hülfsmittel sind ungenügend. Die staatlichen Pfarrbesoldungen sind zu gering; eine ordentliche, selbstständige Verwaltung ist für die Kirche zur Unmöglichkeit geworden. Für jede, auch die geringste Ausgabe in der Verwaltung muß sie beim Staate betteln gehen.

*) Vrgl. Gareis und Zorn: „Kirche und Staat in der Schweiz", S. 542 f.

Aus den angeführten Gründen nimmt der Theologenmangel mehr als anderswo überhand. Man ist genöthigt, die Geistlichen da zu nehmen, wo man sie bekommt und muß mitunter solchen die Thore öffnen, welche für die kantonale Kirchenordnung weder Sinn noch Interesse haben und sich auch um die patriotische Regeneration des Kantons nicht bekümmern. Daß bei solchen Zuständen das Sektenwesen immer üppiger gedeiht, ist selbstverständlich; denn wo Unklarheit und Verwirrung herrscht, machen sich sofort alle unlauteren Elemente geltend. „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier."

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Nothwendigkeit einer Regelung unserer kirchlichen Verhältnisse zu beweisen. Aber welches ist die Lösung, die wir anzustreben haben? Wie können wir der Kirche auf dem Boden des modernen Staatsgedankens zu einer selbstständigeren Stellung verhelfen? In neuester Zeit sieht man die einzig glückliche Lösung vielfach in einer absoluten Trennung von Kirche und Staat und redet derselben in Rathsäälen und Zeitschriften das Wort. Auch unser große Rath meinte ja diesen Weg einschlagen zu müssen. Unterziehen wir daher diese Art der Lösung vorerst einer kurzen Prüfung.

Unser sel. Freund Bitzius hat einmal gesagt: „Trennung von Kirche und Staat — siebenfach den Galgen hat verdient, wer diese Formel zuerst in die Welt setzte. Er war der Urheber all' der endlosen Mißverständnisse und verworrenen Streitigkeiten, welche jener großmäulige und kleinhirnige Ausdruck hervorrief. Sein großes Maul verheißt schlichtende Lösung aller Beziehungen zwischen Staat und Kirche, während sein kleines Hirn dabei nur an die Streichung des Kultusbüdgets und die Aufhebung der Staatskirchen denkt, weil es in seiner Blödigkeit keine andern Beziehungen zwischen zwei solchen Lebensmächten kennt."

Wir urtheilen über die Trennungsgelüste nicht so schroff, wie Bitzius, ja, als Angehöriger der Kirche selber seufzend unter dem Joch des Staates, reizte es uns eine Zeit lang auch, die vollständige Trennung zu befürworten. Und doch hat Bitzius mit seinem strengen Urtheil etwas Recht; denn jene Trennungsrufe sind meist oberflächlicher, oder auch selbstsüchtiger, übelwollender Art. Man ist oberflächlich genug, zu meinen, durch den Beschluß der Trennung könnten beide Gebiete so auseinander gehalten werden, daß sie einander nicht mehr berührten, oder man ist so übelwollend gesinnt, daß man die Kirche aushungern möchte, nachdem man ihr eigenes Gut geraubt. Ist Ersteres thöricht, so ist

Letzteres ungerecht. Je mehr man über die zukünftige Gestaltung der vom Staate getrennten Kirche nachdenkt, desto mehr wird man inne, daß eine absolute Trennung sich als graue Theorie erweist. Berührungspunkte sind immer vorhanden und Konflikte werden in einem kleinern Staatswesen nie ganz ausbleiben. Wollte aber der Staat die Kirche aushungern, so würde er damit beweisen, wie wenig er seiner Kulturaufgabe gewachsen ist; zu spät würde er einsehen, wie sehr er aus rein doktrinären Gründen und oberflächlichen Opportunitätsrücksichten sich selber geschädigt hat. Man mag nun einmal sagen, was man will, die Kirche, wenigstens die reformirte Landeskirche, ist entschieden national-patriotisch. Wenn man weiter nichts wüßte, so brauchte man nur jeweilen die Bettagsproklamationen zu durchgehen, um diesen Patriotismus zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Religion des Geistes.

(Schluß.)

Aber nun zur Kehrseite der Medaille. Wenn wir die so warm empfohlene Religion des Geistes etwas näher ansehen, zeigt sie uns bedenkliche Blößen und Schwächen. Der „konkrete Monismus" Hartmann's ist zwar ein nicht grober, sondern verfeinerter, idealisirter Pantheismus, der dem religiösen Bewußtsein noch weit weniger genügen kann, als dem Bedürfniß der Vernunft nach einer theoretisch richtigen Weltanschauung. Ein rein unbewußter Geist, der doch allwissend und allweise ist, Vorstellung und Willen besitzt, nur ja nicht irgend eine Analogie menschlichen Gefühls, die es erlaubte, ihn die Liebe zu nennen und in eine Gemeinschaft der Liebe zu ihm zu treten, ist kein geeignetes Objekt eines religiösen Verhältnisses; die „reale Einheit" mit ihm, welche an die Stelle jenes gemüthlichen Verhältnisses als eines kläglichen Nothbehelfs, einer bloßen Wechselwirkung, treten soll, wäre keine erwärmende und belebende, sondern das Gegentheil. Ein Gott, der nicht blos ewiger Grund und Ziel der Welt ist, sondern die Weltsubstanz selbst, außer welcher es nichts Wesenhaftes gibt, auch nicht am und im Menschen; nicht blos absolutes Subjekt, sondern auch eingeschränktes Subjekt in den Individuen, transzendentes Subjekt meiner Individualität, so daß mein eigenes Selbst „Gott" ist (S. 228); nicht blos die den Weltprozeß

setzende und von Innen heraus lenkende Vorsehung, sondern der Schauspieler selbst, welcher in dieser „Tragödie" alle Rollen (allein) spielt (S. 258), fällt eben doch, trotz aller Versicherungen und Verwahrungen, mit Welt und Mensch faktisch zusammen oder schluckt sie vielmehr so in sich auf, daß von ihnen nichts übrig bleibt, als der leere Name und Schein. Denn was ist z. B. ein Mensch, wie ihn Hartmann beschreibt, eine bloße „relativ konstante Gruppe von Partialfunktionen des Absoluten", ohne eigenes Subjekt, dessen Stelle ja das transzendente einnimmt, gleichsam ohne Kopf, real gegen die Welt, aber nichtig und wesenlos gegen Gott, determinirt, unfrei in seinem Wollen, wenn auch sein Determinirtwerden einmal kühn als gesetzmäßige Selbstbestimmung bezeichnet wird? Ist der irgendwie geeignet, Subjekt eines religiösen Verhältnisses und sittlichen Handelns zu werden? Was soll diese arme Funktionengruppe, der nicht nur der Kopf fehlt, sondern auch Hände und Füße durch solch' überspannte, starre Wesensindentität mit Gott gefesselt sind, auf der lieben Welt anfangen? Wenn es aber mit den beiden Trägern des religiösen Verhältnisses so steht, was hilft alles Wahre und Schöne, was über dieses letztere selbst gesagt ist? Damit es Wirklichkeit werden kann, müßte man erst einen andern Gott und einen andern Menschen zu diesem Verhältnisse suchen.

Noch schlimmer aber als der Pantheismus hat der Pessimismus, Hartmann's Steckenpferd, auf diese „Religion des Geistes" eingewirkt, wie sich namentlich an dem Schiefen, Irreführenden zeigt, das er dem Begriff der Erlösung beigemischt hat. Wenn der Mensch im Bewußtsein „von dem mit natürlichen Mitteln unheilbaren Elend des Daseins" in der Religion Erlösung sucht von Uebel und Schuld, als den koordinirten Folgen der Weltabhängigkeit, bei reiferer Erkenntniß aber darauf kommt, daß die einzige reale Erlösung vom Uebel Tod und Weltvernichtung sind (S. 91), was kann es dann Religiöseres geben, als den Selbstmord, nicht in dem egoistischen Sinne, daß man sich begnügt, nur das liebe Ich kurzweg von dem elenden Dasein zu befreien, sondern in der Weise, daß man durch Belehrung und Beispiel möglichst vielseitig und nachdrücklich darauf hinarbeitet, die menschliche Gesellschaft in immer weiteren Kreisen zur Selbstvernichtung mit fortzureißen, um so mehr, als durch solche zuletzt allgemein gewordene Aufhebung des Wollens und Daseins auch die ebenfalls erlösungbedürftige Welt von sich selbst und, was echt pantheistisch dasselbe sein soll, zugleich

Gott von den Leiden seiner Immanenz (in ihr) erlöst würde? Diese Universalerlösung wird ja als der Endzweck des ganzen Weltprozesses dargestellt, zu welchem alle sonstigen Zwecke, wie die möglichst vollkommene Verwirklichung des religiösen Verhältnisses in der Menschheit, nur Mittelzwecke seien. Wenn man nun diesen Endzweck alles Seins kürzer und leichter erreichen kann, was brauchen wir uns dann mit jenen Mittelzwecken lange abzumühen, und was bedürfen wir all' der schönen, tiefsinnigen, wirklich religiösen Belehrungen, wie wir einstweilen ideal von dem Uebel und von der Schuld erlöst werden können? Nein, der Pessimismus, den Hartmann als die unerläßliche Vorbedingung aller Erlösungs- und Gemüthsreligion darstellt, ist vielmehr der Wurm, der jede Religion von Innen heraus verzehrt und vergiftet. Ein empirischer Pessimismus mag unter gewissen Bedingungen mit ihr noch zusammenbestehen, aber niemals ein metaphysischer, der das Uebel in den absoluten Weltgrund verlegt, der die Welt einem leeren Willensdrang, einem Widervernünftigen, Nichtseinsollenden in Gott ihren Ursprung verdanken läßt (S. 264—268). Ein selbst leidender, unseliger, nach Erlösung schmochtender Gott kann mich nicht erlösen und beseligen; ein Gott, der zwei so entgegengesetzte Momente wie die allweise logische Idee und den vernunftlosen, nichtseinsollenden Willen gleich wie Licht und Finsterniß in sich trägt, kann sich nicht in einer einheitlichen, wahrhaft sittlichen Weltordnung mit unveränderlichen sittlichen Gesetzen offenbaren, nicht in Wahrheit ein heiliger und gerechter Gott sein, in dessen Gemeinschaft ich selbst geheiligt werde. Oder wenn er dennoch im Ernste als solcher dargestellt wird, so wird damit der metaphysische Pessimismus einfach verleugnet, bei Seite geschoben, über den Haufen geworfen.

Endlich, zu dem pantheistischen und pessimistischen Charakter der neuen Religion tritt als dritter Hauptmangel ihr ungeschichtlicher Charakter, über den nur Unkundige durch die Versicherung, sie sei ein eminent geschichtliches Postulat, ja das Fazit der gesammten bisherigen religiösen Entwicklung, sich täuschen lassen können. Sie hat wohl die Grundgedanken der christlichen Heilslehre sich angeeignet und spekulativ verarbeitet, mochten sie zu ihren metaphysischen Voraussetzungen passen oder nicht, aber sie auch losgelöst von dem ganzen geschichtlichen Grunde, auf dem sie erwachsen sind. Da Hartmann von dem Christenthum als solchem nichts wissen will, es vielmehr recht geringschätzig, schief und ungerecht beurtheilt, wie aus seinen frühern Schriften sattsam bekannt

ist, *) so ist es selbstverständlich, daß es mit dem neuen Tempel seiner Geistesreligion nichts zu schaffen haben darf, daß für christliche Reminiszenzen und Feiern in demselben so wenig ein Plätzchen ist, als für Ueberlieferungen und Gebräuche anderer Religionen. Ueber diesen überwundenen Standpunkt hoch hinweg, baut die Religion der Zukunft ihren Tempel in die Wolkenhöhen einer vornehmen Abstraktion, wie sie auch in solchen Höhen von einem einsamen Denker ihr Dasein empfing. Denn während die wirklichen Religionen aus dem Leben, aus den tiefsten Bedürfnissen eines Volkes, aus dem praktischen Wirken eines religiösen Genius erwachsen sind, ist sie eine künstliche Treibhauspflanze, ein Studirstubenprodukt, das überall den gelehrten Ursprung verräth und, von Hartmann und einigen Jüngern abgesehen, wohl nur auf dem Papier sein Leben fristen wird. Um sich von dem letzteren zu überzeugen, denke man sich nur, wie sich etwa ein gemeinsamer Gottesdienst auf Grund dieser Religion und im Sinne ihres Gründers gestalten müßte.

Einen solchen nämlich hält Hartmann auch auf der höchsten und letzten Stufe des religiösen Bewußtseins seiner Immanenzreligion trotz ihrer vollkommenen Innerlichkeit für möglich und wünschenswerth, insofern der äußere Kultus bei richtiger Behandlung wohl zur Entfaltung des inneren Kultus, der andächtigen Versenkung des religiösen Bewußtseins in sich selbst, in die reale Einheit mit Gott beitragen könne. Bei diesem äußeren Kultus muß aber alles Unpassende wegfallen: Der Gemeindegesang, an dessen Stelle nur ein Vor- und Nachspiel auf der Orgel gestattet ist, um die Unruhe des Kommens und Gehens zu verdecken, ebenso das Gebet als etwas Ueberflüssiges, Thörichtes, als ein nur fingirter Weise in die Form des Dialogs gekleideter Monolog. Noch weniger sind Symbole wie Taufe und Abendmahl zulässig, weil sinnwidrige, superstitiöse, von der Naturreligion entlehnte Handlungen, welche die Gnade von Außen durch göttlichen Zauber in immer neuen Portionen in den Menschen hineinpraktiziren sollen. Eine Konfirmationsfeier gibt es hier auch nicht, da die religiöse Unterweisung der Jugend mehr und mehr der Schule anheimfällt, übrigens mit weiterem Fortschritt der Religion immer später beginnen muß, ja erheblich später als gegenwärtig, nämlich erst nach Entfaltung einer gewissen sittlichen Reife, dann aber

*) Eine Kritik seiner Behandlung Jesu und des Christenthums habe ich in einer Beleuchtung seiner Schrift: „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit ꝛc." in der „Protestantischen Kirchenzeitung" dieses Jahrgangs gegeben.



auch gleich mit der letzterreichten Entwicklungsstufe, also Hartmann's „Religion des Geistes" beginnen darf und soll. So bleibt für den Kultus Nichts als der Dienst am Wort oder, richtiger gesagt, da hiebei doch nicht von fern an Erbauung aus der Bibel zu denken ist, der Dienst mit dem Wort, die belehrende Unterweisung über die religiöse Weltanschauung und das gemüthsbewegende, zur Gnadenerweckung bestimmte, die Gesinnungsumwandlung anregende Wort, die Predigt des autonomen Gesetzes und des autosoterischen, neuen Evangeliums — d. i. der Selbstgesetzgebung und Selbsterlösung —, welche nur die Religion des immanenten Geistes bietet. Wie lange um einen solchen Kultus eine Gemeinde sich sammeln möchte, selbst wenn ein so geistvoller Mann wie Hartmann ihr predigte, mag dahingestellt bleiben; vielleicht dürfte sie der beständigen Mittheilung seiner neuen Heilslehre mit ihren abstrakten, an keine historischen Erinnerungen, religiöse Persönlichkeiten und geschichtlichen Thatsachen geknüpften, von Fleisch und Blut entblößten Gedanken bald so müde sein, daß sie gerne wieder etwas von der Bibel, von Christus und andern Personen der heiligen Geschichte vernähme. Oder sie käme am Ende gar auf den Einfall, die unerträgliche Lücke damit auszufüllen, daß sie, nach dem Vorgange der gläubigen Gemeinden aller Religionen mit einem bekannten Stifter, sich mit dessen Person und Leben verehrungsvoll beschäftigte, ohne darnach zu fragen, ob ein solcher Kultus auch im Sinne des Meisters wäre und von seiner Lehre gestattet würde. Wahrscheinlich aber ist weder das Eine, noch das Andere, sondern ein Drittes, daß es gar nie zu einem gemeinsamen Gottesdienst der Bekenner der „Immanenzreligion" kommen wird, weil der Kreis derselben sich auf ein Häuflein philosophischer Geister mit etwelchem religiösen, aber keinem kirchlichen Bedürfniß beschränken, dagegen in weitere Kreise, in die Massen von dieser schwerverständlichen Religion wohl nur ein paar unbegriffene Schlagwörter dringen dürften.

Doch nun genug von dieser neuen Religion des Geistes. Man kann allerdings von ihr wie von Manchem, das als höchste, alles Bisherige hinter sich lassende Leistung gepriesen wird, sagen: Was daran gut ist, ist nicht neu, und was neu ist, ist nicht gut. Aber auch wenn man davon fest überzeugt ist und der Religion der Zukunft keine Zukunft prophezeien, keine Lebensfähigkeit zuschreiben kann, wenn man bei der Religion der Gegenwart zu bleiben vorzieht und in ihr die echte Religion des Geistes erblickt für Alle, die sie geistig zu behandeln wissen, so wird

man doch gestehen müssen, daß das gute Alte hier doch wieder in neuer Zunge verkündet ist, und das nicht gute Neue originell genug, um zu mannigfachem Nachdenken anzuregen, beides Grund genug, Hartmann's Schrift als eine ungewöhnliche, bei aller Seltsamkeit sehr bedeutsame Leistung auf religionsphilosophischem Gebiete zu taxiren. **P. C.**

Rundschau.

Zürich. Am 16. März starb in Folge eines Hirnschlages nach kurzer Krankheit Herr Buchdruckereibesitzer Herzog, in dessen Offizin dieses Blatt erscheint und die bisher veröffentlichten 13 Nummern des Volksschriftenverlages des Schweizerischen Vereins für freies Christenthum gedruckt wurden. Er war bis zum Tod Mitglied einiger Komites dieses Vereins. Früher Pfarrer zu Steckborn, avancirte er zum thurgauischen Regierungsrath und übernahm dann eine Druckerei in Zürich, die unter seiner Leitung rasch emporgedieh. Anfänglich als Redaktor des „Republikaners" und auch anderweitig am politischen Leben mitthätig, widmete er sich nach und nach mit Vorliebe den verschiedenen gemeinnützigen Aufgaben, die auch seiner ruhigen und milden Sinnesart näher lagen. In seinem Geschäft vollauf bethätigt, fand er doch immer noch Zeit, wissenschaftlich nach allen Seiten hin sich auf dem Laufenden zu halten. Bis in die letzten Tage trug er der Wissenschaft, besonders auch den theologischen Fragen ein ungetheiltes Interesse entgegen. Einen längst gehegten Wunsch endlich realisirend, machte er im Herbst 1881 noch eine Reise nach dem südlichen Frankreich und die angrenzenden spanischen Gebiete, welche er in einer Broschüre anschaulich schilderte. — Friede seiner Asche!

Genf. M. Mermillod, apostol. Vikar von Genf nach dem Willen Pius' IX., erhielt 1873 vom Bundesrath, obwohl Schweizer von Geburt, für so lange den Laufpaß, bis er sich des Titels und der Funktionen eines apostolischen Vikars von Genf entschlage und einfach wieder der Kaspar Mermillod von Carouge, Ktn. Genf, sein wolle. Seit 1819 war nämlich Genf dem Bisthum Lausanne-Genf zugetheilt, das bis zu diesem Vorgehen Pius' IX. die Bischofswahl, im Unterschied zu andern schweizerischen Kreisen, noch ganz dem Papst überlassen hatte. Auf den Mermillodhandel hin fixirte das Genfervolk in seiner »Loi constitutionelle de 1873« ausdrücklich, „daß nur dem durch den Staat anerkannten Bischof die bischöflichen Rechtsbefugnisse und Verwaltungskompetenzen

innerhalb der gesetzlichen Schranken zustehen". Indem kann der Staatsrath durch ein weiteres Gesetz den Ktn. Genf der christkatholischen Diözese zutheilte, hat dieser einen gesetzlich anerkannten Bischof in dem christkatholischen Bischof Herzog. Nun fällt es Sr. Heiligkeit, dem Papst ein, an die verwaiste Diözese Genf-Lausanne Mermillod als Bischof einzusetzen, ihm den Titel eines apostolischen Vikars abzunehmen und damit den Grund seiner ehemaligen Ausweisung zu beseitigen. Ein Gerücht, daß Savoy zu seinem Koadjutor gewählt sei mit Sitz in Freiburg, hat sich nicht bestätigt.

Der Bundesrath, dem die Ernennung Mermillods angekündigt worden, fühlt ganz wohl, wie diese Angelegenheit, unrichtig behandelt, zu neuen kulturkämpferischen Komplikationen führen kann. Er geht darum möglichst vorsichtig vor, indem er die durch diese Wahl betroffenen Kantone in Anfrage setzt. Neuenburg will die Wahl anerkennen. Mermillod hat nun auch selbst den Regierungen von Freiburg, Waadt und Neuenburg seine Erhebung als Bischof angezeigt, Genf aber nicht. Mit Recht! denn letzterer Kanton wird sich unmöglich einfallen lassen, einen zweiten Bischof und am allerwenigsten Mermillod, offiziell anzuerkennen.*) Der weitere Verlauf der Angelegenheit ist nun abzuwarten.

Basel. Lieber Freund!

So wäre denn die vielumstrittene Tauffrage auf dem Boden der reformirten Kirche Basels erledigt. Am 5. März hat unsere Synode in außerordentlicher Sitzung mit 36 gegen 27 Stimmen aus der „Ordnung für den kirchlichen Religionsunterricht der Jugend" denjenigen Paragraphen, welcher ein ungetauft gebliebenes Kind zwar nicht vom Konfirmanden-Unterrichte, wohl aber von der Konfirmationsfeier ausschloß, gestrichen. Damit ist eine offenbare Härte, welche manchen gewissenhaften Geistlichen in einen Konflikt zwischen seinem Herzen und seinem Respekt vor den kirchlichen Ordnungen und dem Kirchenrath hätte bringen können, beseitigt. Diesen Beschluß hätten wir freilich billiger und ohne hartnäckigen zweijährigen Kampf haben können, wenn sich gleich von Anfang an im Kirchenrath eine Mehrheit gefunden hätte, welche den Wünschen der Freisinnigen Rechnung zu tragen geneigt gewesen wäre.

Die zweistündigen Verhandlungen waren prinzipiell nicht bedeutend, da jede der Parteien schon im Herbste ihr rhythmisch bewegtes Sprüchlein

*) Nach neuestem Bericht erklärt sich Genf dahin, daß es die Wahl Mermillods nicht anerkenne. Red.



aufgesagt hatte; wohl aber waren sie von großem psychologischem Interesse. Der neungliedrige Kirchenrath, welcher aus sechs Orthodoxen und drei Freisinnigen zusammengesetzt ist, hatte natürlich, wie nicht anders zu erwarten, Festhalten an dem nun aufgehobenen Paragraphen beantragt. Als nun aber in dieser Behörde die Frage aufgeworfen wurde, ob man nur mit diesem kurzweg abweisenden Antrage an die Synode gelangen wolle und dürfe, machte sich sogar von orthodoxer Seite die Ansicht geltend, daß der Kirchenrath wohl daran thue, von sich aus einen zweiten eventuellen Antrag zu stellen. Dieser zweite, eventuelle Antrag lautete eben auf Streichung des oben angeführten Paragraphen. Derselbe vereinigte im Kirchenrathe durch Stichentscheid des Präsidenten die Mehrheit auf sich, welcher Abfall dem Herrn Prof. W. Vischer so zu Herzen ging, daß er sofort seine Entlassung aus dem Kirchenrath nahm. Der Referent aber des Kirchenrathes in der Synode, Herr Antistes Stockmeyer, welcher in zweiter Linie auch diesen eventuellen Antrag zur Annahme empfahl, sah sich von seinen orthodoxen Kollegen verlassen, ja angegriffen und von Prof. P. W. Schmidt und Pfr. Altherr beschützt.

Das beste aber an der ganzen Verhandlung war die Erklärung des Herrn Pfr. Miville. Er sprach sich zwar feierlich für Beibehaltung des nun aufgehobenen Zwangsparagraphen aus, fügte aber hinzu, daß der Kirchenrath gewiß keinen freisinnigen Geistlichen zur Verantwortung ziehen und maßregeln würde, welcher ungetaufte Kinder konfirmirte. „Wie?" haben wir uns gefragt, „der Kirchenrath stellt in Verbindung mit der Synode eine Ordnung, eine Regel auf, erklärt aber dabei zugleich, daß er allfällige Uebertreter der Ordnung nicht sehen, nicht an ihre Pflicht mahnen werde? Ist es da nicht besser und vernünftiger, keine Regel aufzustellen, sondern auch in diesem Punkte jeden Geistlichen nach seinem Gewissen handeln zu lassen, wie wir es von Anfang an angestrebt haben?" So konnten denn alle Augenpflaster, welche noch in letzter Stunde angewendet wurden, um den Freisinnigen die Augen zu öffnen, nichts mehr helfen. Wir sind dessen gewiß, daß auch dieser Beschluß die Baslerkirche nicht nur nicht zerstören, sondern sie durch diese neuerrungene Freiheit immer mehr in alle Wahrheit leiten und sind zugleich von der Hoffnung getragen, daß der ruhige und besonnene Basler Beschluß auch andern Schweizerkirchen zum Vorbild dienen wird.

Mit herzlichem Gruße

Dein

O. Brändli.

Mittheilungen.

Der Jahresbericht der Evangelischen Gesellschaft in Zürich für 1881/82 gibt neuerdings Zeugniß von der Rührigkeit und Opferbereitwilligkeit, welche diese Gesellschaft auf den verschiedenen Gebieten der inneren Mission entfaltet. Das Hauptwerk, das in die Berichtsperiode fällt, ist die Erstellung des neuen Bethauses mit Predigerwohnung in Außersihl. Die Leihbibliothek, welche am 30. Juni 1882 6120 Werke zählte, wurde von 620 Abonnenten benutzt. Zu den zwei Lese- und Zeichnungssälen in der Herberge zur „Heimat" meldeten sich 399 Knaben. Die Gesammtsumme der durch das Depot verbreiteten Schriften, Traktate und Bilder betrug zirka 95,000. Neben 2487 Abonnements auf 69 verschiedene religiöse Zeitschriften wurde auch der „Illustrirte Hausfreund" in zirka 2700 Nummern verbreitet. Für verschiedene Zwecke der Wohlthätigkeit wurden im Depot 37,278 Fr. 89 Cts. und als Kirchenopfer aus der Kapelle St. Anna 4114 Fr. abgegeben. Die Herberge zur „Heimat" beherbergte 18,436 Durchreisende; die Betriebsrechnung zeigt ein Defizit von 2145 Fr. 86 Cts. Die Kranken- und Diakonissenanstalt zählt 78 Schwestern und 9 Gehülfinnen; 37—38 Schwestern arbeiten auf 20 Außenstationen. Das Krankenasyl Neumünster hatte im Rechnungsjahre 348 Patienten mit 25,734 Verpflegungstagen, d. i. 70 Patienten per Tag. Im Altersasyl „zum Wäldli" in Hottingen, für welches die Baurechnung eine durch Schenkungen, Gaben und Zinsen vollständig gedeckte Ausgabe von 303,187 Fr. 38 Cts. aufweist, sind 79 Personen verpflegt worden, mit 15,174 Verpflegungstagen. Dem Armenverein sind an Beiträgen 4144 Fr. und in 9 Legaten 2950 Fr. zugegangen. Vertheilt wurden an 383 Bedürftige 6215 Fr., theils in Baar, theils in Lebensmitteln und Kleidungsstücken. Die Stadt- und Landmission zählt 16 Stationen. Die Gesellschaft hat über 16 verschiedene Zweige ihrer Thätigkeit Rechnung gestellt. Verausgabt wurden: Hauptkasse 15,425 Fr. 85 Cts., Leihbibliothek 2110 Fr. 20 Cts., Lesesaal 829 Fr. 90 Cts., Bibelanstalt 7833 Fr. 51 Cts., Pfarrfond St. Anna 8153 Fr. 80 Cts., Kranken- und Diakonissenanstalt 67,456 Fr. 50 Cts., Schwesternkasse 3950 Fr. 50 Cts., Altersasyl „zum Wäldli" 19,207 Fr. 83 Cts., Armenkasse 410 Fr., Damenstift 11,845 Fr. 38 Cts., Stadt- und Landmission 14,687 Fr. 75 Cts., Siebnerkommission 4606 Fr. 90 Cts., Kommission für Sonntagsheiligung 467 Fr. 10 Cts., Vereinshaus 3084 Fr. 20 Cts., Armenverein 8168 Fr. 46 Cts. Eingenommen wurden nur an Legaten, Gaben, Beiträgen u. drgl. für diese sämmtlichen Zweige der evangelischen Gesellschaft zirka 88,000 Fr. Ueberdies figurirt unter den Einnahmen für das Altersasyl ein Dotationsfond von 55,000 Fr. — Pfr. Simmler in Trüllikon, Zürich, ist in den Ruhestand getreten. — Nach LipperswEilen-Wäldi, Ktn. Thurgau, wurde Pfarrer Heß in Altikon-Thalheim gewählt. — In Zizers-Igis, Ktn. Graubünden,

resignirt Pfarrer Ludwig, in St. Maria starb, 73 Jahre alt, Pfarrer Nikol. Kirchen. — In Lausanne starb C. O. Viguet, Prof. der Kirchengeschichte an der freien Fakultät daselbst. — In Genf besteht ein Lokal, in welchem Spenden von „altem Papier" entgegengenommen werden, aus dessen Erlös arme Frauen unterstützt werden. Im letzten Jahre ergab die Sammlung 178 Ztr., die um 1156 Fr. verkauft wurden. Der Totalbetrag seit dem Entstehen dieser Einrichtung beläuft sich auf 29,831 Fr.

In Greifswald starb Konsistorialrath Dr. Karl Wieseler, Professor an der theologischen Fakultät daselbst. Vor Allem aus in der neutestamentlichen Kritik zu Hause, machte er sich besonders um die einschlägige Chronologie verdient. Mit seiner letzten Schrift: „Untersuchungen zur Geschichte und Religion der alten Germanen in Asien und Europa" betrat er noch 1881 ein neues Forschungsgebiet.

Dem aus Wien scheidenden schweizerischen Gesandten v. Tschudi folgt der wärmste Dank der dortigen reformirten Gemeinde, deren Wohl er angelegentlich förderte.

Die erste That des neukonstituirten Pariser Konsistoriums reformirter Kirche bestand in strikter Entfernung jeglichen liberalen Elementes aus dem Bureau. — 20,000 Gemeinden in Frankreich besitzen noch keine Schulgebäude. Die Kammer hat 10 Millionen Fr. als Subventionen für die gegenseitigen Hülfsgesellschaften und Altersversorgungskassen bewilligt. — Der französische Ministerrath beschloß, die Bischöfe von Annecy, Vivier, Valence und Langres und den Erzbischof d'Abby, welche die Lehrbücher Paul Bert's, Compaiq's und der Madame Greville verboten hatten, beim Staatsrath anzuklagen.

Der Papst spendete 25,000 Lire zur Errichtung von katholischen Schulen in Armenien und errichtet in Rom ein armenisches Kollegium. — Der Peterspfennig ergab allein aus den Diözesen Breslau, München, Aachen und Trier im Februar 195,000 Mark.

Die englischen Bestrebungen gegen die Trunksucht haben im Branntweinverkehr vom Jahr 1882 bereits einen merklichen Rückgang hervorgebracht.

Auch in Spanien regen sich Bestrebungen zur Sonntagsheiligung.

Die Versteigerung der Plätze in der Kirche des New-Yorker Predigers Beecher sind trotz seiner neuestens liberal angehauchten Bekenntnisse wieder zu Preisen von 2000, 2500, 3500 und 3600 Fr. versteigert worden. — Auch New-Yorker Behörden, die doch gewiß nicht intolerant sind, haben dem Schwindel der Heilsarmee Grenzen gesetzt. — In den Vereinigten Staaten bestehen 52 theologische Fakultäten mit 2000 Zöglingen und 200 Professoren.



— Die protestantische Episkopalkirche in den **Vereinigten Staaten** zählt 66 Bischöfe und 3575 Pastoren.

Die buddhistischen Priester in **Japan** remonstriren gegen das ihnen obliegende Zölibat und den Vegetarianismus.

Literarisches.

*** **Replik an Herrn Rehmke.** Herr Prof. R. bezeichnet es als ein Mißverständniß, daß ich (in Nr. 4 dieses Blattes) seinen „Eigenlust-Pessimismus" vom „empirischen Pessimismus" nicht unterschieden habe. Ich verzichte darauf, meine dießfallsige, nothgedrungen nur ganz kurz andeutende Bemerkung zu rechtfertigen, da dieß zu umständlich und für den Leser langweilig werden müßte. Im Falle wirklichen Irrthums vergesse man nicht, daß es bei dem stattlichen Vorrath von Pessimismus-Sorten, welchen die neueste Philosophie auf Lager hat, für den Nichtsachgelehrten kein Leichtes ist, alle einzelnen sauber und scharf auseinander zu halten. Im Ferneren will R. nirgends behauptet haben, daß die Glückseligkeit als natürliche **Folge** der Sittlichkeit ganz gestrichen werden müsse und verwahrt sich gegen die daraus gezogenen Konsequenzen. Nun gut, jeder Schriftsteller muß natürlich selber am besten wissen, was er hat sagen wollen; aber ich frage jeden Leser seines Buches, ob er die Bemerkung (S. 114) in einem andern Sinn als ich aufgefaßt hat, es sei nur **ein Verstecktspielen des Menschen, mit seinem raffinirten Egoismus, wenn derselbe erklärt,** allerdings denke er während des sittlichen Strebens nicht an die folgende Glückseligkeit, aber **diese sei eben doch die** natürliche Folge der **Sittlichkeit.** Daß es auch Andern ergangen sein muß, wie mir, beweist kein Geringerer als Hartmann, welcher in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1883, Nr. 1, von R. sagt, er habe die Berechtigung des Pessimismus anerkannt, **jede Glückseligkeit als Folge** einer natürlichen, **sittlichen** oder religiösen **Willensbethätigung zu vereinen.** C.

— Einige Druckfehler in „**Religion und Kunst**" in letzter Nummer dieses Blattes werden die Leser wohl selbst verbessert haben. Red.

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. | Nro. 8. | 14. April.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Anschauungsmittel für den Religionsunterricht.

(Auszug aus einer Konferenzarbeit.)

Es ist eine allgemein bekannte Erfahrungsthatsache, daß die Art und Weise der Pflege der Religion in Beziehung auf die Jugend, wie alles menschliche Wirken, den Strömungen der Zeit folgt, daß der Charakter der Religiosität, wie er sich in einer bestimmten Periode ausprägt, auch bei der Ertheilung des Religionsunterrichtes in Schule und Kirche sich einen besondern Ausdruck verschafft, daß namentlich die allgemeinen pädagogischen Grundsätze und Methoden, die im jeweiligen Schulwesen zu Tage treten, fast unwillkürlich auch im Unterricht in der Religion Eingang finden und, wenn sie dort sich bewähren, ihnen auch hier ein sicherer Erfolg zu Theil wird.

Eine der wesentlichsten neuen Verbesserungen im Schulwesen ist nun anerkanntermaßen die Einführung, bezw. Vermehrung verschiedener Mittel, um den Stoff des Unterrichtes durch Veranschaulichung den Kindern näher zu bringen und dadurch die gewünschten Vorstellungen in ihnen zu erzeugen. Es liegt diesem Streben die psychologisch und durch Erfahrung begründete Thatsache zu Grunde, daß die durch sinnliche Wahrnehmung des Auges, also durch Anschauung gewonnenen Vorstellungen viel eher und dauerhafter in's geistige Besitzthum eines Menschen übergehen, als solche, die auf dem abstraktern Wege des gesprochenen oder gedruckten Wortes erst nachträglich die Vorstellung zu Stande bringen.

Ist dieser Grundsatz aber richtig für Fächer, wie Natur-, Völkerkunde, für Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes, so ließe sich

allerdings fragen, ob er sich auch auf ein Gebiet anwenden lasse, das gerade aus dem Reiche der Sinne den Geist zu dem erhebt, was über der Welt ist und das verborgene, unsichtbare Leben des Menschen behandelt, „das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat". Steht nicht dem bloßen Versuche, das Göttliche durch sinnliche Anschauungsmittel der Jugend nahe zu legen, eine strenge Auslegung des zweiten der zehn Gebote entgegen? Verstoßen nicht solche Pläne gegen den evangelischen Geist unseres großen Reformators, der kein Freund der Bilder war, weil erwiesenermaßen auch diejenigen, die nicht ausdrücklich zum Zweck der Anbetung dem Volke geboten wurden, doch schließlich in diesem Sinne wirkten? Nur sehr ängstliche Gemüther dürften solche Fragen bejahen. Denn die Scheu vor allerlei Bildern und andern Anschauungsmitteln im Dienste der Religion ist unter uns längst verschwunden, und ein evangelischer Christ macht sich wahrlich keines Verrathes an seinem Glauben schuldig, wenn er vor dem Dulderhaupte Christi von Guido Reni, vor der Kreuztragung von Rafael bewundernd stille steht oder an andern herrlichen Gemälden aus der heiligen Geschichte Freude empfindet und ein schönes Kruzifix mit Andacht betrachtet. Ja, es dürfte gewiß für Predigten oder Kinderlehren über einzelne Züge der biblischen Geschichte die Vertiefung in ein gutes Bild, das den betr. Gegenstand behandelt, einen nicht zu verachtenden Beitrag zur tüchtigen Vorbereitung bilden. Wie viel reiche Erbauung haben aber auch schon solche „Anschauungsmittel" unter Erwachsenen geboten, wenn sie dieselben in ihren Gesangbüchern, in katholischen oder evangelischen Kirchen, an der Wand der eigenen oder fremden Wohnstube oder in den herrlichen Bilderbibeln von Schnorr, Doré, Plockhorst u. A. so recht in empfänglicher Stimmung betrachten konnten.

Was nun aber den Erwachsenen gut bekommt und sich an ihnen als Mittel zur Erkenntniß und zur Erbauung bewährt, wird auch mutatis mutandis den Kindern gut sein — nur mit dem Unterschiede, daß bei dem engern Gesichtskreise und dem geringern Vorrath an Erfahrung, den wir bei ihnen voraussetzen dürfen, die Menge und Arten der Anschauungsmittel reichhaltiger sein werden.

> Was die Weisen trocken schildern
> Nur für die, die weise sind,
> Gieb der Jugend du in Bildern,
> Wohlverständlich jedem Kind.

Zu solchen für die Jugend bestimmten Anschauungsmitteln rechne ich nun:

1. Die verschiedenen geographischen Karten, Pläne, Landschaftsbilder, die zur Erläuterung der Bibel dienen.

2. Einzelne Gegenstände, die nicht jedem Schüler bekannt sind, während die Bekanntschaft mit denselben in der biblischen Geschichte vorausgesetzt wird, z. B. Linse, Senfkorn, Manna, Anis und Münze, Perle.

3. Bilder an der Wand des Unterrichtszimmers, oder zum Zirkuliren bei den Schülern, oder in Lehrbüchern der biblischen Geschichte.

Ihrem Gegenstande nach werden dieselben entweder Einzelbilder von Personen aus dem Gebiete der alt- und neutestamentlichen oder der Kirchengeschichte oder Gruppenbilder sein.

Unter den letztern gehören zu den wirksamsten:

Aufopferung Isaaks, Verkauf Josephs, Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen, Verehrung des goldenen Kalbes, David und Goliath, Jesuskind in Bethlehem, die Bergpredigtgruppen, Segnung der Kinder, Speisung der Tausende, der verlorne Sohn, der barmherzige Samariter, Abendmahl, Gethsemane, Jesus vor Pilatus, Kreuztragung, Kreuzigung, Himmelfahrt, Stephanus' Steinigung, Paulus vor Damaskus, Zerstörung von Jerusalem, Bilder aus den Christenverfolgungen, Zwingli's Abschied, Luther in Worms, Auswanderung der Salzburger.

Indessen ist es klar, daß die verschiedenen Anschauungsmittel gewissen Anforderungen genügen müssen, um ihren Zweck zu erfüllen. Die Wirkung der Bilder zumal hängt wesentlich von deren Beschaffenheit ab. Für sie stellen wir als erste Forderung diese auf: Sie sollen wahr, d. h. historisch treu und überhaupt möglichst der Wirklichkeit entsprechend sein. Welcher Gebildete hätte sich nicht schon daran gestoßen, daß oft berühmte Maler der ältern oder neuern Zeit in Beziehung auf Gebäude, häusliche Einrichtung, Gewänder u. s. f. Modernes mit Antikem vermischten und dadurch Vorstellungen erweckten, die durchaus unwahr erscheinen mußten. Wie widerwärtig muthet es uns z. B. an, wenn die Jünger in kostbaren Gewändern auftreten oder wenn französische Maler, wie Dubuse, die ärmlichsten Gestalten der hl. Geschichte mit so eleganter Frisur des Bartes und Haupthaares versehen, als wären sie eben aus dem Salon eines Pariser Friseurs herausgetreten u. A. m. Kann man auch zugeben, daß von ungebildeten Kindern solche Verstöße als solche weniger empfunden werden, so soll doch der gebildete Religionslehrer

und vor ihm der Künstler sich wohl hüten, es mit der Wahrheit zu leicht zu nehmen; denn auch in dieser Beziehung soll der Grundsatz gewahrt werden: Für Kinder ist das Beste eben gut genug.

Der Eindruck auf die Kinder hängt aber auch wesentlich davon ab, daß die Bilder schön seien, und das in doppelter Hinsicht, mit Rücksicht auf die Auswahl der Gegenstände, die sie veranschaulichen sollen und in Beziehung auf deren Ausführung. Für die Auswahl sollte mehr und mehr der Grundsatz zur Geltung kommen, der bei Lehrbüchern und überhaupt bei Mittheilungen und Erzählungen für Kinder zu betonen ist: Gewöhnt die Jugend an den Anblick des Guten, macht sie mit edeln, schönen Beispielen, mit nachahmenswerthen Lebensläufen und wahrhaft guten Thaten bekannt, damit ihr Sinn in solcher Welt recht heimisch werde, Aug', Ohr und Gefühl nur bei solcher Stimmung wohl sich befinde. Der Umgang und Verkehr mit den Menschen um sie her wird sie dann schon mit abschreckenden Beispielen bekannt machen, ohne daß wir durch schauererregende Bilder dazu mitwirken. Zu solchen unschönen und daher unpassenden Bildern rechne ich z. B. gewisse Darstellungen des angedrohten Urtheilsspruches des weisen Salomo, solche des bethlehemitischen Kindermordes, der Darreichung des Hauptes Johannes des Täufers und allzukrasse Veranschaulichung der körperlichen Leiden Jesu. Aber auch die Ausführung kann trotz guter Auswahl der Gegenstandes zweckwidrig sich gestalten, wenn die einzelnen Personen zur Karrikatur, die Gestalten fratzenhaft und unproportionirt, die Gesichtszüge ausdruckslos, die Stellungen unpassend werden und zur Situation in keinem Verhältniß stehen. Durch solche Ausführung wird bei der stets zum Muthwillen geneigten Jugend (cet âge est sans pitié) die gute Absicht, die beim Zeigen des Bildes vorwaltete, in's Gegentheil umschlagen und der Gegenstand der Darstellung selbst lächerlich gemacht werden. Als dritte Forderung an solche Bilder wird aber auch diese gebilligt werden müssen, daß sie erbaulich seien. Darunter verstehe ich natürlich nicht, daß auf gesuchte Weise, z. B. durch eine Aureola um jeden Kopf herum, von Ferne schon darauf aufmerksam gemacht werden solle, daß das betr. Menschenkind nicht mit profanen Augen angeschaut werden dürfe, sondern ein heiliges Bild sei. Die Hand des Künstlers hat vielmehr andere Mittel genug, um in die Haltung der einzelnen Gestalten, in die Gruppirung derselben, in's Auge und in die Gesichtszüge etwas hineinzulegen, das unwillkürlich jedem unbefangenen Beschauer, zumal einem Kinde zuruft: Ziehe deine

Schuhe (deinen Muthwillen, deine bloße Neugier, deine Kritik) aus; der Ort, da du stehst, ist heiliges Land! Ein Bild aus der hl. Geschichte muß sofort, und bei mehrmaliger Betrachtung um so intensiver, eine erbauliche, d. h. heilsame Wirkung auf das Kind ausüben, je nach dem Gegenstande Mitleiden, Achtung, Bewunderung, Liebe, Verehrung, Lust zur Nachahmung oder gesunden Unwillen, heilige Entrüstung, gerechten Zorn, gründlichen Abscheu vor dem Schlechten und Gottlosen, das da zur Erscheinung kommt, erwecken.

Fragen wir uns nun weiter, welche Anschauungsmittel bisher in der evangelischen Kirche und außerhalb derselben im Gebrauch waren, die mehr oder weniger die aufgestellten Bedingungen erfüllen, so sehen wir hier von den oben angedeuteten Gegenständen ab und setzen auch voraus, daß Karten, Pläne u. dgl. ziemlich überall bekannt seien und gebraucht werden.

An Bildern, die zum Gebrauch für den Religionsunterricht an den obern Primarschulklassen und auch etwa auf der Sekundarschulstufe erstellt werden, finden wir in der katholischen Kirche eine reiche Auswahl, weil ja innerhalb dieser die Sinne viel mehr als bei uns in den Dienst der Frömmigkeit gezogen werden. Wie viel irregeleitete, aber auch wie viel gesunde Andacht wirkten schon im Kindesherzen schöne Kirchengemälde, wie sind die kleinen Bilder aller Art in der Hand des jungen Katholiken Bindemittel zwischen dem frommen Herzen des Einzelnen und der Kirche als allgemeiner Trägerin der Religion, besonders seit namentlich die Firma Karl und Nikolaus Benziger in Einsiedeln und Cincinnati bemüht ist, immer schönere Produkte zu verbreiten. Und nun vollends die mit Bildern gezierten katholischen Lehrbücher für biblische Geschichte, Katechismen 2c. Gewiß, die größere Bekanntschaft der katholischen Kinder mit dem geschichtlichen und Sageninhalt der hl. Schrift rührt nicht nur von der großen Stundenzahl her, die diesem Fache gewidmet wird, sondern wesentlich auch daher, daß bildliche Darstellungen in dem Lehrbuch, dem jungen Leser in der Schule und im Hause vor Augen liegen. So stellt schon der „Katechismus der katholischen Religion" von Deharbe (Einsiedeln; steif broch. 25 Cts.) Engelsbilder, Rosenkranz, Dornenkrone, Monstranz u. A. vor das jugendliche Auge. 113 Bilder bietet der aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammende „Kanisi", der Katechismus des Jesuiten Canisius, der, zum Theil in äußerst geschickter Weise, einzelne Züge der biblischen Geschichte darstellt, um dadurch die Artikel des apostolischen Symbolums, die biblischen und kirchlichen Gebote und

die sieben Sakramente den Schülern nahe zu legen. Vollends reichhaltig an Bildern sind die eigentliche „Biblische Geschichte" (geb. 65 Cts.) und „Christus in seiner Kirche" (geb. 2 Fr. 25 Cts.), beide von Regens Businger. Mögen nun auch diese katholischen Anschauungsmittel nicht durchwegs wahr, schön und erbaulich sein, so streben sie doch offenbar nach diesem Ziele und haben es vielfach schon erreicht.

Auf evangelischer Seite finden wir — mit Ausnahme von England, dessen Sonntagsschulen und religiöse Jugendschriften viele Bilder aufweisen — einen viel geringern Vorrath an biblischen Darstellungen für den Jugendunterricht. Größere Bilder sind meistens in einer Weise ausgeführt, daß ihre Anschaffung das Budget gewöhnlicher Schulkassen zu stark belasten würde. Neben den wenigen, auf die gesammte Schülerzahl berechneten, gibt es dafür eine ziemliche Zahl von kleinern, die theils als Buchzeichen allmälig die Heiligenbildchen katholischer Herkunft zu verdrängen anfangen, theils lose oder in Büchern zusammengestellt, unter den einzelnen Schülern herumgeboten werden, was, praktisch durchgeführt, nicht so zeitraubend und schwierig ist, als es bei dem ersten Versuche scheinen könnte. Hieher gehören z. B.:

Bilder-Bibel von Knapp mit 128 Darstellungen auf 211 Tafeln.

Die bekannten „Biblischen Bilder" von Jul. Schnorr, vollständig oder ein Auszug aus denselben, 48 Bilder für zusammen 2 Fr.

Die einzelnen Bilder im Berner Kinder-Sonntagsblatt von Dr. Ed. Blösch (nach englischem Muster).

Einen noch bessern Ersatz für mangelnde Wand- oder andere Klassenbilder bietet natürlich ein Handbuch der biblischen Geschichte mit Bildern in der Hand des einzelnen Schülers, zugleich ein werthvolles Mittel für häusliche Erbauung und Heranbildung kleinerer Kinder zum Religionsunterricht. Hieher gehören von den mir bekannten Lehrmitteln die verschiedenen kleinern Handbücher des Calwer Verlagsvereins, eine recht hübsche, aber schon um des Preises willen (geb. 3 Fr. 35 Cts.) mehr für den häuslichen Kinderkreis passende Kinderbibel von Hermann Mehl (bei Otto Spamer) und — last not least — die Biblische Geschichte für den evangelischen Unterricht in den Schulen des Großherzogthums Baden (sehr gut gebunden für 1 ℳ). Das letztgenannte Handbuch, enthaltend 56 meist gute Illustrationen nach Rafael, Schnorr, Overbeck, G. Doré u. A. ist, wenn auch im Anschluß an Luther, in der Sprache des 19. Jahrhunderts geschrieben,

zeichnet sich außerdem durch seine möglichste Neutralität gegenüber den theologischen Standpunkten aus und wird auf's Beste ergänzt durch eine größere „Ausgabe für Lehrer", welche eine Fülle von Erläuterungen zum Texte und zu den Bildern enthält, die auch für manchen Pfarrer werthvoll wären.

Es fällt mir nicht ein, durch diese Zeilen bewährte Lehrbücher der biblischen Geschichte verdrängen oder in Mißkredit bringen zu wollen, um so weniger, als ja immer das beste Lehrbuch der tüchtige Lehrer sein wird. Wenn aber die Frage, ob wir nicht durch Einführung, bezw. Vermehrung guter Anschauungsmittel dem Religionsunterricht und damit unserer lieben Jugend und wohl auch den Lehrern eine erwünschte Anregung und Aufmunterung bieten könnten und sollten da und dort erörtert und im Sinne der hier geäußerten Gedanken beantwortet wird, habe ich den Zweck, den ich im Auge hatte, erreicht. **Hs. E. B.**

Kirche und Staat, besonders im Kanton Aargau.

(Fortsetzung.)

Die Trennungstheoretiker argumentiren immer mit Nordamerika. Aber wie falsch! Erstlich sind die Verhältnisse in unserer Schweiz viel zu klein, als daß wir sie nach den Einrichtungen der großen Republik gestalten könnten. Diese mag Manches vertragen, was unser Staatswesen zu Grunde richten müßte. Dann ist die Trennung in Nordamerika keineswegs vollständig vollzogen und endlich sieht man die Nachtheile einer Trennung dort vielfach ein und steuert deßhalb mächtig nach dem rettenden Hafen des Staatskirchenthums, und zwar nicht blos von kirchlicher, sondern auch von staatlicher Seite aus.

Man darf nicht vergessen, daß sich die amerikanische Republik gebildet hat in Folge gewaltsamer Trennung von England. Der Bruch mit der Vergangenheit war in staatlicher Beziehung ein gründlicher und mußte es auch in kirchlicher sein. Keine englische Staatskirche, ja keinen Cent an irgend eine Kirche, weder vom Staat noch von der bürgerlichen Gemeinde, das war die Losung! Der Staat weist Alles, was nicht Sache Aller ist, auf seine eigene Lebensfähigkeit an — für die damalige Entstehung des mächtigen Staatskolosses unstreitig ein großer, rettender Gedanke. Nirgends in der Weltgeschichte hat sich diese Wandlung im Volksgeiste so rasch vollzogen, wie in den Vereinigten

Staaten; diese Umwandlung, gleichzeitig auf staatlichem und kirchlichem Gebiete hat sich eben im Kampfe gegen England und dessen gehaßte Einrichtungen so gemacht. Allerdings können wir von den amerikanischen Zuständen auch lernen, vor Allem das, daß wir mehr auf uns selber abstellen müssen und uns nicht immer auf den Staat verlassen sollen. Erst wenn wir wissen, daß wir selber die Kirche sind, werden wir den Muth haben, eine lebendige Kirche zu bauen.

Daß die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Nordamerika nicht aufgehört haben, daß sie vielmehr oft recht schwierig sind, weil der Staat die Gewissen dort noch viel mehr zu schonen hat, als bei uns, das beweisen verschiedene Zustände. In Bezug auf den Eid und die Eidesleistung herrscht dort ungefähr dieselbe Konfusion, wie bei uns. Der Eid ist ein religiöser Akt, eine Anrufung Gottes, kann aber unter Umständen verändert und den Gewissen angepaßt werden. Auf Grund ihres Glaubens verweigern die Quäker dem Staate die Steuern und die Leistung des Militärdienstes; andere Denominationen kaufen sich vom Waffendienste los. Wäre das etwa empfehlenswerth für unsere kleine Republik? Wie zahlreich würden da bald die Quäker sein! In den amerikanischen Strafgesetzbüchern besteht auch eine große Strafe auf der Gotteslästerung, selbst dann, wenn die blasphemische Aeußerung ganz allgemein gehalten und nicht gegen ein besonderes Individuum gerichtet ist. Nicht zu vergessen ist die Strenge, mit welcher in Amerika die Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung gefordert wird. Es kommen in diesem Punkt Gesetze und Verurtheilungen vor, welche bei uns einen Sturm des Unwillens hervorrufen würden, weil man darin einen Eingriff in die Religionsfreiheit erblickte. Endlich muß auch noch daran erinnert werden, daß der Präsident der Republik das Recht hat, einen allgemeinen Dank- und Bußtag anzuordnen und eine bezügliche Proklamation zu erlassen. Das sind alles Dinge, die, wenn wir im Grunde auch damit einverstanden sind, doch nicht als die Kennzeichen eines von religiösen und kirchlichen Einflüssen befreiten Staates betrachtet werden können.

Doch das sind nur Nebensachen. Die Schwierigkeiten beginnen erst mit der Volksschule. Es ist klar, daß die Volksschule nur so lange religionslos sein kann, als sie sich auf das mechanische Einpauken der Fächer der Elementarschule beschränkt. Steigt sie höher hinauf, beginnt sie gar den Unterricht in der Geschichte und Naturkunde, so tritt auch

sofort die Frage an sie heran, von welcher religiösen-sittlichen Weltanschauung der Unterricht auszugehen habe? Wie schwer hält es da, bei der gemeinsamen Erziehung die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu wahren! Daher der Kampf gegen die Staatsschule namentlich auf katholischer Seite entbrannt ist, indem man behauptet, es wehe ein protestantischer Geist in den Schulen. Der Bischof von Cleveland in Ohio verbot bei Entziehung des Sakramentes den Kindern den Besuch der öffentlichen Schulen als eine Gefahr für ihre Tugend und ihren Glauben. Was nützt da die Trennung von Kirche und Staat, so lange sie nur auf dem Papiere besteht? — Einen andern Berührungspunkt zwischen Kirche und Staat in Nordamerika bildet das fabelhaft anwachsende Kirchengut der verschiedenen Denominationen. Der Staat hat die Ueberwachung desselben und hat gesetzlich dafür gesorgt, daß das Kirchengut nicht zu hoch wachsen und eine Denomination nicht ein Staat im Staate werden kann. Ueberhaupt muß der Staat in Amerika mehr und mehr die Erfahrung machen, daß er sich der Rechtsprechung in kirchlichen Angelegenheiten nicht entschlagen kann, nur ist da der große Uebelstand, daß neben dem gemeinen Recht ein ganz besonderes Kirchenrecht entsteht. Welches von beiden wird wohl eines Tages allgemein gültig sein? — Endlich wird in Nordamerika diejenige Partei immer größer, welche der Religionslosigkeit ein Ende zu machen sucht. Immerfort hat der Kongreß Anträge auf Aufnahme des Namens Gottes und Christi in die Verfassung zu behandeln. Auch ist eine allmälige Annäherung der verschiedenen protestantischen Denominationen in Lehre und Praxis bemerkbar, die Geistlichen verschiedener Bekenntnisse vertreten einander auf der Kanzel, so daß die Katholiken nicht ganz mit Unrecht befürchten, der Protestantismus möchte nach und nach Staatsreligion werden.

Damit glauben wir genügend nachgewiesen zu haben, daß von einer absoluten Trennung von Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten nicht die Rede sein kann, ja, daß die trennende Wand immer dünner wird. Aber, werden mir die Trennungstheoretiker sagen, man muß nur konsequent sein und die Trennung bis zum letzten Punkte durchführen. Doch das ist eben Theorie, die sich nie in die Praxis umsetzen läßt. Was Amerika selbst mittelst eines gewaltsamen Bruches mit der Vergangenheit nicht gelungen ist, das würde noch viel weniger einer ruhigen Entwicklung in unserer kleinen Schweiz gelingen. Christenthum

und Republikanismus können nie von einander geschieden werden, und wenn die katholische Kirche auch zur Trennung Hand bietet, was ja heute der Fall ist, so thut sie es nur, um das verlorene Terrain mit einem Schlage zurückzuerobern, um sagen zu können: L'état c'est moi!

Demnach hätte sich das sogen. Prinzip der Trennung von Kirche und Staat in ein bloßes Schlagwort aufgelöst und es bleibt uns wohl kaum etwas Anderes übrig, als die Lösung unserer Frage auf dem Boden des Staats- oder Landeschristenthums, als den Aufbau einer freien Volkskirche auf der Basis des modernen Staatsgedankens zu versuchen. Wie Gareis und Zorn mit Recht nachweisen, hat der Staat auch heute noch die Befugniß, den Kirchen-, resp. Religionsgenossenschaften (auch den nicht anerkannten) ihre rechtliche, äußere Organisation zu geben, ihr Gebiet innerlich und äußerlich zu umschreiben und sie zu überwachen. Nach welchen Gesichtspunkten hat er dieß zu thun? Erstens muß er sich leiten lassen vom Gesichtspunkt seiner Souveränität, d. h. er muß an dem Grundsatz festhalten, daß er allein berechtigt sei, die äußeren Beziehungen seiner Bürger zu bestimmen und zu regeln. Zweitens hat er das humane Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit anzuerkennen und drittens hat er als Kulturstaat die patriotisch-sittlichen Bestrebungen, wo sie auf seinem Gebiete immer auftreten mögen, durch sein Wohlwollen zu fördern. Demnach sind auch den religiösen Genossenschaften die Grenzen ihrer Bewegung gezeichnet. Erstens haben sie die Souveränität des Staates anzuerkennen; zweitens kann ihre Wirksamkeit ausschließlich eine religiös-sittliche sein und drittens besitzen sie das selbständige Recht der Regulirung ihrer inneren Verhältnisse in Lehre und Kultus, überhaupt der Kirchenordnung.

Der Staat hat ein hohes Interesse, zu wissen, was die religiösen Genossenschaften treiben, welchen Grundsätzen sie huldigen und wie sie sich zu seinen Rechtsanschauungen verhalten. Dieß ist namentlich gegenüber solchen Religionsgenossenschaften der Fall, welche dem Grundsatz huldigen: Man muß der Hierarchie mehr gehorchen als dem Staate, insbesondere dann, wenn solche Religionsgenossenschaften eine beträchtliche Mitgliederzahl haben und einen bedeutenden Bruchtheil der Staatsbevölkerung ausmachen, und endlich vorzüglich dann, wenn solche Religionsgenossenschaften eine internationale Organisation besitzen, wie dieß bei der katholischen und methodistischen Kirche der Fall ist. Solche Fälle muß

der Staat im Auge behalten und sich das Recht der Einwirkung auf die Organisation der religiösen Genossenschaften wahren.

Nachdem wir nun im Allgemeinen die Grundsätze über das Verhältniß von Kirche und Staat festgesetzt haben, bleibt uns noch übrig, die Grundlinien für eine neue aargauische Kirchenverfassung zu zeichnen. Dabei beschränken wir uns auf die nothwendigsten, in der bisherigen Organisation kaum oder gar nicht berührten Punkte. Vor Allem aus verlangen wir vom Großen Rath, daß er auf seinen früheren Trennungsbeschluß zurückkomme und falls er wieder Trennung beschließt, so soll der Beschluß verfassungsgemäß dem Referendum unterbreitet werden. Ferner hat die Regierung endlich ihrem Auftrag nachzukommen und dem Großen Rath Bericht und Antrag über die Herausgabe der Pfrundgüter an die Kirchgemeinden zu hinterbringen. Endlich ist die Regierung einzuladen, sie möchte in Verbindung mit der reformirten Synode und den Organen der katholischen Landeskirche ein neues Organisationsgesetz für die religiösen Genossenschaften ausarbeiten und zwar nach folgenden Grundsätzen:

I. Das Gesetz berücksichtigt als Landeskirchen nur die protestantische und katholische (römische und christkatholische) Kirche. Mit den übrigen Religionsgenossenschaften beschäftigt sich dasselbe nur insofern, als deren Organisation ebenfalls der staatlichen Genehmigung unterliegt und der Staat genöthigt ist, für Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens unter den Konfessionen zu sorgen. Der Staat kann einer Religionsgenossenschaft ihre Organisation nur dann versagen, wenn dieselbe Bestimmungen enthält, die seinen Rechtsgrundsätzen widersprechen und seine Existenz gefährden müßten.

Ich kenne die Bedenken wohl, die sich gegen diesen Grundsatz geltend machen. Erstlich wird behauptet, es sei ungerecht, aus der großen Zahl der Religionsgenossenschaften blos zwei, die protestantische und katholische, als Landeskirchen anzuerkennen, d. h. zu bevorzugen. Der moderne Staat sei konfessions-, ja religionslos, der Beschützer der Ungläubigen wie der Gläubigen, woher er also das Kriterium nehme für die Bevorzugung der beiden genannten Kirchen? Wir bekennen uns ganz zu den modernen Staatsgrundsätzen. Der Staat muß einen Standpunkt einnehmen, der ihn soviel als möglich über die Religionsparteien stellt. Aber ich glaube denn doch, es hieße zu weit gehen in der Theorie, wenn er blind sein wollte gegen die Vorzüge, welche ihm aus einer

Bevorzugung der beiden bestehenden Landeskirchen erwachsen. Die katholische Kirche kann er nicht preisgeben, sonst opfert er seine Hoheitsrechte auf. Die protestantische Kirche aber fördert wesentlich die Kulturinteressen des Staates und ist echt national-patriotisch. Beide Kirchen aber fördern die Einheit und Zusammengehörigkeit des Schweizervolkes, während die Sekten die Volkskraft zersplittern und eine Religiosität predigen, die keinen Patriotismus kennt. Wird einmal die katholische Kirche wieder nationaler, wie früher, und sie wird es, wenn sich der Staat weniger in ihre inneren Angelegenheiten einmischen muß, so hat der Staat nicht nur ein negatives, sondern auch ein positives Interesse, sich ihrer anzunehmen. — Dann behauptet man, wo Rechte seien, da seien auch Pflichten. Nehme sich der Staat das Recht, in die Organisation der bis anhin nicht anerkannten Religionsgenossenschaften einzugreifen, so habe er auch die Pflicht, dieselben wie die bisher anerkannten zu unterstützen. Wir sehen dieß nicht ein. Es genießen noch viele andere, nicht religiöse Korporationen in ähnlicher Weise den Schutz des Staates, ohne daß letzterer sich verpflichtet fühlte, dieselben alle zu unterstützen; er läßt ihnen seinen Schutz nur soweit angedeihen, als das Vereinsrecht reicht. Gareis und Zorn bemerken hierüber (a. a. O. I, 16), der Staat sei berechtigt und verpflichtet, den Religionsgenossenschaften gegenüber, und zwar sowohl gegenüber den anerkannten, als gegenüber den „freien", seine Justiz-, Polizei- und Finanzhoheit in derselben Weise geltend zu machen, wie gegenüber andern Vereinen, Korporationen und Privaten. Aehnlich sind die Verhältnisse im Kanton Neuenburg geordnet, wo allerdings drei Genossenschaften den besondern Schutz des Staates genießen, nämlich die reformirte, katholische und isrealitische, außerdem aber alle Religionsvereine bezüglich ihres Kultus der Oberaufsicht des Staates unterstellt sind. Auch bedürfen die religiösen Korporationen dort zu ihrer Gründung der Genehmigung des Großen Rathes, welche jederzeit widerruflich ist. (Schluß folgt.)

Rundschau.

Basel. Die unterzeichneten Basler Pfarrer richten folgende denkwürdige Erklärung an ihre evangelischen Gemeindegenossen:

„Die Mehrheit der Synode hat am 5. März einen Beschluß gefaßt, welcher äußerlich unscheinbar, aber seinem Wesen nach von tiefgreifender Bedeutung ist.

Wir fühlen uns dadurch zu einem offenen Wort an unsere evangelischen Gemeindeglieder gezwungen.

„Vor Allem müssen wir uns die Sachlage klar vergegenwärtigen. Der extremste Sprecher der Reformpartei hatte darauf angetragen, in § 12 der neuen „Ordnung für den kirchlichen Jugendunterricht" die Worte zu streichen, die von der Konfirmation in ihrer Beziehung zur Taufe handeln. Die reformerische Mehrheit ist darauf nicht eingegangen, sondern hat den Paragraph unverändert stehen lassen. Derselbe besagt, die Konfirmation sei die Bestätigung des Taufbundes. Diesen Worten zufolge hat die Konfirmation zu unterbleiben, wo keine Taufe voranging, also auch kein Taufbund zu bestätigen ist.

„Die reformerische Mehrheit jedoch hat den § 14 besagter Ordnung, welcher das Konfirmiren Ungetaufter untersagte, gestrichen, ausdrücklich in der Meinung, daß durch diese Streichung stillschweigend gestattet werde, in Ausnahmsfällen eine sogenannte Konfirmation ohne Taufe zu vollziehen. Wenn also bei Jemand, der nicht getauft worden, die Nachholung der Taufe „auf unüberwindlichen Widerstand stoße", soll es nicht unzulässig sein, einen Solchen dennoch zu konfirmiren.

„Mit diesem Beschlusse hat die Mehrheit der Synode einen zwar scheinbar sehr kleinen und geräuschlosen, dennoch aber entscheidenden Schritt gethan in der Richtung, daß die Basler Landeskirche die Taufe als einen Gebrauch hinstellt, welcher für den Bestand der Kirche nicht wesentlich und für das einzelne Mitglied derselben nicht durchaus erforderlich sei. Denn es soll künftig Leute geben können, welche dem christlichen Glauben so gründlich fern und fremd sind, daß sie ausdrücklich die Taufe von sich ablehnen, und dennoch von unserer Landeskirche als Christen anerkannt, als vollberechtigte Mitglieder und Abendmahlsgenossen aufgenommen werden.

„Wird in solcher Weise von diesem Beschlusse Gebrauch gemacht, so wird der ausdrückliche Befehl (!) des Hauptes und Stifters unserer Religion umgangen, und an die Stelle der Ordnung, welche unverbrüchlich heilig gehalten wurde, seit es überhaupt eine Gemeinde Jesu Christi gibt, das Belieben der eigenen Willkür gesetzt.

„Natürlich haben die Reformerischgesinnten solches Sichlossagen von der Einsetzung Christi nur für sich selber durchgesetzt. Alle, die an derselben festhalten wollen, Pfarrer wie Gemeindeglieder, sind dadurch in keiner Weise gebunden.

„Wenn daher wir Unterzeichnete in der staatlichen Organisation, die man jetzt unsere Landeskirche nennt, auch in der Gestalt, welche sie durch solche Beschlüsse annimmt, noch ferner unseres Amtes walten, so geschieht es in dem Sinn, daß wir innerhalb derselben nicht nach solchen Neuerungen, sondern nach der Weise unserer frühern reformirten Kirche, wie sie von der Reformation her war, das Evangelium verkündigen, die heiligen Sakramente verwalten, also auch nimmermehr einen Ungetauften konfirmiren werden. Darin zählen wir auf die Zustimmung aller positiv gesinnten Glieder unserer Kirche.

„Noch läßt man uns dieses unseres Glaubens leben. Sollte es anders kommen, so trauen wir dem Herrn der Kirche zu, er würde uns den Weg zeigen, den die evangelisch gesinnten Pfarrer und Gemeindeglieder zu gehen hätten, und würde uns schenken, daß wir uns dazu bereit und willig finden ließen. Unterdessen wollen wir, je weniger die äußere Gestaltung der Kirche ihrem Wesen entspricht, um so ernster darnach trachten, uns als lebendige Glieder der wahren Gemeinde Jesu Christi zu erweisen, und als solche auf dem einen Grunde, der gelegt ist, uns unter einander zusammenschließen.

„Im. Stockmeyer, Antistes; J. J. Miville, Pfr. zu St. Theodor; E. Stähelin, Pfr. zu St. Theodor; W. Ecklin, Pfr. zu St. Martin; E. Preiswerck, Pfr. zu St. Alban; K. Sartorius, Pfr. zu St. Elisabeth; O. Zimmermann, Pfr. zu St. Jakob; Aug. Linder, Helfer zu St. Peter; K. Roth, Helfer zu St. Leonhard; M. Schaffner, Helfer zu St. Theodor; Th. Barth, Helfer zu St. Theodor; R. Anstein, Pfr. am Spital; F. Oser, Pfr. an der Strafanstalt; Em. Preiswerck, Pfr. am Waisenhause; P. Jung, Pfr. in Kleinhüningen."

So wollen einige Heißsporne, die kraft der Parteidisziplin einige weniger Enragirte in's Mitleiden gezogen (vgl. z. B. Miville in der Basler Korrespondenz von letzter Nr.) die Basler Bevölkerung glauben machen, die paar Reformer seien rein zerstörende Elemente, und sie, die orthodoxe Mehrheit, die Märtyrer der Landeskirche. Das „Schweiz. Protestantenblatt" in Basel meint, „das müsse nun den Schrei der Entrüstung ersetzen, von dem die Orthodoxen prophezeiten, daß er auf den Beschluß vom 5. März hin durch die Basler Landeskirche gehen werde". Nun ein solcher nicht erfolgt sei, glauben die Propheten selber schreien zu müssen. Denn lamentirt muß eben sein!

Mittheilungen.

In Aadorf, Ktn. Thurgau, starb, 44 Jahre alt, Pfarrer Jäck. — Der Berner Große Rath nahm eine Eidesformel an, welche den Namen Gottes ausschließt. — Ein Pfarrer von Neuenburg lud kürzlich an einem Tage sämmtliche Dienstmänner der Stadt zu Tisch, an einem andern Tag alle Gassenkehrer. — Das Polizeigericht in Sitten verurtheilte in Anwendung des neuen Gesetzes über die Ruhe an Sonn- und Festtagen alle jene Wirthe zu empfindlichen Geldbußen, welche am Ostertage die Wirthschaftslokale zwar von außen geschlossen hielten, allein während des Gottesdienstes ihren Gästen die Hinterthüren öffneten und gesetzwidrig Getränke verabfolgten.

Zur Begründung des geplanten allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins ist auf Dienstag und Mittwoch den 10. und 11. April ein Konferenz in Frankfurt a. M. zusammengetreten. Näheres über die

Verhandlungen und Tendenz des ganzen Unternehmens folgt. — Ein Erfurter Komite fordert die gesammte evangelische Christenheit zur Sammlung für ein in Erfurt zu erstellendes Lutherdenkmal auf. Als ob man mit einer Masse von Denkmälern solche Männer am besten ehrte! — Preußen ist in seinen kirchlichen Auseinandersetzungen mit Rom immer noch ohne bestimmte Antwort von dieser Stelle aus. Der aus preußischem Gebiet ausgewiesene Bischof Ledochowsky wohnt ruhig im Vatikan.

Gegen die Schulgesetznovelle, wie sie im österreichischen Abgeordnetenhause zur Berathung kommen soll, hat sich ein heftiger Sturm an vielen Orten erhoben.

Französische Väter protestiren auf Anstiften der Kleriker ziemlich energisch gegen den neuen religionslosen Schulunterricht. Minister Ferry weist diese Angriffe „als politische" zurück. — Am Donnerstag brach während eines Begräbnißdienstes in der Kirche Saint-Jacques in Nizza Feuer aus. Beim Herausstürzen der in der Kirche Anwesenden wurden 20 Personen verwundet, darunter mehrere tödtlich; eine Person blieb todt.

Am Sonntag ertheilte der altkatholische Bischof der Schweiz, Dr. Herzog, zu Rom in der Kirche St. Paul die Firmung auf Wunsch des Bischofs Littlejohn von Long Island, welcher über die Gemeinden der „bischöflichen Kirche Amerikas" auf dem europäischen Kontinent die Oberaufsicht übt.

Nach dem holländischen Schankgesetze vom Jahr 1881 müssen selbst in größern Städten 500 Einwohner auf eine Schenke kommen. Die Folge dieses Gesetzes war, daß in Holland sich die Zahl der Schankwirthschaften um 12,000 vermindert hat.

Literarisches.

*** Im Volksschriftenverlag des Schweizerischen Vereins für freies Christenthum (J. Frick, Außersihl-Zürich) ist erschienen und zu 50 Cts. per Exemplar zu beziehen: „Die Aufgabe der Frauen in den religiösen und sozialen Kämpfen der Gegenwart" von C. W. Kambli, Pfr. in Horgen am Zürichsee.

Wir kommen in nächster Nummer auf diese gehaltvolle und anregende Arbeit zurück. (Red.)

*** Lipsius in Jena veröffentlicht einen ersten Band von „Apokryphischen Apostelgeschichten" als Beitrag zur altchristlichen Literaturgeschichte. Die Arbeit darf um der welthistorischen Situationen willen, die den Hintergrund zu diesen Weissagungen bilden, einen allerdings vornehmlich kultur-historischen Werth beanspruchen. (Red.)

*** Literarische Eingänge: 1) Die „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz" nehmen hiermit gerne Akt vom Erscheinen eines kleinen, für weitere Kreise lesbaren Werkes zu Gunsten der reformirten Kirchen Deutschlands. Pastor Cuno in Hannover gibt mit Dr. Zahn in Stuttgart und andern

Sachkennern ein „Gedächtnißbuch deutscher Fürsten und Fürstinnen reformirten Bekenntnisses" heraus, mit dem Zweck, der vielfachen Verkennung entgegenzutreten, unter welcher in Deutschland die reformirten Kirchen gegenwärtig zu leiden haben. Die edelsten Mitglieder von vierundzwanzig früheren und jetzigen deutschen Dynastien werden der Reihe nach in schlichten aber tüchtigen Biographien vorgeführt, von der Pfalz bis Schlesien, von Württemberg bis Brandenburg. Das reformirte Bekenntniß tritt uns keineswegs als eine in deutschen Gauen importirte und daneben verdorrende Pflanze entgegen, wie neuerdings geltend gemacht werden will; es hat dort lebenskräftige Wurzeln geschlagen und wird hoffentlich noch recht lange lebenskräftig bleiben. Mit Recht hat schon früher Zahn hingewiesen auf den „Einfluß der reformirten Kirche auf Preußens Größe" (1871) und kann auch im vorliegenden Buche gerade das oberste Haupt des Reichs, Kaiser Wilhelm, in Anspruch genommen werden als „ein Zeuge, daß das reformirte Bekenntniß Ehre und Gnade bringt von Kind zu Kindeskind". — Wir hatten übrigens schon von Tholuks Schilderungen „aus dem kirchlichen Leben des 17. Jahrhunderts" (Berlin 1861) den Eindruck gewonnen, daß sich die reformirten Kirchen Deutschlands ihrer Vergangenheit neben den lutherischen keineswegs zu schämen brauchen; die Lebensbilder, welche Cuno und Zahn in der ersten Lieferung des „Gedächtnißbuches" uns darbieten, bestätigen und befestigen diesen Eindruck.

2) Einen „Beitrag zu einem wirklichen Volksbuche" über Luther, d. h. einem solchen, darin nicht blos über den Helden geredet wird, sondern dieser selbst zu Worte kommt, hat Emil Zittel in Karlsruhe zu bieten versucht. In sorgfältiger Sprache wird die Lebensgeschichte des Reformators vorläufig bis zum Beginn der großen Bewegung gegeben, aber so, daß dazwischen gut gewählte Stellen aus seinen Werken eingelegt werden, z. B. die Auslegung des Unservaters. Einer Fortsetzung, die wohl auf den 400sten Geburtstag nicht fehlen wird, möchten wir einige gute Illustrationen wünschen, die einem wirklichen Volksbuche so trefflich zu Statten kommen.

3) Besonders für die Schweiz hat ein Vortrag von Pfr. Ischer in Mett Interesse: Die evangelisch-reformirte Geistlichkeit des Kantons Bern und die Parteiungen ihrer (?) Kirche. Die Darstellung hat einen irenischen Zweck; sie fragt nach den Mitteln, durch die unter den Geistlichen größere Einigung angebahnt werden könnte. Die Schrift wäre eines Leitartikels in diesem Blatte werth. Wir offeriren sie zu diesem Zwecke hiemit einem Kundigeren. E.

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 9. 28. April.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Missionssache.

In Frankfurt a. M. tagte am 11. April eine Versammlung von Theologen verschiedener Richtungen, um die Frage zu berathen, was zu thun sei, damit die liberalen christlichen Kreise mehr als bis anhin für die Sache der Mission sich interessiren, damit von allem christlichen Volke, nicht blos von einzelnen Kreisen, die Christianisirung der Heidenvölker als heilige Liebespflicht anerkannt werde. Im Fernern wurde in Berathung gezogen, wie auch die liberalen Richtungen der protestantischen Kirche sich unmittelbar an der Mission betheiligen könnten.

In den Verhandlungen, die einen sehr friedlichen und wohlthuenden Verlauf nahmen, wurden die großartigen Leistungen der bisherigen Mission im vollen Maße anerkannt und freudig zugestanden, daß die Missionsgeschichte ein glänzendes Ruhmesblatt in der Geschichte der Kirche bilde. Es würde einen kleinlichen und armseligen Geist verrathen, die ganze bisherige Mission zu bemängeln, nur weil auch in ihr wie in allem Menschlichen sich einzelne Schwächen gezeigt haben. Wohl aber beweise die Erfahrung, daß sie einer Ergänzung bedürfe. Gerade unter den gebildeten Kreisen der Hindu, Chinesen und Japanesen habe sie wenig oder gar keinen Eingang gefunden und allzusehr trage sie in der Heimat das Gepräge einer bestimmten kirchlichen Partei, als daß Alle, welche für die Sache ein Herz hätten, sich ihr anschließen könnten. So sei denn die Gründung eines Missionsvereins auf weitester Basis angezeigt,

der den bisherigen Missionsvereinen nicht als Konkurrent, sondern ergänzend zur Seite trete, so daß der Einzelne ganz gut auch beiderlei Vereinen angehören könne. Dieser neue Missionsverein solle nun in der Heimat vor Allem die Kenntniß der Heidenwelt fördern helfen, dazu mitwirken, daß auf allen Universitäten Kollegien über allgemeine Religionsgeschichte gehalten werden, daß weitere Kreise durch populäre Vorträge darüber Belehrung empfangen. Es soll damit ein liebevolles positives Verständniß heidnischer Religionen sich anbahnen, anderseits auch immer klarer sich zeigen, daß das Christenthum die Erfüllung der tiefsten heiligen Sehnsucht der Menschheit ist. Was für ein herrliches Kleinod wir an unserer Religion besitzen, soll unserem Volk immer mehr bewußt werden, damit aber auch die Liebe in uns entbrennen, dieses Kleinod den vielen Millionen, die dafür empfänglich sind und es doch nicht besitzen, mitzutheilen. In der Heidenwelt selbst gedenkt der neue Missionsverein seine Thätigkeit auf die gebildeten Kreise zu beschränken, mit diesen Verbindungen anzuknüpfen, einen Ideenaustausch zu veranlassen. Nicht auf äußere Belehrung, nicht auf Gemeindebildung wird man hindrängen, sondern zunächst schriftlich, später auch mündlich durch geeignete Männer theologischer Wissenschaft diesen Kreisen möglichst klar, warm und überzeugend die christliche Wahrheit mittheilen, in der Hoffnung, daß sie alles Aeußere nach dem Genius ihrer Nation gestalten, die Eine ewige Wahrheit mit ihrer nationalen Eigenthümlichkeit verschmelzen und damit als ihr innerstes Eigenthum voll und freudig empfinden. Die christliche Gesinnung, der christliche Lebensinhalt, der Sauerteig des Evangeliums, das ist's, was dieser Missionsverein den gebildeten Heiden vermitteln möchte, wenn möglich, auch Juden und Mohammedanern.

Die Versammlung in Frankfurt besprach sich über die ganze Angelegenheit in sehr eingehender achtstündiger Diskussion und endigte ihre Arbeit damit, daß sie ein Komite bestellte, welches an Hand der gewalteten Diskussion Statuten entwerfen und eine Vorlage für das weitere Vorgehen auf die nächste Zusammenkunft ausarbeiten solle.

Gründer des Vereins ist Pfarrer Buß in Glarus, dem der Tag in Frankfurt eine wohlverdiente Anerkennung für seine große, mühevolle bisherige Arbeit in dieser Sache brachte. Das maßgebende erste Votum in der Versammlung sprach unser Professor Kesselring. Es sind denn auch diese beiden Männer, wie billig, in den Vorstand des Vereins gewählt worden. Außer den Genannten und dem Schreiber dieser

Zeilen war von Schweizern noch Pfarrer Rüetschi in Münchenbuchsee an der Versammlung betheiligt, der mit Recht darauf hinwies, daß man namentlich auch die gebildeten Europäer in den Heidenländern für unsere Sache interessiren müsse. **K. F.**

Die ältesten Christusbilder.

I. Allgemeines.

Vor einigen Jahren erregte auf der Münchener Gemäldeausstellung ein Bild allgemeines Aufsehen, das den zwölfjährigen Knaben Jesus im Tempel, und zwar als ganz gewöhnlichen und dazu noch ziemlich häßlichen, struppigen Judenknaben darstellte. Beim Beschauen des Bildes stieß man sich nicht nur an dem Gegensatze, in den sich dasselbe zu den bisherigen Christusdarstellungen setzte, man fühlte sich auch unangenehm berührt, wie wenn man beleidigt worden wäre. Wir sind uns eben gewöhnt, dem geistig Großen und Schönen auch eine entsprechend leibliche Gestalt zu geben, den schönen Gehalt auch in einem schönen Gefässe zu suchen. Und wenn uns auch die Erfahrung es immer und immer wieder sagt, wie thöricht es ist, das sterbliche Theil am Menschen, die wechselnde Erscheinung in Harmonie zu denken mit dem Ewigen, Geistigen, Göttlichen in ihm, so können wir eben doch davon nicht lassen. Ja, mit der Enttäuschung über den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem von unserer Phantasie geschaffenen Bilde einer bedeutenden Persönlichkeit kühlt sich gewöhnlich auch unsere Begeisterung ab; und es gehört schon ein geschultes Denken und eine feine Herzensbildung dazu, um im Verkehre mit einem gottbegnadigten Manne durch sein unscheinbares Ansehen oder seine kleinen Menschlichkeiten, die ihm etwa anhaften, nicht beeinflußt zu werden, sondern mit ungeschwächtem Enthusiasmus, mit ungedämpftem Feuer der Empfindung dem Ewigen und Göttlichen in ihm den Zoll der Bewunderung zu entrichten. Und doch wird man selten schöne Menschen finden mit besonderen Geisteskräften und noch viel seltener, unter Männern wie Frauen, reich begabte Geister von ausgezeichneter leiblicher Schönheit; „wenn auch der Geist so zu sagen durch irgend ein Luftloch hindurchsieht, durch ein strahlendes Auge oder eine edle Stirne". Trotzdem hat nicht nur für den ersten Gefühlseindruck der Anblick eines hohen Geistes in einer unschönen und gebrechlichen Hülle stets etwas Verletzendes, Schmerzliches, und vollends den Besten unseres Geschlechtes

können wir uns nicht anders denken, als in hoher männlicher Schönheit. Es haben denn auch die Maler aller Jahrhunderte in ihre Christusbilder hinein ihre Ideale von männlichem, edlem, erhabenem und doch freundlichem Gesichtseindrucke hineingelegt und zwar stimmen einzelne Züge bei allen Bildern auffallend überein: das ovale Gesicht, eingeschlossen von dem lang herabwallenden, in der Mitte gescheitelten Haare, die glatte Stirne, die gerade Nase, Lippen und Wangen bedeckt von einem Barte, der unter dem Kinne in zwei Spitzen ausläuft. Ist dieser Christustypus auf eine historische, glaubwürdige Ueberlieferung zurückzuführen, so daß wir ein Recht haben, den historischen Christus uns also vorzustellen? Man möchte geneigt sein, diese Frage zu bejahen, so allgemein ist dieser Christustypus, und doch muß es uns stutzig machen, daß in den Evangelien auch nicht eine Silbe uns über Gestalt und Aussehen des Herrn unterrichtet; und eine Untersuchung der ältesten Christusbilder wird uns vollends zeigen, daß dieser Typus nur ein ideales Gebilde ist.

Die ersten Christen hatten von den Juden den Abscheu vor Bildern geerbt und fühlten durchaus kein Bedürfniß, die äußere Gestalt ihres Herrn und Meisters sich bildlich vorzustellen. Ihnen war das Geistige Alles und aus diesem Bewußtsein heraus hat ja Paulus das stolze Wort gesprochen: Wenn wir auch einst Christus nach dem Fleische kannten, so kennen wir ihn jetzt nicht mehr so; d. h. für uns hat die äußere, sinnliche Erscheinung nichts mehr zu bedeuten. Allerdings mochte Paulus dabei auch an sich selber denken, an sein abschreckendes Aussehen, an den Widerspruch, der an ihm selbst zwischen dem Innern und Aeußern zu Tage trat: soll er ja doch nach einer Sage einen Glatzkopf, eine lange Nase und krumme Beine gehabt haben. Aber auch die Evangelisten finden es durchaus nicht der Mühe werth, ihren Lesern auch nur eine Andeutung zu geben über die sinnliche Erscheinung des Herrn. Ja es scheint, daß die ersten Christen ihren Herrn sich eher als unansehnlich, äußerlich gering, wo nicht häßlich vorstellten, wohl im Rückblick auf die Weissagung des babylonischen Jesajas von dem Knechte Jehova's, dessen Gestalt unscheinbar und mißgestaltet sein werde, so daß sich Viele über ihn ärgern. Ebenso spricht noch Klemens der Alexandriner im Anfange des dritten Jahrhunderts die Ansicht aus, daß Jesus nicht habe schön sein wollen, damit nicht Jemand in der Bewunderung seiner Schönheit seine Worte überhöre. Erst als das Christenthum immer

mehr in die von griechischem Geiste und griechischer Bildung durchwirkte alte Welt eindrang und die bekehrten Heiden nicht nur die christlichen Gedanken mit griechischer Weltweisheit zu vermählen, sondern auch die Person Jesu ihrem plastischen Sinne nahe zu bringen suchten, fing man an, Christusbilder zu machen. Auch hatten, wie uns der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius berichtet, manche Heiden das Bedürfniß, ihre Dankbarkeit für die geistigen Wohlthaten, die sie von dem Herrn empfangen hatten, dadurch an den Tag zu legen, daß sie irgendwo ein Bildniß von ihm aufstellten.

Die Nachrichten über die ersten Christusbilder führen uns denn auch direkt in heidnische Kreise hinein. Von den Karpokratianern, einer gnostischen Sekte des zweiten Jahrhunderts, die aus den verschiedenen Volksreligionen eine neue Religion schaffen wollten, wird erzählt, daß sie in ihren Heiligthümern neben den alten griechischen Weisen Pythogoras, Platon, Aristoteles auch Bilder von Christus verehrten, und ebenso hatte der römische Kaiser Alexander Severus in seiner Hauskapelle neben den Statuen von Orpheus, Abraham und Apollonius von Tyana auch diejenige von Christus aufgestellt. Aber diese Bilder waren natürlich keine Porträts, wie schon aus der Zusammenstellung mit Abraham, Orpheus und Pythogoras hervorgeht, sondern Phantasiebilder, Idealgestalten, die in keiner Weise auf historische Treue Anspruch machen konnten, übrigens auch vollständig verloren gegangen sind.

Die erste Beschreibung des Aussehens Jesu aus christlicher Feder stammt aus dem achten Jahrhundert, von Johannes Damascenus. Nach ihm war Christus hoch von Gestalt; sein Haupt war etwas vorn übergebogen, die Augenbraunen zusammengewachsen, die Augen schön, die Nase lang, das Haar gekräuselt und der Bart schwarz. Noch ausführlicher ist die Beschreibung in dem Briefe, den angeblich Lentulus, ein Zeitgenosse Jesu, an den römischen Senat gerichtet haben soll, der aber wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhundert stammt. Dort heißt es: „In unserer Zeit erschien ein Mann von großer Macht, mit Namen Jesus Christus, der von den Völkern ein Prophet der Wahrheit und von seinen Schülern ein Sohn Gottes genannt wird. Er erweckt Todte und heilt Krankheiten. Von Gestalt ist er ansehnlich, von Gesicht ehrwürdig, so daß, die ihn ansehen, ihn zugleich lieben und fürchten müssen. Sein Haupthaar ist kraus und gelockt, dunkel und glänzend um die Schultern fliegend, auf der Mitte des Hauptes gescheitelt nach Sitte der

Nazarener; die Stirn offen und sehr heiter, das Antlitz ohne Falte und Fehle, mit leichter Röthe, Nase und Mund untadelich, der Anblick frei und freundlich, der Bart weich und röthlich, nicht lang, aber in zwei Spitzen ausgehend, die Augen grünlich und klar, Hände und Glieder anmuthig." In einer Beschreibung von Nikephorus Kallistus aus dem vierzehnten Jahrhundert wird noch auf die sprechende Aehnlichkeit Jesu mit seiner Mutter hingewiesen. Kein Scheermesser sei jemals über sein Haupt gegangen. Aus seinen hellen, durchdringenden Augen habe ein ungewöhnlicher Glanz gestrahlt; seine Gestalt sei ungefähr 7 Fuß hoch gewesen, die Nase lang, der Bart hellbraun.

Diese Beschreibungen alle können keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben. Jener Lentulus hat gar nie existirt und sein Brief ist eine einfache Fälschung; die Züge selber, die uns vom Angesichte Jesu berichtet werden, sind theils sehr unbestimmt und nichtssagend, wie die schönen Augen, die offene Stirne, die anmuthige Farbe, theils wieder sehr individuell, wie die zusammengewachsenen Augenbraunen und sind offenbar erst den Bildern entnommen. Was man auf den Christusbildern sehen oder aus ihnen herauslesen konnte, das hat in diesen Beschreibungen Aufnahme gefunden. Nicht die Christus*beschreibungen*, sondern die Christus*bilder* sind das erste, jene reichen nicht über das achte Jahrhundert hinauf, während wir von viel früheren Christusbildern wissen.

Kirche und Staat, besonders im Kanton Aargau.

(Schluß.)

II. Der Staat hat für *Aufrechterhaltung des Friedens unter den Konfessionen* zu sorgen. Wo er sieht, daß eine Religionsgenossenschaft darauf ausgeht, andere zu unterminiren und auf alle mögliche Weise zu schädigen, da hat er abzumahnen unter Androhung des Entzugs der Konzession. Wir hören zwar das Geschrei wohl, welches sich gegen ein solches Eingreifen des Staates erhebt. Wir wünschen auch nicht, daß der Staat unbefugt eingreife; von der inneren Entwicklung der Konfessionen hat er sich so viel als möglich fern zu halten; aber wo der Friede thatsächlich gefährdet ist und die Gewissen thatsächlich verletzt werden, da hat er das Recht und die Pflicht, für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung einzustehen. Wenn z. B.

die Methodisten die reformirte Landeskirche wirksamer untergraben zu können meinen, wenn sie der Landeskirche angehörende Kinder in ihren Konfirmandenunterricht aufnehmen, bevor diese das in der Kirchenordnung vorgeschriebene Alter erreicht haben, so heißt das offenbar den Frieden stören und die religiöse Freiheit mißbrauchen. Der Friede könnte ja in solchen Fällen nur dadurch gewahrt bleiben, daß die Kirche sich derartige Angriffe ruhig gefallen ließe, was sie ohne Verläugnung ihrer Würde und ohne Preisgebung ihres Ansehens nicht thun kann. Gegen solche Gefahren, die ihr von Seiten derjenigen drohen, die, um sie besser schädigen zu können, auf jegliche Ordnung verzichten, soll die Kirche durch Gesetz gesichert werden, ähnlich wie dieß z. B. durch das bernische „Gesetz betreffend Störung des religiösen Friedens" vom 31. Oktober 1875 geschieht. Wenn man den kirchlichen Konfirmandenunterricht im Interesse der Schule über das schulpflichtige Alter hinaus verlegt hat, so sollen auch die Sekten daran nichts ändern dürfen.

III. Eine wichtige Frage ist ferner diejenige über die Pfrund- und Kirchengüter und das kirchliche Steuerwesen. Bekanntlich hat der Staat, wie in andern Kantonen, so auch im Aargau, die Kirchen- und Pfrundgüter säkularisirt. Aus diesem Vermögen hat er die Geistlichen zu besolden, zum Theil die Kirchen und Pfarrhäuser zu unterhalten und die allgemeinen Kirchenverwaltungskosten zu bestreiten. Wir verlangen nicht unbedingte Herausgabe des Kirchenvermögens; es ist uns gleichgültig, ob der Staat oder die Kirche resp. die Kirchgemeinden dasselbe verwalten; aber wenn der Staat dasselbe behalten will, so hat er seine Pflichttreue gegenüber der Kirche besser zu erfüllen. Was wir vor Allem verlangen, ist das, daß der Staat über das Kirchengut besondere Rechnung führe. Will er dieß nicht, so soll er zur Herausgabe des Kirchenguts gedrängt werden. Die Kirche bedarf nämlich zu ihrer gesunden Entwicklung größerer finanzieller Hülfsmittel für:

1) Bessere Instandstellung der Kirchen und Pfarrhäuser;
2) Eigene Verwaltungszwecke;
3) Erhöhung der Pfarrbesoldungen;
4) Stipendien an Theologiestudirende.

Reichen die Pfrund- und Kirchengüter hin, so sollen die nothwendigen Mehrleistungen aus dem Ertrag derselben bestritten werden; genügen dieselben nicht, so hat die Kirche als solche, nicht der Staat, für die Mehrbedürfnisse aufzukommen. Dazu ist unter allen Umständen

nothwendig, daß den Landeskirchen und religiösen Genossenschaften unter gewissen Bedingungen das Recht der Steuererhebung eingeräumt werde, wie dieß z. B. durch das bernische „Dekret betreffend Steuern zu Kultuszwecken" vom 2. Dezember 1876 geschehen ist, wonach Jeder, der einer Konfession oder Religionsgenossenschaft anerkanntermaßen angehört, zu Steuern zu Kultuszwecken angehalten werden kann. Damit aber in paritätischen Gemeinden keine Konflikte und überhaupt nicht Ungerechtigkeiten vorkommen können, ist nothwendig, daß jede Religionsgenossenschaft ihre besonderen kirchlichen Steuerregister besitze und getrennte Rechnung führe. Daher ist unter allen Umständen eine Ausscheidung der örtlichen Kirchengüter geboten.

IV. Endlich sind in ein neues Kirchengesetz resp. in die Kirchenordnung Bestimmungen betreffend die Zugehörigkeit zu einer Religionsgenossenschaft, sowie über den Eintritt, Austritt und Ausschluß aus derselben aufzunehmen. Bei dieser Erörterung beschränken wir uns auf unsere reformirte Landeskirche. Auszuschließen wären Solche, welche notorisch der Sekte angehören oder um äußeren Gewinnes willen ihre Kinder dort unterrichten lassen. Die Zugehörigkeit zur Kirche hat man in neuester Zeit vielfach blos vom Steuerzeddel abhängig gemacht und erklärt, zur Landeskirche gehöre, wer nicht seinen Austritt aus derselben förmlich genommen habe. Diese Bestimmung ist offenbar die Reaktion gegen den früheren Bekenntnißzwang. Wir persönlich hätten zwar nichts gegen diese Weitherzigkeit einzuwenden, doch um der „schwachen Gewissen" willen mag eine bindendere Bestimmung geboten sein. Ein Verein irgend welcher Art ist ohne Statut fast nicht denkbar, warum sollte denn nicht auch der Religionsverein, die Kirche, die Gemeinschaft der Gottesverehrung irgend welchen formulirten Ausdruck finden? Gewiß ist es unprotestantisch, diesen Ausdruck in engherzige Formen zu gießen; gewiß ist es unprotestantisch, veraltete, der heutigen Auffassung des Christenthums widersprechende oder nicht mehr konforme Bekenntnisse in bindendem Ansehen zu erhalten, aber irgend eine Norm, ein Kennzeichen der Zugehörigkeit zur Landeskirche, christlich und weitherzig, sollte doch gefunden werden und zwar noch eine inhaltsreichere Bestimmung, als diejenige der glarnischen Kirchenordnung, welche die Kirche definirt als „freie Vereinigung aller derer, die aus eigenem Willen und Ueberzeugung ihr zugehören wollen", den Beitritt zur Kirche Jedem offen stellt, „der sich

ihren Ordnungen unterziehen will". Jedenfalls ist die Hoffnung des Verfassers von „Kirche und Staat in der Schweiz" (I. 631 f.) durchaus berechtigt: „Es möchte für Alle, die sich auf dem Boden der durch die Reformation gereinigten Lehre Christi eins wissen, eine einheitliche und freiheitliche Basis sich gewinnen lassen, welche den Schwerpunkt in das wichtige Gemeinsame und nicht in differirende Einzelheiten von untergeordneter Wichtigkeit legt. Darin allein liegt die Stärke, welche die evangelische Kirche der hierarchischen Organisation der katholischen Kirche gegenüber zu stellen hat. Immerhin müssen solche Bestimmungen der Zugehörigkeit jederzeit einer Revision unterzogen und mit dem Geist der Zeit in Uebereinstimmung gebracht werden können.

Das sind die wesentlichen Gesichtspunkte, die nach unserer Ansicht bei einer Revision unsrer Kirchengesetzgebung berücksichtigt werden sollten. Vor Allem verlangen wir vollständige Klarstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat; wir verlangen, daß die Regierung Bericht und Antrag bringe über die Herausgabe der Pfrund- und Kirchengüter, und wenn wir auch nicht darauf dringen, daß dieselben der Kirche zur eigenen Verwaltung ausgeliefert werden, so wollen wir doch wissen, welche berechtigten finanziellen Ansprüche die Kirche an den Staat erheben darf. Das Kirchengesetz selber hätte die protestantische und katholische (römisch- und christkatholische) Kirche als Landeskirchen zu berücksichtigen, aber auch' die übrigen Religionsgenossenschaften sollten, soweit es die Souveränität des Staates und der konfessionelle Friede verlangen, in Betracht gezogen werden. Es ist dafür zu sorgen, daß die Kirche die zu einer gesunden Entwicklung nothwendigen finanziellen Hülfsmittel erhält, sei es aus den Erträgnissen der Pfrund- und Kirchengüter oder durch Erhebung allgemein verbindlicher Kirchensteuern. Die Zugehörigkeit zu einer Religionsgenossenschaft ist jedoch nicht nur vom Steuerzeddel abhängig zu machen, sondern es hat vor Allem die reformirte Kirche gewisse christliche, aber immerhin weitherzige Requisite aufzustellen, wodurch ihr der Charakter einer religiösen Gemeinschaft statutarisch gewahrt wird. Schließlich sprechen wir die Hoffnung aus, daß die Regelung der kirchlichen Verhältnisse in unserm Kanton möglichst bald an die Hand genommen werden möchte. Suchen sich alle ehrlich und redlich auf dem Boden der Landeskirche stehenden Elemente zu sammeln und im Aufbau einer kräftigen Volkskirche ihre Liebe zu den idealen Gütern unsers Volkes zu bewähren. Allerdings macht die äußere

Organisation das Wesen der Kirche noch lange nicht aus. Es kann die am Besten organisirte Kirche nicht lebendig wirken, wenn ihre Glieder todt sind. Am Ende heißt es auch hier: „Der Buchstabe tödtet, der Geist ist's, der da lebendig macht." Aber gerade der recht lebendige Geist bedarf gewisse leitende Formen, denen er folgen kann, sonst übersprudelt er und verläßt die gesunden Schranken. Beherzigen wir die Mahnung des Verfassers von „Kirche und Staat in der Schweiz" (I. 545): „Der Kanton Aargau hat im Jahr 1841 den Anstoß zu einer Bewegung in der Schweiz gegeben, welche den Ausgangspunkt einer neuen segensreichen Periode des schweizerischen Bundesstaates bildete; möge der Aargau, seiner ruhmvollen Traditionen eingedenk, sich aufraffen zu gesetzlicher Klärung der kirchenrechtlichen Verhältnisse, die zur Zeit nirgends in der Schweiz so verwirrt sich zeigen, als gerade im Aargau."

H. J. A.

Nachschrift. Diese Anregung des Verfassers hat bereits insofern Erfolg gehabt, als beschlossen wurde, dieselbe zum Gegenstand der Verhandlungen der nächsten Kapitelsversammlung in Aarau zu machen.

Rundschau.

Elsaß-Lothringen. Herr Walter, katholischer Hilfspfarrer, richtet an die Landesvertretung von Elsaß-Lothringen ein Bittgesuch des Inhaltes, es möchten die Besoldungen der protestantischen Geistlichen auf das Maß derjenigen der katholischen Priester herabgesetzt werden. In Erwiederung dieser von katholischen Blättern lebhaft aufgenommenen Anregung macht Herr Direktor Erichson in Straßburg zunächst darauf aufmerksam, daß die Protestanten nicht $^1/_3$, sondern nur $^1/_5$ der für die Kultusbedürfnisse festgesetzten Totalsumme beziehen, und daß die Zahl der Protestanten $^1/_6$ der Gesammtbevölkerung repräsentire, nicht $^1/_7$, wie Herr Walter zum Mindesten ungenau behauptet. Bringe man weiter in Erwägung, daß unter den etwa 1300 katholischen Geistlichen des Landes nur etwa 120 Pfarrer, alle andern aber nur sogenannte Hilfspfarrer sind und nicht einmal einen Bildungsgang durchmachten, wie jeder der 257 im Lande funktionirenden protestantischen Geistlichen, erwägt man weiter, daß nur die Wahl der protestantischen Geistlichen der Staatsbehörde zur Begutachtung unterstellt werden muß, und Aehnliches mehr, so erhellt schon hieraus zur Genüge, daß Erichson

mit bestem Recht gegen eine solche Ausgleichung der Besoldungen protestirt. Daß aber seine ruhige und durchaus sachlich gehaltene Widerlegung*) ihn selbst nicht blos, sondern sogar noch seine Familie schlimmen Angriffen von katholischer Seite aussetzte, wirft auf diese seine Gegner ein durchaus schlimmes Licht.

Ein Vorgang in Schillersdorf-Mülhausen gibt uns einen Begriff, in welcher Weise gegenwärtig die konfessionell-lutherische Parthei sich in der elsaß-lothringischen Kirche geberdet. Kaum ist sie aus kleinen Anfängen zu einer Repräsentation ungefähr eines Dritttheils der zirka 220 evangelischen Geistlichen des Landes erstarkt, bestreitet sie nun mit einzigartiger Unverfrorenheit dem Liberalismus der zwei andern Dritttheile sein Recht innerhalb der Kirche des Landes. Nachdem auf dem Wege gesetzlicher Abstimmung unter Zustimmung der Majorität der Bevölkerung für Schillersdorf und die Filiale Mülhausen ein freisinniger Geistlicher, Namens Jäger, gewählt worden, entblöden sich die Orthodoxen nicht, in einer Bittschrift an das Direktorium**) gegen den Zwang zu opponiren, den eine liberale Kirchenbehörde (die durch eben dieselbe Bevölkerung vorher gewählt worden!) an den Glaubenstreuen ausüben wolle. Was das Direktorium, nachdem es nun lange geschwankt, entscheiden wird, darauf ist man gespannt.

Italien. Die Waldenserkirche der Thäler des Piemont, durch den freiheitlichen Zug des Jahres 1848 zu ungehemmter Religionsübung gelangt, ließ sich's, obgleich nur 20,000 Seelen stark, angelegen sein, ein Evangelisationswerk über ganz Italien einzuleiten. Unter vielen Schwierigkeiten, die ihnen nicht durch die Behörden, sondern durch die Priester und den von ihnen fanatisirten Pöbel bereitet werden, erstrecken sie ihre Wirksamkeit von den Alpen bis nach Sizilien. Was religiöse Begeisterung zu thun im Stande ist, beweist diese kleine Gemeinschaft inmitten der großen Aufgabe, die sie sich an ihren italienischen Brüdern zu erfüllen vorgenommen. Folgende Leistungen ergibt die Statistik der Waldenser-Gemeinde für das Jahr 1882: Dieselbe zählt 17 Pfarrer in den eigenen Thälern, 2 zu Turin, 2 in Rosario, ihrer Gründung in Südamerika, 2 in London, 9 Professoren als Vertreter an theologischen

*) Vgl. „Ueber die Pfarrgehälter in Elsaß-Lothringen". Straßburg, bei Heitz, 1883.

**) „Beleuchtung einer Bittschrift evangelisch-lutherischer Gemeindeglieder von Schillersdorf an Se. Excellenz den Kaiserl. Statthalter von Elsaß-Lothringen." Ein Wort aus dem protestantischen Volk. Straßburg, Treuttel nnd Würtz, 1883.

Kollegien, 38 als Verbreiter des Evangeliums im weiteren Vaterland. Dazu kommen 82 Gehülfen, Evangelisten, Erzieher, Kolporteure u. s. w. 41 Kirchen sind eingerichtet, 37 Evangelisationsstationen, 152 regelmäßig durch einen oder mehrere Arbeiter besuchte Orte. Die Gemeinde zählt 3421 wirkliche Glieder der Kirche, 492 Katechumenen, die den regelmäßigen Unterricht benützen. 30,000 Personen besuchen abwechselnd die Predigt, 1252 Zöglinge die Evangelisationsschulen, 1973 Zöglinge die Sonntagsschulen.

Dieser durch Herrn Malan, Pfarrer in Messina, abgegebene Bericht hebt hervor, wie bei den Bekehrungen nicht Jedweder ohne Weiteres willkommen geheißen, sondern sorgfältig geprüft werde, was für Beweggründe die Gläubigen herbeiführen. Ein Appell an weitere evangelische Kreise zur Mithilfe an dem bedeutsamen Werk, welches diese Waldenserkirche in Italien unternommen, sollte auch in unserer Schweiz nicht ungehört verhallen. Denn noch mehr als sonst ist uns Italien durch die Gotthardbahn nahe gerückt und der protestantische Hülfsverein fände nicht leicht ein dankbareres Wirkungsfeld, als wenn er der Propaganda der römisch-katholischen Kirche mit einer solchen in Italien antworten würde. Für Tessin ist ja der Anfang bereits gemacht.

Mittheilungen.

Die am 17. Mai in Zürich zusammentretende christkatholische Synode tagt im Kantonsrathssaale. — Außersihl-Zürich wählt zu seinem zweiten Seelsorger Herrn Pfarrer Denzler in Nieder-Utzwyl, Toggenburg. — Die aargauische Synode konstituirte sich für den Zeitraum 1883—1887 unter dem Präsidenten Dr. jur. Otto Blattner von Aarau und dem Vizepräsidenten Pfarrer Bryner von Holderbank. Einige Mitglieder des Synodalausschusses, die gegen freikirchliche Tendenzen der äußersten Rechten eine entschiedene Stellung eingenommen, mußten das bei der Wiederwahl beinahe büßen. — Für den Bau der römisch-katholischen Kirche in Aarau sind bis jetzt 66,803 Fr. 55 Cts. eingegangen. — In Luzern ist ein bischöfliches Seminar erbaut worden. Daselbst soll auch vom 18. April an das Gesetz betr. die Wiedereinführung der Todesstrafe in Kraft treten, was den Bürgern laut Beschluß des Regierungsrathes in allen Pfarrkirchen von den Kanzeln herab verkündet werden soll. — Die Kirche Baselstadts weist unter allen Getrauten 77 Prozent kirchlich Eingesegnete auf. 1882—83 wurden die dortigen Schulen von 7827 Kindern besucht, davon 6726

Reformirte, 946 Katholiken, 22 Angehörige verschiedener Sekten und 133 Israeliten. Außerdem gingen 1500 Kinder in die römisch katholische Gemeindeschule und 800 meist reformirte Kinder in Privatschulen. — Ein schlimmes Mißgeschick traf die Basler Missionsgesellschaft. Ihr theologisches Seminar in Mangalur (Ostindien) brannte, wahrscheinlich von verbrecherischer Hand angezündet, vollständig nieder. — Arlesheim, Baselland, feierte dieser Tage das 25-jährige Bestehen der dortigen reformirten Gemeinde. — Auf ein Referat von Pfarrer Grubenmann in Chur hat die letzte Lehrerkonferenz sich mit der Frage des Unterrichtes schwachsinniger Kinder beschäftigt und beschlossen, den Erziehungsrath zu ersuchen, eine möglichst genaue Statistik über die schwachsinnigen Kinder in Graubündten aufnehmen zu lassen, und im Weitern Schritte zur Errichtung einer Anstalt für solche Kinder, sei es allein oder in Verbindung mit andern Kantonen, zu thun. In Chur haben sich seit einem Jahr eine Anzahl Damen in edler Weise bemüht, eine Nachschule für solche arme Kinder zu halten. — Die Heilsarmee hat noch nicht ausgewirthschaftet in unserem Lande. In Genf wurde kürzlich eine unter freiem Himmel abgehaltene Versammlung durch die Polizei aufgelöst und der Staatsrath von Neuenburg beschloß, daß das Verbot, welches er gegen die Abend- und Sonntagnachmittags-Versammlungen der Heilsarmee erlassen, bestehen bleiben solle. Sollte die Heilsarmee demselben zuwiderhandeln, so sehe sich der Staatsrath genöthigt, die Versammlungen derselben gänzlich zu verbieten. Wie übereinstimmend übrigens das Urtheil über diese Erscheinung auf dem Gebiet des Fanatismus ist, geht auch aus einer Erklärung der englischen Bischöfe auf der Synode zu Canterbury hervor, welche die Heilsarmee als einen faulen Auswuchs am Körper der Kirche bezeichneten. Ob nun unser Volk wohl verpflichtet ist, diesen faulenden Kadaver auf seinem Boden zu dulden? — Der schweizerische Bundesrath hat das Ausweisungsdekret Mermillod's aufgehoben, dagegen bezüglich der ihm verliehenen bischöflichen Würde die Rechte der betheiligten Kantone und besonders diejenigen, welche für den Kanton Genf aus seinem konstitutionellen Gesetze vom 19. Februar 1873 hergeleitet werden können, gänzlich vorbehalten. Die Genfer halten übrigens energisch daran fest, daß Mermillod auf ihrem Boden ganz und gar Nichts zu verwalten habe. Derselbe hat dann sein Ankunft bereits auf Auffahrt oder Pfingsten der Freiburger Regierung vermelbet, mit der bescheidentlichen Bitte, jeden öffentlichen Empfang zu unterlassen. Was nun weiter seitens des Vatikans für die Schweiz eingefädelt wird, ist zu gewärtigen. Auf irgend etwas läßt auch der Aufenthalt der Bischöfe von St. Gallen und Sitten in Rom schließen.

Unter den vielen Statuen, welche das neue prächtige Universitätsgebäude zu Straßburg schmücken werden, haben auch Zwingli und Calvin eine würdige Vertretung gefunden. — In der demnächst zusammentretenden schleswig-holsteinischen Synode soll der Fall Lühr endlich einmal bereinigt

werden. Von einer neuen Gottesdienstordnung, die eine bis jetzt bestandene Freiheit in der Einrichtung und Leitung des kirchlichen Lebens der einzelnen Gemeinden aufheben will, verspricht man sich nicht viel Gutes, ebenso wenig von einem Gesangbuchsentwurf, der nicht einmal der öffentlichen Kritik unterbreitet werden darf.

Die extrem-orthodoxe Partei in der reformirten Kirche Hollands treibe unter Führung von Dr. Kuyper einer Spaltung zu, nachdem sie umsonst den alten Dogmatismus wieder aufzurichten versuchte.

Das österreichische Abgeordnetenhaus beschloß noch einer sehr erregten Debatte mit 174 gegen 164 Stimmen, auf die artikelweise Berathung der Schulgesetznovelle einzutreten.

Die Pariser Stadtpolizei hat ein Verbot erlassen, wonach Kindern keine schweren Lasten aufgebürdet werden dürfen.

Die „Affirmations-Bill", das englische Gesetz, welches für ausgemachte Atheisten an Stelle des Eides eine feierliche Verpflichtung auf das Staatsgesetz vorsieht und um dem Mißbrauch des Namens Gottes vorzubeugen, von den frömmsten Männern befürwortet wird, findet heftigen Widerstand an dem englischen Zweig der evangelischen Allianz, die derselben sogar mit Gebetsversammlungen zu Leibe rückt.

Im Jahr 1881 bestanden in Belgien 7850 vom Staate überwachte öffentliche und 5880 von der Geistlichkeit geleitete private Schulen.

Die russische Regierung scheint, wie in der Zarenkrönung, auch sonst nicht recht zu wissen, was sie beginnen soll, es sei denn, daß man in all ihren Verfügungen ein recht altväterisches Wesen heraus lesen will, das wie die russische Zeitrechnung der übrigen Kultur nachhinkt. So wird für die russische Armee verfügt, daß statt der alten Feldzeichen Kirchenfahnen mit den Bildern der Schutzheiligen der betreffenden Regimenter eingeführt werden, daneben befaßt sich das Ministerkomite mit einer Denkschrift des Generalgouverneurs von Odessa, Gurko, worin er nachweist, daß das jüdische Element dem Süden Rußlands ungeheuren Schaden zufügt, und gleichzeitig beschließt der Reichsrath, den Altgläubigen und anderen Sekten dieser Art das Recht voller religöser Freiheit zuzuerkennen. Die Anhänger dieser Sekten werden in Zukunft den Kultus nach ihrem eigenen Ritus und in ihren eigenen Kirchen ausführen können und zu öffentlichen Aemtern zugelassen werden.

Der Erzbischof von Erzerum und der armenische Erzbischof von Wan sind der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt und nach Konstantinopel beordert.

Auch die neue Welt betheiligt sich an der Lutherfeier. Eine Kolossalstatue Luthers soll in der amerikanischen Bundeshauptstadt errichtet werden.

Unter den protestantischen Geistlichen New-Yorks, Baltimores und Washingtons hat sich ein Komite gebildet, welches an die Glaubensgenossen im ganzen Lande einen Aufruf zur Beisteuerung der nöthigen Geldmittel gerichtet hat.

Die Mormonen sandten wieder Apostel nach England und Deutschland, um dumme Schäfchen in ihren saubern Stall zu locken.

Der Afrikareisende Rohlfs spricht anläßlich seiner Schilderung von Abessynien über Leute gleichen Ansehens wie die übrigen Abessynier, aber ausgeprägt jüdischer Religion. Sie halten sich an die zehn Gebote und das Mose-Gesetz, wissen aber nichts von der jüdischen Gefangenschaft in Babylon, von einem erwarteten Messias oder gar vom Talmud. Sie müssen sich also sehr früh von ihrem Volk abgelöst haben.

Nach einer Statistik der „Allgemeinen Missionsgesellschaft" hat der gesammte Protestantismus gegenwärtig 72 Missionsgesellschaften mit 2920 Missionaren. Die Zahl der zum Christenthum bekehrten Heiden beläuft sich auf 2,283,700, allerdings ein kleiner Bruchtheil von den zirka 1000 Millionen Heiden und Mohamedanern, welche den Erdkreis bewohnen. Die Totaleinnahme der Missionsgesellschaften beträgt etwas über 41 Millionen Fr.

Literarisches.

, „Die Aufgabe der Frauen in den religiösen und sozialen Kämpfen der Gegenwart" von C. W. Kambli, Pfr. in Horgen am Zürichsee.

Diese in letzter Nummer dieser Zeitschrift angekündigte Schrift verdient durch ihren interessanten Inhalt wie durch die fesselnde Form der Darstellung die Aufmerksamkeit aller Kreise, welche an den Vorzügen und Gebrechen des heutigen Kulturlebens mitfühlenden Antheil nehmen. In zusammenhängender, überall auf den Grund gehender Entwicklung, durch die sich die hohen Gesichtspunkte des freien Christenthums nie verlieren, wird die Begabung und das Arbeitsfeld der Frau besprochen. Nach einer Einleitung, die sofort durch den warmen Ton anspricht, wendet sich der Verfasser zu einer Kennzeichnung der heutigen religiösen Kämpfe, in welcher dem weiblichen Geschlecht mit sicherer Hand die richtige Stellung angewiesen wird. Mit dem überwiegenden Gemüthsleben sind Vorzüge und Gefahren verbunden, deren Aufzeigung und lehrreiche Beleuchtung sowohl den Blick des Psychologen als des Praktikers verrathen. Der Leser wird nichts vermissen, was zur Abwägung aller Beobachtungen vorgebracht werden kann und manchmal ist bei der knappen Behandlung eine anklingende oder streifende Wendung Beweis genug, daß nichts Wesentliches unberücksichtigt geblieben ist. Nachdem das schulmäßige Theologisiren, die Proselytenmacherei und wegen der

Verquickung von Prinzipiellem mit dem Persönlichen auch der religiöse Roman vom Beruf der Frauen ausgeschieden worden sind, wird ihr Einfluß auf die religiöse Erziehung, die ganze Familie und besonders treffend die mäßigende, tröstende und ermuthigende Einwirkung einer idealen Frauenseele auf ihre Umgebung geschildert. Wenn es in der Wirklichkeit wie bei den Temperamenten sehr viele Uebergänge gibt, so ist es stets eine Wohlthat, in den Spiegel zu blicken, der die edlen Züge des christlichen Ideals ergänzen läßt.

Im zweiten Theil, der sich mit den sozialen Fragen beschäftigt, tritt als Angelpunkt derjenige hervor, auf welchem die Stellung der Frau mit der Erhaltung der Familie zusammentrifft. Wohl erscheinen hier die unheimlich drohenden Bilder eines in der Auflösung begriffenen Familienlebens als Folge der fortschreitenden Differenzirung der Eigenthumsverhältnisse. Je mehr aber die Stellung der Frauen durch diese Aenderung in Mitleidenschaft gezogen wird, desto gebieterischer fällt ihr die Aufgabe der Gegenarbeit zu. Was der Verfasser ausführt über die Pflichten der Gattin und Mutter, die schöngeistige Ueberreizung der Nerven, die tiefere Lebensbildung gegenüber der bloßen Schulbildung, die Würde der Ehelosen, die Hauswirthschaft im Verhältniß zur Produktion des Mannes, endlich über die Schönheit des Hauses selbst im bescheidensten Rahmen können wir leider nur in dieser Kürze andeuten, wie wir unsere Leser einladen, die Vorschläge zur Förderung der weiblichen Erwerbsfähigkeit in der Schrift selbst nachzulesen. Den Schluß dieser gehaltvollen Broschüre bildet die richtige Betheiligung der Frauen an der Armenpflege, wobei die Gefahren derselben nicht verschwiegen werden, die Sorge für die Rettung der weiblichen Ehre und die Führung des Hauses als einer Erziehungsanstalt des Gesindes. Nur zu der Stelle, wo den Frauen die volle bürgerliche Gleichstellung mit den Männern und besonders in kirchlichen und Schulfragen das Stimmrecht in Aussicht gestellt wird, würden wir uns erlauben, ein Fragezeichen hinzusetzen, wenn nicht der Verfasser durch die hohe Aufgabe der Frauen, von deren Erfüllung er die Verwirklichung dieser Ansprüche abhängig macht, selbst dafür gesorgt hätte, daß das Zugeständniß die Grenze der akademischen Lehrfreiheit nicht überschreitet.

(Fr. Hemmann.)

Lesefrüchte.

Es ist gar nicht so schwer, die Kirche zu regieren, wenn man nur nicht zu viel regieren will. (Schleiermacher.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 10. 12. Mai.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Pfingsterwartung.

Neue Kraft den matten Geistern, frischen Schwung erstorbenen Gefühlen, Sturmesflügel gesunkener Hoffnung soll Pfingsten bringen. Wie bedeutsam ist diese Erwartung. Schönes Fest, wenn es auch nur einen Theil dieses neuen Lebens wirkt!

Ein neuestens wiederholter Versuch*), den nach den ältesten Handschriften uns in Bruchstücken überlieferten Schluß des ältesten Evangeliums, des Markus, zu ergänzen, ergibt folgendes durchaus ansprechende Resultat.

Nachdem von den drei Frauen, welche zuerst zum Grabe des Erlösers kamen, berichtet worden, daß sie unter Zittern weggeflohen, wird, die noch vorhandenen Ueberreste des rechten Schlusses ergänzend, fortgefahren:

Als sie aber auf dem Wege der Worte gedachten, welche Jesus verkündigt hatte: da wurden sie voll Freude und liefen hin zu Petrus und denen mit ihm, und verkündigten ihnen Alles. Und alsbald standen die Jünger auf und zogen eilends nach Galiläa, auf den Berg, wo er ihnen Auftrag gegeben hatte. Und da sie ihn sahen, fielen sie nieder vor ihm, Etliche aber zweifelten. Und Jesus trat hinzu und redete zu ihnen, sprechend: „Gehet aus in die ganze Welt und verkündigt die

*) Gustav Vollmar, Jesus Nazarenus, S. 314.

Heilsbotschaft aller Kreatur. Wer gläubig geworden und getauft ist, wird errettet werden; wer aber Glauben verleugnet hat, wird verurtheilt werden!" Und nachdem er dieses gesagt hatte, ward er aufgenommen in den Himmel, und setzte sich zur Rechten Gottes. Sie aber gingen aus und verkündigten überall, indem Jesus mitwirkte und „das Wort" bekräftigte durch die sie begleitenden Zeichen!

Wie unvermerkt fließen da noch Auferstehung und Himmelfahrt in einander. Wenn dann bei dem spätern Lukas schon verschiedene Ereignisse zwischen diese Feste hineingeschaltet werden, so ist es folgerichtig auch nicht zu verwundern, daß dieser nämliche Verfasser vielleicht kaum ein Jahrzehend später in der Apostelgeschichte für diesen Zwischenraum die übliche Zahl von 40 Tagen ansetzt, welche sich mit weiteren 10 Tagen zu den 7 Wochen ergänzten. So lange dauert es ja vom jüdischen Passah bis zum Fest der sieben Wochen, welches die Eröffnung der Ernte bedeutet und nun im christlichen Festrahmen, wie Passah durch Ostern, durch das Pfingstfest markirt ist. Wir dürfen Pfingsten als die Fortsetzung der den Jüngern zu Theil werdenden Erscheinungen verstehen. Grundlegend für diese bleibt ja doch der älteste Bericht im 1. Korintherbrief*), dem Kephas zuerst, dann den Zwölfen auf einmal und hernach den Fünfhundert habe sich der Auferstandene gezeigt, sagen wir, erst dem engern, dann dem weitern Jüngerkreis. Nichts aber kann uns bestimmen, anzunehmen, daß diese ersten Erweisungen des Geistes und der Kraft über den Kreis derjenigen hinausgegriffen haben, welche einst von Jesus unmittelbar angeregt wurden und den Samen aus der Hand des großen Säemanns selbst ins Herz empfingen.

Es wird einem ordentlich Bedürfniß, diesen Standpunkt in der gegenwärtigen Zeit zu betonen. Daß ob den Häuptern der Jünger ein gewaltiges Brausen entstund, feurige Zungen sich vertheilten auf einen Jeden von ihnen und am selben Tage bei 3000 hinzugethan wurden zu der Gemeinde, leuchtet manchen christlichen Sonderstrebungen so sehr ein, daß sie dieses einfache Verfahren zur Mehrung ihres Anhangs ohne weiters akzeptiren. Sich für eine Stunde in die richtige Stimmung versetzen, den Geist auf die bestimmte Zeit herauwehen und durch ihn die Hülle des alten Menschen fortblasen lassen, diese prompte Art der Umwandlung entspricht ja auffallend dem Zeitalter der Elektrizität und

*) 1. Korr. 15, 3 ff.

des Dampfes. Wie sehr aber verlangt denn doch christlicher Wahrheitsernst gegenüber solcher methodistischen Bekehrungspraxis, wie sie in der Heilsarmee am Bedenklichsten ins Kraut geschossen, daran zu erinnern, daß, was auf allen übrigen Lebensgebieten als Schwindel taxirt werden muß, nicht auf dem religiösen allein einen Freibrief bekommt. Schwindel nennt man es nämlich im gewöhnlichen Leben durchweg, wenn ohne irgend welche entsprechende Vorarbeit ein Erfolg erzielt werden soll, wenn, was redliche Anstrengung allein leisten kann, mit unredlicher Umgehung der erforderlichen Mühewaltung leichthin erzwungen werden will. So ist es auch nichts anderes, wenn innert wenigen Stunden das Herz eines Säufers zerknirscht und zu einer Zierde des Evangeliums umgewandelt werden soll, oder Damen, die noch eben auf allen Irrwegen des Lasters sich heimisch zeigten, nun auf einmal zu Führerinnen auf dem Tugendpfade werden. Solch leichtfüßiger Arbeit sind die höchsten Güter des Lebens, ein neues Herz und ein gefesteter Geist nicht beschieden. Schwerer machte sich Johannes sein Amt, da er die Wege für seinen Herrn in die Herzen hinein ebnete, schwerer ein Paulus, der Tag und Nacht nicht aufhörte, einen Jeglichen unter Thränen zu ermahnen, schwerer auch der Herr selbst, der bis zur letzten Stunde die Jünger ermahnte: Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet. Wer mag seine Worte ermessen, die er zu denen gesprochen, die Ohren hatten zu hören und doch nicht hörten, wer seine Arbeit überschlagen an denen, die er enttäuscht fragt: Verstehet ihr noch nicht? Daß er leiden mußte, mochten sie trotz aller Belehrung nicht begreifen. Doch als er gelitten, wie manche bange Frage kreuzte sich in ihrem Innern, bis sie zu der Gewißheit gelangten, daß das verdammende Wort des mosaischen Gesetzes: „Verflucht ist, was am Holze hängt," nicht ihrem Meister gelte. Wie brannte ihr Herz auf dem Wege zurück nach Galiläa, den sie fliehend durchmaßen, bis sie froh emporjubelten, daß dennoch in ihm die Hoffnung Israels erfüllt sei. Und diese Gewißheit, sie war nichts anderes, als der siegende Glaube an den Meister, den sie lebend erfahren, das Kommen des Pfingstgeistes nichts anderes als die Ernte in den Gemüthern, in denen Jesus die Aussaat bestellte. Drum wird auch ohne gleich hingebende Arbeit nirgends auf aller Welt ein gleicher Segen ersprießen.

Nehmen wir rechte Pfingsterwartung als gleichbedeutend mit Pfingstentschließung; von hingebender Arbeit auf religiösem Lebensgebiet

nur wollen wir das Kommen des Geistes erwarten, der nie anders gekommen ist und nie anders kommen wird. Oder gibt es Zeiten, wo auch diese solide Arbeit nicht Erfolg hat, fruchtet ein solches Verfahren allein in der Gegenwart Nichts?

Wir betonen bei jeder Gelegenheit so gerne, wie dem Menschenherzen ein religiöses Bedürfniß innewohnt, ein Sehnen nach dem Ewigen, ein Heimweh nach Gott. Warum denn klagen wir, sobald es nun gilt, hierauf die lebendige That zu bauen, wieder so kleinlaut: Aber es geht ein religionsfeindlicher Zug durch unsere Zeit, die Gestalten unserer Religion zerfallen und die Tempelmauern fallen nach, die Kirche löst sich auf, das Christenthum zersetzt sich?

Wir klagen, daß in unserer mächtig vorwärts drängenden Zeit der Horizont auf allen Lebensgebieten sich erweitere und nur das Religiöse immer enger eingegrenzt werde. Und wir zögern, alles Wissenswerthe hineinzuziehen in den Kreis unserer religiösen Anschauung und zur Erweiterung der höchsten Wahrheit zu verwerthen, zu deren Verherrlichung ja doch zuletzt alles Suchen und Forschen der Menschen mithelfen muß.

Wir bedauern, daß bei der herrschenden Unterrichtsmethode unserer Jugend der Kopf belastet und Gemüths- und Charakterbildung vernachlässigt werden. Nun, warum nicht energisch die Position, die die Schule so kurzsichtig preisgibt, in Beschlag nehmen für die höchste, die religiöse Charakterbildung? Es ließe sich da noch manches thun.

Es jammert uns, wie die Leute jedem seichten Vergnügen zuströmen mit einer Hast, als ob sie da eine Labung für den ganzen Menschen finden. Und wir deuten das nicht auf eine Leere in den Gemüthern, der eine rechte, passend dargebotene Speise als Wohlthat willkommen wäre, die gerne für Brod des Lebens die Spreu des dahinrauschenden Genusses fahren ließe.

Wir nehmen so manchen Angriff auf das Gut unserer religiösen Ueberzeugung wahr. Warum so stumm oft da, wo Abwehr leicht wäre? Beweisen Jene nicht immerhin ein, wenn auch nur verneinendes Interesse an unserem theuersten Gut, und sollten uns solche Kundgebungen nicht jederzeit noch willkommener sein, als jene stumme Gleichgültigkeit, die besserer Belehrung unzugänglich bleibt?

Sagen wir demnach nicht im Ernst, daß unsere Zeit nun einmal nicht dazu angethan sei, sich für die Religion ins Feld zu lassen. Auch hier gehört das Feld dem, der die Arbeit thut. Noch immer bekommt der

Pfarrer fast sämmtliche Schüler zum Religionsunterricht, noch sind die Gottesdienste die regelmäßigsten und zahlreich besuchtesten aller Versammlungen, noch liegt das Beste der religiösen Erziehung an den Kindern in der Eltern Hand, denen am Meisten daran gelegen sein muß, und es mahnt protestantischer Grundsatz unaufhörlich einen Jeden, an seinem Orte in religiöser Kraft und christlichen Grundsätzen sich als ein Priester seiner eigenen Ueberzeugung auszuweisen. In Schul-, gemeinnützigen und Armensachen ist noch stets willkommen, wer seinen Mann stellt, und Niemand wehrt einem, in solches Wirken seine ganze christliche Ueberzeugungskraft hineinzulegen, wenn solche nur mit treuer Pflichterfüllung in schönem Einklang steht.

Was Jesus gethan, um die Herzen dem Pfingstgeist zuzubereiten, achten wir es nicht zu gering. Setzen wir ein gleiches Streben ein, um gleichen Segen zu wirken; unsere Pfingsterwartungen für das gegenwärtige Geschlecht bauen neben dem Vertrauen auf den alten Gott auf die stets sich erneuernde Kraft unserer Pfingstentschließungen. **F. M.**

Die ältesten Christusbilder.

II. Die Abgarsage.

Die älteste Erzählung von einem Porträt Jesu führt uns nach Edessa, einer im christlichen Alterthum hochberühmten Stadt in Mesopotamien. Dort herrschte zur Zeit Jesu als König Abgar V., von dem uns der Kirchengeschichtschreiber Eusebius berichtet, daß er mit Jesus Briefe gewechselt habe, die noch zu seiner Zeit zu Edessa im Stadtarchive in syrischer Sprache zu sehen waren. Durch einen Schnelläufer ließ Abgar den Herrn, „den guten Heiland", den Arzt so vieler Kranken, zu sich entbieten, um Genesung zu finden von seinen Leiden. Jesus antwortete ihm Folgendes: „Selig bist du, daß du an mich glaubst, ohne mich gesehen zu haben, denn es steht von mir geschrieben: Die mich gesehen haben, werden nicht an mich glauben, damit diejenigen, welche mich nicht gesehen haben, glauben und dadurch leben. Was aber deine Bitte betrifft, zu dir zu kommen, so muß ich hier Alles, wozu ich gesandt bin, erfüllen und danach zu dem aufgenommen werden, der mich gesandt hat. Wenn ich aber aufgenommen sein werde, so will ich einen meiner Jünger zu dir schicken, damit er deine Krankheit heile und dir

und den deinen das Leben gebe." Nach der Himmelfahrt sandte dann, so lautet jener Bericht im Archiv zu Edessa weiter, der Jünger Judas, welcher auch Thomas genannt wird, den Thaddäus, einen der Siebzig, nach Edessa. Dieser nahm seine Wohnung bei einem gewissen Thomas und that allerlei Zeichen und Wunder, so daß Abgar zu ihm schickte und ihn fragen ließ, ob er etwa der Jünger sei, den Jesus ihm versprochen habe zu schicken. Thaddäus bejahte die Frage und fügte hinzu: Wenn du an ihn glauben wirst, so werden dir die Wünsche deines Herzens erfüllt werden. Abgar bekannte nun seinen Glauben, der Apostel legte ihm die Hände auf und der König ward augenblicklich von seinen Leiden geheilt. Er versammelte alle Bürger von Edessa, damit ihnen Thaddäus das Evangelium verkünde und wollte ihm zuletzt noch ein Geldgeschenk geben; aber Thaddäus lehnte es ab mit den Worten: Haben wir das Eigene verlassen, wie sollen wir Fremdes annehmen!

Mit diesem Berichte des Eusebius aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts, in welchem noch keine Rede ist von einem Bilde Jesu, stimmt in vielen Punkten überein eine in jüngster Zeit gefundene syrische Schrift, die Lehre des Thaddäus betitelt, aus dem Ende des gleichen Jahrhunderts. Hier ist zum ersten Male von einem Christusbild die Rede, das dem Könige übergeben ward, hier verwendet sich ferner Abgar brieflich bei dem damaligen römischen Kaiser Tiberius, damit er die Juden züchtige und dieser entschuldigt sich mit seinem Kriege in Spanien.

Noch weiter ausgeführt und ausgeschmückt erscheint die Erzählung von dem Christusbilde im folgenden, im fünften Jahrhundert, in der Geschichte des armenischen Historikers Moses von Chorene und in den gleichzeitigen „Thaten des Thaddäus". Hier wird dem Bilde bereits eine übernatürliche Herkunft zugeschrieben. Abgar, durch eine unheilbare Krankheit schwer heimgesucht, sendet einen Brief an Christus, von dessen Wunderthaten er gehört hat, durch Ananias, den Schnelläufer, mit dem ausdrücklichen Befehle, daß dieser ein genaues Bild des Wundermannes aufnehmen müsse. Jesus aber nimmt ihm seine Arbeit ab: Er verlangt Wasser, wäscht sein Gesicht, trocknet es mit dem Tuche ab, drückt sein Bild in das Tuch und gibt es dem Ananias zu Handen des Abgar mit den Worten: Dazu bin ich gekommen, um für die Welt zu leiden und wieder aufzustehen und die Todten zu erwecken; nach meiner Aufnahme in den Himmel werde ich meinen Schüler Thaddäus senden, der dich erleuchten und dich und deine Stadt in alle Wahrheit leiten wird.

Als Abgar vor dem Bilde niederkniete, wurde er von seiner Krankheit alsobald gesund, ehe noch Thaddäus gekommen war. — So nennt denn Evagrius, der die Kirchengeschichte des Eusebius fortsetzte und gegen Ende des sechsten Jahrhunderts starb, das Christusbild bereits von Gott selbst verfertigt und läßt es auch noch weitere Wunder thun, besonders bei dem Angriff des Perserkönigs Chosroës gegen Edessa.

Vielfache Erwähnung erfuhr dann das edessenische Christusbild im achten Jahrhundert während des heftigen Sturmes und der Angriffe, die sich gegen die Bilder überhaupt und ihre Anbetung in den Kirchen erhoben, und der große Gelehrte Johannes Damascenus, der die Verehrung der Bilder gegen den Kaiser Leo den Isaurier vertheidigt, bringt noch einen neuen Zug zu der alten Legende hinzu. Nach ihm wurde der Maler, der im Auftrage des Abgar das Angesicht des Herrn malen sollte, durch den übernatürlichen Glanz, der von ihm ausstrahlte, also geblendet, daß er unfähig ist, auch nur einen Pinselstrich zu thun. Da hält Jesus seinen Mantel gegen sein Gesicht, drückt es darauf ab und sendet es dem Könige.

Weitere hundert Jahre später tritt uns die Legende schon in verschiedenen Variationen entgegen. Nach der einen leidet Abgar am Aussatze und kommt gar nicht mehr unter die Menschen. Einer seiner Diener, Ananias, der gerade von einer Reise nach Egypten zurückgekehrt ist, erzählt nun dem Könige die wunderbaren Heilungen, die Christus in Palästina ausführe, wie er mit eigenen Augen gesehen habe. Daraufhin schickt ihn Abgar mit einem Briefe an den Wunderthäter ab und mit der bestimmten Verpflichtung, entweder ihn selbst oder dann doch ein Bild von ihm zu bringen. Bei seiner Ankunft in Palästina sieht der Maler den Herrn unter dem Volke seine Wunder verrichten, setzt sich auf einen Stein und beginnt seine Arbeit. Christus schaut im Geiste, was er will, ruft ihn zu sich, wäscht sein Gesicht und trocknet es mit einem Handtuche ab, auf dem nun das Bild wie mit übernatürlicher Kraft hingezaubert erscheint. Mit seinem Schatze kommt der Maler auf der Heimreise nach Hierapolis und birgt das Handtuch in einem Haufen Ziegel. Aber selbst von dem Bilde strahlt ein so wunderbarer Glanz aus, daß die Einwohner zuerst vermeinen, es sei ein Brand ausgebrochen, bis sie erfahren, was für ein Kleinod unter den Ziegeln verborgen ist und zu ihrer Verwunderung sehen, daß sich das Bild vollständig auf einem Ziegel abgedrückt hat, und während Ananias mit dem heiligen

Tuche weiterzieht, bewahren sie den heiligen Ziegel als kostbaren Schatz. — Nach einer andern Variation der Abgarsage gab einer der Jünger dem Herrn, als auf dem Wege nach Golgatha sein Schweiß wie Blutstropfen von ihm herniederfloß, ein Stück Leinwand, sich damit zu trocknen und darauf drückte sich dann sein göttliches Gesicht ab. Dieses Tuch, von dem ein heller Glanz ausstrahlte, bewahrte Thomas und gab es nach Jesu Himmelfahrt dem Thaddäus auf seine Reise nach Edessa mit. Kaum hatte es der aussätzige König an seine Stirne gedrückt, so verschwand seine Krankheit und nur noch wenige Spuren blieben zurück. Nachdem er dann aber durch Thaddäus getauft worden war, wurde er ganz gesund und nahm sich vor, die Juden für ihre Missethat an Jesus zu züchtigen; doch die römische Oberhoheit ließ die Ausführung dieses Verfahrens nicht zu.

Im Jahr 994 kam das Bild von Edessa und kurz nachher auch der heilige Ziegel von Hierapolis nach Konstantinopel. Von da wanderte das Bild nach Rom in die Sylvesterkirche oder nach Genua, wenigstens wollen beide Städte das ächte Bild besitzen, doch hat Pius IX. die Aechtheit des genuesischen Bildes anerkannt. Ihm entspricht der gewöhnliche, sogenannte byzantinische Christustypus, der den Herrn darstellt als den Lehrer der Menschheit mit ernstem und ruhigem Gesicht, ohne irgend welchen Ausdruck von Schmerz und Leiden.

Liegt nun diesem Abgarbilde irgend eine historische Ueberlieferung zu Grunde und ist diesen Abgargeschichten irgend welche Glaubwürdigkeit beizumessen? Vor allem aus ist es interessant zu verfolgen, wie sich die Abgarlegende entwickelt hat. Im vierten Jahrhundert ist nur von einem Bilde die Rede, im fünften Jahrhundert ist es auf wunderbare Weise entstanden, im sechsten thut es noch immerfort Wunder, dann verdoppelt es sich sogar und endlich ist es schon von Weitem durch einen wunderbaren Glanz kenntlich. Jedes Jahrhundert hat wieder einen Zug hinzugedichtet und so hat sich um den ursprünglichen Kern Schale um Schale angesetzt. Aber auch der Kern selber ist nichts weiter als eine Dichtung. Der erste, der überhaupt von einem Briefwechsel zwischen Abgar und Christus berichtet, Eusebius, weiß noch nichts von einem Bilde, obgleich er selber in Edessa war und das dortige Archiv durchstudirte, und es ist durchaus unglaublich, daß ihm nichts sollte zu Ohren gekommen sein, wenn auch nur eine Sage von einem Bilde, geschweige denn ein Bild selber in Edessa existirte. Aber auch der Briefwechsel

zwischen dem Herrn und dem Fürsten, von dem keine zeitgenössische Quelle etwas weiß, trägt so offenkundig die Spuren der Unwahrscheinlichkeit an sich, daß schon die alte Kirche ihn bezweifelte und vollends heutzutage mit Ausnahme weniger katholischer Gelehrter Niemand mehr seine Aechtheit behauptet. Die Entstehung der ganzen Abgarsage ist auch nicht allzu schwer zu erklären. Thatsache ist, daß der Sproß einer Seitenlinie Abgars zur Zeit Jesu zum Judenthum übertrat, und als dann später diese Seitenlinie auf den fürstlichen Thron gelangte, Edessa nicht nur christlich, sondern sogar eine Pflanzstätte christlichen Lebens in den Ostländern wurde, lag es nahe, daß die Sage, die ja mit Personen und Verhältnissen sehr frei umspringt, diese Christianisirung schon in die Zeit Jesu verlegte und Jesus selber und einen seiner Apostel dabei eine thätige Rolle spielen ließ. Und erst nachdem sich diese Sage gebildet und im edessenischen Reiche gleichsam allgemeine Anerkennung gefunden hatte, verband sich damit die weitere Sage von einem Christusbilde, dessen Typus bereits feststand. Wir haben also hier in der Abgarlegende durchaus keinen Anhaltspunkt, weder für das äußere Aussehen Jesu, noch für die Entstehung des gewöhnlichen Christustypus. **P. B.**

Rundschau.

Zürich. Die dießjährige Generalversammlung des zürcherischen Vereins für freies Christenthum findet Sonntags, den 20. Mai, in Bülach statt. Die kirchliche Feier unter Mitwirkung der Gesangvereine von Bülach ist auf halb 3 Uhr in die Kirche angesetzt. Nach einem Eröffnungswort von Herrn Pfarrer Eßlinger wird Herr Pfarrer Herold von Winterthur über die Bedeutung des Sonntags für unser Volk reden. Die hernach zu bereinigende Traktandenliste bringt einen Bericht über die Krankenpflegerinnenanstalt, die Wahl eines Vorstandsmitgliedes und Vereinspräsidenten, sowie Rechnungsabnahme. Möge die Versammlung eine recht besuchte werden.

— In zwei Wochen soll das Zürcher Volk darüber entscheiden, ob es mit seinem Rath, der sich entschieden gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe ausgesprochen, übereinstimmt oder nicht. Mag der Entscheid nach vorwärts, nicht rückwärts fallen. Wie schlimm ist es doch, eine so menschliche Position, wie die Aufhebung der Todesstrafe ist,

wieder preisgeben zu sollen. Und warum? Weil die Todesstrafe vor Verbrechen abschreckt. Wir betrachten diesen einzigen Punkt, der uns dafür bestimmen könnte, als durchaus unbewiesen. Unbewiesen, weil Länder mit der Todesstrafe nicht weniger Morde aufweisen, eine theilweise Zunahme der Mordthaten bei uns wesentlich den ganz andern Bevölkerungskombinationen und möglichst wenig der Abschaffung der Todesstrafe zuzuschreiben ist, und ein Mensch, einmal zu einem Todtschlag fähig geworden, schwerlich durch den Gedanken an Enthauptung, der er doch immer zu entrinnen glaubt, sich abhalten läßt, wie es denn häufig vorkommt, daß ein zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigter Verbrecher sich höflich für diese Gnade bedankt und das Schaffot wünscht.

Die Todesstrafe ist aber ein Akt der Gerechtigkeit und der Sühne? Welcher? Der juristischen, die nach alttestamentlichem Grundsatz Blut für Blut bieten muß und dann doch wieder Anwandlungen zur Menschlichkeit hat und dann oft die begnadigt, welche es am wenigsten verdienen? So pflegte unser Große Rath früher immer abwechselnd einen hinzurichten und den folgenden jeweilen in einer Anwandlung von menschlicher Rührung zu begnadigen. Und diese strenge Gerechtigkeit, wie manches Loch bekommt sie eben durch Thatsachen, wie die, daß mancher hingerichtet wird als das Opfer einer ihm von der Gesellschaft schuldig gebliebenen ordentlichen Erziehung, oder daß viel schlimmere Mörder, die ihre Frauen oder Kinder in jahrelanger Vernachlässigung unter den Boden gebracht, als „Ehrenmänner" herumgehen und Aehnliches mehr? Und was die Sühne betrifft, ist nicht allzu wahrscheinlich jede Hinrichtung nur wieder eine Morphiumpille für das Volk, das der verletzten Gerechtigkeit mit dem geflossenen Blut ein Genüge geleistet sieht, ein Hinderniß, den Ursachen solcher todeswürdigen Verbrechen etwas gründlicher nachzudenken?

Das aber dürfen wir wohl getrost behaupten, daß die Todesstrafe nicht den innersten Tiefen christlichen Lebensgeistes entspricht, der, wir geben es gerne zu, in staatlichen Dingen nicht ohne weiteres als Ideal verwirklicht werden kann, aber doch auch zu Wort kommen soll. Es scheint uns das stärkste, das wir über diesen Punkt schon gelesen, wenn eine hochorthodoxe Feder zur Motivirung der Todesstrafe aus dem Neuen Testament heraus beibringt, daß nach ihm „das Heil der Welt auf einer blutigen Sühne beruht". Gewiß, aber auf einer Sühne für alle die, die verloren sein sollen, die Verworfenen, Verstoßenen, Irrenden, Gefallenen, auf daß sie nicht verloren gehen, sondern das Leben haben, einer

Sühne, die ja gerade nach orthodoxem Standpunkt für uns alle geschehen ist, uns alle daher, indem sie uns dem Fluch der Sünde entreißt, verpflichtet, auch andere demselben mit aller Hingebung zu entreißen, damit das Blut Christi nicht vergebens geflossen ist.

Hoffen wir, unser Volk denke so und stimme so!

— Herr Pfarrer Pestalozzi am Großmünster widmet den von Herrn Pfarrer Kambli in der „N. Zürcher-Zeitung" ausgesprochenen „Gedanken über den Kirchengesetzentwurf" mehrere Spalten im „Evangelischen Wochenblatt". Er konstatirt hiebei ganz richtig, daß Letzterer mit seinem Artikel in der Zürcher-Zeitung seine Auffassung über verschiedene Punkte des Kirchengesetzes, mit denen er in der Synode nicht hatte durchdringen können, nun dem Kantonsrathe direkte belieben wolle. Herr Pfarrer Kambli hatte ja in der That keine andere Wahl, nachdem ein großer Theil der Synode, wie Herr Kirchenrath Heer mit ebenso wünschenswerther Offenheit als ungezogener Naivetät im „Kirchenfreund" erklärt hatte, die von Kambli in der Synode gestellten Anträge nur darum verworfen, „weil sie von Kambli kamen".

Was Herr Pestalozzi an pro und contra vorbringt, ist anläßlich der Synode schon besprochen worden und bietet insofern nichts Neues. Doch ist die Art, wie er es thut, immer wieder neu. Nicht wie ein Hausvater, der Altes und Neues aus seinem Schatze hervornimmt, handelt er, wenn er gegen die nun hoffentlich einmal zu ihrem Rechte kommende Volkssynode sich nicht mehr sperren, der Geistlichkeitssynode aber auch kein Haar krümmen lassen will. Sondern darin handelt er wie ein Hausvater, der aus seinem Schatze vornehmlich Altes hartnäckig auskramt und vom Neuen denkbarst wenig wissen will. Nicht schmeichelhaft für unsere Institutionen erklärt Pestalozzi: „Wahr ist, daß eine Geistlichkeitssynode als Standesvertretung nicht mehr recht in den Organismus unsers öffentlichen Lebens hineinpaßt, wenn überhaupt von einem Organismus die Rede sein kann, wo keine Gliederung ist, sondern die brutale Kopfzahl der Majoritäten des in Atome, in Staubtheilchen aufgelösten Haufens entscheidend ist." Herr Pestalozzi gravitirt damit augenscheinlich zu mehr monarchischen Institutionen in Kirche und Staat hin. Daß er die Behauptung, es werde gerade die neue Volkssynode Gefahr laufen, zu einem Schwätzinstitut herabzusinken, weil ihr die brüderlichen Anregungen der Geistlichkeitssynode fehlen, mit einem Hinweis auf die in letzterer über die Kinderlehren gepflogenen Debatten stützt,

müßte aus einem andern Munde als Boshaftigkeit gedeutet werden, so aber klingt es zum Mindesten „naiv". Wir an unserem Orte haben lange nicht mehr wie gerade bei diesem Traktandum den bestimmten Eindruck erhalten, daß auch in der ehrwürdigen Zürcher Geistlichkeitssynode recht viel „geschwätzt" wird, haben auch lang nicht mehr ein unglücklicheres Elaborat zu Gesichte bekommen, als die für die Kinderlehre getroffene Auswahl von Bibelabschnitten, die mit Titeln wie: Ruth, die Stammmutter Christi, u. A. im Fahrwasser des hannover'schen Gesangbuches laufen und die unpädagogische Taktlosigkeit begehen, wie z. B. die Strafe, die der zu Fall gekommenen Eva von Gott diktirt wird, wörtlich wieder aufzunehmen. Daß es sodann durch die neue Synode zu einer Vergewaltigung des evangelischen Elementes kommen könnte, ist unsers Erachtens genau so denkbar, wie der umgekehrte Fall. Werke, wie die Mission, könnte nach Pestalozzi's Meinung die Kirche nur dann treiben, wenn sie als Gemeinschaft der an denselben Herrn Gläubigen gedacht wird, nicht als die Kirche, „die nichts anderes ist, denn ein staatlich dotirtes Institut von Solchen, die einmal eine wissenschaftliche Prüfung abgelegt haben und die von so und so viel stimmfähigen Gemeindebürgern als religiöse „Anreger" gewählt worden sind, und einem Anhang von Laien, der sich für solche religiöse „Anregungen" positiv oder — negativ interessirt". Daß unter diesen Anregern Kambli und Kollegen seines religiösen Genres, sagen wir kurzweg „Reformer" gemeint sind, versteht sich nach dem Zusammenhang von selbst. Uns dünkt ein „Anreger" im Dienst der Kirche immer noch eine glücklichere Person, als ein „Abschrecker". Und solche müssen doch die Vertreter jener kirchlichen Richtung zum größern Theil gewesen sein, die vor einigen Jahrzehnten noch ziemlich ausschließlich das kirchliche Leben in Händen hatten und uns die gegenwärtige unkirchliche Generation der Erwachsenen heranzog, denen wir recht viele Anreger, nicht aber Abschrecker zu Seelsorgern wünschen. (Schluß folgt.)

Deutschland. Der am 16. u. 17. Mai d. J. in Neustadt a. d. H. (Pfalz) stattfindende 16. deutsche Protestantentag bringt am ersten Tag, Mittwochs, eine Predigt von Dr. Paul Schmidt, Universitätsprofessor in Basel, und einen Vortrag von Oberpfarrer Ziegler aus Liegnitz über Luther als Christ. Am Donnerstag hält Pfarrer Höpffner aus Neustadt die Festrede, während Prediger Richter aus Mariendorf bei Berlin über die Arbeit der Reformation und Dekan Zittel aus Karlsruhe über Luthers Reformationsvermächtniß an uns und unsere Zeit

vorträgt. Der Freitag vereinigt die Gäste zu einem Ausflug nach Worms zum Lutherdenkmal.

Mit diesem Fest des Gesammt-Protestantenvereins in der Pfalz verbindet sich das 25. Jubiläum des Anno 1858 gegründeten pfälzischen Protestantenvereins, dessen Wirksamkeit ein bedeutsames Moment bildet in der gedeihlichen Entwicklung der pfälzischen Kirche.

Mittheilungen.

Der zürcherische Kantonsrath ist auf Dienstag, den 15. Mai, zu einer außerordentlichen Session einberufen. Das Haupttraktandum bildet die Spezialberathung des Gesetzesentwurfes betreffend das Kirchenwesen. — In Küßnacht, Kt. Zürich, demissionirt Pfarrer und Kirchenrath Burkhardt. — Steinmaur wählt Pfarrer Müller von Tägerweilen, bisher in Payerne (Waadt). — Trüllikon wählt Pfarrvikar Simmler, Sohn des frühern Pfarrers. — In Rüti starb nach kurzer Krankheit Pfarrer A. Burkhardt. — In Pfyn, Kt. Thurgau, starb Pfarrer Eggmann. — Neunforn wählte Kandidat Tuchschmid zum Pfarrer. — Nach Wintersingen, Kt. Baselland, wird Vikar Stähelin in Hirzel, Kt. Zürich, gewählt. — Die römisch-katholische Gemeinde in Basel hat gegen den Regierungsbeschluß, welcher auf Unterstellung ihrer Privatschule unter staatliche Leitung abzielt, Rekurs an den Großen Rath ergriffen. Die Gemeinde will sich den Anforderungen fügen, die in Hinsicht auf sanitarische Verhältnisse an ihre Schule gestellt werden, verwahrt sich aber gegen das Verbot der Lehrschwestern und Lehrbrüder, und ersucht den Großen Rath, daß er dieses Verbot rückgängig mache. — Das Basler Missionshaus hat einen neuen Verlust erlitten, indem Inspektor Prätorius, welcher im letzten Herbst nach Afrika reiste, um die Missionsstationen an der Goldküste zu visitiren, das Opfer eines typhösen Fiebers geworden und dort am 7. April in Akra gestorben ist. — Am Sonntag fand in Freiburg die feierliche Einsetzung des Bischofs Mermillod statt. Der projektirte Umzug konnte wegen der schlechten Witterung nicht ausgeführt werden. Mermillods Ansprachen waren gemäßigt und versöhnlich. — Ein Komite in Neuenburg aus Angehörigen aller Parteien ist beauftragt, eine große Volksversammlung in Sachen der Heilsarmee einzuberufen. — Der Kanton Tessin zählt 342 Geistliche, 19 Kapuziner, 34 Nonnen (ohne Novizen) und 16 barmherzige Schwestern. — Die einflußreichsten Mitglieder der tessinischen Geistlichkeit haben dem Großen Rathe eine Denkschrift eingereicht, worin sie vollständige Aufhebung des kirchlich-bürgerlichen Gesetzes vom Jahre 1855 verlangen und die Aufhebung der im Strafgesetzbuche enthaltenen Artikel gegen die Priester und derjenigen Artikel des Gemeindegesetzes, welche die Kirchen,

die Glocken und Glockenthürme als Gemeindegüter erklären. — Der Staatsrath von Genf hat eine Proklamation an das Genfer Volk erlassen, worin er erklärt, daß das kantonale Gesetz von 1873 gegen Mermillod in Kraft verbleibe, daß er Genf gegen alle Uebergriffe Roms vertheidigen und vorkommenden Falls den Beschluß vom 27. März vollziehen werde, daß er aber auch auf die Unterstützung aller Bürger, denen die Würde des Landes und seine Vergangenheit am Herzen liegen, zähle.

Das Landeskonsistorium in Sachsen ordnet für alle evangelisch-lutherischen Kirchen des Königreiches an den Luthertagen, 10. und 11. November, ein allgemeines Jubel- und Dankfest an. — In der Druckerei des Bonifaziusvereins in Paderborn wird ein Buch „Judenspiegel von Dr. Justus“ in 2. Auflage veröffentlicht, welches auf Grund von angeblichem Quellenmaterial aufs Neue und mit unerhörter Frechheit den Mord einer christlichen Jungfrau als ein nach Lehre der Juden Gott wohlgefälliges Werk darstellt. — Die Entscheidung in der Lühr'schen Disziplinarsache lasse darum so lange auf sich warten, weil nach bestehenden Vorschriften ein jedes Mitglied des zuständigen geistlichen Ministeriums ein auf genauem Studium des weitschichtigen Aktenmaterials beruhendes schriftliches Gutachten abzugeben habe. — Das neue hannover'sche Gesangbuch, von dem wir seiner Zeit einige Proben gaben, wird nun doch mit ganz unwesentlichen Abänderungen den Leuten aufoktroyirt. — In Rostock war vor 25 Jahren M. Baumgarten, ordentlicher Professor der Theologie, angeblich wegen fundamentaler Häresieen, kräftiger Irrthümer und geflissentlichem ungescheutem Eidbruch von seiner Stelle gewaltthätig entfernt worden. Sein gutes Recht läßt ihm nun keine Ruhe. Angesichts der Lutherfeier erklärt er, daß die Universität dieselbe mit gutem Gewissen nicht begehen könne, wenn sie nicht vorher diese That gesühnt. — In Potsdam starb Schulze-Delitzsch, der greise Schöpfer und Leiter der Genossenschaften, der auch an den Bestrebungen des deutschen Protestantenvereins vielfach Antheil nahm. — Im preußischen Abgeordnetenhaus wurde die von Windthorst als Führer des Zentrums beantragte Freigebung des Messelesens und Sakramentspendens nach nahezu sechsstündiger Debatte unter Namensabstimmung in zweiter Lesung mit 229 gegen 133 Stimmen abgelehnt, sodann aber der Antrag der Konservativen mit 209 gegen 154 Stimmen angenommen, welcher die Erwartung ausspricht, die Regierung werde, sobald die Verhandlungen mit Rom es angezeigt erscheinen lassen, eine organische Revision der Maigesetze vornehmen und im Sinne derselben vornweg das Messelesen und Sakramentspenden von Strafbestimmungen befreien. — Der deutsche Reichstag hat in zweiter Lesung das Krankenversicherungsgesetz mit großem Mehr angenommen. Dasselbe unterstellt 2,400,000 industrielle, gewerbliche, land- und forstwirthschaftliche Arbeiter dem Versicherungszwange, während sich bisher nur 1,200,000 Arbeiter für Krankheitsfälle versichert hatten und auch diese zum Theil in ungenügender Weise.

Die Schulnovelle ist im österreichischen Abgeordnetenhaus in zweiter Lesung angenommen worden. Galizien und Dalmatien wird eine Ausnahmsstellung eingeräumt. — Der Bischof von Linz hat den „deutschen Schulverein“ in Acht und Bann gethon. Wie dieser Kirchenfürst in seinem Diözesanblatt verkündet, ist der „deutsche Schulverein“ eine Korporation, die im Grunde sozialistische Tendenzen verfolgt oder zum mindesten denselben nicht ferne steht. — Zu Trautenau in Böhmen sollen die dortigen Deutschen in Masse aus der katholischen Kirche austreten und sich dem protestantischen Glaubensbekenntnisse anschließen wollen, „da die fanatische Haltung der czechischen Geistlichkeit, vom Bischof Hais von Königgrätz angefangen bis herab zum letzten Kaplan, den Deutschen keine andere Wahl mehr übrig lasse, als entweder auf ihr Volksthum oder auf den katholischen Glauben zu verzichten“.

Die Zeiten haben sich geändert. Dem Admiral Coligny wird mit Zuhülfenahme eines Beitrags der französischen Regierung von 33,000 Franken in Paris, und Jean Calas, einem der letzten Opfer römisch-katholischer Intoleranz, in Toulouse ein Denkmal errichtet. — Der französische Staatsrath hat seine Ansicht dahin abgegeben, daß der Regierung das Recht zustehe, die Gehalte aller Kultusdiener, die Bischöfe nicht ausgenommen, zu unterdrücken. — In Savoyen wurden zwei Bürgermeister vom Amt suspendirt, weil sie sich weigerten, weltliche Schulen an Stelle der von den geistlichen Brüdern geleiteten Anstalten einzuführen.

Schlözer übergab dem Vatikan die Note der preußischen Regierung über die religiöse Frage. Sie enthält ausschließlich Zusicherungen bezüglich Abschaffung der Strafbestimmungen.

Die Zahl der Theologiestudirenden in Schweden nimmt in so auffälliger Weise ab, daß der König von den theologischen Fakultäten und den Konsistorien Gutachten über die Ursachen dieser Erscheinung verlangt hat.

Belgien zählte 1846 779 Klöster, 1880 mehr als doppelt so viele, nämlich 1589; davon sind 1346 Frauenklöster mit 21,242 Nonnen und 243 Männerklöster mit 4120 Mönchen.

In Derby, England, kündigte ein Offizier der Heilsarmee an, er werde 10 Minuten lang auf dem Kopf stehend das Evangelium predigen. Das wäre nun wenigstens eine, wenn auch verrückte gymnastische Leistung. Als Widerpart gegen die Heilsarmee und mit dem Bestreben, deren Exerzitien auf alle mögliche Weise zu durchkreuzen, hat sich kürzlich nun noch eine Skelettarmee aufgethan, die es, indem sie jene mit Skandalmachen noch überbot, dazu brachte, daß sie ihre öffentlichen Aufzüge bis auf Weiteres einstellte. — Die »Liberation Society«, in welcher sich Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Quäker, Unitarier, vielleicht sogar römische Katholiken und Juden zum Sturm auf die Vorrechte der englischen Kirche vorübergehend vereinigen, hält demnächst unter dem Ehrenpräsidium John Bright's ihr dreijähriges großes Meeting.

Das protestantische Bisthum zu Jerusalem hat aufgehört zu bestehen.

In Washington soll am 400-jährigen Geburtstag Martin Luthers ein Denkmal des großen Reformators feierlich enthüllt werden.

Literarisches.

*** Schon früher theilten wir einmal mit, daß im Verlag von Hermann Böhlau in Weimar aus Anlaß von Luther's 400-jährigem Geburtstag, der auf den 10. November dieses Jahres fällt, eine würdig ausgestattete „Kritische Gesammtausgabe von Luther's Werken“ erscheinen soll. Ermöglicht wird das Zustandekommen dieses Unternehmens durch die Munifizenz des Kaisers Wilhelm. Die Herausgabe wird Pastor Knacke in Darmstadt unter Leitung einer Kommission besorgen, in der die Berliner Akademie der Wissenschaften durch die Professoren Dr. Müllenhoff und Dr. Waitz und das preußische Ministerium durch Oberkonsistorialrath Dr. B. Weiß vertreten ist. Der Herausgeber, der seit mehr als einem Jahrzehnt alle Vorbereitungen zu diesem Riesenwerke getroffen hat, wird im Text überall auf Originale zurückgehen und jeder einzelnen Schrift Luther's eine möglichst vollständige Bibliographie beifügen. Jährlich sollen etwa drei Bände, jeder zu 40 bis 50 Bogen, im Lexikon-Oktav-Format ausgegeben werden, und das ganze Werk soll in 10 bis 12 Jahren vollendet sein. Der Preis eines Bogens ist auf 40 Pfennige festgesetzt. Der erste Band soll im September, der zweite Band Ende Oktober 1883 erscheinen. Um die Höhe der Auflage rechtzeitig bestimmen zu können, werden Anmeldungen zur Subskription, welche alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegennehmen, möglichst bald erbeten. Ein Verzeichniß der Subskribenten wird dem ersten Bande beigegeben werden. Es werden wenigstens unsere Bibliotheken nicht ermangeln, sich diese Luther-Ausgabe anzuschaffen.

Derjenige, welchem es an Zeit mangelt, ein so umfangreiches Werk ganz oder auch nur theilweise zu lesen, wird sich aber vielleicht lieber an den guten Auszug aus Luthers Schriften: „Martin Luther als Klassiker in einer Auswahl seiner kleinern Schriften“ (Frankfurt, Heyder und Zimmer) halten. (Red.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen
aus der
reformirten Kirche der Schweiz.
Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 11. 26. Mai.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Der Schöpfungsmorgen.
(I. Mos. 1, 1 — 2, 4a.)

Nimmst du den biblischen Schöpfungsbericht zur Hand, um durch dessen Studium deine Kenntnisse in der Naturkunde zu mehren, so dürftest du hievon wenig Gewinn haben, sondern durch das erste beste Schulbuch mehr Aufschluß über diese wissenschaftliche Materie erhalten. Wenn du aber an einem dieser herrlichen Frühlingstage hinausgehst und setzest dich unter einen der blühenden Bäume, schaust über die ganze Schöpfung hin und erwägst die biblische ehrwürdige, wohl 2300 Jahre alte Berichterstattung in deinem Geiste, dann gewinnt sie Leben für dich in der Umgebung, unter deren mächtigen Eindrücken sie einst geschrieben wurde. Große Gedanken treten vor deine Seele. Mit dem Auge und dem Gemüth, mit klarer Vernunft und tief innerm Schauen zugleich erfassest du sie mit einer Gewißheit, die nicht des nachhinkenden Beweises unzureichender Verstandesschlüsse bedarf. Du verbindest Vergangenes und Gegenwärtiges, fassest Gewordenes als werdend und den gegenwärtigen Gott als den, der von Anfang an war. Beweise für's Dasein Gottes brauchts in diesem Augenblick nicht. Mit orientalischer Seelenruhe kündest du's aus: Der Thor spricht in seinem Herzen, es ist kein Gott! Das Materialistisch-stoffliche wird verlacht durch die wonnevolle Vergeistigung des Stoffes rings um dich und der weltenschaffende Zufall versteckt sich wie der Kukuk im Wald hinter dieser machtvoll erklingenden Harmonie. Bist du dir über das Verhältniß vom Stoff und leitenden

Gedanken noch nicht ganz klar, etwa wie der Bibelerzähler noch eine chaotische, wüste und leere Erde von Anfang an vorauszusetzen scheint, so weißt du doch als sicher so viel, daß über dieser Masse Gottes Geist brütete, und über die ganze Schilderung des Schöpfungsberichtes die Inschrift gehört: Uranfänglich hat Gott den Himmel und die Erde geschaffen. Du wunderst dich nicht mehr kleinlich, warum Gott gleich am ersten Tage gebot: Es werde Licht und doch am vierten Tage erst den lichtspendenden Gestirnen ruft. Sollten wie in heidnischen Schöpfungsberichten, wo die Gestirne zugleich Götter sind, diese auch im Schöpfungsbericht des Einen Gott verehrenden Israel den Vortritt haben? Nimmermehr! Gott spendet Licht auch ohne die Sonne, die es von ihm ja erst erhalten hat; jenes Licht zumal, das im Anfang nöthig war und gleichbedeutend ist mit klarer lichter Ordnung, die Gott der wirren, trüben Masse bringt. Solltest du dich darum auch ernstlich darob aufhalten, daß Pflanzen gedeihen, bevor die Sonne ihnen Trieb und Farbe geben konnte, während doch sonst die Tagewerke in ihrer aufsteigenden Reihenfolge von Gras, Kraut und Strauch zu den niedern, von diesen zu den höhern Thiersorten und von ihnen wiederum zum Menschen sogar streng darwinistischer Denkweise genügen könnten? Und so du dir von Gott, den du im Geist und in der Wahrheit anbeten sollst, eine Vorstellung machen willst, kannst du es anders, als daß du nach Menschenart ihn deutest, derjenigen Lebewesen, die er nach seinem Gleichniß erschuf? Oder solltest du ernstlich Anstoß daran nehmen, daß die acht Einzelwerke der Schöpfung gerade in sechs Tage eingereiht wurden, um mit dem siebenten als dem Ruhetag eine Woche voll machen zu können? So wenig der besonnene Leser dem Dichter dieser Darstellung die Absicht unterschiebt, als habe er uns Kunde geben wollen, wie alles bei der Schöpfung der Welt genau zu- und hergegangen sei, so wenig werden wir ihn für die sieben Tage ernstlich haftbar machen, die er an Stelle jener ungemessenen Zeiträume setzt, die die Schöpfung gedauert haben mag. Wie so manch' anderes, so erhielten die Hebräer aus dem babylonischen Alterthum die ehrwürdige Institution der Woche, die bei ihnen selbst eine so grundlegende Bedeutung gewann. Die Einreihung der Erzählung in diesen Rahmen läßt nebst andern Momenten darauf schließen, daß deren letzte Abfassung nicht vor die Zeit der babylonischen Gefangenschaft, in die Zeit des durch babylonische und nun auch durch persische Berührung neu angeregten jüdischen Denkens zu setzen ist. Freilich hat der Erzähler altes in großer Pietät gewahrt;

vielfach seltener Sprachgebrauch führt uns theilweise weit hinters Exil zurück, heidnische Vorstellungen weichen nicht immer ganz der Auffassung des Verfassers, daß Gott alles in selbstbewußter Weise, nach bestimmten Zwecken geschaffen. Aber eine Absicht des Verfassers tritt um so deutlicher hervor und nur bei dieser wollen wir ihn behaften. Daß Gott es ist, der alles in's Dasein rief, das ist der Leitstern, der ihn zur Darstellung des in seinem ganzen Werden so schwer verständlichen Schöpfungswerkes begeisterte, und daß er es gut erschaffen, die Gewißheit, die er durch Gott selbst sieben Mal aussprechen läßt.

Diese Doppelwahrheit, ist sie aber gar so bedeutungslos, um die mangelnde Naturkenntniß eines in so alter Zeit geschriebenen Berichtes nicht doppelt und dreifach zu ersetzen? Es hat uns lange nicht mehr wie in diesen herrlichen Tagen das Bekenntniß des Orientalen erfreut, das er so laut und klar zum Himmel emporjubelt, wie die Lerche, die am Morgen zum Licht emporsteigt, unbekümmert darum, daß die noch im dummen Schlaf gefangenen Maikäfer beim leisesten Schütteln der Bäume zur Erde hinunterfallen, wie jene Menschen, die gerne hoch oben sein möchten, vom Bleigewicht des Sinnentaumels aber und der Zweifelssucht darniedergehalten, ihre Flugbahn nahe der Erde haben.

Mit Herder wissen wir den ganzen Gang der „biblischen Schöpfungsgeschichte" nichts Schönerem zu vergleichen, als dem Neuerstehen der Schöpfung an jedem Morgen aus dem Dunkel der Nacht. So wie Thal und See, Pflanzenwelt und Gestirne an jedem Tag neu vor unser Auge hingezaubert werden, in eben solcher Reihenfolge denkt sich der Dichter das erste Erwachen der Schöpfung aus der Urnacht des Chaos heraus zu Gottes Licht. Sie wird uns täglich neu geschenkt, die schöne Gotteswelt, und was in seiner Wiederholung sich so herrlich macht, es muß in seinem ersten Werden an Großartigkeit derart gewesen sein, daß Gott selbst ein Genüge daran fand.

Doch am siebenten Tage ruhte Gott und seither ruht er fort? Belausche den Pulsschlag der Schöpfung, beobachte den Blutlauf in der kleinen Welt deines Körpers, folge dem Lauf der Gestirne und dem Treiben all der Geisteskräfte in der Menschen Brust und frage dich, ob der ruhen darf, der allem diesem gebietet? Nein, noch bleibet Gott der ruhende Pol, um welchen alles sich dreht, in welchem alles sein Leben, seinen Halt und seine Ruhe finden muß, von dem Schiller treffend sagt:

Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharrt im Wechsel ein ruhender Geist. **F. M.**

Aus dem Zürcher Rathsaal.

Der Kantonsrath hat wiederum allen Lockstimmen, welche eine Verschiebung des Kirchengesetzes beantragten, getrotzt und ist am Dienstag und Mittwoch nach Pfingsten auf das Kirchengesetz eingetreten. Es scheint, daß die Nähe des Festes für die „Stimmung" von günstigem Einfluß war. Denn das Haupt unserer Zürcher Kirche erklärte am zweiten Tage, daß die Diskussion einen über Erwarten würdigen Charakter angenommen habe. Mein Nachbar beklagte sich zwar auf der Heimreise über die Breitspurigkeit der Behandlung. Man darf jedoch nur an die unmittelbar vorangehende Debatte über das Börsengesetz erinnern, wobei man wegen Rappen und halben Rappen sich herumgestritten hat und nachdem das Gesetz redaktionell bereinigt war, die Besprechung noch einmal von vorne anfangen wollte. Dem gegenüber sind die acht erledigten Paragraphen des Kirchengesetzes in $1\frac{1}{2}$ Sitzungen schon eine Leistung zu nennen.

Fast durchweg wurde der Kommissionalentwurf angenommen, der sich durch klare, bündige Fassung und entgegenkommende Haltung hinsichtlich unserer bestehenden kirchlichen Verhältnisse auszeichnet.

Doch schon § 1*) kam in's Kreuzverhör. Für ein „Organisationsgesetz" glaubte man die Zweckbestimmung der Kirche entbehren zu können. Da aber jeder Organismus durch den Begriff des Ganzen, den Zweck, bis in seine einzelsten Theile hinausbestimmt wird, so kann die Angabe desselben nicht unwesentlich sein, man vergleiche unser Schulgesetz. Uebrigens ist der angefochtene Wortlaut einfach aus § 3 und 4 des bisherigen Gesetzes herübergenommen; eine Verbesserung der Redaktion wäre allerdings keine Unmöglichkeit, aber das Vorgeschlagene („Anleitung" statt „Erziehung") war auch nicht das Zutreffendste.

*) Die evangelische Landeskirche des Kantons Zürich bezweckt (als Theil der gesammten christlichen Kirche), die Erziehung ihrer Glieder zu religiöser Gesinnung und sittlichem Leben nach Christi Lehre und Beispiel. Sie sucht diesen Zweck (blos) auf dem Wege geistiger und sittlicher Einwirkung zu erreichen. (Die eingeklammerten Worte wurden in der Abstimmung gestrichen.)

Die Hauptdebatte drehte sich selbstverständlich um die *Tauffrage*. Es konnte dabei nicht anders geschehen, als daß die beiden Gesichtspunkte derselben, der dogmatische und der kirchenregimentliche, vermengt wurden. Darüber herrscht kein Zweifel, daß von der freisinnigen Theologie die rein ethische Wirkung des Sakramentes betont werden muß.

Herr Regierungsrath *Grob* hat die gegnerische Auffassung etwas derb angefaßt, indem er die Ansicht von magischer Wirkung der Taufe mit dem Hinweis auf die katholischen Missionäre geißelte, welche die Heidenkinder den Eltern wegnehmen, um nach vollzogener Taufe sie als Christen einzuschreiben. Gewiß ist es nicht einmal reformirt-orthodoxe Lehre, dem Sakrament magische Wirkung zuzuschreiben und den Empfang der Gnade von dem der Taufe abhängig zu machen, sagt doch Zwingli: „Daß an keinem ußeren Tauf das Heil stat; daß der Wassertauf ein zerimonisch Zeichen ist, an das die Seligkeit nit gebunden ist." Daher ist die Benutzung der Taufe heilige Pflicht, aber nicht absolut nothwendig und die Nothtaufe muß als Aberglaube bezeichnet werden.*)

Wenn man aber auf orthodoxer Seite dem Sakrament der Taufe doch eine andere als die blos ethische und kirchliche Bedeutung gerne zueignen möchte, so läßt sich etwas derartiges bei Erwachsenen am Ende noch denken, eine unio mystica, wie die evangelischen Berichte mit dem Gleichniß der vom Himmel herabkommenden Taube bei der Taufe Jesu andeuten, bei der Kindertaufe fällt solche Ansicht platterdings in's Magische hinein uud damit allerdings in die katholische Auffassung.

Es scheint uns zwar, daß die Tauffrage nach ihrer *dogmatischen* Seite innerhalb der konservativen Partei verschieden beantwortet wird; die freisinnige Partei dagegen ist über die dogmatische Auffassung durchaus unter sich einig und wir glauben auch, daß die meisten Vermittlungstheologen uns hier beistimmen.

Anders verhält es sich mit der praktischen, kirchenregimentlichen Seite. Man kann noch so unbefangen über die Wirkung der Taufe denken und dennoch verlangen, daß alle Glieder der Kirche getauft seien, einfach als Postulat kirchlicher Ordnung. So verlangt man für die Betheiligung am Abendmahl die Konfirmation, anderswo auch das Bekenntniß für die Zugehörigkeit zur Kirche, in Deutschland wenigstens von den Kirchenvorstehern nachweislich fleißige Benutzung des h. Abendmahles, obschon sie bei der wandelnden Kommunion keine Beihülfe zu

*) Vgl. *Alex. Schweizer*, Dogmatik (1874), II, 613.

leisten haben. Früher mußten die Pfarrer im Kanton Zürich umgekehrt vor jedem Feste die Landesfremden kontrolliren und admittiren, damit kein räudiges Schäflein bei der h. Feier Theil zu nehmen wage. Man zitirte säumige Kirchgänger vor den Stillstand, verhängte auch Bußen und wenn dann bei den Gezwungenen der „Kirchenschlaf“ sich zu häufig einstellte, so bestrafte man sie auch deßhalb.

Die Kirchenzucht der Gegenwart beruht aber, wie schon der § 4 des alten Gesetzes zeigt, auf einem so ganz andern Prinzip als diejenige der vergangenen Jahrhunderte, daß auch „die letzte hohe Säule“ muß stürzen über Nacht. Als solche wird eben die obligatorische Taufe, das das Gegenstück der Exkommunikation, zu betrachten sein. Die Vereinzelung dieses Postulates wird sofort klar, wenn man anderes daneben stellt. — Warum soll nur das eine Sakrament, nicht auch das Abendmahl obligatorisch sein? So hat Herr Redaktor Locher im Kantonsrath treffend gefragt und Herr Stadtrath Knus wies mit Recht auf die Wichtigkeit des religiösen Unterrichtes und der Erziehung hin. Also ein getauftes, aber nicht unterwiesenes und nicht konfirmirtes Kind würde stimmberechtigtes Mitglied der Kirche, während ein ungetauftes, aber wohlunterwiesenes ausgeschlossen würde!

Freilich die Taufe ist nicht blos kirchliche, sinnbildliche Handlung, sondern altehrwürdiger Aufnahmeritus. Nach den Evangelien ist es zwar gar nicht einmal wahrscheinlich, daß die Jünger selbst von Jesus getauft worden (vgl. Joh. 4, 2), doch schon zur Zeit des Paulus waren die Christen in der Regel getauft. Hätte St. Mathäus ahnen können, daß er im Zürcher Kantonsrathe als Instanz gegen das Obligatorium der Taufe aufgeführt würde, so hätte er die bekannten Worte kaum erst dem Auferstandenen in den Mund gelegt. Herr Regierungsrath Grob hat aber den Standpunkt des Entwurfes sehr gut gekennzeichnet: „Keine Regel ohne Ausnahme!“ Die Taufe soll, wie die kirchliche Beerdigung und die Eheeinsegnung für die Mitglieder der Landeskirche die Regel sein; allein in Ausnahmsfällen nicht zum Joch der Satzung werden, dieß der Sinn des Entwurfes und für diesen durfte sich Herr Grob gewiß auf Jesus berufen.

Ist denn ohne diese Satzung keine kirchliche Ordnung denkbar, ist die negative Definition für die Zugehörigkeit zur Landeskirche nicht genügend? Traditioneller Weise gehören ja alle Einwohner dazu, die Nichtzugehörigkeit ist Ausnahme, noch nicht 1 1 % stehen außerhalb der Landeskirche.

Oder wollen wir etwa die Taufe abschaffen? Darauf möchten wir mit Zwingli („Vom touf") antworten: „Etlich schryend: Man will uns die heiligen sacrament nemen, unser armen seelen trost. Und will sie aber niemand nemen, sunder recht bruchen und sy nit fälschen. Die fälschend aber sy, die jenen zugebend, das sy nit habend. Sacramentum, so viel hiehar dienet, heißt ein pflichtzeichen. Als so einer ein wyß krüz an sich nähet, so ferzeichnet er sich, daß er ein eidgenoß welle syn; und wenn er an der fahrt zu Nähenfels gott ouch lob und dank seit um den sig, den er unsern vordern verliehen hat, so thut er sich uf, daß er ouch von Herzen ein eidgenoß sye. Welicher sich nun mit dem touf verzeichnet, der will hören, was sin gott sag, sin ordonanz erlernen nnd nach dero leben."

So möchten wir auch die Taufe als eine ethisch-religiöse Handlung der kirchlichen Gemeinschaft im einzelnen Mitgliede und der letztern gegenüber der Gemeinde einem Jeden zur Pflicht, aber Keinem zur »conditio sine qua non« machen, da sie auch nicht eine solche für das Heil der Seele ist. Ob die Kirche einzelne ungetaufte Glieder habe oder nicht, sie wird ihren Zweck gleichwohl erfüllen können. Aber das Sakrament zur Satzung machen, in einem Organisationsgesetz, es die Stelle eines Kanzleiaktes vertreten zu lassen, das kann seine Würde unmöglich erhöhen.

Scharf juristisch präzisirte Herr Prof. Schneider den Standpunkt des Gesetzes. Es handelt sich einzig um die Steuerpflicht, da nur in dieser Beziehung (vielleicht einmal auch betreffend die Stimmfähigkeit) die Behörden hinsichtlich der Zugehörigkeit zur Kirche Entscheide werden abgeben müssen. Er suchte nun die Zugehörigkeit noch näher zu präzisiren; allein die einfachere Fassung des Entwurfes schien genügend.

Ebenso wenig Glück hatte mit seinen Anträgen der greise Herr Dr. Ganz, welcher eine kirchliche „Erziehung" (§ 1) für seine Person nicht nöthig fand und beiläufig die Theologie, sowie die Medizin wegen des häufigen Systemwechsels als unwürdig des Namens einer Wissenschaft bezeichnet. Am Ende gibt es außer dem Einmaleins keine Wissenschaft mehr! Von anderer, juristischer Seite freilich wurde mit großem Respekt von der Theologie als Mutter der Jurisprudenz geredet und Herr Dr. Sulzer ließ sogar durch den neben ihm sitzenden Pfarrherrn einen Paragraphen aus Biedermanns Dogmatik mitten in der Kantonsrathssitzung vorlesen, indem er den Werth dieses Buches auf's Höchste pries

und das Verlesene zur Erbauung der Mitglieder auf den Kanzleitisch legen ließ.

Von Erfolg begleitet war der Antrag von Herrn Pfr. Marty, daß der Austritt vom Kirchgemeindspräsidenten auch an die Kirchenpflege anzuzeigen sei. Das Verhältniß dieser beiden Autoritäten wird noch zu reden geben.

Wie der Kantonsrath in der Tauffrage mit großer Mehrheit die freisinnigere Stimmung festgehalten — es erhoben sich blos 19 Stimmen für das Obligatorium — so wurde endlich auch das Stimmrecht den Ausländern gewahrt und nur den Frauen gegenüber die alte Beschränkung aufrecht erhalten: »Mulier taceat in ecclesia!« **A. W.**

Nachtrag. Nachdem der Kantonsrath in der folgenden Woche zwei weitere Tage über das Kirchengesetz debattirt und schließlich die Errichtung einer gemischten Synode, den „Kern" des ganzen Gesetzes abgelehnt hatte, wurde die Vorlage an den Regierungsrath zurückgewiesen. Die Behandlung des Gesetzes ist damit auf unbestimmte Zeit verschoben; doch werden wir in nächster Nummer nochmals darauf zurückkommen.

Rundschau.

— Zürich. (Schluß). Pfarrer Pestalozzi betrachtet sodann in seiner Entgegnung an Rambli als wesentlichsten der in Frage kommenden Punkte die Taufe. Es ist ihm, ganz wie uns, nur in anderm Sinne, vollständig unverständlich, wie man ernstlich darüber disputiren kann, ob die Taufe ein wesentliches Erforderniß der Zugehörigkeit zur Landeskirche sei. „Es wäre lauter Eigensinn, Hochmuth und Starrköpfigkeit, wenn einer ein Glied der Kirche Christi werden und sich doch nicht taufen lassen wollte," sagt Pestalozzi; wir sagen, es wäre ein strafbarer Leichtsinn und eine verhängnißvolle Setzköpferei, den christlichen Geist, der da weht, wo es will, in ein Taufbecken hinein sperren zu wollen, und die Auswirkung des christlichen Heils, das allen alles werden soll, zu hemmen durch einen nicht von Christus formulirten Paragraphen. In der Tauffrage nachgeben, aus Furcht vor Aufsehen, nennt Pestalozzi, „einen dummen Freisinnigkeitsraptus und liberale Popularitätshascherei". Die Taufe zum Schiboleth wahrhafter christlicher Gesinnung auszugeben und sie den Leuten um jeden Preis abtrotzen zu wollen, nennen wir „mittel-

alterliche Bornirtheit und pfäffische Zänkerei". Wenn Konfirmation ohne Taufe für Herrn Pestalozzi Widersinn ist, nennen wir's eine fast blamable Beschränktheit, sich die Konfirmation nicht auch als Bestätigung eines christlichen Unterrichts denken zu können; wenn Pestalozzi eine Verfassung, welche die Zugehörigkeit zur Kirche nicht von der Taufe abhängig macht, absurd nennt, qualifiziren wir als gleich absurd die Forderung, daß für die 90% unserer Bevölkerung, die mit der Landeskirche gehen, ein Eintritt angeordnet wird, wo dem gesunden Menschenverstand und primitivster evangelischer Klugheit eine Austrittsform der 10% viel wichtiger schiene. Pestalozzi findet die Anregung Kambli's, konstatirten Uebertritt zu einer andern Religionsgenossenschaft auch bei Ermanglung der schriftlichen Anzeige als Austrittserklärung aus der Kirche zu verstehen, sehr bedenklich; wir könnten uns damit begnügen, eine etwas sauberere Scheidung der verschiedenen Religionsgenossenschaften, wie z. B. der Evangelischen Gesellschaft in ihrem Verhältniß zur Landeskirche, zu wünschen. Uns will nämlich je länger, je mehr bedünken, jene lebt zum schönen Theil auf Kosten der von dieser gehandhabten Ordnung. In Zürich z. B. genießt der Prediger an St. Anna die Rechte eines Synodalen, tauft aber, wen er will, konfirmirt, wen er will und geht in vielen Dingen frei seinen Weg, wo die übrigen, die landeskirchlichen Synodalen durch bestimmte Verordnungen gebunden werden. Die Anregung Kambli's, Minoritätengottesdienste nur durch Geistliche, die einem schweizerischen Ministerium angehören, leiten zu lassen, leuchtet Pestalozzi insofern ein, als auf anderem Wege ja auch etwa ein Schwärmer oder Freigeist in die Kirche hineinkommen könnte, hingegen würde er doch lieber einem Predigerschüler oder gewesenen Missionär die Kanzel einräumen, als einem Verbi divini minister, „der nicht mehr die Thatsachen (!) des Apostolikums glaubt".

Man wünscht, daß immer mehr Glieder unseres Volkes an unserm kirchlichen Leben sich betheiligen; gewärtigen wir darum auch einmal das Urtheil unsers Volkes über eben diese Fragen.

— Der Zürcherische Verein für freies Christenthum feierte letzten Sonntag in Bülach ein einfaches Jahresfest. Die kirchliche Feier, welche der dortige gemischte Chor durch treffliche Liedervorträge wirksam hob, wurde durch ein Eröffnungswort des Ortspfarrers, Herrn Eßlinger, an die zahlreich versammelte Bevölkerung eingeleitet. Er faßte die Ziele des Vereins kurz dahin zusammen: „Durch Gemeinschaft

in Christo zur Freiheit" zu gelangen, wies auf die bereits erreichten Erfolge desselben hin und auf die Art, wie er immer mehr zur Volkssache werden könnte. In ebenso anziehender als überaus klarer Weise sprach Herold vom „Sonntag", von dessen unvergleichlichem Segen für die, welche ihn als Ruhetag und Tag des Herrn zu achten gewohnt sind, von der sichern Strafe, welche die erreicht, die seiner nicht zu achten für nöthig halten.

Die Vereinsverhandlungen bringen die Neuwahl eines Präsidiums. An Stelle des zurücktretenden Pfarrer Bion wird Pfarrer Furrer gewählt. Die kurze Zeit gemüthlichen Zusammenseins benutzt noch Pfarrer Kambli, um für die gut gedeihende Krankenpflegerinnenanstalt ein warmes Wort bei der Versammlung einzulegen und Pfarrer Bion veranschaulicht in gedrängten Zügen die schönen Tage, die er gemeinsam mit Zwingli-Wirth als Gast am Deutschen Protestantentag verbrachte.

— Am 18. Mai tagte unter ziemlicher Betheiligung die christkatholische Synode in Zürich. Bischof Herzog hielt in edeln, schlichtem Vortrag die Predigt, welche zugleich eine Rechtfertigung des Standpunktes der Christkatholiken und ihrem Inhalt nach im Wesentlichen derart war, daß sie auch ein freisinniger Protestant hätte halten dürfen. Die um der Musik willen sehr erhebende Messe ist uns aber durch ihr ganzes Zeremoniell trotz vielfacher darin vorgenommener Aenderungen einfach unverständlich. An den durch Pfarrer Gschwind geleiteten Verhandlungen nahmen 105 Delegirte Theil. Bischof Herzog konstatirt einen erfreulichen Fortschritt des kirchlichen Lebens. — Mag es der kleinen Schaar auch fernerhin wohl gelingen im Kampf gegen Rom!

— Die österreichische Schulgesetznovelle, welche die früher obligatorische Schulzeit angeblich aus Sparsamkeitsrücksichten wieder beschränkt und die einfache Vergewaltigung besonders auch des evangelischen Elementes bedeutet, ist durch eine ganz unsaubere Coalition der feudal-klerikal-nationalen Parteien mit einer absoluten Majorität von nur drei Stimmen siegreich geworden. Deutliche Worte wurden während der Debatte gesprochen. So bezeichnet Dr. Rechbauer das Vorgehen der Galizier, die sich angeblich wegen 18 % Altkatholiken, in Wahrheit aber, um mit der Minorität der Polen die Majorität der Juden und Ruthenen weiter vergewaltigen zu können, eine Ausnahmsstellung sichern, als unvereinbar mit dem Charakter von Gentlemen. Und wirklich ist es knabenhaft, andern aufladen zu helfen, was man selbst nicht will

und wofür die andern weit mehr Gründe hätten, eine Ausnahmsstellung zu heischen. Aehnliche Episoden bieten diese Verhandlungen noch mehr dar. Das Streben der Evangelischen wird nun dahin gehen, ihre konfessionellen Schulen wieder in's Leben zu rufen und auf gesetzlichem Weg Befreiung von den Beiträgen für fremde Schulzwecke anzustreben, im Uebrigen aber die Hoffnung nicht zu verlieren, ein durch so unnatürliche, ausschließlich politische Abmachungen erreichtes Gesetz bald wieder in die Brüche gehen zu sehen.

Mittheilungen.

Am 6. Mai wurde in Regensberg, Kt. Zürich, durch Pfarrer Freuler in Zürich die neugegründete Anstalt für schwachsinnige Kinder eingeweiht. Schon längst hatte sich das Bedürfniß nach einer solchen geltend gemacht und als nun im Jahr 1880 die kantonale Lehrersynode noch einmal bestimmt auf diesen Mangel hinwies, ließ sichs die kantonale gemeinnützige Gesellschaft nicht verdrießen, Hand anzulegen und wie in der Pestalozzistiftung ein Werk zu schaffen, das ihrem Gemeinsinn zur bleibenden Ehre gereicht. — In Rheinfelden starb durch einen verhängnißvollen Sturz in den Rhein am Pfingstsonntag, wie es scheint, beim Meditiren seiner Predigt des Weges nicht achtend, Herr Hans Sigrist, der unlängst aus dem Norden wieder in seine Heimat zurückgekehrt war. Ein überaus strebsamer Mann, sah er sich nun mehr als je seinem Wunsche nahe, nachdem er sich noch in Jena hiezu qualifizirt hatte, in unserer schweizerisch-reformirten Kirche als Pfarrer zu amten, und mußte nun so verhängnißvoll schnell sein Wirken beschließen. — Das Vermögen der aufgehobenen Klöster und Stifte des Kantons Aargau soll einem dem Großen Rath vorgelegten Gesetzentwurf zufolge auf die in Muri zu errichtende Pflegeanstalt, sowie auf die Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden und die kantonale Krankenanstalt in Aarau repartirt werden. — Die Kantone Bern und Neuenburg lassen sich pöbelhafte Ausschreitungen gegen die Heilsarmee zu Schulden kommen, die durch ein solches Verfahren nur noch wohlfeiler zu dem Ruhm des Martyriums gelangt. — Zum Pfarrer in Niederbipp, Kt. Bern, wird Kandidat Paul Flückinger gewählt. — Für den von Basel geschiedenen Professor Kaftan nimmt der evangelisch-theologische Verein Dr. Schnedermann für systematische Theologie an der dortigen Universität in Aussicht. — Die römisch-katholische Gemeinde in Basel hat an der Holbeinstraße um 142,000 Fr. eine Liegenschaft zum Bau einer zweiten katholischen Kirche erworben. — Die Synodalwahlen in Baselstadt fielen für die Freisinnigen ungünstig aus. 28 Orthodoxe und

7 Freisinnige wurden gewählt. Die Letztern verloren 6 Sitze. — Die Besuche des neuen Freiburger Bischofs Mermillod im Bundespalast hatten, wie es scheint, nicht blos die Bedeutung, die übliche Visite abzustatten, sondern auch leichte Fühler auszustrecken, was die Kurie betreffs der Wiedererrichtung einer Nuntiatur in der Schweiz hoffen dürfe. Die Antworten seitens der Bundesrathsmitglieder geschahen mit der nöthigen diplomatischen Reserve und die Berichterstattung Mermillods über seine trockenen Landsleute dürfte in Rom nicht sehr erbauen. — Der Große Rath von Freiburg beräth ein aus 39 Artikeln bestehendes Gesetz über die Fabrikation und den Verkauf von Branntwein, welches dieselben unter polizeiliche Aufsicht stellt und mit einer Abgabe belegt, in der Absicht, die böse Schnapspest zu bekämpfen. Ein Hauptgegner dieses Gesetzes ist Großrathspräsident Wuilleret, der eine der größten Schnapsbrennereien besitzt. — Der Große Rath von Tessin genehmigte in namentlicher Abstimmung mit 57 gegen 4 Stimmen einen Entwurf des Staatsrathes, durch welchen das Gesetz vom 4. Dezember 1858, welches Wallfahrten nach außerkantonalen Stätten, sowie Missionspredigten und geistliche Uebungen an Werktagen verbot, aufgehoben wurde. — Auch anderweitig macht sich in diesem Kanton die Reaktion sehr geltend. Das kirchlich-bürgerliche Gesetz von 1855, wogegen zur Stunde die tessinische Geistlichkeit mit Hülfe des herrschenden konservativen Elementes so grimmig eifert, ist die Frucht des damaligen liberalen Regiments. Das darin vorgesehene Abberufungsrecht der Geistlichen wurde dem Volke schon seit Längerm genommen, nun soll ihm auch noch das Wahlrecht derselben entzogen werden.

Der deutsche Protestantentag zu Neustadt in der Pfalz verlief in einer für alle Theilnehmer höchst befriedigenden Weise. Einiges Nähere folgt das nächste Mal. — Ein neuester Bericht der „Protestantenvereins-Korrespondenz" konstatirt seit 1881 einen merkbaren Fortgang der freisinnigen protestantischen Bewegung innerhalb der Landeskirchen Deutschlands. Es wäre gut, wenn's auch im Norden Deutschlands einmal besser käme. — Die Unterhandlungen zwischen Berlin und dem Vatikan scheinen wieder etwas in's Stocken gekommen zu sein. Es ist recht unangenehm für die Römischen, daß sie in Bismarck einen so geschickten Taktiker sich gegenüber sehen. Nur wenn er die Revision der Maigesetze, nicht blos die Abschaffung der Strafbestimmungen verheiße, könne die Anzeigepflicht übernommen werden. — In Jena feierte der besonders durch seine Forschungen der apokryphischen Bücher des Alten Testamentes bekannte Dr. Willibald Grimm sein 50-jähriges Amtsjubiläum.

Der „Oesterreichische Protestant" bringt in seiner Nummer vom 10. Mai einen mit v. T. (von Teutsch?) unterzeichneten Artikel über die Schweiz, der zwar in manchen Punkten an Genauigkeit bedeutend zu wünschen übrig läßt, aber anderseits eine ganz interessante Beobachtung ermöglicht, wie man auswärts von unseren allerdings nicht leicht entwirrbaren kirchlichen Verhältnissen urtheilt. Als Führer der Reform werden Furrer und Biedermann aufgeführt und

aus dem Vortrag des Letztern am vergangenen Predigerfest wird etwas vorzeitig geschlossen, daß diese freisinnige Partei eine Schwenkung nach rechts gemacht habe.

In Paris werden auf den 1. Juli sämmtliche Spitalkapläne entlassen. — Die Budgetkommission Frankreichs entschied sich für Beibehaltung des Kultusbudgets, setzte aber dasselbe um 540,000 Fr. herab. Die Herabminderung betrifft vorzüglich den Kredit für die Gehalte der Bischöfe.

Durch einen königlichen Erlaß sind auch die Staatsgehälter in Belgien von 198 Kaplänen, die als unnütz im Verhältniß zur Bevölkerung der betreffenden Gemeinden anerkannt sind, abgeschafft worden.

Der Papst soll ein sehr energisches Schreiben an die irischen Bischöfe gerichtet haben, worin er denselben jede Theilnahme an den politischen Versammlungen und Zeichnungen zu Gunsten der irischen Agitation untersagt, ihnen vielmehr empfiehlt, sich eines ehrerbietigen Verhaltens gegen die Regierung zu befleißigen. Hiefür und weil er dem Erzbischof seine Unterstützung der Parnellisten verwies, wollen ihm die irischen Patrioten keine Peterspfennige mehr senden.

Literarisches.

*** **Eugène Menegoz, le péché et la rédemption d'après Saint-Paul.** Paris, 1882.

Die ziemlich umfangreiche Schrift ist eine beachtenswerthe dogmengeschichtliche Untersuchung aus der protestantischen Kirche Frankreichs, in welcher die folgenden Punkte der paulinischen Lehre zur Behandlung kommen: Die Sünde, die Strafe, das Gesetz, die Prädestination, die Christologie, die Versöhnung und Rechtfertigung.

Die neuern kritischen Verhandlungen über den Ursprung der paulinischen Schriften sind dem Verfasser bekannt. Immerhin hält er die sogenannten Gefangenschaftsbriefe für ächt. Weniger sicher, aber doch wahrscheinlich ist ihm die Autentizität der Schreiben an die Thessalonicher. Bei den Pastoralbriefen nimmt er einen aus kleinern Fragmenten bestehenden echten Kern mit spätern Erweiterungen an. Obgleich die Vereinigung dieser so verschiedenartigen Gruppen unter einen Verfasser von selbst darauf zu führen scheint, daß sich dessen Anschauungen im Laufe der Zeit umgebildet und entwickelt haben, so wird dennoch diese Annahme abgelehnt und zugleich die Vermuthung aufgestellt, daß jeweilen ein besonderer Gedanke den Briefsteller interessirte und beschäftigte; zuerst die Parusie, dann die Rechtfertigung aus dem Glauben, zuletzt die Christologie. Die genannten Untersuchungen beruhen hauptsächlich auf den vier allgemein als ächt anerkannten Hauptbriefen, und werden darum deren Resultate von den kritischen Anschauungen des Verfassers größtentheils nur unwesentlich berührt. Es können hier nur flüchtige Andeutungen über einzelne Punkte gegeben werden und es ist im

Voraus zu bemerken, daß sich die Schrift weniger durch abschließende Resultate auszeichnet, als durch originelle Auffassung und ganz besonders durch lebendige, anregende und doch logisch-scharfe Darstellung.

Die Sünde wird als moralische und dogmatische unterschieden. Die erstere stamme aus der freien Entschließung des Individuums, die letztere beruhe auf dem Zusammenhang des Einzelnen mit dem gesammten als gigantisches Individuum gedachten Menschengeschlecht, bei dem sie sich von der ersten Uebertretung des Stammvaters auf alle Nachgeborenen verpflanzte. Das „Fleisch", in dem die Sünde wohnt, sei nicht die materielle Substanz unseres Leibes, sondern nach der monistischen Anschauung des Apostels der ganze Mensch, bei welchem zwei Arten der Existenz, die sinnlich-natürliche und die auf der Erneuerung durch den Geist beruhende, gleichsam zwei Ich, zu unterscheiden seien. Damit löse sich denn auch der Widerspruch, daß der Mensch sich einerseits von der Sünde frei machen könne, andererseits derselben unrettbar verfallen sei. — Die Strafe der Sünde, der Tod, werde vom Apostel als völlige Vernichtung gefaßt, — was sich übrigens kaum aus den angeführten Stellen ergeben und auch nicht mit den übrigen gleichzeitigen Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode übereinstimmen dürfte. — Treffend werden die verschiedenen Bedeutungen, in welchen Paulus vom Gesetze handelt, auseinandergehalten. Das Dilemma, daß es nur transitorischen Charakter hat, aber doch auch wieder als göttliche Autorität von ewiger Geltung bis in die kleinsten Einzelheiten hinein festgehalten wird, was z. B. Baur wenig befriedigend damit erkläre, daß der Apostel anders urtheile auf praktischem Gebiet, als wenn er theoretisch Judenthum und Christeuthum in Gegensatz stelle, will der Verfasser mit der Annahme lösen, daß Paulus, wie er durch wörtliche Erklärung und Allegorie eine doppelte Schrift gewinne, auch ein doppeltes Gesetz unterscheide, das für das gewöhnliche Leben immerfort gültige und das „geistige", das mit Erfüllung seiner providentiellen Bestimmung entbehrlich geworden.

Besonders anziehend ist der Abschnitt über die Prädestination, in welchem nachzuweisen gesucht wird, daß es sich in Römer 9 nur um die geschichtliche Stellung Israels nach dem göttlichen Heilsplan, nicht um die Bestimmung des Einzelnen zum ewigen Leben handle, daß der Apostel, wenn er die geschichtliche Betrachtung verläßt und das individuelle Leben in's Auge faßt, Heil und Verdammniß von der freien Entschließung des Individuums abhängen lasse und seine eigentliche Meinung am deutlichsten äußere in dem Satze: Gott beschloß Alle unter den Ungehorsam, damit er sich Aller erbarme. — Weniger befriedigend sind die christologischen Ausführungen. Wirkliche Gottheit Jesu sei zwar in den paulinischen Briefen nirgends ausgesprochen, dagegen werde der Gottessohn in allen gleichmäßig als real präexistent und als Vermittler der Schöpfung vorausgestellt, — während doch jedenfalls so viel zuzugeben ist, daß sich hinsichtlich der beiden letzten Punkte in den Hauptbriefen kaum etliche Andeutungen, in den spätern dagegen ganz bestimmte Aussagen vorfinden.

Bei der Betrachtung der Versöhnung und Rechtfertigung glaubt der Verfasser die Lehre vom Sühnopfertod als unpaulinisch und die betreffenden Stellen für bloße flüchtige Vergleichungen erklären zu müssen, — mit Unrecht, wie es scheint, schon deßhalb, da Paulus im Abendmahlsbericht 1. Korr. 11 nicht nur geschichtlich referirt, sondern offenbar die empfangene Ueberlieferung dogmatisch ausprägt. Die daneben hergehende, viel ausgebildetere und hauptsächlich den Apostel beschäftigende Theorie wird vom Verfasser zunächst auf Gal. 3. 13 gebaut: Christus hat uns erkauft vom Fluch des Gesetzes, indem er anstatt unser Fluch wurde, wie geschrieben steht: Verflucht ist, wer am Kreuze hängt, woraus hervorgehe, daß Jesus im gewaltsamen Tode eines Verurtheilten die uns drohende Strafe auf sich genommen und anstatt unser getragen habe. Nun zeige sich weiter aus Römer 6, 7: Denn der, der gestorben ist, ist von der Sünde gerechtfertigt, daß Christus, nachdem er den Tod erlitten hatte, vor dem Gesetze gerecht war. Der Beweis dafür sei die Befreiung vom Tode in der Auferstehung. Zwar müsse man sich einen logischen Fehler des Apostels, die Verwechslung von Tod und Todesstrafe, gefallen lassen. Es könne nämlich nur der Tod, die völlige Vernichtung, Rechtfertigung schaffen, nicht aber die Todesstrafe, die doch Christus allein erlitten habe. Dagegen erscheine nun die Auferstehung als ein Recht Jesu, nicht mehr, wie gewöhnlich, als ein Akt göttlicher Willkür und füge sich dadurch organisch in den Zusammenhang des so folgerichtigen paulinischen Systems. Durch den Glauben an Christus, der in der Auferstehung gerechtfertigt sei, empfange auch der Jünger Jesu die Rechtfertigung. Inwieweit die Gedanken des Apostels hiemit übereinstimmen, kann hier nicht erörtert werden. Jedenfalls ist es gewagt, die Rechtfertigung auch auf Jesus auszudehnen. Im Uebrigen zeigt die ganze Ausführung große logische Konsequenz.

Es sei nur noch auf die Schlußbemerkungen hingewiesen, welche besonders dadurch anziehen, daß ein Vertreter der Dogmatik der unbefangenen geschichtlichen Untersuchung auch auf dem Boden des Neuen Testaments ihr volles Recht wahrt. „Die moderne Theologie," so ungefähr lautet der Schluß des Buches, „unterscheidet völlig klar zwischen historischem und dogmatischem Studium. Das erstere erforscht den Buchstaben, das letztere sucht unter der menschlichen Formel den ewigen und heiligen Gedanken Gottes. Diese beiden Seiten der theologischen Wissenschaft sind gleichmäßig nützlich und nothwendig und ergänzen sich gegenseitig. Sie werden oft nicht auseinander gehalten. Aufgabe der Wissenschaft ist es, sie zu unterscheiden. Der wissenschaftliche Fortschritt hängt davon ab. Es ist nicht zu zweifeln, daß vom Standpunkt der historischen Untersuchung mit der Zeit eine vollkommene Einigung über die Lehre des großen Heidenapostels erreicht werde. Schwieriger ist die dogmatische Frage: Was ist an der Theologie des Paulus irdisch und vergänglich, was ewig und göttlich? Es ist dies die religiöse Frage selbst. Ohne eine Lösung geben zu wollen, stellen wir fünf Punkte auf, welche nach unserer Meinung das unerschütterliche Fundament der

Lehre des Apostels bilden: Die furchtbare Realität der Sünde; die unauflösliche Einheit der Gerechtigkeit und Liebe Gottes; die Nothwendigkeit der Sühnung der Sünde; die Solidarität der Menschheit in Hinsicht auf Sünde und Versöhnung; das Heil des Sünders durch den Glauben, durch die Hingabe des ganzen Ich an Gott." (A. Kappeler.)

*** Ludwig Ronne, „Georg Dippold". Roman aus der Zeit des Bauernkrieges. Gotha, Perthes, 1881.

*** Ludwig Ronne, „Georg von Frundsberg". Roman aus der Reformationszeit. 2 Bde. Gotha, Perthes, 1882.

Kulturgeschichtliche Romane aus der Reformationszeit erregen immer ganz besonders unser Interesse, wenigstens wenn sie auf so gründlichen historischen Studien aufgebaut sind und uns durch eine lebendige, plastische Darstellung in jene von Thatkraft schäumende und gährende Zeit so geschickt hineinführen, wie die obigen zwei Produkte eines neu hervortretenden, reichbegabten schriftstellerischen Talentes. Beide Romane leiden zwar an dem großen Mangel, daß ihnen die Einheit fehlt; besonders „Georg Dippold" besteht mehr aus einer Reihe lose zusammenhängender, aber allerdings keck und frisch gezeichneter Bilder aus dem wilden Treiben des Bauernkrieges. In „Frundsberg" ist die Einheit schon mehr gewahrt: Aus dem Leben des berühmten Feldhauptmanns und Landsknechtführers wird uns die Zeit von 1521—1525 geschildert, mit einer historischen Treue, die sogar gelegentlich die ästhetischen Gesetze verletzt; wenigstens hätten wir die realistische Schilderung der derben Lebens- und Trinklust der Landsknechte, die wir in einem rein historischen oder kulturhistorischen Werke sehr wohl vertragen, in dem Romane lieber ganz vermißt oder doch in milderen Farben gesehen. Das ist aber auch Alles, was die Kritik aussetzen kann. Im Uebrigen überrascht uns der Verfasser durch eine seltene Gabe der Intuition, die handelnden Personen zu erfassen und zu schildern, wie sie gewesen sind, wie denn auch offenbar die eigene Anschauung ihn in den Stand gesetzt hat, die Gegenden seiner Geschichte uns lebendig und anschaulich vor das Auge zu malen. Die Sprache ist einfach und wahr und läßt die Menschen des vergangenen Jahrhunderts keine Gedanken und Gefühle aussprechen, die erst dem 19. Jahrhundert angehören, wie dies in so manchem vielgelesenen kulturgeschichtlichen Romane der Fall ist. Wir hoffen, daß eine neue Auflage dem Verfasser recht bald Gelegenheit gibt, noch einmal die Feile anzulegen, so daß dann sein Werk ohne alle Einschränkung der Lektüre auch im zartfühlendsten Familienkreise empfohlen werden kann.

(P. Böhringer.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 12. 9. Juni.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Aus dem Zürcher Rathssaal.

„Die Schlacht ist aus, die Hoffnung schwand, geschlagen ist das Heer!" Dies ungefähr der Eindruck, den die Freunde der Volkssynode aus der Kantonsrathssitzung am 22. Mai mitgenommen haben. Die „Basler Nachrichten" brachten zwar ein Telegramm des Inhaltes, daß das Kirchengesetz für ein Jahr zurückgestellt sei; aber dieser Ausdruck ist nur ein freundlicher Euphemismus; vielmehr sagten wir uns „Wir erleben's nicht mehr; die gemischte Synode ist im Kanton Zürich zur Utopie geworden!"

„Prinzipiell wäre sie das Richtige, aber in Praxi wäre zu befürchten, daß die Orthodoxie Oberwasser bekäme," sagte mir mein Rathskollege zur Linken. „Auch wollen wir keinen geistlichen Kantonsrath, überhaupt keinen Kantonsrath Numero 2!" Am schärfsten staatskirchlich sprach Herr Dr. Sulzer, der selbst Liturgien wieder dem Plazet des Kantonsrathes unterwerfen will.

Das triftigste Motiv, welches der Antragsteller für die Rückweisung, bezw. Ablehnung im gesetzgebenden Rathe eines demokratischen Staates vorbringen konnte, war, daß das Kirchengesetz und speziell die gemischte Synode nicht Volkswunsch sei. Herr Antistes Finsler konnte zwar entgegnen, daß er in den ihm bekannten Volkskreisen keine solche Abneigung gegen die neue Institution bemerkt habe, wie Herr Dr. Ganz, und Schreiber dieses deutete darauf hin, daß ein

Organisationsgesetz naturgemäß von Denjenigen angeregt werde, welche den fraglichen Organismus zu leiten haben. Am 27. Mai mußte das Volk des Kantons Zürich über die Frage betr. Baupflicht des Kantons am Polytechnikum abstimmen. War dieser Vertrag etwa durch die Initiative des Volkes zu Stande gekommen? Man muß die Demokratie nicht wie eine Dame vom Ballet auf der Zehenspitze tanzen lassen, sonst kommt man in großen Dingen nicht vom Fleck. Zum Bremsen ist dies freilich oft bequem und wir erinnern an das „blaue Blatt", womit Herr Dr. Ganz s. Z. nicht wenig zur Verwerfung des fortschrittlichen Schulgesetzentwurfes beitrug.

Die Verfassung ist vom Volke sanktionirt und eine richtige Ausführung ihrer Kirchenparagraphen ohne gemischte Synode läßt sich schwer denken, da das Eingreifen des Kantonsrathes in die Kultusverhältnisse der Landeskirche, obschon verfassungswidrig, doch fast unausweichlich ist, so lange nur die Geistlichkeit das oberste ordnende Organ für die Kultusverhältnisse der Landeskirche bleibt. Die Ausdehnung der „Oberaufsicht" des Staates im Sinne von Herrn Dr. Sulzer auf die Kultusverhältnisse, auch wenn diese sich mit staatlichen Institutionen, wie z. B. die Schule, gar nicht berühren, widerspricht dem Satze: „Die Landeskirche ordnet ihre Kultusverhältnisse selbständig." Oder wo bleibt die Selbständigkeit, wenn der Staat, d. h. der Kantonsrath, selbst über einzelne Sätze in der Liturgie zu entscheiden hätte? Die Vertretung des Volkes im Kirchenregiment muß also eine ad hoc geschaffene sein. Die Volkssynode ist eine Forderung der Demokratie im Sinne unserer Verfassung!

Anderseits läßt sich freilich nicht ganz mit Unrecht einwenden, daß das Volk eine Vertretung im Kirchenregimente zum deutlich ausgesprochenen Wunsche machen sollte. Was schon vor Jahren gesagt worden, hat sich durch den Beschluß des Kantonsrathes als richtig erwiesen: Wir gelangen zur Volkssynode nur durch die Volksinitiative! Ehe diese versucht wird muß aber das Volk durch Belehrung gewonnen werden. **A. W.**

Vom deutschen Protestantentag.

Geehrter Herr Redaktor!

Sie thun wohl daran, daß Sie von mir wenigstens nicht eine einläßliche Beschreibung, sondern nur eine Mittheilung über den Eindruck

verlangen, den ich von dem in der diesjährigen Pfingstwoche (16. bis 18. Mai) in Neustadt a. d. Haardt stattgefundenen 14. deutschen Protestantentage empfangen habe. Es muß ja freilich in unserer papierseligen Zeit über Alles öffentlich rapportirt werden, was irgendwo in der Welt Festartiges passirt, und wer sich vollends zu einem solchen Anlaße delegiren läßt, mag sich wohl hüten, sich harmlos dem Genusse des Augenblicks hinzugeben; weiß er doch, daß er nach seiner Heimkehr zwar nicht gerade über „jedes unnütze Wort", das vielleicht er oder Andere gesprochen, sonst aber so ziemlich über Alles Rechenschaft ablegen muß. Aber nicht Jeder ist zum Reporter geschaffen und das Langweiligste ist ein „Festprotokoll". Das verlangen Sie nun also nicht, sondern nur einige „Eindrücke" und die sollen Sie bekommen.

Der diesjährige deutsche Protestantentag trug in der That ein Festgewand. Nicht nur daß die reichste Frühlingspracht über die schön gelegene, auf's Anmuthigste zwischen die rebenumkränzten Hügel und Berge der Pfalz hineingebettete Stadt ausgegossen war; auch was Menschenhand angeordnet hatte, der Flaggenschmuck der Straßen, das Glockengeläute mit Choralmusik jeweilen in der Morgenfrühe und vor Allem die ebenso herzliche als splendide Gastfreundschaft der Bewohner trugen das Ihrige dazu bei, den Theilnehmer in eine gehobene Stimmung zu versetzen.

Es war überhaupt der richtige Boden für ein Volksfest des freien Protestantismus. Wohl nirgends in Deutschland hat der letztere tiefere Wurzeln geschlagen, als in der Pfalz, wo schon vor einem Vierteljahrhundert der Widerstand gegen ein aggressiv vorgehendes orthodoxes Kirchenregiment eine mächtige Bewegung zur Vertheidigung protestantischer Freiheit hervorgerufen hatte, die damals wie ein Sturmwind alle Schichten der Bevölkerung ergriff und seitdem in einem äußerst lebenskräftigen, gesunden Vereinsleben bis auf den heutigen Tag sich fortgepflanzt hat. Die Jubelfeier des 25-jährigen Bestandes dieses pfälzischen Protestantenvereins, die mit der diesjährigen Versammlung des deutschen Gesammtvereins verbunden worden, war daher in hohem Grade dazu angethan, der letztern selbst den ächt volksthümlichen Stempel aufzudrücken, der den Pfälzer Verein von jeher ausgezeichnet hat. Schon der feierliche Eröffnungsgottesdienst gab davon Zeugniß. Nicht nur ein Häuflein besonders Interessirter, wie es sich etwa in großen Städten bei derartigen Anlässen spärlich genug zusammenzufinden pflegt, sondern eine

Volksmenge, die die weiten Räume der Stiftskirche kaum zu fassen vermochten, lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den begeisterten Worten des Festpredigers, Prof. P. Schmidt aus Basel, der nach Joh. 17, 11 warm und eindringlich über die „Einigungsmächte der protestantischen Kirche der Zukunft" sprach und dabei ebenso sehr die Innerlichkeit protestantischer Frömmigkeit als die sozialen Aufgaben der Gegenwart betonte. Auch in den Verhandlungen, die mit nur zu reichhaltigem Programm zwei lange Sitzungen füllten, sahen wir wieder eine ansehnliche Zahl einfacher Bürger, Landleute, Männer aus dem Volke, die aus weitem Umkreise herbeigekommen waren und ihre Plätze mit einer Ausdauer besetzt hielten, deren sich nicht alle Festgäste rühmen konnten.

Was aber dem diesjährigen Protestantentage noch weiter sein eigenthümliches Gepräge gab, war der Umstand, daß er sich naturgemäß zu einer Art Vorfeier des Luthertages gestaltete, den das protestantische Deutschland zur vierten Säkularfeier der Geburt seines Reformators zu begehen sich anschickt. „Luther als Christ", „Die Arbeit der Reformation", „Luthers Reformationsvermächtniß an uns und unsere Zeit", so lauteten die Themata der gehaltenen Vorträge. Etwas viel „Luther"; allein es war auch viel zu sagen und wenn die beiden ersten Redner, Oberpfarrer Ziegler aus Liegnitz und Prediger Richter aus Mariendorf bei Berlin, mit norddeutscher Freiheit, Gewandtheit und Schärfe die Person und das Werk des großen Mannes schilderten, so war es zuletzt Dekan Zittel aus Karlsruhe, der in packendem, von Geist und Witz sprühendem Vortrage in die ganze Misère der heutigen evangelischen Kirche Deutschlands hineinzündete und zeigte, was nach allen Richtungen hin für den Konfessionalismus, der schließlich nur noch den „Luther von Marburg" kannte, für den Pseudoprotestantismus, der Luthers Namen im Munde führt und mit dem Ultramontanismus sich wider die moderne Bildung verbündet, für jene protestantischen Kirchenregimente, die in der römischen Apotheke ihre Rezepte holen, für die Selbstzufriedenheit konservativer und liberaler Philister, die vor jedem frischen Luftzuge sich fürchten, für das Modechristenthum vieler „Gebildeten", die für sich keine Religion brauchen, aber sie dem unwissenden Volke vormachen zu müssen glauben, für das Christenthum mancher Staatsmänner, das, wie etwa das Tabaksmonopol, nur politischen Zwecken dienen soll, für die Kirchlichkeit vieler Juristen und Militärs, denen das Christenthum ein „Staatsinstitut" ist, in welchem vor Allem Ordnung herrschen, ein

„Reglement", das nun einmal beobachtet werden muß: — Was für alle diese Zeiterscheinungen und ihre Vertreter in deutschen Landen eine Gedächtnißfeier Luthers eigentlich zu bedeuten habe! Es waren goldene Worte, ein klarer, frischer Strom, dem man tausend Kanäle hätte wünschen mögen.

Am Begrüßungsabend benutzte Freund Bion aus Zürich, der sich bekanntlich letzten Herbst auf Einladung Kalthoff's bei der Gründung der „kirchlichen Volkspartei" in Berlin in hervorragender Weise betheiligt hatte, den Anlaß, um auf die dringende Wünschbarkeit einer gegenseitigen Annäherung der beiden Fraktionen freisinniger Protestanten in Deutschland hinzuweisen. Die freundlichen Worte wurden auch freundlich aufgenommen und erwiedert; indessen scheinen bei der ganzen Angelegenheit so manche Verhältnisse lokaler und persönlicher Natur mitzuspielen, daß es für den Fernerstehenden schwer hält, sich ein richtiges und unparteiisches Urtheil darüber zu bilden.

Einen schönen und würdigen Abschluß fand der Protestantentag durch den Ausflug zum Lutherdenkmal in Worms. Ich habe schon verschiedene Urtheile über dieses Monument gehört, unter andern auch das, daß es ein Konglomerat von Figuren sei, dem der einheitliche Gedanke fehle. Ich maße mir kein Kunsturtheil an; aber auf mich hat es schon vor Jahren, als ich es zum ersten Mal sah, einen gewaltigen Eindruck gemacht, der sich auch diesmal erneuerte. Ein ganzes Zeitalter, in Erz gegossen, steigt vor unserm Blicke auf. Auf der weiten Umfassungsmauer die Hauptstützen und Beförderer der Reformation, Kurfürst Friedrich der Weise, Landgraf Philipp von Hessen, Hutten, Melanchthon; in der Mitte dann, über dem Unterbau des eigentlichen Denkmals, die Vorläufer der Reformation, Waldus, Wiclif, Huß, Savonarola, meist in prachtvoll charakteristischer Ausführung, und endlich auf Alle überragender Höhe die Heldengestalt des deutschen Reformators, ebenso kühn als schlicht, ebenso trotzig als demüthig, — das Haupt in den Nacken geworfen, als fordere er eine Welt zum Kampfe heraus, aber die Rechte auf das Bibelbuch gestützt als Illustration des „Ich kann nicht anders", — ein vollendetes Bild des heiligsten Wahrheitsernstes und des unbeugsamsten Wahrheitsmuthes. — Zu den Füßen dieses Denkmals fand noch eine kurze, aber erhebende Feier statt, zu der abermals ein zahlreiches Volk herbeigeströmt war. In tiefgefühlten, kräftigen Worten hob Pastor Dr. Manchot aus Hamburg namentlich den Ernst des bevorstehenden

Luthertages hervor und die Aufgabe, an die er uns erinnern wolle, und als dann unter Musikbegleitung und unter Anführung eines jugendfrischen, helltönenden Knabenchors das „Ein' feste Burg ist unser Gott" tausendstimmig zum klaren Frühlingshimmel emporscholl, da klang es von dort zurück wie die Verheißung einer neuen Auferstehung des protestantischen Geistes aus langem Winterschlaf. **Z. W.**

Die Religion,

betrachtet vom Standpunkt der real-genetischen Sozialwissenschaft,

oder

„Versuch einer natürlichen Theologie."

So lautet der Titel eines interessanten Buches von Paul von Lilienfeld. Es ist erschienen als der fünfte Theil eines größern Werkes: „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft." Derartige Gedanken sind allerdings schon zum Ueberfluß viele gemacht worden ohne nennenswerthen Erfolg und es scheint daher schwer zu sein, auf diesem Gebiete noch etwas Ersprießliches zu leisten. Gleichwohl muß eine Lösung möglich sein, so wahr Gott in der Natur und der Gott der Menschen der gleiche ist. Die bisherige Erfolglosigkeit hat wohl hauptsächlich nur darin ihren Grund, daß die Resultate solcher Untersuchungen in der Regel nichts weniger waren, als eine natürliche Theologie, sondern vielmehr eine Verleugnung entweder der Natur oder der Religion, jedoch keine Aussöhnung beider bei völliger Gleichberechtigung. Manch ein „gläubiger" Protestant wird sich auch jetzt wieder von vorneherein bekreuzen, wenn er hört, daß die vorliegende Frage zu lösen gesucht wird von einem Mann der Naturwissenschaft, diesem „modernen Moloch", welcher unbedingt festhält an der neuern Entwicklungstheorie eines Darwin, Häckel &c. Aber diesmal, ängstliche Wächter der Vergangenheit, braucht es euch nicht bange zu machen! Lilienfeld geht sehr schonend zu Werke, in manchen Partien nur zu schonend. Der von vielen Gläubigen verschrieene „Moloch" wird in der That zum Beschützer und warmen Fürsprech sowohl der Religion überhaupt, als der christlichen Theologie insbesondere. Die Brücke zwischen der Theologie und der Naturwissenschaft, Glauben und Wissen, Gott und Welt, von den sogenannten Positiven aus lauter Frömmigkeit abgebrochen, wird

von einem Naturwissenschafter wieder aufgebaut aus wahrhafter, inniger und zugleich vernünftiger Frömmigkeit.

Wir begrüßen die vorliegende Arbeit noch um so vielmehr gegenüber dem gewaltigen Heerhaufen, welcher aus Gründen der Wissenschaft, vorgeblich wenigstens, das Christenthum als unhaltbar, als obsolet geworden betrachtet und bei Seite stellt. Ihr Naturforscher und Indifferenten, erkennet mit Lilienfeld: Die gleichen Gesetze, die nämlichen Funktionen, wie sie bei den niedern und Einzel-Organismen in ihrer Entwicklung entdeckt worden sind, wir finden sie wieder im höhern Organismus der Menschheit, der Welt und geradezu in höchster Potenz bei — der christlichen Kirche. Hören wir also den Verfasser selbst, wie er das nachzuweisen sucht auf einzelnen Gebieten der Theologie, z. B. in der

Theologie im engern Sinne.

„Nach der neuern Evolutionstheorie muß das Weltall als einheitlicher Gesammtorganismus anerkannt werden. Die ganze Erscheinungswelt, sowie auch wir selbst, als Theile derselben, bestehen aus Psyche und Physis, Seele und Natur, die aneinander untrennbar, immanent verknüpft und doch von einander verschieden sind. Die Vereinigung beider bildet als Psychophysis das Hauptgeheimniß der Naturerkenntniß. Die Erscheinungswelt ohne einheitliche Weltseele, ohne ein zentralideales Prinzip, ohne Gott, ist ebenso wenig denkbar als Stoff ohne Kraft, Körper ohne Seele. Ein Theil eines Organismus kann nichts enthalten, was dem ganzen Organismus absolut fremd ist. Tritt in der Gesammtheit der seelische Faktor hervor, so muß er auch in jedem Theile, in jedem Organ, in jeder Zelle enthalten sein und umgekehrt. Und dasselbe gilt auch vom Weltorganismus. Verfügt der Mensch als Theil dieses Organismus über eine seelische individuelle Kraft, so muß es auch psychische Weltkraft geben und gibt es eine solche, so muß sie der Erscheinungswelt auch in jedem einzelnen Theile innewohnend sein. Eine Strenge der Entwicklung, ein Zusammenhang der einzelnen Theile wäre sonst undenkbar.*)

Dieses ideale Prinzip muß als von Anfang an bestehend (sagen wir besser als prinzipiell erstes) gedacht werden, nicht so, daß es sich nur allmälig, stufenweise, gleich dem Menschen, entwickelt hätte aus

*) S. 208.

niederen Kräften. Woher denn anders, warum eine Entwicklung? Die menschliche Entwicklung kann doch nur geschehen in Folge der von einem schon vorhandenen, wirksamen, höchsten Zentralkraftherd ausgehenden Reflexe.

Wie soll man sich diesen Zentralkraftherd oder Gott denken und welchem Gottesbegriff entspricht die Wirklichkeit Gottes? Der Verfasser stellt sich in dieser Hinsicht zwischen Kant und Hegel. Was Gott an sich, für sich wirklich ist, bleibt uns verborgen. Doch ist der Begriff Gott nicht blos problematischer Natur. Sein Verhältniß zu uns und zur Welt ist uns erkennbar. Der ontologische Beweis für die Existenz Gottes behält seine Gültigkeit, nur darf er nicht mechanisch angewendet werden, als ob jede Vorstellung über das höchste Wesen, jegliches Denken über Gottes Wesen und Eigenschaften als gleichbedeutend mit der wirklichen Existenz Gottes anzusehen wäre. Die Einheit zwischen Denken und Sein ist vielmehr eine real-organische, d. h. eine solche, welche zwischen Subjekt und Objekt, Zelle und Zentralorgan, Individuum und Schöpfer eine Wechselwirkung voraussetzt in Zeit, Raum und Potenz, im Nach-, Neben- und Uebereinander.

Nach der christlichen Lehre soll Gott als ein von der Welt abgesondertes, zugleich aber die Welt mit seinem Wesen durchdringendes, durch seinen Willen regierendes, mit seinem Geiste umfassendes Wesen gedacht werden, mit andern Worten: Als ein persönlicher Gott. Nun sind aber die Begriffe von der Persönlichkeit überhaupt, je nach der Erkenntnißstufe eines jeden Volkes, Zeitalters, Individuums, sehr verschieden. Der Wilde, der Brahmane, der Jude, der Grieche, sie dachten sich ein jeder die Persönlichkeit Gottes auf eine andere Weise. Tertullian hielt sich an eine grob realistische Anschauung, Origenes an eine mehr idealistische. Die Schwierigkeit liegt darin, sich die Persönlichkeit Gottes mit Bestimmtheit als Geist zu denken, ohne in eine roh materialistische Anschauung zu verfallen und doch nicht von der Welt zu trennen. Ein unbestimmter Gott ist kein Gott, ebenso wie ein stofflich gedachter Gott.

Für die Wirkung der mechanischen Kräfte im Weltall muß die Naturwissenschaft nothwendig Zentralpunkte und Zentralkraftherde voraussetzen. Das Gleiche ist der Fall hinsichtlich der andern physikalischen Kräfte, wie auch für die chemischen und organischen, ohne daß sie unsern äußern Sinnen wahrnehmbar sind. Logischerweise kann man nicht bei solch niedern Potenzen willkürlich stehen bleiben, man muß

vielmehr für die höchsten psychischen Kräfte des menschlichen Geistes auch an eine psychische und geistige Einheit, an einen wirklich höchst potenzirten geistigen Zentralkraftherd glauben. Dieser Zentralkraftherd als höchste Selbstthätigkeit kann nicht anders als von einer Person ausgehend gedacht werden, wir können die Einheit alles Seins nicht anders als höchstes geistig persönliches Wesen vorstellen. Ein persönliches Wesen können wir uns aber nur als ein denkendes, fühlendes und wollendes vorstellen und ist es deshalb ganz richtig, von Gott als höchster Liebe, höchster Vernunft und Allmacht zu reden, nicht getrennt von der Welt, sondern im innigsten Zusammenhang mit ihr, und doch für sich selbstthätig und selbständig, aber Alles regierend und leitend."

Bis so weit konnten wir dem Gang der Untersuchung ziemlich unbedenklich folgen. Wenn auch über die Begriffe der Erkennbarkeit und Persönlichkeit Gottes sich noch vielfach streiten ließe, sachlich sind wir nicht weit auseinander und auch der Naturforscher wird den vorliegenden Schlußfolgerungen seine Zustimmung nicht versagen können. Um so weniger aber billigen wir, was über die Trinität gesagt wird. Allerdings liegt auch in der Kirchenlehre hierüber eine bleibende Wahrheit. Aber Lilienfeld deutet die Lehre schief, zum Mindesten nicht im Sinne der Kirche, wenn er sagt:*) Die Trinitätslehre gründe sich vom subjektiven Standpunkte auf das Streben des Menschen in Zeit, Raum und Potenz, das Ewige, Unendliche und Höchste zu ergreifen und vom objektiven Standpunkte auf die göttliche Offenbarung im Nach-, Neben- und Uebereinander, als göttliche Dreieinigkeit, wobei Gott der Vater das potentielle Uebereinander, der Sohn das zeitliche Nacheinander und der h. Geist das räumliche Nebeneinander repräsentirt." Eine Trinität des Raumes, der Zeit und der Potenz ist freilich nothwendig zu jedem organischen Leben, also auch in der christlichen Kirche. Aber das ist nicht die kirchliche Trinität und damit fällt die ganze Beweiskraft.

Zur Theologie im engern Sinne gehört wohl auch die Wunderfrage, auf welche Kap. XI Antwort gibt. „Das Regieren des realen Kausalzusammenhangs der ganzen Erscheinungswelt untergräbt die Naturkunde in ihren Grundlagen. Gibt es keine festen, unwandelbaren Naturgesetze, so gibt es überhaupt keine Gesetze und keine

*) Kap. VIII., S. 341.

Wissenschaft. Gibt es außer der sinnlichen Natur keine höhere Macht, welche diese Gesetze schafft, so gibt es keinen Gott. — Wie die Geschichte, so macht auch die Natur scheinbare Sprünge; aber im Grunde stellen diese Sprünge nur plötzliche, unvorhergesehene, der menschlichen Erkentniß unzugängliche Durchbrüche und Auslösungen latenter Kräfte dar. Diese Durchbrüche lange angesammelter, aber latent gebliebener Kräfte werden dann so aufgefaßt, als ob zwischen den einzelnen, unvorhergesehenen Erscheinungen kein Kausalzusammenhang vorhanden gewesen wäre. Der höher entwickelte Mensch erkennt aber das Walten Gottes nicht nur in solch außergewöhnlichen Ereignissen, sondern in jedem Moment des Lebens. Darum ist für ihn nicht nur dies und das, sondern jede Vereinigung von Stoff und Kraft, Physis und Psyche, die ganze Natur in ihrem steten gesetzmäßigen Entwicklungsgange ein ununterbrochenes Wunder, eine stete Prophetie. Das Wunder ist von diesem Standpunkt aus als theologischer Ausdruck für eine Erscheinung, deren Kausalzusammenhang dem menschlichen Geiste noch nicht zugänglich geworden ist, zu bezeichnen. Für den höher Entwickelten ist Alles wunderbar, auch das Kleinste; für den Unentwickelten nur Einiges und zwar aus dem Grunde, weil für den erstern ohne Ausnahme Alles nicht blos einen Kausalzusammenhang, sondern auch einen idealen Inhalt haben muß, der Unentwickelte dagegen Ausnahmen aus diesem allgemeinen Gesetze zugibt. Unsere Kenntniß der Naturgesetze ist indeß noch eine so beschränkte, daß man unbedingt zugeben kann, daß auch noch jetzt Naturerscheinungen möglich sind, die unsere ganze Erkenntniß für die Naturgesetze auf den Kopf stellen. So steht es Jedem frei, Erscheinungen, deren Kausalzusammenhang er nicht ergründen kann, als Wunder zu bezeichnen. Indeß muß es der wahre Christ als seiner selbst und des höchsten Wesens unwürdig halten, etwas anderes von Gott erwarten oder erbitten zu wollen, als dessen Mitwirkung zur Erreichung höherer, geistiger und ethischer Entwicklungsstufen, als eine in Glaube, Liebe, Hoffnung erglühende Annäherung an sein heiliges Wesen. Insofern bildet die Menschwerdung Gottes in Christo das höchste Wunder, die höchste Entfaltung von Gottes Wesen."

(Schluß folgt.)

Die ältesten Christusbilder.

III. Die Veronikasage.

Ein zweites Bild knüpft sich an die Geschichte der h. Veronika an. Auch diese Legende begegnet uns zuerst bei dem Kirchengeschichtsschreiber Eusebius, der bei Erwähnung der Stadt Paneas oder Cäsarea Philippi am Fuße des Libanon berichtet, daß dorther das aus den Evangelien (Mrk. 5, 25—34) bekannte blutflüssige Weib stammte. „Noch zeigt man," heißt es bei Eusebius wörtlich, „ihr Haus in der Stadt und ebenso steht noch als Denkzeichen der Wohlthätigkeit des Herrn gegen sie auf einem hohen Steine bei der Thüre des Hauses das eherne Bild eines Weibes, welches auf ein Knie niedergebeugt, einer Flehenden gleich, die Hände nach vorn ausstreckt. Gegenüber gewahrt man aus demselben Metalle aufrecht das Bild eines Mannes, welcher, mit einem Mantel anständig bekleidet, seine Hand gegen das Weib ausstreckt. Zu seinen Füßen an der Säule selbst wächst eine fremdartige Pflanze, welche bis an den Saum des metallenen Mantels hinaufgeht und ein Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten ist. Diese Mannesgestalt nun soll das Bild Jesu sein. Es hat sich auch bis auf unsere Zeit erhalten und ich habe es mit eigenen Augen gesehen, als ich diese Stadt besuchte."

In den aus dem Ende des vierten Jahrhunderts stammenden „Thaten des Pilatus", die überhaupt verschiedenen in den Evangelien unbenannten Personen, wie z. B. den zwei mitgekreuzigten Verbrechern, Namen geben, erscheint diese blutflüssige Frau zum ersten Male unter dem Namen Bernike. Dort heißt es nämlich, daß neben den Anklägern Jesu vor Pilatus auch viele Vertheidiger auftraten. „Unter diesen rief eine Frau, genannt Bernike, mit lauter Stimme: Ich litt an einem Blutflusse und rührte nur den Saum seines Mantels an und der Blutfluß, der bereits 12 Jahre gedauert hatte, stockte. Aber die Juden wiesen sie zurück und sagten: Nach unserem Gesetz kann eine Frau nicht als Zeugin auftreten."

In erweiterter und zum Theil ganz neuer Gestalt tritt uns die Veronikasage entgegen in einer Schrift, betitelt „Tod des Pilatus", die wahrscheinlich dem sechsten Jahrhundert angehört. Hier lesen wir folgende, überaus seltsame Geschichte: Kaiser Tiberius, durch eine schwere Krankheit heimgesucht, hörte von einem ausgezeichneten Arzte, Namens

Jesus in Jerusalem, der alle Krankheiten nur durch sein Wort heilen könnte. Nicht wissend, daß die Juden und Pilatus ihn bereits gekreuzigt hatten, schickte er seinen Freund Volusianus zu Pilatus, damit dieser den Arzt zu ihm sende. Pilatus erschrack und entschuldigte sich, Jesus sei ein Uebelthäter gewesen und auf den Rath weiser Männer von ihm gekreuzigt worden. Auf dem Wege nach seiner Herberge begegnete Volusianus einer Frau, Namens Veronika (der lateinische Namen für das griechische Bernike), einer Freundin Jesu und erfuhr von ihr, daß Pilatus aus Neid ihren „Herrn und Gott" in den Tod gegeben habe. Als nun Volusianus sein Leidwesen bezeugte, seinen Auftrag nicht ausrichten zu können, erzählte ihm die Frau, daß sie im Besitze eines Bildes des großen Wunderthäters sei. Da er oft Reisen gemacht habe, habe sie gesucht, wenigstens ein Bild von ihm zu bekommen, um sich in seiner Abwesenheit damit zu trösten. Wie sie gerade einem Maler ein Stück Leinwand habe übergeben wollen, sei der Herr darauf aufmerksam geworden und habe, ihren Wunsch zu erfüllen, ein Tuch verlangt, auf das er dann sein ehrwürdiges Gesicht abdrückte. Wenn nun, fügte die Frau hinzu, euer Kaiser das Bild mit Andacht anschaut, so wird er sogleich gesund werden. Volusianus wollte das Bild zuerst kaufen, aber Veronika antwortete ablehnend, erklärte sich jedoch bereit, nach Rom mit dem Bilde zu reisen, und der Erfolg der Reise war eine vollständige Genesung des Kaisers.

Noch weiter ausgeführt und voll von Unwahrscheinlichkeiten erscheint die Veronikasage in einer jüngeren Schrift, betitelt „Die Rache des Herrn". Vespasianus und Titus erscheinen hier als Zeitgenossen des Tiberius. Titus leidet am Krebs; sein Gesicht ist ganz verunstaltet. In Aquitanien begegnet er einem Juden, Namens Nathan, den er um ein Heilmittel befragt. Dieser erzählt ihm von einem Propheten, Namens Emanuel, der allerlei Kranke, unter Anderem auch eine Frau von einem Blutflusse, geheilt habe; nach seiner Hinrichtung durch die Juden sei er sogar von den Todten aufgestanden und wie er, Nathan, selbst gesehen, in den Himmel gefahren. Titus ist empört über die Gewaltthat der Juden und gelobt, alle zusammen zur Strafe hängen zu lassen. Kaum hat er diese Worte gesprochen, so wird er gesund, preist seinen Herrn und König, bittet um seine Hülfe, das Rachewerk zu vollführen und erhält von Nathan die Taufe im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Hierauf ertheilt er Vespasian den Befehl, mit ihm gegen die

Juden auszuziehen und beide nehmen an den Juden blutige Rache. Dem Tiberius, der in Rom am Aussatze leidet, machen sie Mittheilung, wie er wieder seine Gesundheit erlangen kann, und nun kehrt die frühere Geschichte von der Sendung des Volusianus wieder, nur mit der Neuerung, daß sich auch Tiberius taufen läßt. In dieser Gestalt treffen wir die Legende auch in einer angelsächsischen Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert.

Im siebenten Jahrhundert berichtet der antiochenische Chronograph Johannes Malola, daß Veronike — so heißt bei ihm das blutflüssige Weib — den Herodes Antipas um seine Zustimmung ersucht habe zur Errichtung des Bildes in Paneas und theilt den diesfälligen Brief mit. Durch Kaiser Maximianus, nach Anderen durch Kaiser Julianus, sei dann das Bild weggenommen und vernichtet, durch die Gläubigen aber aus den übrig gebliebenen Fragmenten wieder hergestellt und in ihrer Kirche aufgestellt worden und Malola versichert, es selbst noch gesehen zu haben. Spätere Legenden wissen noch mehr über die h. Veronika zu berichten; nach den einen soll sie mit Amatus, der Knecht bei Maria und Joseph war, nach Gallien gegangen sein, nach den andern mit 50 Jünglingen und Jungfrauen zu Antiochien den Märtyrertod gefunden haben. — Am bekanntesten ist die Veronikasage bei uns in ihrer jüngsten Gestalt, nach welcher die Heilige dem Herrn auf dem Wege nach Golgatha ihren Schleier soll angeboten haben, um das Blut und den Schweiß von der Stirne zu wischen, wodurch sein Gesicht auf dem Tuche abgedrückt wurde.

Das Bild der Veronika soll durch testamentarische Verfügung dem Klemens, dem angeblichen Nachfolger des Petrus in Rom, vermacht worden und dadurch in den Besitz der Päpste gelangt sein. Papst Johann VII. schenkte es der Peterskirche und dort wird es heute noch an jedem Osterfeste dem Volke feierlich gezeigt, aber aus solcher Höhe, daß man selbst mit dem Fernglase die Züge nicht deutlich erkennen kann. Im Mittelalter war man so vollständig überzeugt von der Wahrheit der Veronikasage, daß man ein wahres, treues Christusbild einfach eine Veronika nannte und zwar verstand man darunter seinen Christustypus, der den Märtyrer darstellt mit den ausgeprägten Leidenszügen — einen Typus, der zwar in der äußeren Gesichtsformation mit dem morgenländischen Abgartypus übereinstimmt, aber eben den Dulder vorführt, wie jener den Lehrer der Menschheit.

Betrachten wir nun auch die Veronikasage und ihre Entwicklung etwas näher, so ist für's Erste der Name der blutflüssigen Frau als Veronika zu streichen. In den Evangelien ist die Frau unbenannt und erst im vierten Jahrhundert erscheint sie mit einem Namen, der aber ganz unverkennbar den Gnostikern entlehnt ist. Nach dem genialsten gnostischen Systeme des Valentinus entströmen dem göttlichen Urgrunde, dem Bythos, paarweise göttliche Kräfte, die Aeonen, zuerst acht, dann zehn, endlich zwölf und der letzte weibliche Aeon der heiligen Zwölfzahl ist die Sophia (Weisheit), die von einer feurigen Leidenschaft zu dem göttlichen Urgrunde ergriffen wird und ihn in wilder Brunst zu erfassen sucht, bis sie von dieser Leidenschaft durch einen Aeon geheilt wird, der in den gnostischen Systemen die Stelle von Jesus vertritt. Jene Sophia nun hat wegen der von ihr ausströmenden heißen Brunst den Zunamen prunike, d. h. wollüstig, geil, also Sophia prunike; und Origenes sagt ausdrücklich, daß diese Sophia prunike nach der Meinung der Gnostiker vorgebildet sei in dem Weibe, das zwölf Jahre am Blutflusse litt. Der Blutfluß ist die Leidenschaft der Sophia und die zwölf Jahre ihres Leidens sind ein Symbol der letzten zwölf Aeonen. So ist es denn ziemlich sicher, daß der symbolische Namen der Gnostiker unter den Christen zu einem Eigennamen wurde. Das blutflüssige Weib hieß Prunike, Beronike, Veronika. Die spätere Zeit liebte es ja ohnehin, den unbenannten Personen der heiligen Geschichte Namen zu geben; hier kam dann aber auch noch die Verwechslung hinzu mit einer heidnischen Tochter, Namens Bernike, die der Herr nach einer christlichen Schrift des zweiten Jahrhunderts in Tyrus geheilt haben soll. Jedenfalls hat die Heilige des 4. Februar, die h. Veronika, wie so manche andere Heilige des Kalenders niemals existirt.

Und wie verhält es sich nun mit dem Bilde? Es erscheint in der ersten Gestalt der Sage als ein ehernes Standbild, in der späteren, entsprechend der Abgarlegende, als Bild auf einem Tuche. Dort ist es ein Denkmal für erfahrene Hilfe; hier wird es zum Zaubermittel für künftige Heilungen. Es sind also eigentlich zwei ganz verschiedene Sagen, die nur durch die beiden gemeinsame Person der Veronika zusammengehalten werden. Daß jenes Bild in Paneas eine Christusstatue war, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die Evangelien berichten uns mit keiner Silbe, daß das blutflüssige Weib eine Heidin war und aus Cäsarea Philippi stammte, sie sagen vielmehr, dieselbe habe ihr ganzes

Vermögen für die Aerzte verwendet, so daß schwer begreiflich ist, woher sie das viele Geld zur Errichtung eines großen Denkmales, zweier eherner Bildsäulen hätte nehmen können. Man hat daher gewöhnlich in jenem Standbilde ein Monument zu Ehren eines römischen Kaisers gesehen, Hadrians oder des Antoninus Pius, während die Frau das Sinnbild einer geretteten Provinz sein sollte. Dagegen aber spricht der Umstand, daß das Bild nicht auf einem öffentlichen Platze, sondern vor der Wohnung einer Privatperson stand und es gewinnt eine andere Erklärung alle Wahrscheinlichkeit für sich. Mit der männlichen Gestalt ist kein anderer als Asklepias, der Gott der Heilkunde, gemeint, auf welchen schon die offizinelle Pflanze am Fuße hindeutet. Das Weib ist zwar schwerlich Hygieia, viel eher eine von einer Krankheit gerettete heidnische Frau, welche das Erzbild zum Danke für ihre Heilung aufstellte. Mit Jesus hat es also nichts zu thun; aber es ist leicht erklärlich, wie sich an dasselbe eine christliche Legende anknüpfen konnte.

Die andere Gestaltung der Veronikasage überrascht durch ihre Aehnlichkeit mit der Abgarsage, nicht nur im Grundgedanken, sondern auch in einzelnen Nebenzügen. In beiden Legenden tritt ein sehnsüchtiges Verlangen hervor nach einem Bilde Jesu, das denn auf die gleiche eigenthümliche Weise erfüllt wird, indem der Herr sein Antlitz in ein Tuch drückt. In beiden Legenden leidet ein Fürst an einer unheilbaren Krankheit, die bei dem Anblicke des Bildes verschwindet. In beiden Legenden sollen die Juden für ihr an Jesus begangenes Unrecht gestraft werden, Abgar wird an dem beabsichtigten Strafgericht gehindert, aber Vespasianus führt es aus. Und auch die jüngste Gestalt der Veronikasage, nach welcher der Herr auf dem Wege nach Golgatha mit dem Tuch sein blutüberströmtes Gesicht abtrocknet, stimmt ja ganz auffallend mit einer spätern Variation der Abgarsage. Nehmen wir zu diesen Parallelen, die sich noch weiter ausführen ließen, auch noch den Umstand hinzu, daß die eigentliche Veronikasage im Abendlande erst im sechsten Jahrhundert erscheint, während wir ihrem Kerne im Morgenlande viel früher begegnen, so ist der Schluß naheliegend, daß sie nichts anderes ist als die ins Abendländische übertragene Abgarsage und uns daher ebenso wenig Anhaltspunkte über das Aussehen Jesu gibt, wie diese. Es sind also wirklich nur Legenden, auf die sich die zwei Hauptformen der Christusdarstellungen stützen, der byzantinische Typus nach den Abgarbildern: Christus der Weltlehrer, mit ernstem und ruhigem Gesichtsausdruck; der

römische Typus nach den Veronikabildern: Schmerzbewegte Züge des Märtyrers in der Steigerung als Ecce homo mit der Dornenkrone.

Vor ungefähr zehn Jahren sah man überall in den Buchläden Holzschnitte und Photographien eines dritten Bildes ausgestellt, das als das einzig richtige Porträt des Herrn bezeichnet wurde, abgenommen von einem Schnitte in Smaragd, welchen Papst Innozenz VIII. vom Sultan erhielt zur Loskaufung seines Bruders, der ein Gefangener der Christen war. Diese Unterschrift ist ein seltsames Gemenge von Irrthümern, der Stein jedoch selbst nicht alt, sondern höchst wahrscheinlich von einem jener italienischen Künstler geschnitten, die sich am Hofe Mohammeds II. aufhielten. „Da das Bild also erst aus dem 15. Jahrhundert stammt, kann es durchaus keinen Anspruch auf Originalität erheben." (Hauck.)

So lassen uns also die bekannten Beschreibungen und Bilder vollständig im Unklaren über das Aussehen des Herrn und wir müssen uns in dieser Hinsicht trösten mit den Christen der alten Zeit, die nicht besser orientirt waren. Noch im vierten Jahrhundert sagte der Kirchenvater Augustinus: Das Antlitz des Herrn im Fleische wird auf unzählig verschiedenartige Weise dargestellt; wie sein Antlitz war, ist uns gänzlich unbekannt. Und der gelehrte Patriarch von Konstantinopel, Photius, fügt hinzu: Die Bilder Jesu bei den Römern, Indern, Griechen und Aethiopiern sind verschieden, weil jedes Volk behauptet, Christus sei in seiner Gestalt erschienen; d. h. die Bilder Jesu sind Phantasiebilder, den einzelnen Volkstypen entnommen. Wir werden daher nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß die verschiedenen Legenden ihre Entstehung dem Bestreben verdanken, für einen der vielen Christustypen die Originalität zu beweisen und wir haben uns noch zu fragen, wie derjenige Typus entstanden ist, der unter dem Einflusse dieser Legenden allgemeine Anerkennung gefunden hat und dem sich auch bis in die neueste Zeit alle Maler angeschlossen haben. Auf diese Frage wie auf so viele Fragen über das Leben und die Anschauungen der ersten Christen geben uns die in jüngster Zeit so eifrig betriebenen Untersuchungen in den römischen Katakomben ausreichende und befriedigende Antwort. **P. B.**

Redaktor: Pfr. F. **Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. | Nro. 13. | 23. Juni.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Wie stellen wir der Jugend die Geschichte vom Sündenfall dar?

„Ihr habt, meine Lieben, vernommen, wie Gott der Herr den ersten Menschen einen Garten von ungewöhnlicher Schönheit zum Aufenthalt gab. Wir folgten dem Lauf der dabei genannten Flüsse Euphrat und Tigris und suchten dieses Paradies in dem heute noch sehr fruchtbaren Mesopotamien, das früher aber durch viel reichern Pflanzenwuchs ausgezeichnet und zudem die alte Heimat der Hebräer war. Als Herr über alle Thiere, die im Garten Eden friedlich beisammen wohnten, wandelten Adam und Eva durch die schönen Baumgründe hin; was da wuchs und gedieh, fiel ihnen als reichlicher Lohn für die geringe Mühe zu, so gesegneten Boden zu bauen und zu bewahren."

Wenn wir aber die ersten Menschen also in einer glücklichen Umgebung finden, die das Bild sorglosen und angenehmen Lebensgenusses darbietet, so werden wir schnell genug durch die weitere biblische Erzählung daran erinnert, daß ein solch ungetrübtes und uneingeschränktes Lebensglück dem staubgebornen Menschen nicht beschieden ist. Ein Baum zwar ist es nur, davon Adam und Eva nicht genießen sollen, doch er steht mitten im Garten und ist von bedeutsamer Art. Wer von ihm ißt, gewinnt die Fähigkeit, Gut und Bös zu unterscheiden. Nicht mehr in kindlich unbefangener Art lebt er dahin, ein glücklich Naturwesen in

Harmonie mit der übrigen Schöpfung. Er wird der sittlich-geistigen Welt bewußt, die Gegensätze tiefer Art in sich birgt, den Menschen in Kämpfe und Entscheidungen hineinführt, die theilweise zwar nur in der eigenen Brust ausgekämpft werden müssen, aber schwerer sind als aller Widerstreit gegen die Naturgewalten. Davor, so müssen wir der biblischen Erzählung entnehmen, will Gott den Menschen bewahren und verbietet ihm deßhalb, zu essen vom Baum der Erkenntniß von Gut und Bös.

Wie leicht muß es dem Menschen nicht fallen, diese kleine Einschränkung zu dulden? Das Viele, was ihm gewährt ist, wird ihn doch wohl diese eine Schranke verschmerzen lassen, die ihm gesetzt wurde? Ja, wenn nur zwei Eigenschaften des menschlichen Herzens nicht wären, der menschliche Eigenwille und das menschliche Freiheitsbedürfniß. Wie schwer ist es aber jenem, selbst den höchsten göttlichen Willen neben oder gar über sich zu ertragen, wie schwer diesem, auch nur die wohlthätigste Schranke zu dulden. Drum ist auch die Versuchung klug genug, hier gerade den Menschen anzufassen. Von außen tritt sie an ihn heran, doch sie wird erst dadurch dem Menschen gefährlich, daß sie mit seiner innern Neigung sich verbinden und sein Wollen auf verkehrte Bahnen lenken kann. „Ist dem also, daß Gott gesagt hat, ihr sollt nicht von allen Bäumen im Garten essen?“ fragt das Thier, das um seiner züngelnden, glatten und zugleich geheimnißvollen Art willen hier so passend zum Träger der Versuchung gemacht wird? Wir essen von den Früchten im Garten, erwiedert das Weib und fährt, Gottes Befehl übergenau wiederholend, fort: „aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret ihn auch nicht an, daß ihr nicht sterbet“. „Keineswegs,“ so setzt nun die Schlange bestimmter ein, nachdem sie ihre erste Frage scheinbar unbefangen gethan, „werdet ihr sterben, denn Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, euere Augen werden aufgethan und daß ihr wie Gott sein und wissen werdet, was gut und bös ist.“ Die Gewißheit, womit die Versucherin das ausspricht und die Erniedrigung Gottes, als ob auch in ihm menschlicher Neid im Spiele sei, weckt den Zweifel in Eva. Indem sie „den Baum anschaute, daß er gut war, davon zu essen und begehrenswerth anzusehen“, d. h. sich in's Anschauen des Baumes verloren, hatte sie schon der Sünde Raum gegeben. Unbeachtet hat während des Betrachtens die herantretende Versuchung mit dem

Eigenwillen ihres Herzens sich verbunden und dem Geiste die verkehrte Richtung gegeben, das zu begehren, was Gott verbot. Der sündige Gedanke wird zur sündigen That; Eva nahm von des Baumes „Frucht und aß, und gab dem Mann bei ihr auch davon und er aß".

Was ist natürlicher, als wenn Euch nun in der Bibel erzählt wird, daß Scham und Furcht zugleich über diejenigen kam, die Gottes Gebot übertreten. Daß der stille Friede ihres Gemüthes, die innere Einheit mit Gott in der von ihm getragenen Schöpfung aus ihrer Brust gewichen ist, schildert die Bibel ächt menschlich: „Als sie Gottes, des Herrn, Geräusch hörten, wie er im Garten wandelte, gegen die Kühle des Tages hin," da fühlen sie sich nicht mehr beseligt in Gottes Nähe, sondern sie verbergen sich vor seinem Angesicht unter den Bäumen des Gartens. Der nun ergehende Ruf Gottes an Adam: Wo bist du? ist der Ruf, der durch's Gewissen jedes Menschenherz erreicht, das sich auf den Boden der Sünde hinausgestellt hat, und eine Mahnung zugleich, sich klar zu machen, wo man steht, um eiligst umzukehren. Adams Entschuldigung aber: „Ich hörte deine Stimme im Garten und fürchtete mich, denn ich bin nackt und darum verbarg ich mich," kennzeichnet sie nicht so recht den sündigen Menschen, der nackt und blos vor dem alles durchdringenden Auge seines Richters steht? Denn die Nacktheit des Leibes braucht sich nicht vor ihrem Schöpfer zu schämen, so lange dieser Leib in seiner Würde erhalten bleibt, die er von seinem Schöpfer empfangen und nicht zum Werkzeug der Sünde erniedrigt wird.

Adam, durch Gottes bestimmte Frage gedrängt: „Hast du denn von dem Baume gegessen, davon ich dir gebot, du sollst nicht davon essen?" hat, einmal auf den Weg unwahrer Ausflüchte hinausgelangt, nicht den Muth, seine eigene Schuld rückhaltlos einzugestehen. Als ob er, der sich doch als der männliche, zugleich als stärkern Theil achtet, dadurch von der eigenen Sünde entlastet würde, klagt er Eva an: „Das Weib, das du mir zugesellet, gab mir von dem Baume und ich aß," und richtet damit noch einen versteckten Vorwurf gegen Gott, der ihm die Lebensgefährtin gegeben. Daraus folgt auch hier die mahnende Lehre, daß der Mensch, einmal vom Weg der Wahrheit abgetreten, nicht mehr dafür bürgen kann, wohin der irrende Fuß ihn leitet.

Wie des Mannes Thun aber so vielfach und bedeutsam zurückwirkt auf des Weibes Lebensführung, sehen wir auch Eva den Ränken

Adams mit der Entschuldigung folgen: „Die Schlange hat mich verführt, daß ich gegessen habe.“

So suchen die Menschen durch Ausflüchte noch einer Strafe zu entgehen, welche sie ja schon erreicht hat. Denn diese zagende und irrende Art derer, die vorher in Gottes Nähe sich wohlgefühlt und nun vor Furcht und Scham sich verbergen, ist das deutliche Kennzeichen eines seinem Frieden entfremdeten Gewissens. Wie unsicher sind nun die Schritte derjenigen, die erst noch in ruhiger Sicherheit dahinwandelten, die unbewußte Klarheit des Geistes ist durch Schuld getrübt, das aus seinem festen Untergrund entrückte Herz findet Gottes bekannte Spur nicht mehr allüberall und ist verzagt, die gefürchtete Strafe ist ergangen. So fürchtet der Lügner in thörichter Furcht, von andern in seiner Lüge gefangen zu werden, da bereits die Lüge ihn gefangen hält. Der Dieb flieht das Gefängniß und ist bereits gebunden in seiner Schlechtigkeit; der Mörder zittert, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen zu werden und ist bereits losgerissen von allem dem, was das Leben unter Menschen werth und edel macht. Fast wie bei einer meßbaren Größe könnte ein tiefbeobachtender Geist an der Sünde nachweisen, daß der Mensch für jede Sünde die Strafe unmittelbar an sich selber erfährt, indem er gerade so viel in seinem Werthe sinkt, als er schlecht gesonnen, geredet und gehandelt hat. Das Schlechte geht nicht spurlos an uns vorüber. Es nimmt uns von unserm Selbstwerth, macht unser geistiges Auge trüb und raubt uns von der Farbenpracht der geistdurchwehten Welt. Stumpf stehen wir da bei tausend Dingen, die uns zu hohem Genuß gegeben sind, die edelsten Töne des Menschenlebens finden in uns keinen belebenden Wiederhall, wir sind gestraft für unser Thun, genugsam bestraft. Nur im Zusammenhang mit dieser innern Strafe gewinnt, was äußerlich noch für unsere Sünde folgt, seine bestimmte von Gott gewollte Bedeutung und diese innere Strafe lesen wir nun auch noch aus dem heraus, was nach unserer Erzählung über Adam und Eva äußerlich verhängt wird. (Schluß folgt.)

Zwingli-Denkmal.

Am 8. Juni hat das Zwingli-Denkmal-Komite zahlreich, ja beinahe vollzählig versammelt, mit Einmuth den Beschluß gefaßt, die Ausführung des Denkmals auf Grund eines eingegangenen Modells Herrn Bildhauer

Natter in Wien zu übertragen. Es liegen zwei Modelle vor, neben dem Natter's eines von Schlöth, das aber noch weit weniger als die beiden früher angefertigten des gleichen Künstlers befriedigte. Gewiß hätten Alle sich herzlich gefreut, wenn die Ausführung des Denkmals für den größten Schweizer auch von einem Schweizer Künstler hätte besorgt werden können; aber die Gerechtigkeit erforderte unbedingt, daß Natters Modell der Vorzug gegeben werde. Bildhauer Kißlings neues Modell konnte nicht mehr in Betracht gezogen werden, weil sein erstes von weiterer Konkurrenz ausgeschlossen worden war. Natters Zwingli-Statue ist ein großer, wahrhaft genialer Wurf und wird uns ein Werk liefern, dessen nicht nur wir uns von Herzen freuen können, sondern an dem noch kommende Jahrhunderte sich erbauen werden. Zwingli steht in ruhiger, imposanter Haltung da, mit der Rechten drückt er die Bibel an's Herz, mit der Linken, die dicht unter der rechten Hand, hält er entschlossen den Knauf des Schwertes gefaßt. Die Hände sprechen durch Haltung und Modellirung in wundervoller Weise die höchste Thatkraft aus und doch sind sie so ruhig, natürlich, in keiner Weise forcirt. Außer vor Lionardo's Abendmal hat mich noch vor keinem Bilde wie vor diesem Zwingli der geistige Ausdruck, der in den Händen liegt, so mächtig ergriffen. Die Bibel ist nun entschieden zur Hauptsache geworden, das Schwert hält Zwingli bloß in der Linken, auch tritt es etwas zurück, wie es sich ziemt; man fühlt, nur die herbe Nothwendigkeit hat es Zwingli in die Hand gedrückt und er braucht es nur, um für das zu fechten, was er aus der Bibel für Recht und Wahrheit erkannt hat.*) Das Antlitz Zwingli's ist aufwärts gerichtet, die Portraitähnlichkeit ist frappant, die Züge sind stark ausgearbeitet, hart, ja derb. Zwingli ist kein ordinärer Heiliger, er ist der entschlossene Mann der kühnen That, der aber in ernstem Geistesringen mit seinem Gott zu Rathe geht, ehe er zum Werk schreitet. Das wird auch der schlichte Mann aus dem Volk fühlen, wenn er in dieß Antlitz schaut. In herrlicherer Weise haben wir tiefste Frömmigkeit und gewaltige Thatkraft noch nie vereint dargestellt gesehen als in diesem Zwingli. Die Gestalt ist prachtvoll und wahrhaft ergreifend durch ihre Einfachheit und Ruhe. Das Problem des Faltenwurfs des Kirchenrocks ist sehr gut gelöst, kurz das ganze Bildwerk verspricht ein Kunstwerk ersten Ranges zu werden, ein Werk von ächt monumentaler Größe und Ruhe, alles bloß Theatralische, nur auf den

*) Das Schwert repräsentirt zugleich den Staat, welcher der Kirche zur Seite steht.

augenblicklichen Effekt Berechnete, ja selbst alles bloß Malerische ist vermieden, der reinste, edelste plastische Styl ist innegehalten. Solch' ein Werk wird gewinnen, je öfter man es betrachtet, es wird unserm Geschlecht und den kommenden Generationen das Verständniß der Person und des Werkes unseres Zwingli aufschließen. Da steht der religiöse, politische und soziale Reformator, der Geisteskämpfer für die Freiheit auf allen Lebensgebieten vor uns, — und zugleich der Märtyrer der Wahrheit und der Freiheit.

Diesem Entwurf konnten Alle mit wahrer Begeisterung zustimmen, und es war erhebend nach elfjährigen Bemühungen, die mehr als einmal erfolglos im Sande zu verlaufen drohten, endlich in künstlerischer Hinsicht so unerwartet glücklich am Ziel uns angelangt zu sehen.

Natter's Zwingli wirkte so überwältigend, daß beschlossen wurde, mit dieser Statue allein sich zu begnügen, ihr einen Granitsockel zu geben und auf dessen Schmuck mit Reliefs zu verzichten.

Mögen nun auch noch die nöthigen Geldmittel sich finden, um das in edler Einfachheit groß geplante Werk würdig ausführen zu können und so eine Pflicht der Dankbarkeit gegen unsern größten und edelsten Eidgenossen zu erfüllen. **C. W. K.**

Die Religion,

betrachtet vom Standpunkt der real-genetischen Sozialwissenschaft,

oder

„Versuch einer natürlichen Theologie."

(Schluß.)

Indem die aufgeführten Sätze durch ihre Klarheit und Schärfe von selbst überzeugen, verzichten wir auf weitere Bemerkungen und erwähnen als Uebergang zur Lehre von der Kirche noch Kap. VII. des Buches: „Das metaphysische Bedürfniß des Menschen", oder theologisch ausgedrückt: Das natürliche Bedürfniß, die Naturnothwendigkeit, sich auf ein Göttliches beziehen zu müssen. Das „„Unsichtbare"" ist nicht nur dem religiösen Gebiete eigen; dieses Prädikat kommt auch der Natur zu. Hier wie dort gibt es Kräfte und diese sind an und für sich ihrem Wesen nach unsichtbar. Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit sind also nicht spezifische Eigenschaften einerseits der Natur, anderseits der Religion;

sie sind beiden gemeinsam, der Unterschied ist kein absoluter, sondern nur ein relativer, potenzieller.

Aehnlicherweise hat es mit dem „Ewigen" nicht nur die Religion zu thun, als ob die „Welt" sich nur mit dem „Zeitlichen", Vergänglichen beschäftigte. Es gibt in der Welt ein Gesetz von der Erhaltung der Kraft, von immerwährender Bewegung, von unendlichen Zeitrechnungen in der Mathematik, von Ewigkeit des Stoffes. Der Unterschied besteht nur darin, daß jene, die geistig persönliche Kraft, eine höhere ist, als jede andere; ewig sind alle Kräfte. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele entspricht dem neu entdeckten Gesetz der Erhaltung der Kraft, aufgefaßt in höchster geistig-persönlicher Potenz. Anderseits ist aber auch die Kirche der Zeitlichkeit, Vergänglichkeit und Sichtbarkeit theilhaftig, wie alles Weltliche.

Man sagt: die Religion beschäftige sich allein mit dem „Unendlichen", jede andere Erkenntniß sei Stückwerk. Aber auch Naturkunde, Mathematik und Logik setzen die Unendlichkeit des Raumes, der Zeit und Potenz voraus. Die Religion allerdings gründet sich selbst auf das Absolute und schöpft aus der höchsten Quelle; die Wissenschaft ergründet nur den Zusammenhang dieser Thatsache. Aber zwischen dem Geiste Gottes, dem Geiste Christi und dem menschlichen Geiste besteht nur ein potenzieller, kein absoluter Unterschied. Und derselbe Geist offenbart sich auch in der Natur.

Weil der Mensch aus der niederen anorganischen und organischen Welt sich allmälig emporgehoben hat, so muß auch die anorganische und organische Welt sich in Zeit, Raum und Potenz methaphysisch verhalten, sich auf Gott beziehen. Und wirklich strebt auch jeder anorganische Körper, sich ewig in's Unendliche zu bewegen, sowie sich höher zu potenziren. Der Unterschied besteht nur darin, daß es in der anorganischen Welt sich als unbewußtes, mechanisch nothwendiges Streben zur Unendlichkeit und Ewigkeit kund thut, in der organischen Welt als dunkles Streben zur Vervollkommnung, in der psychophysischen Sphäre als halbbewußtes, ahnungsvolles Suchen nach einem höhern Ideal hervortritt, bis es im religiösen Bewußtsein als christliche Auffassung eines persönlichen Gottes gipfelt, auch dieses in mannigfacher Abstufung. Vielleicht gibt es Wesen, die zufolge ihrer höheren Begabung und Entwicklung Gott noch näher stehen, als wir Erdbewohner. Aus den angeführten Gründen gibt es und kann es keinen Menschen geben,

der nicht nach irgend welcher Richtung hin ein metaphysisches Streben (religiöses Bedürfniß) an den Tag legte. Ist das religiöse oder metaphysische Bedürfniß noch nicht auf der höchsten menschlichen Stufe, der christlichen, angelangt, so sucht es auf andere Weise, auf Seitenwegen, seinem natürlichen Drange zu genügen durch Kunst, Wissenschaft, soziale Wechselwirkung 2c. Doch nur die christliche Erhebung zu Gott vermag volles Genüge, volle Befriedigung zu leisten, weil diese eine allseitige und zugleich auf das höchste ideale Prinzip gerichtete ist. Atheismus beweist nur den Mangel an religiösem Sinn. Ein Ideal aber muß der Mensch haben und wäre es zuletzt kein höheres, als sich selbst. Das niederste Ideal ist die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit; das höchste der persönliche Gott, Zentralkraftherd des gesammten Weltorganismus.

Ueber die Kirche spricht sich Lilienfeld etwa folgendermaßen aus:

Die christliche Kirche ist ein realer Organismus. Wie jeder Naturorganismus, wie der Organismus der gesammten Menschheit aus Zellen, Geweben, Organen und Organsystemen besteht, so auch die christliche Kirche. Christus ist anzusehen als die gottdurchdrungene Zentralzelle, die einzelnen Gläubigen als die Einzelzellen, kleinere Verbindungen, Sekten, Richtungen als Gewebe und die größern Kirchen als Organe. Wenn die Einzelorganismen sensorische, motorische und Erkenntniß-Nervenfäden und -zentren besitzen, so nicht minder die Kirche. Die große Menge der mehr nur passiv sich verhaltenden Laien stellen die sensorischen, Missionare und Priester die motorischen, die Theologen die Erkenntniß-Nervenelemente dar. — Zur Vermittlung der Reflexe unter den Einzelzellen dient bei den Naturorganismen eine Zwischenzellensubstanz. Als solche müssen in der Kirche Wort und Sakrament angesehen werden (Kap. II).

Das Naturgesetz der Integrirung und Differenzirung, der Individuation und Solidarität macht sich auch hier in vollem Maße geltend. Christus das Individuum und Christus der Weltheiland, — ohne diese beiden Faktoren läßt sich das Christenthum nicht denken, wie auch in der Natur kein Organismus ohne Zelle und ohne Solidarität aller Zellen. Scheidet man den historischen Christus aus, so verliert nicht blos die ganze Heilsgemeinschaft ihren Zentralschwerpunkt, sondern auch ein jeder Einzelne fühlt sich als Individuum metaphysisch geschwächt, ohne äußern und innern Halt, ohne religiöse Stütze. Wird dagegen die

Bedeutung Christi als Weltheiland geschwächt, so erleidet der Faktor der Solidarität eine Rückbildung. Es fehlt das Zentralorgan und der Organismus zerfällt. — Einheit und Mannigfaltigkeit, Individuation und Solidarität ist ein nothwendiges Naturgesetz. Wo der eine Faktor auf Kosten des andern überwiegt, treten krankhafte Erscheinungen hervor, Mönchs- und Eremitenleben, oder Oberflächlichkeit ohne innern, geistigen Halt. Der Unterschied zwischen der römisch-katholischen und der protestantischen Auffassung der Kirche besteht darin, daß erstere eine mehr äußerliche, letztere eine mehr innerliche ist. In jener überwiegt allzu stark der Zug nach Solidarität, in dieser derjenige der Individualität.

Das Christenthum stellt uns die Vereinigung des wahrhaft Göttlichen mit dem wahrhaft Menschlichen sowohl in der historischen Person Jesu, als auch in der christlichen Kirche dar und es muß das Menschliche, Leibliche, Fleischliche in beiden Fällen den Weg alles Fleisches gehen. Der innere Widerspruch, mit dem die Theologie in sich selbst und mit der Wissenschaft zu kämpfen hat, ist der, daß sie das wahrhaft Menschliche weder in Christo noch in der christlichen Kirche mit allen Konsequenzen hat anerkennen wollen, obgleich sie das Prinzip selbst auf ihrem Schilde ausdrücklich trägt. So lange diese Widersprüche nicht gelöst werden, birgt die Kirche den Todeskeim in sich.

Wie das Leben der Naturorganismen sich kund gibt in physiologischen und morphologischen Prozessen, gleicherweise ist das in der Kirche der Fall. Die kirchliche Physiologie oder Wechselwirkung vollzieht sich durch Glaube, Liebe, Hoffnung, wobei der Liebe zentrale Bedeutung zukommt. Auf diese physiologische Periode folgt im Leben der Kirche die ebenso nothwendige morphologische oder dogmenbildende, gliedernde und abgrenzende. Aber auch hier darf sich die morphologische Seite nicht auf Kosten der physiologischen ausbilden, sonst wird der Buchstabe den Geist tödten, das Gesetz den Glauben, das Recht die Sitte, die äußere Form das innere Leben. Auf diesem gefährlichen Wege ist die katholische Kirche. Die entgegengesetzte Gefahr liegt in der allzu großen Schwächung des morphologischen Elementes. Die Ungebundenheit, Schranken- und Formlosigkeit führt zu einer Verschwommenheit aller Beziehungen und zur vollständigen organischen Auflösung. Und darin bestehen gerade die Schwächen und Gefahren der protestantischen Auffassung der Kirche. Je formloser und unbestimmter die Lehren, desto mehr Sekten, desto schwächer die protestantische Kirche nach außen.

Kap. X übergehen wir als gar zu unklar und hypothetisch. Es handelt von geistigem Aether resp. von der Engellehre und von der Unsterblichkeit. Es sei nur erwähnt, daß die Unsterblichkeit zurückgeführt wird auf das allgemeine Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft.

Ueber Erziehung handelt Kap. XIII, welches wir gar zu gerne in extenso mittheilen möchten, so wahr und zeitgemäß ist es. Der Verfasser spricht sich ungefähr folgendermaßen aus: Der Glaube ohne Wissen ist blind; das Wissen ohne Glaube ist leer. Von unsagbarem Nachtheil war die Zweitheilung der menschlichen Erkenntniß, auf Vernunft und Wissen einer-, auf Offenbarung und Glauben anderseits. Die ganze katholische Kirche hat auf diesem verderblichen Grunde weiter gebaut und zum Theil auch die protestantische mit der Lehre vom Wunder als Aufhebung der Naturgesetze, von der absoluten Gnadenwahl und magischen Wirkung der göttlichen Kraft. Diese Kluft muß überbrückt werden. Die Schuld derselben liegt auf beiden Seiten, der theologischen und naturwissenschaftlichen, nämlich darin, daß sie sich zu wenig oder gar nicht mit dem sogen. gegnerischen Gebiete beschäftigen. Unbegründete Angriffe gegen den Darwinismus, gegen die „Affentheorie" haben der Religion, insbesondere dem Protestantismus, unendlich geschadet. Das Wesen des Protestantismus besteht gerade in der freien Forschung. Verleugnet er diese, so hört seine Berechtigung gegenüber dem Katholizismus auf. Alles Wissen ist freilich Stückwerk; aber mit der Geringschätzung des Wissens geht gar leicht Hand in Hand Denkfaulheit und Ignoranz. Einfalt des Herzens und Unwissenheit sind zwei ganz verschiedene Dinge. Jene bezieht alles auf Gott. Betrachten wir die Natur, suchen ihre Gesetze und bringen sie in Einklang mit dem Christenthum, so handeln wir christlich und urtheilen milder.

Dieser Riß zwischen Glauben und Wissen, Naturkunde und Religion findet sich nicht nur in den höhern, wissenschaftlichen Sphären, er geht bis in die untersten Schichten und in die Schule. Man muß sich nicht wundern, daß so wenig, sondern daß noch so viel Religion zu finden ist. Was der wissenschaftliche Lehrer als Grundlage darstellt, wird vom Religionslehrer als leer, unsicher, nichtsnutzig bezeichnet und umgekehrt. Von der Elementar- bis zur Hochschule geht dieser verhängnißvolle Zug, der die Köpfe der Jugend verwirrt und ihre Herzen, sie zu charakterlosen, blasirten Menschen heranzieht. Dieser Widerspruch muß vor Allem in der Wissenschaft gelöst werden. Nach dieser Lösung hat sich dann der

Lehrplan in der Schule zu gestalten. Es müssen alle drei Sphären der menschlichen Erkenntniß, der naturwissenschaftlichen, der sozialen und der religiösen auf allen Erziehungsstufen vertreten sein.

So redet Lilienfeld. Wir danken ihm für dieses gehaltvolle Buch, das wohl manche Gegner, aber auch viele Freunde finden wird. Wir haben mit Obigem weniger eine kritische Rezension beabsichtigt, als vielmehr einige kurze inhaltliche Andeutungen des 592 Seiten umfassenden Buches, um dadurch zur Lektüre des Werkes selbst anzuregen. Wir schließen wohl im Sinne des Verfassers mit dem Rufe: Auf, ihr Männer der freien Wissenschaft auf allen Gebieten, der Theologie und Naturwissenschaft! Reicht euch die Hand! Eine Vereinigung ist möglich und sie ist so nothwendig für das Leben in der Gegenwart sowohl gegenüber einer dualistischen Orthodoxie, welche Gott und Welt, Glauben und Wissen aus einander reißt, als auch gegenüber einer gottlosen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, welche den sittlichen und idealen Gehalt unseres Volkes vernichtet. **H. L.**

Rundschau.

Zürich. Am 13. Juni versammelte sich in Zürich zur alljährlichen Sitzung die ascetische Gesellschaft Zürcher Geistlicher. Herr Kirchenrath Heer referirte über den „Religionsbegriff der Ritschel'schen Schule", indem er das Theologische Ritschl's beleuchtete. Das treffliche Referat soll dem Jahresberichte der Gesellschaft beigedruckt werden, zugleich mit einer Kritik dieser Schule, die der Referent wegen der Fülle des übrigen Stoffes nicht mehr zum Vortrage brachte. Die Hauptbedenken der Anwesenden richteten sich gegen den philosophischen Dualismus dieser Theologie, der über sich selbst hinausweist. — Der Druck des Kataloges sämmtlicher seit 1782 im Schooße der Gesellschaft behandelter Themata wird beschlossen. Wir glauben versichern zu dürfen, daß damit eine Fülle kultur- und kirchengeschichtlich bedeutsamen Materials zugänglich gemacht ist. Als Thema der nächstjährigen Sitzung wird gewählt: „Kritik der neuesten katholischen Geschichtsschreibung über die Reformationszeit." Referent: Pfarrer W. Spinner in Dynhard.

Deutschland. Die Ende Mai stattgehabte schleswig-holsteinische Synode führte zu energischen Angriffen auf den Synodalausschuß

wegen seines Vorgehens gegen Lühr. Eine Petition mit 3700 Unterschriften, die eingereicht wurde, wendet sich an die Synode, sie möge eine Resolution fassen, welche das bedrohte kirchliche Recht der freiern Richtung auf's Neue zweifellos klarlege und damit den gefährdeten Frieden in der Landeskirche sichere. Eine ähnliche Petition verlangt, daß der gegenwärtig hergestellte Entwurf eines neuen Gesangbuchs einer nochmaligen Revision unterzogen und hiebei der geistlichen Dichtung unseres Zeit gebührend Rechnung getragen werde.

Ungarn. Der unter heftigen Redeschlachten im ungarischen Abgeordnetenhause zur Grundlage einer nun folgenden Detailberathung gemachte Mittelschulgesetzentwurf enthält die flagrantesten Ungerechtigkeiten. Er geht zunächst von der jetzt epidemischen Magyarisirungstendenz aus, die derart leidenschaftlich betrieben wird, daß der Ministerpräsident Tisza sich nicht schämte, den siebenbürgischen Sachsen, also Bürgern seines Landes, zu drohen, es würde, wenn sie ihren Widerstand gegen die Magyarisirung fortsetzen, keine menschliche Macht im Stande sein, sie vor der Vernichtung ihrer Nationalität und ihrer Wohlstandes zu schützen. Sodann wirkt in dem Schulgesetzentwurf ein neutralisirendes Bestreben, das in einer gewaltsam mechanischen Art zur Geltung gebracht wird. Hand in Hand mit diesen beiden Bestrebungen wirkt nun aber der Ultramontanismus. Mit bedeutenden Opfern wurde seine Mitwirkung, als der hervorragendsten kirchlichen Macht des Landes, erkauft. Während z. B. den nichtkatholischen Konfessionen die Annahme materieller Unterstützung für die von ihnen erhaltenen Mittelschulen von fremden Staaten, deren Herrschern und Regierungen untersagt und selbst von ausländischen Vereinen und Privaten nur in beschränkter Weise gestattet ist, sind die katholischen Lehrorden, die unter 179 Mittelschulen Ungarns 52 erhalten, hievon ausgenommen, ja alle aus ihrer kirchlichen Organisation entspringenden Verbindungen mit ihren Obern in Rom bleiben ungeschmälert. Es konnten trotz energischen Protestes hauptsächlich auch der siebenbürgischen Sachsen die Interessen der Protestanten um so weniger gesichert werden, als die magyarischen Protestanten vielfach zur Magyarisirung in erster und zu ihrer protestantischen Ueberzeugung erst in zweiter Linie standen. In solcher Befangenheit entblödete sich z. B. der Generalinspektor der ungarisch-evangelischen Kirche nicht, diesen Sachsen, seinen Glaubensgenossen, in magyarischem Hochsinn mit der Vernichtung durch Feuer und Schwert für weitern Widerstand zu drohen. Gegen derartigen

Widerstand konnte natürlich das kleine Häuflein der siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten nicht aufkommen, trotz kräftigster Anstrengung. — Ungarn marschirt augenscheinlich nach russischem Kalender.

Mittheilungen.

Zum Pfarrer in Kyburg (Kt. Zürich) wird Herr Flury an der Pfrundanstalt St. Leonhard in Zürich berufen. — In Affoltern bei Höngg ist am Dienstag Herr Pfarrer Schinz nach längerem Leiden an einem Hirnschlag gestorben. — Das Zürcher Volk nahm mit überwiegender Mehrheit das Wuchergesetz an und handelte hierin klug; gleichzeitig aber entschloß es sich mit geringer Mehrheit zur Wiedereinführung der Todesstrafe und handelte hierin schon darum recht unklug, weil das doch nur ein papierener Beschluß bleiben und eine Umwälzung der ganzen Kantonalverfassung unmöglich bewirken wird. Wir können nun wieder sicher ruhen, das gezückte Schwert beschützt uns! — Der „Protestantisch-kirchliche Hülfsverein" hat im vorigen Jahr an regelmäßigen Gaben aus den Bezirken 9551 Fr. und an Legaten 5000 Fr. eingenommen. Die Gesammt-Einnahmen belaufen sich auf 15,426 Fr. Unterstützungen wurden verabfolgt an schweizerische Gemeinden und Stationen 8824 Fr., an auswärtige 1900 Fr. — Der Große Rath des Kantons Aargau gestattet wieder die Aufnahme von Novizen in's Kloster Fahr. — Auch der Kirchenrath Baselstadt beschloß eine gemeinsame kirchliche Feier auf Luthers Geburtstag anzuordnen. — Der Bernischen Gemeinde Buix ist der Staatsbeitrag für ihre Primarschule entzogen worden, weil der konfessionelle Religionsunterricht vom dortigen Pfarrer während der Schulzeit, und zwar im Schulhause ertheilt wurde, ohne daß sich die Schulkommission veranlaßt sah, Ordnung zu schaffen. — Nachfolger von Professor Viguet an der Fakultät der waadtländischen Freikirche wurde Hr. Lecoultre, lic. theol. — In den Konsistorialwahlen der Genfer Kirche siegte die liberale Liste. — Eine Petition von Neuenburgern an den Großen Rath, welche Maßregeln gegen die Heilsarmee verlangt, trägt 9750 Unterschriften. Gleichzeitig verlangen 59 Geistliche der verschiedenen neuenburgischen Kirchen vom Großen Rath, obgleich sie das Treiben der Heilsarmee entschieden mißbilligen, zu Gunsten derselben gleichwohl den Schutz der Verfassung. Der Staatsrath entschied sich dahin, bis auf weiteres alle Versammlungen der Heilsarmee zu verbieten; es handle sich um die Wiederherstellung der gestörten Ruhe und sodann dürfe sich keine kirchliche Genossenschaft im Kanton etabliren ohne die vorher eingeholte Ermächtigung des Großen Rathes. — Der Große Rath von Wallis beschloß unter Namensaufruf mit 56 gegen 27 Stimmen, in den Gesetzesentwurf

betr. Wiedereinführung der Todesstrafe einzutreten. Wird ihn wohl einstimmig annehmen.

München bekommt die dritte protestantische Kirche. — In Preußen ist es endlich möglich geworden, den Eisenbahnbeamten, unbeschadet ihrer übrigen freien Zeit, je den dritten Sonntag freizugeben. — Der deutsche Reichstag nahm sehr vernünftig bei der dritten Lesung der Gewerbenovelle einen Antrag an, demzufolge Schriften und Bilderwerke, sofern sie in sittlicher und religiöser Beziehung anstößig sind oder mit Prämien und Gewinnen vertrieben werden, vom Hausirbetriebe auszuschließen sind. — Mit dem 4. Juni dieses Jahres stand der berühmte Lehrer freisinniger Theologie, Dr. Karl Hase in Jena, 60 volle Jahre in seiner akademischen Amtsthätigkeit. — Die mit gleicher Vorsicht zwischen Deutschland und dem Vatikan weitergeführten Verhandlungen haben noch zu keinem befriedigenden Endresultat geführt. Auf ein Entgegenkommen Roms scheint zu deuten, daß der Papst den Kardinal Ledochowski angewiesen, Rom zu verlassen. — Ein Erlaß des Kaisers an den Kultusminister und an den evangelischen Oberkirchenrath ordnet die feier. Begehung des 400 jährigen Geburtstages Luthers durch ein am 10. und 11. November in den evangelischen Kirchen und Schulen stattfindendes Kirchenfest an. Am 9. November feierliches Einläuten des Festes mit den Kirchenglocken und Choralblasen, am 10. öffentliche Schulfeierlichkeiten und vorbereitende Gottesdienste, am 11. kirchlicher Hauptgottesdienst, wobei als Hauptlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" zu wählen und in dem Dankgebet der Gesichtspunkt hervorzuheben ist, daß es sich nicht um Lobpreisung eines Menschen, sondern um Lobpreisung Gottes für die in der Reformation dem deutschen Volke zu Theil gewordene göttliche Gnade handelt. — Zur Feier des 10. November soll nach dem Vorschlage einer Anzahl evangelisch gesinnter Männer eine deutsche „Lutherstiftung" ins Leben gerufen werden behufs Förderung der Erziehung von Kindern evangelischer Geistlicher und Lehrer. — Die Pastoralkonferenz zu Berlin sprach, indem sie entweder aus geistiger Kurzsichtigkeit oder in betrügerischer Absicht die Intentionen des Liberalismus entstellte, in einer Resolution einstimmig ihr Bedauern darüber aus, daß der Liberalismus den Versuch machte, Dr. Martin Luther an seinem 400jährigen Geburtstag wohl als Mann der freien Forschung resp. Sprachreiniger und Schulmann, aber nicht als gläubigen Reformator der Kirche zu feiern, und daß der Magistrat der Stadt Berlin diesen Versuch in einer amtlichen Vorlage zu unterstützen scheine. Die Pastoralkonferenz ihrerseits bekenne sich zu dem Reformator als dem Glaubenshelden und Kirchenerneuerer und fordere die deutschen Evangelischen auf, gegen jenes unevangelische Unterfangen zu protestiren als eine Versündigung an der protestantischen Freiheit und der geschichtlichen Wahrheit.

Die französische Kammer will von einer Reduktion der Alkoholsteuer nichts wissen. — Professoren und Freunde der protestantisch-theologischen Fakultät

zu Paris gründeten einen allmonatlich zusammentretenden „Protestantisch-theologischen Verein von Paris".

Bei einem antisemitischen Aufstand in Rostoff, Rußland, hat die Volksmenge 130 Häuser. zerstört. — Im nördlichen Livland sollen 500 estnische Bauern die Krönung des Zaren dadurch gefeiert haben, daß sie von der lutherischen zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten sind. — Der russische Kaiser sanktionirte ein Reichsgutachten, wonach den Sektirern und Raskolniken mehrere bürgerliche und Kultusrechte gewährt werden; so Freizügigkeit im Inland, freier Handelsgewerbebetrieb, bedingungsweise Ausübung öffentlicher Aemter, Abhaltung öffentlicher Gottesdienste und Verrichtung von Kultushandlungen nach eigenem Ritus, ausgenommen Kreuzfahrten und Prozessionen.

Auch in Flemeen, Algerien, sind antisemitische Unruhen ausgebrochen. Die Häuser der Israeliten wurden vom Pöbel gestürmt und mit Steinen beworfen.

Die Stadt New-York hat im vergangenen Jahre für Unterrichtszwecke 3½ Millionen Dollars ausgegeben. Die Kosten für die Primarschulen belaufen sich auf 14¼ Dollar per Kopf und per Jahr. — Onkel Tom (der Negergeistliche Henson), das Original der Hauptfigur in Mrs. Beecher's „Onkel Tom's Hütte", ist in Kanada im 94. Lebensjahre gestorben. — Die Legislatur geht sehr scharf in's Zeug, indem sie das Hazardspiel kriminell strafbar macht. Auf einem öffentlichen Platze von Nashville sind auf Anordnung des Gerichtshofes Spielapparate im Werthe von 5000 Dollars verbrannt worden.

Literarisches.

*** **Alexandre Vinet, considéré comme apologiste et moraliste chrétien, par Frédéric Chavannes, ancien pasteur.**

Diese von der Haager Gesellschaft gekrönte Schrift bietet unendlich mehr als der Titel verspricht. Vinets Leben und Werke sind schon längst studirt und gewürdigt worden; aber es fehlte bis jetzt eine gründliche Kritik seiner Theologie. Niemand war eher geeignet, diese Lücke auszufüllen, als Herr Chavannes, der Vinet genau gekannt hat und einer der wenigen ist, die von jener Generation noch am Leben sind. So sehr er seine religiöse Wärme und seine befruchtende Thätigkeit bewundert — er nennt ihn einen Propheten des Abendlandes nach den Bedürfnissen des 19. Jahrhunderts — so freimüthig rügt er auch seine Schwächen: Den Mangel an wissenschaftlicher Schärfe und Konsequenz, die willkürliche Benutzung der Bibel und die dogmatische Befangenheit. Das Buch ist nach Form und Inhalt eine ausgezeichnete Leistung. (Lavater.)

*** Von Professor Dr. A. Weber in Berlin ist als „Beitrag zur Geschichte der evangelischen Landeskirche in Preußen während der Jahre 1881 und 1882" eine zweite Serie der kirchlichen Zeit-, Streit- und Friedensartikel herausgegeben worden, die wie die erste als treffliche Kundgebungen eines Laien alle Beachtung verdienen.

*** Böhner's „Kosmos", Bibel der Natur, welcher die herrlichen Offenbarungen Gottes in der Schöpfung einem materialistisch gerichteten Zeitalter in treffl'cher Weise vor Augen führt, erschien kürzlich in zweiter vervollständigter Auflage. (Leipzig, Hirt und Sohn.)

Bitte.

Da von meinen **„Unterweisungen in der christlichen Lehre nach biblischen Abschnitten"** eine neue Auflage erforderlich ist, so richte ich an diejenigen Herren Geistlichen, welche das Büchlein benützen, die höfliche Bitte, mir bis Ende Juni mitzutheilen, welche Abänderungen sie in der neuen Auflage wünschen. Natürlich sind mir bezügliche Winke auch von anderer Seite her erwünscht.

C. Martig,
Münchenbuchsee bei Bern.

Abonnements-Einladung.

Die **„Zeitstimmen"** werden wie bisanhin alle 14 Tage im gleichen Umfange zu Fr. 5 per Jahr und Fr. 2. 70 per Halbjahr erscheinen. Wir laden hiemit zum Abonnement freundlich ein

Der erste, zweite und die erste Hälfte des dritten Jahrgangs kann noch vollständig nachbezogen werden.

Zürich, im Juni 1883. **Die Expedition.**

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. | Nro. 14. | 7. Juli.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Wie stellen wir der Jugend die Geschichte vom Sündenfall dar?

(Schluß.)

„Warum," so fraget ihr wohl, meine Lieben, „wird denn die Schlange, ein nicht zurechnungsfähiges Thier, zuerst und hart für ihre Verführung bestraft?" Viele würden euch nun ohne Weiteres antworten, es ist eben nicht die Schlange, sondern hinter ihr steckt der Böse selbst, ja es ist sogar vom Kampfe des Messias mit dem Satan prophetisch gesprochen, wenn Gott vom Menschen zur Schlange sagt: „Derselbe wird dir den Kopf zertreten." Genau aber lesen wir in der Bibel blos: „Derselbe wird dir nach dem Kopfe trachten" und haben es eben nur mit der Schlange zu thun, einem bloßen S i n n b i l d für das Böse. Wird sie dennoch verflucht, obgleich sie nur ein Thier ist, so will damit klar gezeigt werden, wie hoch der Mensch im Werthe steht und wie streng alle Versündigung am Menschenleben von Gott geahndet wird. Auf dem Bauche soll sie kriechen und Staub essen alle Tage ihres Lebens. So wird man fürderhin das Böse an seiner Niedrigkeit und Gemeinheit erkennen, die es, so sehr es sich auch sonst verstellen mag, nie ganz verläugnen kann. Indem der Mensch der Schlange nach dem Kopfe trachten soll, ist ihm ein Kampf auf Leben und Tod mit ihr verordnet; nichts von Verträgen, nichts von Halbheiten soll in diesem Kampfe vorkommen, bis zum Aeußersten sollen wir Menschen

dem Bösen widerstreben. Daß auf der Schlange der Fluch Gottes liegt, während den Menschen ein gleicher Fluch nicht trifft, verheißt uns den endlichen Sieg des gottgeordneten Kampfes.

„Du sollst als Mutter viele Schmerzen ertragen um deiner Kinder willen und deinem Manne unterthan sein," wird dem Weibe als Strafe zugetheilt. Gewiß, ihr müßtet wenig Aufmerksamkeit haben für all' die Mühe euerer Eltern, für all' die treue und liebende Sorge besonders auch euerer Mütter, wenn ihr nicht den ganzen Ernst dieser Worte verstündet. Habt ihr all' die Seufzer gehört, all' die Worte freudiger Erregung und ängstlicher Bekümmerniß, die für euch schon über ihre Lippen gingen, habt ihr die Gebete vernommen, die sie in den Tagen eures fröhlichen Aufblühens wie an euerm Krankenlager zu Gott gesendet, und könntet ihr noch in ihrem Herzen lesen, wie oft sie darin unruhig, glücklich und traurig waren um euertwillen, dann könntet ihr wenigstens das eine verstehen, warum ihr eure Mütter so lieb haben müßt. Diese Schmerzen der Mutter werden eine Strafe von Gott genannt, deßwegen muß aber auch ein Segen darin liegen. Fragt ihr nach diesem, so nenne ich euch vor Allem die Mutterliebe, der keine andere gleicht und die, wie keine andere, die Kinder sich innig verbindet. Bedenket ferner, wie's im Alterthum fast durchweg gebräuchlich war, daß die Frau dem Manne weit hintan gesetzt wurde, so werdet ihr begreifen, daß dieses sklavische Verhältniß schon vor Alters dem Weibe als ein unnatürliches erschien, gleich einer Strafe von Gott. Wenn aber Christus so kräftig das Recht des Weibes als gleichberechtigter Lebensgefährtin des Mannes betont, so wissen wir auch, daß es nicht bei jener vermeintlichen Gottesstrafe verbleiben, sondern überall zu einem ächt christlichen Eheverhältniß kommen soll, wo beide, Mann und Weib, einander zu dienen, nicht über einander zu herrschen trachten.

Was soll es aber mit der Strafe des Adam? „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brod essen." Wohl hat der Jude, wie der Morgenländer überhaupt, nur ungern von der freien Lebensweise des Hirten, der mit seiner Herde hin und her wanderte, gelassen, um dem mühsamen Ackerbau sich zu unterziehen. Doch hat er gleichwohl von der Arbeit besser gedacht, als daß er sie nur für eine Strafe von Gott erachtet hätte. Auch er wußte ja wohl, wie in der rechten Bethätigung die Kräfte des Leibes und der Seele sich mehrten und schärften, wie im Schweiß des Angesichtes die Selbständigkeit des Mannes reift,

der Charakter sich stählt und von mancher Entstellung frei bleibt, während Müßiggang aller Laster Anfang ist. Es ist aber, wie ja denn zuvor dem Menschen als ein Vorzug verliehen wurde, „den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren", auch nicht die Arbeit selbst, womit der Mensch gestraft wird, sondern vielmehr deren Erfolglosigkeit. „Die Erde sei verflucht um deinetwillen, mit Schmerzen sollst du davon essen dein Leben lang, Dornen und Disteln soll sie hervorbringen und das Kraut des Feldes sollst du essen." Und also lange wird solches für den Menschen währen, bis daß er wieder zum Staube kehrt, davon er genommen ward. Gewiß, was wollen wir mehr fürchten bei der Sünde, die wir üben, als daß mit ihrer Einkehr der Segen Gottes weicht aus allem unserm Beginnen? Nicht leicht und glücklich geht die Arbeit von der Hand, die keine edle Begeisterung belebt, unsicher tastet der Fuß, dem nicht gottgewollte Pflicht der Leitstern ist und jenes Gottvertrauen, das Berge versetzt, wirkt nicht im schuldbeladenen Herzen. Nur wo das „Bete und arbeite" Hand in Hand geht, im Schauen Gottes das fromme Herz sich stets neu belebt zur unermüdlichen Thätigkeit, muß die Erde ihren Segen und jegliches Thun seine Frucht darbringen.

Bis daß der Mensch wieder zu Staub wird, davon er genommen ist, soll solch' harte Mühe sein Loos sein. Wieder werdet ihr bei einem Psalmisten dem gleichen trübseligen Gedanken begegnen, wenn er spricht: „Des Menschen Leben ist siebzig und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre und das Beste daran ist Mühe und Arbeit."

Aber warum essen die Menschen, die nach ihrer sterblichen Natur wieder der Verwesung anheimfallen, nicht von dem andern Baum, dem Baum des Lebens, dessen Früchte Unsterblichkeit bewirken? Vorher, so lange sie in ungetrübter Harmonie mit Gott und der umgebenden Schöpfung verharren, dem Tod und allerlei Kummer fremd, denken sie nicht weiter hinaus. Gerade in diesem ungestörten Fluß des Lebens sinnt man am Wenigsten an das, was kommen kann und denkt auch nicht über die durch den Tod gesetzte Schranke hinaus. Anders jetzt, wo der Mensch weiß, was gut und bös ist. Denn damit hat des Menschen Dasein eine tiefere Bedeutung bekommen. „Er ist geworden, wie unser einer, spricht Gott, daß er weiß, was gut und bös ist." Jetzt, vor die tiefsten Fragen des Menschenlebens gestellt, aus der natürlichen gleichsam noch in die geistige Welt hineingeführt, der höchsten Lust des Guten, dem tiefsten Schmerz der Sünde nahe gebracht, ist Gefahr vorhanden, daß er

seine Hand auch noch nach dem Baum des Lebens ausstrecke und einen weiteren Vorzug, den Gott vor ihm hat, sich aneigne, die Unsterblichkeit. Deßwegen weist ihn Gott, der Herr, aus dem Garten hinweg, hinweg auch aus seiner beglückenden Nähe, daß er draußen, ohne Gottes Segen, an der harten Erde sich abmühe.

Seht, wir müssen hiebei unwillkürlich eines Gleichnisses im neuen Testoment denken, wo ein Sohn muthwillig dos Vaterhaus verläßt und draußen in der Fremde der Sünde ein trostloses, gottverlassenes Leben anhebt. Doch ihr werdet, wenn ihr jenes Gleichniß vom verlornen Sohn erwäget, finden, doß jene Strafe gerechter war, denn freiwillig hot er ja das glückliche Heim verlassen. Wie aber, fragt ihr euch, verfielen diese ersten Menschen einer Schuld, indem sie nur, was ja der Mensch nicht answeichen kann, gut und bös unterscheiden lernten, also in ihrem geistigen Leben einen Fortschritt machten? Gern stimmen wir da ein, doß der Mensch früher oder später zu dieser Erkenntniß kommen muß und daß jene kindliche Unbefangenheit, die bös und gut noch ungeschieden in sich trägt, nicht anders zur sittlichen Reife gelangt. Wer aber sagt, daß wir, um dos Gute zu erfassen, nun nothwendig auch das Böse thun müssen? Nicht durch Uebertretung eines Gottesgebotes, so lehrt uns die Geschichte vom Sündenfall, sollen wir die Tugend gewinnen, die das dem Bösen abgerungene Gute darstellt. Nur der kennt dos Gute recht, hören wir oft fälschlich sagen, der das Böse an sich erfahren. Wie wollten wir aber nur dem Arzt Kenntniß einer Krankheit zutrauen, welcher sie selbst durchgemacht hat? Wie übel wären wir dran, wenn wir uns keiner Tugend rühmen dürften, außer wir hätten zuvor das zugehörige Laster an uns erfahren. So schwer macht uns Gott den Weg zum Guten nicht. Wohl führt dazu ein steiler Weg und eine enge Pforte, nämlich die Selbstüberwindung. Aber wer sagt uns auch, daß wir diese erst dann üben müssen, wenn die Sünde uns immer tiefer in Strafe und äußerstes Verderben hineinzuzerren droht, nicht aber schon da, wo Gottes Gebot uns klar und lauter davon abmahnt. Entscheidet euch, so mohnt das Bibelwort, im Widerstreit von gut und bös entschieden für das erstere. Wohl macht uns das Leben die Sache nicht so leicht, daß es alles Böse an einen Baum zusammenhängt und uns ermöglicht, mit einem Schritt daran vorbeizukommen. Der Gott aber, der uns für die Sünde zur Verantwortung zieht, läßt uns gleichwohl die Sünde auch in ihrer

schwierigsten Gestalt erkennen, wo immer nur wir das aufrichtig begehren.

Jeder Mensch ist ein Wesen, das gleicherweise zum Bösen wie zum Guten beanlagt ist. Den ersten Weg weist ihn Gott, den zweiten die eigene Lust, die ungehemmt, zum gottwidrigen Verhalten und zur Sünde wird. Niemand ist von Natur aus dem Bösen verfallen, Niemand aber auch kommt zum wahrhaft Guten ohne Selbstüberwindung. Doch ist ein Verlangen nach Frieden mit seinem Gott in's Menschenherz gelegt und dieses läßt ihm keine Ruhe, bis er zur innersten Versöhnung mit Gott gelangt. Wie schön es in diesem Frieden wäre, soll die Erzählung vom Paradies uns nahelegen. Was der fromme Mensch erträumt und hofft am Ende der Dinge, nimmt sie voraus und stellt es ihm als ein Anfangsglück vor's Auge, das er wie ein begehrenswerthes Ideal tief in die Brust gräbt und in der Werktagshitze und in der mühevollen Wanderung auf dieser Erdenbahn nicht aus dem Auge läßt.

Ist es aber nicht ein unerreichbarer Friede, werdet ihr fragen? Der Cherub mit dem flammenden Schwert will ja doch wohl bedeuten, daß es kein Wiederkehren gibt zum Gottesfrieden!

Nehmen wir das sich hin und her wendende Schwert des Engels in der Bedeutung, die es ohne Zweifel hat, als den Blitz, der hindurchzuckt durch die Gewitterwolken, so vergessen wir doch nicht, daß wenn der Blitz seines Amtes gewattet und die Wolken zertheilt hat, die Sonne und der blaue Himmel wieder zum Vorschein kommen. Und warum schützt Gott der Herr die Menschen, die er aus dem Paradies heraus in's rauhe Land verstößt, so sorgfältig mit Röcken von Fellen? Wofür will er sie draußen aufsparen, wenn nicht dafür, daß sie im Kampf des Lebens Gut und Bös noch völliger unterscheiden lernen, daß, wenn nach genügender Lebenserfahrung in freier Wahl sie ganz sich für's Gute entschieden, sie wiederkehren werden zum Frieden der Gottesnähe und vom Baum des Lebens essen? **F. M.**

Die ältesten Christusbilder.

IV. Die Christusbilder in den römischen Katakomben.

In den römischen Katakomben erscheint Christus vielfach dargestellt unter allerlei Symbolen, z. B. in einigen schönen Fresken als Orpheus, wobei die Analogie nahe lag: Wie der thrazische Sänger mit dem

Klange seiner Leyer Thiere und Felsen herbeilockt, so hat Christus durch sein Wort sogar die Barbarenstämme und die untersten Klassen der zivilisirten Völker erobert. Aber am häufigsten ist Christus dargestellt unter dem Bilde des guten Hirten und zwar auf allen möglichen Gegenständen, nicht blos auf den Steinplatten der Gräber, auch auf Siegelringen, Leuchtern und allerlei Hausrath. Die Darstellung gleicht sich auf den verschiedenen uns erhalten Bildern auffallend: Meist trägt er ein Lamm auf den Schultern, oft steht er auch auf den Stab gestützt in Mitten seiner Herde, ganz so wie wir eine Reihe von antiken Bildern besitzen. Auch der Gesichtsausdruck ist ganz antik oder antiken Darstellungen nahe verwandt: Ein jugendliches, bartloses Antlitz, große Augen, volle Lippen, über das Ganze der Schimmer der frohen, liebenswürdigen Jugend gegossen. Es ist keine Frage: Dieser Hirte ist nur ein Symbol für Christus, nicht etwa die wirkliche Gestalt Jesu in dem Gewande eines Hirten. Als man das Bedürfniß fühlte, Christus der Gemeinde auch im Bilde zu vergegenwärtigen, wählte man jenes Bild, mit dem er sich selbst so oft bezeichnet hat und das ja auch so treffend seine suchende und rettende Thätigkeit an den irrenden Menschenseelen symbolisirt. Zur Ausführung lehnte man sich dann, wie überhaupt in der ganzen altchristlichen Kunst, an die Antike an und entnahm ihr die entsprechenden Bilder, sei es des einfachen Hirten, sei es des Hermes, des Schutzgottes der Herden, der ja sehr oft mit dem Widder bald neben sich, bald auf den Schultern erscheint.

Später ging man dann einen Schritt weiter und suchte nicht mehr ein Symbol, sondern Christus selber darzustellen, bald allein, bald im Kreise seiner Jünger; aber immer erscheint er als Jüngling, bartlos, wie auf den Bildern des guten Hirten. „Man nahm den Typus für die historische Darstellung aus der symbolischen." Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein altes Relief, auf welchem Christus, umgeben von den Jüngern, dargestellt ist: Während diese als Männer mit bärtigen Gesichtern erscheinen, ist ihr Lehrer, der auf dem Throne sitzt, seltsamer Weise eine jugendliche Gestalt, Jesus im Typus des guten Hirten.

Aber dieser Christustypus blieb doch nicht lange, wohl nur bis ins vierte Jahrhundert; von da an begegnet uns Christus ganz anders: er ist nicht mehr der bartlose, schöne, liebenswürdige Jüngling, sondern der ernste Mann mit dem mächtigen, zu beiden Seiten herabwallenden, in der Mitte gescheitelten Haare, mit dem Barte, dem Zeichen

männlicher Würde, der geraden Nase und der ebenen hohen Stirne. So erscheint er uns auf einem Brustbilde in der sogenannten kallistinischen Katakombe, so in verschiedenen der ältesten Kirchen Roms. Und dieser jüngere Typus hat nach und nach den älteren vollständig verdrängt und ist der allgemeine und herrschende geworden. Woher diese Veränderung? Liegt ihr vielleicht eine veränderte Anschauung des Wesens und der Bedeutung unseres Herrn zu Grunde?

Es ist bekannt, daß sehr früh in der alten Kirche sich eine Tendenz geltend machte, die Person Christi immer mehr der Sphäre des Menschlichen zu entrücken und in die Sphäre des Göttlichen hinaufzuheben; und am Beginn des vierten Jahrhunderts entspann sich jener gewaltige, mit allem Aufgebote geistiger und weltlicher Waffen geführte Kampf um die Gottheit Jesu Christi, der sein Ende in der symbolisch fixirten Lehre fand, daß der Sohn gleichen Wesens sei wie der Vater, daß Christus wahrer Gott und durch ihn Alles im Himmel und auf Erden erschaffen sei. Von dieser Vorstellung aus mußten sich gegen die bisherige bildliche Darstellung Jesu gewichtige Bedenken erheben. So wenig als es jemals einem Maler eingefallen ist, den ewigen Gott als eine ideale Jünglingsgestalt auf die Leinwand zu zeichnen, ebenso wenig konnte sich das christliche Bewußtsein nunmehr den ihm wesensgleichen Sohn unter dem Bilde jugendlicher Anmuth und Lieblichkeit vorstellen. Es mußte ein neuer Typus geschaffen werden, der den neuen Anschauungen entsprach und vor Allem den Ernst und die Würde und die Hoheit der göttlichen Person zur Darstellung brachte. Und wie der ältere Christustypus des guten Hirten durch Hinübernahme antiker Bildnisse entstanden ist, so lehnte sich auch der jüngere Typus an die Antike an, sei es an Bilder des Aeskulap oder wohl eher des Zeus, bei dem ja auch das mächtig zu beiden Seiten herabwallende Haar offenbar ein Symbol der Hoheit und der Würde sein soll.

Daß so der neue und von der Kunst nach und nach allgemein angenommene Christustypus unter dem Einflusse der christologischen Kämpfe des vierten Jahrhunderts und der aus ihnen hervorgegangenen dogmatischen Auffassung Jesu entstanden ist, dafür spricht der Umstand, daß diese neue Darstellung uns erst seit dem Ende des vierten Jahrhunderts begegnet, daß wir aus der nächsten Zeit Christusbilder haben, auf denen das Bestreben, vor Allem die Würde und Hoheit zum Ausdrucke zu bringen, in dem Maße hervortritt, daß die Züge eher herb und finster sind und

in diametralem Gegensatze zu der freundlichen Jünglingsgestalt des guten Hirten stehen, mit der sie auch nicht die mindeste Aehnlichkeit besitzen. Von ganz besonderer Beweiskraft aber sind, worauf Hauck mit Recht aufmerksam macht, die Denkmäler aus der Zeit des Ueberganges, auf welchen sich beide Darstellungen neben einander finden, „denn hier läßt sich konstatiren, in welchen Szenen zuerst das neue Christusbild in Aufnahme kam und in welchen das ältere länger beibehalten wurde, und daraus läßt sich schließen, warum man dieses aufgab und zu jenem griff". Auf einem alten, jetzt im Vatikan sich befindenden Sarkophage kommt Christus fünf Mal vor, ein Mal groß in der Mitte, auf einem Berge stehend mit erhobener Rechten und vier Mal auf den Seitenbildern in Darstellungen der heiligen Geschichte; das Bild in der Mitte, auf welchem Christus in seiner Würde und Hoheit als Lehrer der Welt gezeigt werden soll, hat den neuen Typus, während die andern noch den Jüngling vorführen. Auf einem andern jüngst gefundenen, aus dieser Zeit stammenden Sage tritt uns in einer Reihe von Bildern Jesus immer unter dem Typus des guten Hirten entgegen, nur in einem Bilde, das ihn als zweite Person der Gottheit bei der Schöpfung der Erde betheiligt sein läßt, ist der jüngere Typus angewendet. Noch andere Beispiele ließen sich anführen und diese alle bezeugen, daß man den älteren Typus verließ, als er sich nicht mehr mit der neuen Vorstellung von Christus deckte und daß man einen neuen Typus schuf, der die göttliche Hoheit und Würde in erster Linie zum Ausdrucke bringen sollte und der dann auch bald angenommen und von der Kunst bis in die neueste Zeit beibehalten wurde.

Fassen wir zum Schlusse Alles zusammen, so sagen wir: Ueber die äußere Erscheinung Jesu wissen wir gar nichts; auch nicht der geringste Zug ist uns geschichtlich überliefert. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß Jesus in keiner Weise ein auffallendes Aeußere hatte, wie schon Luther sagte: „Das ist wohl möglich, daß Einer am Leibe so schön gewesen ist als Christus, auch sind vielleicht Andere schöner gewest. Denn wir lesen nicht, daß sich die Juden fast über des Herrn Schönheit verwundert haben."

Die ersten Christen hatten auch gar nicht das Bedürfniß, sich ihren Herrn im Bilde vorzustellen; erst durch das Hinzutreten der Heiden zum Christenthum machte sich dieses Bedürfniß geltend. Die ersten Christusbilder lehnten sich denn auch an die Antike an und stützten sich auf den

Kanon, der ja nicht bloß aller bildenden Kunst zu Grunde liegt, sondern eigentlich auch uns als Ideal vorschwebt, daß geistige Schönheit und Größe sich auch in einer entsprechenden schönen Leiblichkeit offenbaren müssen. Seit dem vierten Jahrhundert trat dann immer mehr unser Christustypus hervor und ist geblieben und auch so moderne Maler wie Gebhardt und Mankaszi, die im mancher Beziehung mit der Tradition brachen, haben die allgemein feststehenden Züge des Christuskopfes angenommen und nur in deren Ausbildung ihre Phantasie walten lassen. So besitzt denn die Christenheit zwar kein historisch beglaubigtes Bild von Christus, wohl aber eine durch die Jahrhunderte fast geheiligte Vorstellung von ihm, die vollständig in unsere Phantasie übergegangen ist und an der alle verständigen Maler festgehalten haben.*) **P. B.**

Rundschau.

In den katholischen Blättern Elsaß-Lothringens findet man neuerdings wieder Klagen über den raschen Aufschwung des Protestantismus in dem katholischen Reichslande. Es mag daher von Interesse sein, die jüngsten statistischen Ermittlungen über die protestantische Bevölkerung Elsaß-Lothringens kennen zu lernen. Von der Gesammtzahl der Bevölkerung Elsaß-Lothringens, nach der letzten Volkszählung 1,566,670 Seelen einschließlich 38,960 Militärs, gehört etwa 1/5 der protestantischen Konfession an, nämlich 305,134 Seelen. Dieselben theilen sich in zwei kirchliche Richtungen, in die Kirche augsburgischer Konfession, welche 194 Parochien, 137 Filialorte und 258 Ortschaften umfaßt, und in die reformirte Kirche, welche nur 30 selbstständige Pfarreien zählt. An Kirchen hat die protestantische Bevölkerung 349 zu ihrer Verfügung, und zwar 303 des lutherischen und 46 des reformirten Bekenntnisses, dann noch etwa 70 Kapellen und Betsääle. Die Zahl der evangelischen Geistlichen beträgt 284, davon sind 238 Pfarrer der Kirche augsburgischer Konfession und 46 der reformirten Kirche, außerdem sind noch 7 Militärgeistliche thätig. Im Jahre 1880 wurden 7506 Kinder protestantischer

*) Außer den bekannten Arbeiten von Hase, Grimm und Lipsius sind aus der neueren Literatur über diesen Gegenstand besonders erwähnenswerth und zum Theil auch benutzt worden: Dr. Rovers. De legenden der boven natuurlijke Christusbeelden in der Bibliotheek van moderne Theologie (1881, Theil 1), Hauck, die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst (1880), Schulze, Ursprung und älteste Geschichte der Christusbilder (Zeitschrift für kirchliche Wissenschaften. 1883, Heft 6).

Eltern geboren, während im selben Jahre 6363 Angehörige der protestantischen Konfession starben, so daß ein Ueberschuß von 1143 verbleibt. Auf 14 eheliche Geburten in der protestantischen Bevölkerung kam eine außereheliche und auf 5 rein protestantische Eheschließungen eine gemischte. Nach Angabe katholischer Blätter hat vor 1870 die protestantische Bevölkerung der Provinzen Frankreichs, welche das jetzige Elsaß-Lothringen bilden, 1/7 der gesammten Bevölkerung betragen. Nimmt man die Zahl dieser letzteren auf rund 1 1/2 Millionen an, so lebten zur französischen Zeit in dem jetzigen Reichslande etwa 215,000 Protestanten; seit der Annexion hätte sich also die protestantische Bevölkerung um etwa 90,000 Seelen vermehrt. Diese Vermehrung ist natürlich zum weitaus größten Theil der deutschen Einwanderung zuzuschreiben, da von den etwa 100,000 Eingewanderten gut 2/3 der protestantischen Konfession angehören; andern Theils hat der Umstand zu dem Vorhandensein einer größeren Anzahl von Protestanten im Verhältniß zu den Katholiken beigetragen, daß die Optanten für Frankreich und diejenigen, die auch ohne Option nach dem Kriege ihre Heimath verließen, fast ausschließlich der katholischen Religion angehörten; die Protestanten blieben fast sämmtlich im Lande, wie überhaupt es als feststehend angenommen werden kann, daß die Angehörigen der protestantischen Kirche in Elsaß-Lothringen sich dem Deutschthum viel leichter anschließen, als die der katholischen Konfession. Die Unterstellung katholischer Blätter, daß die protestantische Kirche und die Angehörigen derselben von der jetzigen elsaß-lothringischen Regierung vor den Katholiken bevorzugt würden, ist eine durchaus irrige.

Baden. Auch in Baden konstatirt man, wie z. B. in Zürich, eine Zunahme der Theologiestudirenden. An der diesjährigen Frühjahrsprüfung der evangelischen Theologen betheiligten sich elf Kandidaten, welche sämmtlich bestanden sind. Wenn damit auch nicht alle vorhandenen Lücken ausgefüllt werden, so ist doch wieder ein schöner Schritt hierin gethan. Man macht überhaupt die Erfahrung, daß sich wieder mehr Interesse für das Studium der Theologie zeigt, glaubt aber den Grund hiezu mehr in den mancherlei Hilfen zu finden, welche den Theologiestudirenden schon von dem Gymnasium an aus verschiedenen Stiftsmitteln gewährt werden, und in den geringen Aussichten, welche z. Z. das Studium anderer Fächer bietet, als in einem vermehrten idealen Zug der Zeit. Die wissenschaftlichen Anforderungen und die Ansprüche der theologischen Fachprüfung seien von einem durchaus liberalen

und toleranten Geiste durchweht. — Der wissenschaftliche Predigerverein der evangelischen Geistlichkeit Badens wird Mittwoch den 13. Juni in Freiburg für das Oberland eine Bezirksversammlung abhalten. Die Thesen über Philo und Paulus, welche hiebei von Pfarrer Seufert von Feuerbach begründet werden, lauten: „1) Nach Analogie aller menschlichen Entwickelung erklären sich die mannigfachen Berührungen Philo's mit seinem jüngeren Zeitgenossen Paulus, welche längst bemerkt worden sind. 2) Zur Parallelisirung dieser beiden Söhne Israels fordert freilich ihr Leben und ihre Anlage am wenigsten auf, da sie sich unterscheiden wie der reiche Aristokrat der Weltstadt und der arme Weber der Provinz, wie der Hellenist und der Phärisäer, wie der Eklektiker und Dialektiker, wie der behäbige Stubengelehrte und die rastlose Missionsnatur, wie der Moralist und der wahrhaft fromme Christ. 3) Gleichwohl ist die Welt ihrer Anschauungen hauptsächlich aus der Septuaginta entstanden, welche auf Grund der traditionellen Schriftauslegung ihrer Zeit von Beiden nach allegorischer Methode ausgelegt wird. 4) Aus der gleichartigen Benützung dieser gemeinsamen Quelle erklärt sich denn auch die mannigfache Uebereinstimmung in ihren Theologumenen, wie z. B. die beiderseitige hohe Werthschätzung der pistis auf Grund von Gen. XV, 6. 5) Obgleich Philo den Apostel Paulus nicht erreicht in der Lösung der ethischen Probleme, scheint sein Einfluß auf die nachpaulinische Theologie, besonders den christlichen Alexandrinismus, kaum geringer als der des Paulus gewesen zu sein. 6) Zur Auflösung und Erhebung des Judenthums auf den höheren Standpunkt des Christenthums haben jedenfalls Beide beigetragen, Philo, indem er das Judenthum philosophisch zu begründen, Paulus, indem er den aufgedrungenen Kampf des Glaubens siegreich zu führen suchte." Die Hauptversammlung des Vereins findet am 27. d. M. in Heidelberg statt.

Württemberg. In der Abgeordnetenkammer äußerte sich kürzlich ein Abgeordneter über die dortige Landessynode wohl etwas scharf, aber im Ganzen anscheinend richtig:

„Er gehöre nicht zu denen, welche der Ansicht sind, daß Kirche und Staat am besten zu trennen seien, vielmehr glaube er, daß die höchsten Zwecke des Staates und der Kirche vollkommen übereinstimmen: beide haben die Veredlung der Menschheit anzustreben. Er sei also nicht von einer feindlichen Gesinnung beseelt, aber er sei der Ansicht, daß ein sehr großer Theil der evangelischen Staatsbürger mit den Kircheneinrichtungen, wie sie seit alter Zeit in Württemberg

bestanden, zufrieden seien. Einer der geistreichsten Geistlichen, den er im Leben kennen gelernt, ein Gegner der Berufung dieser geistlichen Ständeversammlung, habe ihm gesagt, wenn eine Mühle nichts zu mahlen habe, so klappere sie. So gehe es der Synode. Wenn man abstimmen ließe, so würden sich hunderttausende von Stimmen dagegen aussprechen. Keine Einrichtung sei weniger populär, als diese Landessynode, und man könne der Regierung um so dankbarer sein, je seltener sie sie berufe, und am höchsten wäre er ihr dankbar, wenn sie sie gar nicht beriefe."

Preußen. Die katholische Kirche hat wieder einmal einen anscheinend recht harmlosen, in Wahrheit aber durchaus bedeutsamen Vortheil errungen. In trautem Verein fanden sich im Abgeordnetenhause die Konservativen mit dem Zentrum zusammen. Wir helfen Euch jetzt, wo es gilt, die vom Staat geforderte Anzeigepflicht für Geistliche zu annulliren, sagen Jene zu den Katholiken. Diese nicken verständnißinnig und versprechen, mit in dem Ding zu sein, wenn es sich um die indirekten Steuern, Agrarzölle u. s. w. handelt. Die Regierung mußte jene katholischen Wähler haben, welche, in Folge der Maigesetze durch die katholischen Bischöfe ohne Seelsorger gelassen, gegen jene Maigesetze und die Regierung erbittert waren. Jetzt wurde, unter rührendem Zusammenwirken eines Windthorst, Stöcker u. A. eine Kirchenvorlage durchgesetzt, wonach die Anzeigepflicht für solche Geistliche, welchen nicht feste Pfründen verliehen werden, die aber zur Hebung des Nothstandes in den verwaisten Gemeinden in der Seelsorge und allen andern geistlichen Funktionen zur Verwendung kommen, aufgehoben ist. Nimmt man nun an, daß z. B. im linksrheinischen Theil der Diözese Köln von 634 Pfarrstellen nur 45 fest besetzt sind und es den Bischöfen jeden Augenblick freisteht, fast lauter provisorische Anstellungen zu machen, so bedeutet dieser Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses ein neues Zurückweichen des Staates vor der Kurie.

Frankreich. Vom 8. bis 17. April tagten, wie alljährlich in diesem Monat, zu Paris die protestantischen Gesellschaften Frankreichs. Als Ursache des immer schwächer werdenden Besuches derselben werden Häufung so vieler Feste auf wenige Tage, die ausschließliche Verlegung nach Paris, die religionsfeindliche Strömung in der Regierung, vielfache unpraktische Organisation und die bösen Reformer hingestellt. Die „protestantische Bibelgesellschaft" weist neben der letzten Jahreseinnahme von 27,000 Fr. eine Ausgabe von 26,000 Fr. und eine Schuldenlast von

20,000 Fr. auf. Die „Gesellschaft für Volksunterricht“ konstatirt ein durch die neue Schulgesetzgebung vollständig verändertes Wirkungsgebiet. Den Kampf mit der neuen Ordnung ähnlich den Katholiken aufzunehmen, mangelt den Evangelischen das Geld. Diese Partei müsse sich vorläufig noch auf die Unterstützung einzelner konfessioneller Schulen beschränken, und ein Scheitern der neuen Gesetzgebung an ihrer Undurchführbarkeit hoffen. Die letzte Jahresausgabe beziffert sich auf 112,000 Franken. Die „Gesellschaft zum Schutz der Lehrlinge“ unterstützt jährlich 300 Lehrlinge. Sie ertheilt Prämien in Form von Sparkassenbüchern. Die „Gesellschaft für Sonntagsschulen“ hat mit 25,000 Franken Jahresausgabe 24 neue Schulen eröffnet. Das wenig besuchte Jahresfest der „Diakonissen“ berichtet von 162,000 Fr. Einnahmen und 52 im Dienst stehenden Diakonissen. Besser besucht war die von Leon Say präsidirte „Gesellschaft zu gegenseitiger Hülfe“. Drei Tage nahmen die Sitzungen der „pastoralen Generalkonferenzen“ in Anspruch. Daß dabei über das Thema: „Inspiration der hl. Schrift“ überhaupt nur verhandelt wurde, erschien vielen schon als eine Schwenkung nach links. Für Mission, hauptsächlich bei den Bassutos am Niger, wurden 278,000 Fr. verausgabt, für innere, durch die Heilsarmee theilweise beeinflußte Mission, 28,000 Fr. Die „Gesellschaft für Evangelisation“ hatte eine Ausgabe von 250,000 Fr. und entschloß sich, künftig weniger mehr die Evangelisation ganzer Völkerschaften in's Auge zu fassen, als die Gewinnung einzelner Seelen. Auch die „Evangelische Allianz“ hielt ihre Jahresversammlung ab, während die „Gesellschaft des protestantischen Sou“ mit Herausgabe eines Almanach ihre Ausgabe von 25,000 Fr. deckte. Die dem Gustav Adolf-Verein entsprechende „Evangelische Gesellschaft von Frankreich“ feierte ihr 50jähriges Stiftungsfest. Ihre letztjährigen Ausgaben betrugen 115,000 Fr.. Die „Lutherische Jahreskonferenz“ endlich beschloß eine würdige Feier des Lutherjubiläums.

Mittheilungen.

An der dritten Konferenz der Abgeordneten der evangelischen Kantonalkirchen der Schweiz, welche am 26. v. M. in Bern tagte, waren alle Kantonalkirchen bis auf die von Genf vertreten, die zürcherische durch Antistes Finsler und Kirchenrath Wißmann. Unter Anderm wurde fast einstimmig dem Grundsatz für die Stimmberechtigung der Nichtschweizer in kirchlichen Dingen beigestimmt.

Die Konferenz beschloß ferner, die evangelischen Kantonalkirchen einzuladen, sich dem Vorgehen Zürichs betreffend Veranstaltung einer Gedächtnißfeier des 400jährigen Geburtstages Zwingli's am ersten Sonntag von 1884 anzuschließen. Zugleich soll eine aus der Feder des Herrn Antistes Finsler hervorgehende kurze Volksschrift über Zwingli auch über die Grenzen des Kantons Zürich hinaus zu möglichst weiter Verbreitung, besonders unter der Jugend, empfohlen werden. Näheres über diese Konferenz folgt. — Die St. Galler Synode, deren Kombination sich in ihrem Kirchenrath spiegelt, welcher fünf Liberale, einen Orthodoxen und einen Vermittler zählt, versammelte sich zur Anhörung des vom Kirchenrath vorgelegten Jahresberichtes und zur Durchberathung eines Statutes über den Religionsunterricht in den Schulen und dessen Beaufsichtigung. Es wurde u. A. beschlossen, an den neuen Kirchenbau in Ragatz 5000 Fr. beizutragen und wegen Unterdrückung des Kolportirens schlechter Schriften mit dem Regierungsrath in's Einvernehmen zu treten. — Die evangelische Kirchgemeinde Niederuzwyl wählte zum Seelsorger den freisinnigen Herrn Alfred Rothmund in Alt-St. Johann. — Zum Pfarrer von Igis und Zizers, Kt. Graubündten, wird Martin Kloß, Pfarrer in Steckborn, gewählt. — In Vinolz, Kt. Bern, starb Herr Pfarrer Fr. Gruber. — Der akademisch-theologische Verein zu Bern erläßt eine Kundgebung, durch welche alle Parteien der reformirten Kirche ermahnt werden zu begeistertem Zusammenwirken für das Zustandekommen einer würdigen Zwinglifeier am 1. Januar 1884. — Die „Alliance libérale“ meldet den am 29. Juni erfolgten Hinschied von Pfarrer François Bret. — Am Sonntag sollte in einem Landhause zu Genf eine Versammlung der Heilsarmee stattfinden; dieselbe wurde aber von der Polizei untersagt. — Genf zählt dieses Sommersemester 13 Theologiestudirende. — An die Stelle von Kaftan hat die Gesellschaft für evangelische Theologie in Basel Dr. M. Schnedermann von Leipzig gewählt.

An die Stelle von Professor Baum ist zum Professor an der theologischen Fakultät Straßburg ernannt worden Herr Lizenziat E. Lucius, bisher Privatdozent an derselben Fakultät, bekannt durch seine Arbeiten über Therapeuten und Essenismus. — Das preußische Unterrichtsministerium hat in die neuen Lehrpläne der höheren Schulen folgende Vorschrift aufgenommen: „Die Vermittlung der Bekanntschaft mit den neuen Hypothesen von Darwin &c. gehört nicht zu den Aufgaben der Schule und ist darum vom Unterricht durchaus fernzuhalten.“

In Frankreich müssen immer noch alle Soldaten, Protestanten und Juden inbegriffen, vor dem Priester, der das Sakrament vorbeiträgt, auf die Kniee fallen und sich zu den Ehrenwachen und Festzügen am Frohnleichnamsfest kommandiren lassen. — Das Konsistorium zu Nimes interpellirt den Kultusminister wegen der Pfarrwohnungen und der Unterstützung für Theologiestudirende.

Hinter der Minervakirche in Rom wurde ein 6 bis 7 Meter langer Obelisk, ein Monolith mit Hieroglyphen, gefunden; derselbe gehörte vermuthlich zum Isistempel. Die Hieroglyphen melden von einem Pharao Ramses XI. aus der 19. thebanischen Dynastie. Der Obelisk, der eine ägyptische Originalarbeit ist, gehört also dem 14. Jahrhundert v. Chr. an. Eine gleichfalls gefundene schwarze Basalt-Sphinx stellt den Pharao Amasi aus der vorletzten saitischen Dynastie dar.

An das englische Unterhaus gelangte eine mit 500,000 Unterschriften bedeckte Petition für Aufhebung der Trinkhäuser an Sonn- und Feiertagen. — Das Oberhaus hat in dritter Lesung mit 145 gegen 140 Stimmen die Schwäger-Ehebill verworfen, wonach ein Mann die Schwester seiner verstorbenen Frau heirathen dürfte. — In Portrush kam es zwischen Katholiken und Protestanten zu einem ernsten Straßenkrawall, wobei es zahlreiche Verletzungen gab. — Die Gesammtzahl der zur Heilsarmee gehörigen „Gläubigen" soll im Königreich England bereits mehr als drei Millionen betragen. — Die jeweilen am Sonntag vom Baptistenprediger Spurgeon in London gehaltenen Predigten werden sogleich nach Amerika telegraphirt und erscheinen am Montag früh wörtlich in einem New-Yorker Blatt. — In Oxford wird zur Pflege der heiligen Sprachen der alten Indier ein Kollegium errichtet. — Die Generalversammlung der freien schottischen Kirche beräth über die Frage, in welcher Weise Musikinstrumente zur Begleitung des kirchlichen Gesanges angezeigt erscheinen.

Die Kirchen New-Yorks geben alljährlich für den Kultus 32¹/₂ Millionen Franken aus, welche auf freiwilligem Wege zusammengebracht werden. — Um den kirchlichen Bedürfnissen der an den Ufern des Amazonenstromes zerstreut wohnenden Katholiken zu genügen, will man eine Dampfschiff-Kathedrale bauen.

In Afrika starb Dr. Colenso, Bischof von Natal, ein Freund der Zulu's und Feind der brittischen Gewaltmaßregeln. Er übersetzte einzelne Theile der Bibel, so das Neue Testament, in die Zulusprache und schrieb ein gelehrtes Werk über den Pentateuch und das Buch Josua.

Literarisches.

, Religion und Wissenschaft. Rektoratsrede, gehalten den 12. Juli 1881 von Professor Riehm in Halle. Gotha, Perthes, 1881. 32 S.

In einer gediegenen apologischen Rede, die volle Beachtung verdient, weist Riehm nach, daß zu den Bedingungen der wissenschaftlichen Erkenntniß der Wahrheit auch die Religion gehöre. Er zeigt das nicht nur im subjektiven

Leben des Einzelnen, bei dem ja allerdings die sittlichen Bedingungen des wissenschaftlichen Studiums, die Wahrheitsliebe, die selbstlose Hingabe an die Aufgabe, die Gewissenhaftigkeit und die Verantwortlichkeit im tiefsten Grunde in der Religion wurzeln, — er führt es auch durch in Beziehung auf den geschichtlichen Entwicklungsgang der Wissenschaft. Neues religiöses Leben hat immer auch für die Wissenschaft neue Aufgaben, höhere Ziele, reinigende, befreiende Wirkungen ergeben. Dies gilt ganz besonders vom Christenthum. Es gab der Wissenschaft ihr Prinzip, so daß die Schätze des Wissens nicht mehr wie im Alterthume todt aufgespeichert, sondern eingegliedert wurden in ein neues, von innen heraus gestaltetes, lebensvolles Ganzes. Es hat die Wissenschaft aus der Schranke der Nationalität und des Partikularismus befreit, ihr den Stempel eines humanen, universellen Charakters aufgedrückt, sie in Beziehung gesetzt mit der geistig ewigen Welt und ihr damit die innere Einheit gegeben. So ist unter unsern heutigen Wissenschaften keine, die nicht mittelbar oder unmittelbar diesen fördernden Einfluß christlich-religiösen Lebens erfahren hätte, wie dies mit viel Geschick vom Verfasser nicht nur an der Theologie und Philosophie, sondern auch an der Geschichtswissenschaft, der Sprachwissenschaft und der Rechtswissenschaft nachgewiesen wird. Was etwa an Hemmnissen die Wissenschaft durch das religiöse Leben erfahren hat, geht nicht auf Rechnung des Christenthums selber, sondern seiner Entartung im klerikalen Katholizismus, so daß die Reformation dann auf alle Wissenschaften ohne Ausnahme den tiefgehendsten Einfluß ausübte. Diese Ergänzung und Zusammenfassung der Wissenschaften durch die Religion ist besonders heutzutage nothwendig. Bei dem unendlichen Fortschritte der einzelnen Disziplinen in die Breite muß es für den Forscher eine Welt- und Lebensanschauung geben, in die die eigene Fachwissenschaft sich einfügen läßt. Und diese Rettung der Einheit der Wissenschaft vor der Gefahr der Zersplitterung liegt nicht in einer anthropozentrischen, sondern nur in einer theozentrischen Welt- und Lebensanschauung. Da setzt nun die Religion ein, die Alles auf den Urgrund, das letzte Ziel aller Dinge bezieht und so zwar nicht den Fortschritt in der einzelnen fachwissenschaftlichen Erkenntniß, wohl aber den Fortschritt der Erkenntniß der Wahrheit überhaupt befördert. Zugleich gewinnt aus den Tiefen des religiösen Lebens der Idealismus immer aufs Neue Nahrung und Lebenskraft, ohne welche er die Macht der materialistischen Zeitströmung niemals zu überwinden im Stande ist. (Böhringer.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen
aus der
reformirten Kirche der Schweiz.
Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 15. 21. Juli.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Urtheile über unsere Reformpartei.

Unter den „Mittheilungen" in Nr. 11 unserer „Zeitstimmen" sahen wir uns auf einen „v. T." unterzeichneten Artikel des „Oesterreichischen Protestant" hin zu der Bemerkung veranlaßt, daß von einer Schwenkung der Reformpartei nach Rechts hin keine Rede sei. Der nämliche v. T. bleibt nun aber in Nr. 13 des „Oesterr. Protestant" bestimmt dabei, daß sich das also verhalte und beruft sich hiefür noch auf einen ganz gleich urtheilenden Korrespondenten in Nr. 3 des »Chrétien Evangelique«. Wenn wir zudem noch in einer niederländischen Korrespondenz die bestimmte Aeußerung vernehmen, daß der ruhige Ton der „Zeitstimmen" auf eine bedeutende Mäßigung unseres Standpunktes schließen lasse, so muß nothwendig entweder die frühere Reformpartei sehr provozirend aufgetreten sein oder die gegenwärtige das Attribut der Zahmheit in einem außerordentlichen Maße verdienen. Den Näherstehenden will aber weder das eine, noch das andere richtig bedünken. Die prinzipielle Stellung der Reformpartei ist genau die nämliche, wie zu Anfang ihres Hervortretens. Die Hauptführer, soweit sie noch in unserer Mitte weilen, sind die Gleichen geblieben. Doch entspricht es ruhiger Schweizerart, nur so lange dreinzuschlagen, als das unbedingt erforderlich ist, nachher aber gern die Waffen ruhen zu lassen. Daß das Dreinschlagen bei uns jeweilen nach Außen hin das Gepräge der Derbheit für diejenigen Beobachter, bei denen das Deutsch in weichern

Zungen klingt, an sich trägt, ist nicht zu verwundern. Doch wird unrichtig daraus geschlossen, daß es ein einseitiges Vorgehen war, von dem man jetzt z. B. seitens der Reformpartei in ruhiger Ueberlegung zurückgekommen ist. Es handelt sich faktisch nicht um eine Sinneswandlung, sondern um eine Wandlung der Verhältnisse. Unsere Reformpartei kämpft nicht mehr um ihre Existenz. So weit ist bei uns der einseitigste Orthodoxe, daß er einsieht, es sei an der Gleichberechtigung der theologisch-religiösen Parteien innerhalb unserer zürcherischen Landeskirche nichts mehr zu ändern. Die Polemik unserer Blätter, und so faßten wir's für die „Zeitstimmen" auf, kann sich deßhalb darauf beschränken, allzu üppig rankende Schößlinge, die aus dem Garten einer andern Partei herüberwuchern, zu beschneiden und so lange in ruhiger Weise den eigenen Standpunkt nach links ebenso bestimmt wie nach rechts abzugrenzen, bis eine mehr polemische Stimmung wieder andere Schreibweise aufzwingt. Man scheint eben doch nicht weit herum einen Begriff davon zu haben, wie ruhig und anständig sich z. B. im Kanton Zürich der Verkehr unter der weitaus größten Zahl von Geistlichen auch der verschiedensten Richtungen macht.

Was ist es anders, wenn Regierungsrath Grob, der niemals ultra-orthodoxer Pfarrer, wie „v. T." schreibt, sondern nur orthodoxer war, der nicht vor Kurzem, sondern vor Längerem Gaußens Theopneustie übersetzte, nun im Kantonsrath gegen den Taufzwang auftritt? Es ist noch nicht sehr lange her, daß Herr Antistes Finsler und Pfarrer Furrer, durchaus weise, zurückhaltende Persönlichkeiten, auch nichts davon wissen wollten. Ja, es gibt noch Orthodoxe, die ihr Heil nicht in einer aufgezwungenen Taufe suchen.

Wenn aus Biedermann's Aufsatz: „Unsere Stellung zu Christus" Kapital geschlagen wird, ist nur zu erwähnen, daß genau so Biedermann schon vor 20 Jahren geschrieben hätte und auch faktisch gelehrt hat, wäre nicht eben früher seine Stellung so exponirt gewesen, daß er zunächst polemisch eingreifen mußte.

Wenn die Reformrichtung gerne mithält an den neuen Missionsbestrebungen, bezeugt das blos die Aufrichtigkeit jenes Bedauerns, dem sie oft darüber Ausdruck gegeben, daß keine Missionsbestrebung sich finde, welcher man sich vernünftigerweise hätte anschließen können. Alle frühere Polemik reformerischerseits hat ihre eigentliche Spitze immer und immer wieder dahin gerichtet, daß die pietistische Missionsarbeit mehr einem

engbegrenzten konfessionellen und vielfach auch sehr materiell-kommerziellen Bestreben, nicht aber in erster Linie einem allgemein christlichen gelte, das weitherzig genug sei, im Heidenthum nicht das bloße Dämonenreich und jedes Fünklein Wahrheit blos im Apostolikum zu suchen. Ein Mann, wie Herr Professor Kesselring, der sich warm der Sache annimmt, ist darum nicht eines Fingers breit von jener Ueberzeugung abgekommen, womit er gegen den Methodismus schrieb und ächt freie religiöse Art stets vertrat.

Sollen aber vollends Unternehmungen, wie die Begründung des „Schwesternhauses zum rothen Kreuz" durch unser freies Christenthum etwas anderes bekunden, als daß nun endlich, gottlob, die Zeit gekommen ist, da unsere Richtung nicht mehr blos in Worten, sondern auch durch die That ihren guten Willen zu solchen Liebeswerken erweisen kann? Ganz und gar nichts von einer Schwenkung nach rechts bei Männern, wie Bion und Kambli, die dieser Anstalt sich vornehmlich angenommen haben!

Mögen die Bewegungen in unserm kirchlichen Leben nach Außen hin auch öfters ein etwas verworrenes Bild darstellen, hauptsächlich weil jeder Kanton seine Entwickelung für sich hat, so kann es dem, der mitten drin steht, nicht entgehen, wie stetig doch im Ganzen bei uns die Dinge ihren Verlauf nehmen. Was sich nach Außen hin als Sache einzelner Führer darstellt, ist aber in der That Volkssache und allfällige Schwankungen innerhalb der leitenden Kreise lassen noch lange nicht auf gleiche Bewegung in der kirchlichen Gemeinschaft schließen. Der religiöse Freisinn hat bis jetzt weder eine innere noch äußere Ursache entdeckt, die ihn zu einer Schwenkung veranlaßte, abgesehen davon, daß eine Schwenkung immer eine klägliche Frontveränderung mit sich bringt. Wohl aber dürfte einem auf wissenschaftlichem Gebiete klar werden, was auch praktisch noch zutreffen wird, daß viele Orthodoxe unmerklich ihre Schritte verlängert haben, den Freisinnigen, ohne es zu wissen, nahe gekommen sind und nun jene im Verdacht haben, daß sie die Route änderten.

Wir hielten diese Erklärungen um so eher geboten, weil wir wissen, daß der „Oesterreichische Protestant" im Ganzen so mit uns sympathisirt, wie wir auch unserseits immer die bestimmte Art zu schätzen wußten, womit er eines gesunden Protestantismus auf seinem exponirten Standpunkt wartete. **F. M.**

Die Speisung der Fünftausend und die Stillung des Seesturms.

(Vgl. Mrk. 4, 30—53.)

Wer unbefangen die Evangelien liest, dem drängt sich immer wieder die Beobachtung auf, daß sie geneigt sind, geschichtliche Vorgänge zu symbolisiren, d. i. zu Sinnbildern rein geistiger Wahrheit zu erheben, die einzelne Erzählung als allegorisch-poetischen Ausdruck für die allgemeinen Züge des Erlösungswerkes Jesu Christi zu behandeln. Aber unbefangener Betrachtung wird sich anderseits auch ergeben, daß unter dem zarten duftigen Schleier gemüthvoller Allegorie die doch viel herrlichere geschichtliche Realität durchschimmert, daß die Evangelien einen reichen Schatz treuer Erinnerungen aus dem ältesten Jüngerkreise uns überliefert haben.

Zwölf Körbe voll Brod blieben nach der evangelischen Erzählung von der Speisung der Fünftausend übrig. Wer wollte diesen zwölf brodgefüllten Körben nicht eine sinnbildliche Bedeutung zuerkennen? Das jenseitige Ufer des See's Genuesareth ist den Evangelisten zum Sinnbild des Heidenlands geworden. Dort theilt der in seinen Jüngern fortwirkende geistige Christus den Gemeinden aus den Heiden das Lebensbrod seines Evangeliums aus. Je mehr er vom Brode austheilt, desto größer wird dessen Fülle, so daß noch genug übrig bleibt auch für die zwölf Stämme Israels, die in der Apostelzeit noch nicht ins Reich Christi eintraten.

Wie sehr aber würden wir irren, wenn wir um dieser entschieden allegorischen Darstellung willen der ganzen Erzählung die geschichtliche Realität absprechen würden. Das ist ächt morgenländisch, das Sinnbild einer rein geistigen Vorstellung mit der Erzählung einer geschichtlichen Begebenheit mit harmloser Innigkeit zu verbinden und dem Leser es zu überlassen, wie er Beides von einander scheiden will.

Die Erzählung von der Speisung der Fünftausend zeichnet sich durch überraschend getreue Lokalfärbung aus. Müde von vieler Arbeit wollte Jesus mit seinen Jüngern von Kapernaum nach dem jenseitigen Gestade des See's hinüberfahren. Während das Schiff langsam über den See hinglitt, wanderten viele begeisterte Anhänger mit eiligem Schritte dem Ufer entlang, das von Kapernaum in flachem nördlichem Bogen sich nach

Osten zieht. Am Nordostsaume des See's breitet sich eine fruchtbare Ebene aus, von Bächen durchzogen, nach der einen Seite vom Jordan und dem See, nach den andern Seiten von Bergen begrenzt, die südwärts mehr und mehr gegen den See hindrängen. Als nun Kapernaum gegenüber Jesus ans Land stieg, erwartete ihn schon die Menge der Fußgänger und „er erbarmte sich über sie, wie über Schafe, die keinen Hirten haben". Es war eine einsame Gegend, die nächsten Ortschaften, Bethsaida und Gergesa, jede etwa eine Stunde entfernt. Welch seliger Nachmittag mag das für die Menge gewesen sein, die hier im Frieden großer und stiller Natur um den Herrn geschaart den höhern Frieden Gottes athmete. Und er, der Geistigste aller Lehrer, dachte doch nicht gering und abschätzig von den leiblichen Bedürfnissen. Nein, als die Sonne auf die Berge Galiläa's sich niedersenkte, da ließ er das Wenige, was er an Brod und Fischen für sich und seine Jünger zum Aufenthalt in der Einsamkeit mitgenommen, nachdem er es gesegnet, unter das Volk vertheilen. Er, der es geistig gesättigt, will es nun auch leiblich sättigen. Wie tief mußte es diese treuen frommen Leute rühren, daß er das letzte, was er an Nahrung besaß, an sie vertheilte, um lieber selbst zu hungern, da er doch wahrlich nach all der großen Arbeit der leiblichen Erquickung am meisten bedurfte. Es zeigt sich eben auch hier in idyllisch-freundlicher Umgebung dieselbe schrankenlose Liebe des Menschensohnes, „der nicht gekommen ist, daß ihm gedient werde, sondern daß er diene und sein Leben hingebe zum Lösegeld für Viele". Indeß, wenn der Morgenländer auch nur eine Stunde weit von seinem Hause wegreist, pflegt er in ledernem Sacke einige Brode mitzunehmen. Diesem Brauche gemäß hatten auch manche der von Kapernaum herbeigeeilten Zuhörer Brod mit sich gebracht, während viele Andere es in ihrem Eifer vergessen hatten. Die selbstlose Liebe des Herrn rief zur Nacheiferung und machte die Bedürftigen bescheiden im Annehmen. So blieb denn noch viel Brod übrig. Die Liebe Christi hatte gegen alles menschliche Erwarten Alle gesättigt.

„Alsbald nach der Speisung nöthigte Jesus seine Jünger, in das Schiff zu steigen und nach Bethsaida zu fahren." Er sah einen Sturm im Anzuge, darum befahl er ihnen, nicht quer über den See nach Kapernaum zu rudern, sondern nach dem ebenfalls am Ostufer befindlichen Bethsaida, das ungefähr wie Cham der Stadt Zug dem Orte der Speisung gegenüber lag. Die Jünger fuhren ab, noch ehe Jesus die

Fußgänger entließ. Nachdem er auch diese verabschiedet hatte, wohl erst nach Sonnenuntergang, bestieg er die benachbarte Anhöhe, um dort in erhabener Einsamkeit zu beten. Inzwischen war aber der Sturm losgebrochen und drängte das Schiff der Jünger, das nordnordwestlich steuerte, mitten auf den See hinaus. Die heftigsten Windstöße kommen nämlich in jener Gegend von Nordosten. Vergeblich suchten die Jünger mit angestrengtem Rudern Bethsaida zu gewinnen. Immer weiter wurden sie westsüdwestlich vom Sturm fortgerissen. Furchtbare Stürme brausen oft bei klarem Himmel über den See Gennesaret dahin. So erkonnte denn Jesus von der Höhe aus in sternenheller, vielleicht mondheller Nacht, daß die Jünger mit den empörten Wogen schwer zu kämpfen hatten und mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem westlichen Ufer getrieben wurden. Er hatte ein äußerst mühevolles Tagewerk vollendet, er hatte noch stundenlang sich einsam in Gott versenkt. Aber die liebende Sorge um seine Jünger ließ ihn nicht ruhen, sondern er wanderte zu Fuß nach Bethsaida, passirte die dortige Jordanbrücke, ging an Kapernaum vorüber, indem er sich südlich von dem Felsenvorsprung, der jetzt Tell Chanâzir heißt, in der Bucht von Ain et-Tin, wo die Ebene Gennesar beginnt, die Jünger erwarten wollte. Doch noch ehe er dorthin gelangte, sahen die Jünger, die sich mittlerweile dem Ufer genähert hatten, ihn vorüberschreiten. Sie erschracken ob seinem Anblick, meinten sie doch, er müsse noch am jenseitigen Ufer sich befinden und es könne nur ein gespenstisches Bild von ihm ihren aufgeregten Blicken sich zeigen. Sie schrieen vor Furcht. Er aber rief ihnen zu: „Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht.“ Er stieg zu ihnen ins Schiff und der Sturm legte sich. Denn Nordoststürme auf dem Gennesaretsee, von den Windstößen des Gôlanplateau's verursacht, kommen und verschwinden oft plötzlich. Ohnehin entfalten sie in der Nähe des Westufers geringere Macht, als mitten auf dem See. Das Schiff steuerte sodann um Tell Chanâzir herum und es landete Jesus mit seinen Jüngern in dem Gestade der vielgepriesenen Ebene Gennesar.

Gewiß, wenn Jesus Allmacht über die Seestürme besessen hätte, nimmer würde er die Jünger mehr als neun Stunden in der Nacht dem bangen Kampfe der Elemente überlassen haben. Er, der so gerne bereit, jeden Schmerz zu stillen und jede Noth zu heben, hätte solche Härte nicht gegen seine trautesten Freunde geübt.

Die Schamanen auf den Steppen Mittelasiens rühmen sich,

Stürme hervorbringen und beschwichtigen zu können. Unser Herr hat sich demüthig allem Gesetze Gottes unterworfen. Seine Heilandsherrlichkeit beruht nicht darin, daß er Erscheinungen bewirken konnte, die wir als physikalische Merkwürdigkeit anstaunen müßten, sondern in seiner unergründlich großen, heiligen Liebe, die uns das kräftigste Unterpfand ist unsers Friedens und unserer Versöhnung mit Gott. **K. F.**

Gedanken über die Unkirchlichkeit.

I. Innerkirchliches.

Rudolf Todt unterscheidet in einer kürzlich erschienenen Broschüre dreierlei unkirchliche Leute, solche mit unkirchlicher, andere mit antikirchlicher und dritte mit unchristlicher Gesinnung.

Der erstern ist Legion. Die »vis inertiae«, wie der Römer sagt, auf gut deutsch Faulheit, wird mit Recht in erste Linie für Erklärung der Unkirchlichkeit gerückt. Wie langsam ist in der That manches Herz, sich aufzuschwingen zu dem, was die Hingabe des Menschen an Gott, die Erhebung des schweren Erdstoffes zum unsichtbaren Geist, biblisch ungenau als „Glaube" übersetzt, vom Menschen verlangt. Wie läßig ist der Fuß, der den Weg zur Kirche suchen muß. Sind diese Leute Feinde der Kirche? Von Ferne nicht. In ihnen steckt der natürliche Mensch mit seiner unnatürlichen Trägheit. Mehr nur passiv hemmend treten sie dem kirchlichen Leben entgegen.

Anders die Menschen mit antikirchlicher Gesinnung. Auf dem Standpunkt des „denkenden Ich" angekommen, eifern sie gegen die Kirche, deren hervorragenden Einfluß sie zwar nicht verkennen, aber bedauern. Ihr kirchliches, oder an Stelle der Kirche tretendes Ideal hängt in der Zukunft zwischen Himmel und Erde; sie meiden die Kirche, in welche ihr persönliches Ich sich nicht hineinfinden kann, beharren aber ihrer Ansicht nach rund auf dem Boden des Christenthums.

Am schlimmsten freilich macht sich die antichristliche Gesinnung, die, Kirche und Christenthum in eines zusammennehmend, beide als durchaus schädlich erklärt und in offenen Widerspruch mit denselben tritt, andere zu gleichem Thun entflammend.

Selbstverständlich drückt sich solche Geistesrichtung auch äußerlich aus, in Hintansetzung christlicher Ordnung, Geringschätzung ihrer Segnungen in Predigt, Abendmahl und kirchlichem Geleite. Wenn freilich

hinzu gerechnet werden wollen jene kirchlichen Trauungen und solche Taufen, die um Beziehung zu andern Personen und um Rücksichten willen gesucht werden, ist schwer zu scheiden, wie viele solcher es früher schon gab, und wie viele just die gegenwärtige Zeit charakterisiren. Ebenso wird Zweifel darüber herrschen können, ob Leichenverbrennung als ein Zeichen unchristlicher oder auch nur unkirchlicher Gesinnung gelten darf. Todt, dessen Gedankengängen wir hier in freier Weise folgen, sucht auch eine ausgeprägte Vernachlässigung christlich-kirchlicher Interessen in der Thatsache, daß in Gemeinden von 9—10,000 Wählern zu einer Partei-vorversammlung kaum 8 Mann zusammenzubringen sind. Er würde in unserm, mit Versammlungen reicher gesegneten Lande, von Sekundar-schulkreis- und andern Gemeindeversammlungen wissen, die, wie wohl hier die Interessen so vieler Schulkinder berathen werden, deren Väter eben diese Versammlungen bilden sollten, die Betheiligung keine größere ist. Jene römische »inertia«, zu deutsch Trägheit, ist demnach nicht ein ausgeprägt kirchliches, sondern allgemein menschliches Symptom der für so unendlich viele Interessen in Anspruch genommenen Gegenwart. Wenn aber auch die Lässigkeit in Ausübung kirchlicher Zucht als mitsprechend beigezogen wird, so müssen wir doch zuerst erfahren, was alles unter diesem, gerade in der Gegenwart nicht ganz lautern Titel zusammengefaßt wird.

Achtung der obern, d. h. besonders auch der Regierungskreise und Vertrauen von unten, d. h. vom großen Volkskreise, sind Lebensbedingungen der Kirche. Beides hat sie aber nicht mehr als Kirche, sondern nur noch in einzelnen Trägern des geistlichen Amtes. Mehr solcher Vertreter zu haben, darf sich nun allerdings die evangelische Kirche bei ihren freiern, das Individuum in seiner selbständigen Wirksamkeit fördernden Art gegenüber der katholischen Kirche rühmen, die hinwiederum wegen ihrer Disziplinirung der Massen mancher Regierung als die nützlichere, vielleicht aber auch ihrer Schwäche imponirendere Macht erscheint und mehr berücksichtigt wird. Anderseits aber dürfte, um diesen verwandten Gedanken hier herein zu tragen, mehr als der sinnenberückende Kultus der katholischen Kirche, die rechte evangelische Art, die Sorge für die an Leib und Seele hülfsbedürftigen Elemente im umfangreichsten Maße auf sich zu nehmen, eine aussichtsreiche Möglichkeit an die Hand geben, diese nämlichen Elemente auch wieder für die Kirche zu gewinnen.

Keine Statistik verdeckt, nach Todt, die Unmöglichkeit der Zeit, auch nicht diejenige der innern Mission mit ihren schwer zu kontrollirenden

Erfolgen. Sporadisch mag wohl eine Besserung statthaben, doch im Ganzen ist kirchliches Bewußtsein im Abnehmen. Ist, so fragen wir aber hier, dieses Abnehmen des kirchlichen Bewußtseins nicht eben doch vielfach nur ein Zurücktreten von den jetzt bestehenden Kirchenformen und nicht vielleicht, wie auch früher schon, eine Mahnung, dem deswegen gleichwohl vorhandenen christlichen Bewußtsein in passendern kultischen Formen Ausdruck zu schaffen? Und ist es ganz vom Uebel, wenn bis zu Anfang dieses Jahrhunderts das Amt die Diener der Kirche getragen und jetzt die Diener das Amt tragen müssen? Daß aber die Unkirchlichkeit hauptsächlich auf Seite der Männer fällt, läßt der Hoffnung Raum, daß durch die kirchlichern Frauen ein religiös wärmer empfindendes Geschlecht herangezogen wird.

Fragen wir nach Ursachen der Unkirchlichkeit. Nun, wir werden als Hauptursache den Unglauben nennen. Gehen wir diesem tiefer nach, so ist es vielleicht ein nicht glauben wollen. Denn dem Menschenherzen ist ein Sonderwille eigen, der auf alle seine übrigen Fähigkeiten maßgebend einwirkt. Ein Stachel ist für ihn das Evangelium, das ihn in diesem Eigenwillen verwundet. Und die beste Botschaft, die ihm werden kann, das Evangelium, das seinem Schuldbewußtsein und seiner Sehnsucht nach Versöhnung so mild entgegenkommt mit seiner Heiligkeit und Gnade, stößt der menschliche Eigensinn von sich, der es nicht an der Rede haben will, daß er dem Heiligen gegenüber nicht auch heilig und in Sachen der Seligkeit auf Gnade angewiesen sei, er, der selbst die Tugend nur eigner Kraft verdanken will.

Als weitere Ursache der Unkirchlichkeit wird wohl auch die schlechte Predigt genannt. Das weiß ich schon, sagt der eine, das ist langweilig, der andere Zuhörer. Thatsache bleibt, daß recht predigen eine leichte und schwere Sache zugleich ist. Leicht, wenn aus der Ueberzeugung herausgeredet wird, schwer und durch alle Kunst nicht zu ersetzen, wo das Herz nicht dabei ist. Todt will als einzig richtige Predigt die „gläubige". Einverstanden, sagen wir, wenn dieses gleichbedeutend ist mit überzeugungstreu, wenn es die Meinung hat, daß der ein Prediger des lebendigen Wortes ist, der einen ganzen, in die zu verkündende Ueberzeugung hineingewachsenen Mann einsetzen kann. Selbstverständlich aber hat auch die Gemeinde ein Moment hinzuzutragen. Der Prediger würde Wunder wirken, welcher auch diejenigen überzeugen könnte, die darum seine Kirche nie betreten, weil solches in ihrem Hause Tradition

geworden ist. Solcher Häuser gibts aber viele und wie es nicht die gute Predigt allein sein kann, die das ändert, ist klar und wie, was man „gläubige“ Predigt kurzer Hand nennt, nicht's bessert, geht schon daraus hervor, daß unter dem Regiment der „gläubigen“ und nicht der so viel seltenern „rationalistischen“ Predigt alles so gekommen ist.

Wichtig wie die Predigt ist die Seelsorge, gleicherweise Zeit und Verständniß, wie das Bedürfniß zu retten und williges Entgegenkommen erfordernd. Je weniger der protestantische Geistliche durch Mittel der Kirche, wie die Beichte, auf die Gemeindeglieder einwirken kann, sondern in unmittelbarem Verkehr von Person zu Person wirken muß, um so wichtiger ist es, wie persönliche Gabe und ein inneres Bedürfniß hiezu befähigen. Je weniger er aber vorbereitete Gemüther findet, um so schwerer wird ihm, seines Amtes zu warten. Darum werden dann Krankheit, Noth und Leidensfälle, besondere Freude wohl auch und über das Alltägliche hinausführende Eindrücke ihm jene Stimmung schaffen, die das Herz offen und die Seelsorge möglich machen. Je mehr aber der Geistliche bei den, durch den Protestantismus zu einer gewissen Selbständigkeit herangeführte, oder aber noch öfter in gemüthloser Eigenart groß gewordenen, Gemeindegliedern Gefahr läuft, mit seinem seelsorgerlichen Ansinnen übel anzukommen, um so mehr wird es jenes Entgegenkommens bedürfen, wo die Trost- und Hülfesuchenden mit einem leisen Wink, daß Seelsorge ihnen willkommen wäre, nachhelfen.

Mehrerorts in Deutschland ist der Pfarrer in Kirchenverwaltungssachen verflochten, von denen wir hier nichts wissen. Dessen froh und auch ohne welches Heimweh nach Führung des Zivilstandsregisters, wird gleichwohl mancher Pfarrer, gerade auch unsers Kantons, nicht neidisch nach den andern Kantonen blicken, wo der Geistliche selbst mit den Armensachen sich nicht zu befassen hat. Es wird ihn dieses Gebiet, wie das Mitwirken in der Schule, soweit es nicht auf bloße Verwaltungs- oder Protokollirungsarbeit hinausläuft, wie eine Seelsorge im Großen bedünken, die oft viel mehr Bedeutung gewinnen kann, als Hausbesuche, welche gleichfalls, wie alles andere, in Formsachen ausarten können. In jeder Beschäftigung den Kern heraussuchen und die zentralste Thätigkeit immer vorziehen, wird dem Pfarrer manchen Sieg über Unkirchlichkeit verbürgen.

Was aber sollen wir davon halten, wenn Todt als eine Ursache der Unkirchlichkeit die Stolgebühren bezeichnet? Nichts anderes, als daß

wir mit ihm einmal dem Pfarrer eine anständige Besoldung und dafür das unwürdige Trinkgeldsystem wegwünschen. Dieses Nehmen, womit man beleidigen kann, wenn man nimmt und wiederum, wenn man nicht nimmt, ist unwürdig eines Mannes, der ein Amt und eine Würde für alle bekleidet.

Ob auch eine bestimmte Gesetzgebung der Kirche wesentlich mitbedingend sein kann für deren inneres Wachsthum, ist ohne Frage. Ein gesundes Verhältniß der Kirche zum Staat juridisch zu fixiren, so daß die Kirche weder ein Staat im Staat, weder von ihm ganz losgelöst, noch ihm knechtisch untergeben ist, hält ja allerorten bis zur heutigen Stunde so schwer.

Die Lehrdisziplin sollte strenger sein? Der Mangel an solcher läßt auch die Kirche verfallen? — Es ist sonderbar, wie Todt, nachdem er in seiner Broschüre viel Kluges gesagt, nun das blinde Steckenpferd von Lehrdisziplin und Kirchenzucht reitet. Daß eine Kirche ein Bekenntniß haben muß, versteht sich von selbst. Doch ist der Mann übel berathen, der in einem möglichst bestimmten Bekenntniß die Festigkeit des einzelnen Pfarrers und damit der Kirche sucht. Es ist ein unglückliches Ding um die Kirchenzucht; es riecht unwillkürlich nach Glaubensgericht und Inquisition und ist gefehlt, so weit es mehr als die nothwendige Ordnung einer freien, auf die Geister begründete, Gemeinschaft bedeutet, in welchem Fall eben doch besser von Kirchenordnung, nicht von einer, ihrer freien Wirksamkeit widersprechenden, Zucht gesprochen wird.

Aber das Parteigezänke innerhalb der Kirche, d. h. unter den Theologen selbst, ist doch gewiß ein Grund für die Unkirchlichkeit der dadurch abgeschreckten Laien. Gewiß. Wie da helfen? Eben durch stramme Fixirung der Lehransicht eines jeden? Geht nicht. Durch Stillschweigen, wenn auch irgendwo und wie die eigene Ueberzeugung in Frage gestellt wird? Geht noch weniger. Da kann für die Theologen wohl nur das gleiche Mittel helfen, das dem Laien gegen Unkirchlichkeit angerathen wird, nämlich Beschneidung des üppig rankenden Eigenwillens. Kein Zank mehr ist, wo dieser nicht immer in gegenseitige Erörterungen störend eingreift, sondern eine Erörterung, über sachliche Dinge, bei der man sich vielleicht nicht einigen kann aber doch ertragen, so daß die Laien nicht mehr sagen: Seht sie zanken innerhalb der Kirche selbst. sondern besser, sie vertragen sich friedlich mit einander, wiewohl ein Jeder eine ganze Ueberzeugung hat.

F. M.

Rundschau.

Zürich. In seinem Jahresbericht pro 1882 gedenkt der Kirchenrath zunächst des am 28. Juli erfolgten Todes von Herrn Regierungsrath Zollinger und des Eintrittes von Herrn Regierungsrath Grob an seine Stelle.

Eine am 6. Juni des Berichtjahres unter dem Präsidium des Herrn Antistes Dr. Finsler stattgehabte Konferenz der Abgeordneten der evangelischen Kirchenbehörden der Schweiz, die mit Ausnahme von Freiburg und Baselland von allen Kantonen besucht war, sprach als Ausdruck ihrer gemeinsamen Ueberzeugung 4 Thesen, als ideale, den Kirchenbehörden zu empfehlende Grundsätze über die Zugehörigkeit zur Landeskirche, die Aufnahme in dieselbe und den Austritt aus derselben aus.

Die für 1880 fixirte Statistik ergibt auf 1000 reformirte Einwohner in den Landeskirchen durchschnittlich 25,5 Taufen; Minimum 13,7 Genf, Maximum 32,3 Baselland. — 18,8 Konfirmationen; Minimum 14,8 Genf, Maximum 20,8 Bern. — 4,9 kirchliche Einsegnungen; Minimum 3,7 Freiburg, Maximum 6,5 Genf. — 19,7 kirchliche Beerdigungen; Minimum 16 Schaffhausen, Maximum 27,2 Appenzell.

Einer Anregung von Graubünden: Sind auch solche Kandidaten des Predigtamtes zum theologischen Examen zuzulassen, welche ihre Studien nicht auf einer Universität absolvirt haben? sowie einer weitern Anregung, in den verschiedenen Kantonen einheitliche Normen für den Steuerbezug einzusetzen, wird keine praktische Folge gegeben; hingegen will die Konferenz darauf näher eintreten, was zur bessern rhetorischen Ausbildung der künftigen Prediger seitens der Fakultäten gethan werden könne.

Die Kommission für Bibelübersetzung meldete, daß die Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften im Jahr 1882 bedeutend weitergediehen ist.

Bern, welches Freizügigkeit der Geistlichen wünschte, wurde auf den Eintritt in's Konkordat, als die nothwendige Bedingung hiezu, angewiesen. Aus einer Reihe kirchenräthlicher Verfügungen heben wir nur die Anklage eines Methodisten gegen die Kirchenpflege seines Ortes hervor, die ihm die Kirche für ein Begräbniß verweigerte. Der Kirchenrath empfahl Weitherzigkeit im Sinne seiner dießfälligen Verordnung vom Jahr 1879.

196 Geistliche waren im Berichtsjahre bei der kantonalen Wittwen- und Waisenstiftung versichert, wofür im Ganzen 7448 Fr. Jahresbeitrag bezahlt wurden. Anträge über neue Gestaltung dieser Versicherung werden vorbereitet.

Was das Personal der Geistlichen und die Gemeinden betrifft, fanden im Jahr 1882 aus dem Kanton Zürich keine Anmeldungen zur theologischen Prüfung statt. 14 Pfarrer traten von ihren Gemeinden zurück, 11 davon, um an andere Pfarrstellen im Kanton überzugehen. Keine der erledigten 20 Pfarrstellen konnte durch einen Pfarrverweser, alle mußten durch benachbarte Geistliche oder Hülfsprediger besetzt werden. Am Ende des Jahres blieben noch 6 Pfarrstellen unbesetzt. Ein Pfarrer wurde wegen verfrühter Konfirmation gemahnt, sich künftig an die bezüglichen Vorschriften zu halten, ein anderer, das noch rückständige Bürgerregister nachzutragen. Drei Geistliche wurden, als sie, trotz Abweisung ihrer Rekurse seitens des Kirchenrathes, gleichwohl verfrüht konfirmirten, gerügt.

Von 208 Gesuchen um verfrühte Konfirmation berichten die Bezirkskirchenpflegen. 182 derselben wurden bewilligt. Wie der Kirchenrath selbst, so hatten sich auch die Kapitel vielfach mit dem Kirchengesetz befaßt, dessen Schicksal ja bekannt ist. Daneben wurde in Kapiteln und Pastoralgesellschaften über alle möglichen Gebiete religiösen und theologischen Lebens gehandelt, an 10 Orten ein Bezirksfest für protestantischen Hülfsverein und Mission abgehalten und in den Bezirksgefängnissen auf rechte Seelsorge Bedacht genommen.

Deutschland. Bei Gelegenheit der neulichen Erinnerungsfeier an die vor 10 Jahren erfolgte Wahl des Herrn Professor Reinkens zum Bischof der deutschen Altkatholiken veröffentlichte die Synodalrepräsentanz in Nr. 1 des diesjährigen altkatholischen Kirchenblattes einen „Allgemeinen Bericht über den Zustand der altkatholischen Gemeinschaften seit deren Entstehung", dem wir folgende Angaben entnehmen: 1) Die Zahl der Gemeinden und Vereine beträgt gegenwärtig 107 (in Preußen 36, Baden 38, Bayern 28, Hessen 4, Oldenburg 1); 2) die Zahl der Seelen 38,507 (in Preußen 16,294, gegen 1882 mehr 452; in Baden 15,937, gegen 1882 mehr 55); 3) die Zahl der selbstständigen Männer 12,448 (in Preußen 5320, gegen 1882 mehr 156; in Baden 4704, gegen 1882 mehr 17). Die zahlreichen Altkatholiken in der Diaspora sind nicht mitgerechnet. 4) Von 56 Geistlichen in

Deutschland sind in der Seelsorge beschäftigt 46 und der Bischof. Der Bericht sagt auf Grund umfangreicher Tabellen: „Der Altkatholizismus hat in allen Schichten der Bevölkerung Anhänger. Die Arbeiter aller Art, Handwerker und Bauern bilden weit über die Hälfte. Die große Mehrzahl gehört der minder bemittelten Bevölkerung an; umsomehr fällt die Opferwilligkeit ins Gewicht." 5) Zu allgemein kirchlichen Zwecken wurden aus altkatholischen Mitteln verwandt: a. für die Studirenden der Theologie 22,373 M., b. zur Unterstützung von Gemeinden und Geistlichen direkt durch die Synodalrepräsentanz 40,420 M., c. zur Gründung eines Pensions- und Unterstützungsfonds für Geistliche 13,335 M., d. Ehrengeschenk an den Bischof zur Verwendung für kirchliche Zwecke, überreicht am 4. Juni 1883, 23,622 M., e. zum Bau der Münchener Kirche 50,000 M., f. zur Errichtung von Pfarrbenefizien 50,000 M., g. Ausgaben aus eigenen Mitteln zu Gemeindezwecken 994,584 M. Insgesammt also eine Million und 200,000 Mark. 6) Seit Gründung der altkatholischen Gemeinschaften kamen insgesammt vor: Taufen 7004, Beerdigungen 4536, Trauungen 1387, Firmungen 3400.

Mittheilungen.

Die bis heute eingegangenen Gaben für die Bildungsanstalt für Krankenpflegerinnen in Fluntern-Zürich betragen im Ganzen 138,212 Fr. 70 Cts. (davon 88,318 Fr. 20 Cts. aus dem Kanton Zürich). Anstaltsgebäude, Garten, bauliche Einrichtungen und Mobiliar haben aber 30,000 Fr. mehr gekostet. Schon jetzt macht sich immer dringender das Bedürfniß geltend, so schnell wie möglich ein besonderes Krankenhaus zu erbauen, um das jetzt den Kranken und Schwestern (gegenwärtig 8) als Aufenthalt dienende Gebäude ausschließlich für letztere verwenden zu können. Auch harren schon mehr als 20 Töchter der Aufnahme in die Anstalt und an Kranken, die sich in derselben verpflegen lassen wollen, fehlt es selbstverständlich ebenfalls nicht. So gebricht es zur Stunde nur noch an den ökonomischen Mitteln, um die Anstalt zu dem zu entwickeln, was sie werden und leisten soll, um ihrer großen Aufgabe ganz zu genügen. — Am Freitag Abend ist in Zürich der Grundstein zur neuen Synagoge gelegt worden. Eine in deutscher und hebräischer Sprache abgefaßte Urkunde, in welcher die Geschichte der Gemeinde und deren wichtigere Erlebnisse des Näheren beschrieben sind, wurde, in einer Blechkapsel verschlossen, in den Grundstein eingefügt, nebst einem Exemplar der dato in Kraft bestehenden Statuten und einem Verzeichniß der Mitglieder. — Uster soll eine katholische Kirche sammt Pfarrhaus im Werth

von 60,000 Fr. erhalten. — Der evangelische Kirchenrath St. Gallen hat in Sachen der Zwinglifeier Folgendes beschlossen: Es soll die Gedächtnißfeier am ersten Sonntag des neuen Jahres in allen evangelischen Pfarrkirchen des Kantons begangen werden und zwar zunächst durch eine Gedächtnißpredigt im Morgengottesdienst; sodann ist die Bedeutung Zwingli's und der Reformation auch im Jugendgottesdienst passend darzustellen. Die Kirchenvorsteherschaften werden unter Zusage angemessener Subventionen eingeladen, für Vertheilung der von Antistes Finsler in Zürich verfaßten Festschrift unter die Jugend zu sorgen. Wo die Verhältnisse eine Abendfeier ermöglichen, ist eine solche (Vortrag und Gesangsvorträge) zu empfehlen. Endlich wird das Kapitel Toggenburg eingeladen, zu berathen, ob und in welcher Weise eine passende kirchliche Feier in Wildhaus selbst angeordnet werden könnte. — Auch die evangelisch rhätische Synode beauftragte den Kirchenrath, die Feier des 400 jährigen Gedächtnißtages des Reformators Ulrich Zwingli im Kanton Graubünden zu veranlassen. Hiefür ist der erste Sonntag nach Neujahr in Aussicht genommen. — Die kantonale Priesterkonferenz des Kantons Luzern nahm einstimmig folgenden Antrag an: „Die Konferenz macht bei dem Kapitelsvorstand die Anregung, es möchte die Geistlichkeit des Kantons als solche der Regierung ihre Bereitwilligkeit aussprechen, die Renovation der Sempacher Schlachtkapelle, insbesondere das Innere derselben, sowie der vier Stationen außerhalb derselben auf das fünfte Centarium der Schlacht im Sinne und Geiste der Stifter zu übernehmen, aus Pietät gegen die Ahnen, welche bei Sempach kämpften und das Andenken an den Sieg durch Erbauung einer Kapelle und eine Jahrzeitstiftung verewigen." — Die Gemeinde Buchs, Kt. Luzern, steht namentlich in Folge ihres Kirchenbaues vor dem Konkurse. — Nach Buchholterberg, Kt. Bern, wurde Herr Pfarrverweser W. v. Steiger in Heimenschwand gewählt. — Am eidgenössischen Schützenfest in Lugano hielt letzten Sonntag auf dem Festplatz Herr Pfarrer Altherr von Luzern den reformirten Gottesdienst; ein katholischer wurde nicht abgehalten, da der Bischof von Como die Feier der Messe auf dem Festplatze nicht gestattete. — Dem Nationalrath wurde eine Motion eingereicht, wonach künftig Bischöfe vom Bunde nur dann anerkannt werden, wenn sie sich dem Papste gegenüber nicht mehr eidlich verpflichten, Ketzer zu bekämpfen.

Eine Versammlung von Geistlichen, Stadträthen, Professoren u. s. w. fand sich vor einer Woche unter dem Vorsitz des Kammergerichtsrath Schröter in Berlin zusammen, um für die „Hauptstadt des evangelischen Deutschlands ein Lutherdenkmal" zu beschließen. Es sei solches nöthig, angesichts den unaufhörlichen, in sehr herausfordernder Weise auftretenden Angriffen des Romanismus und angesichts der Thatsache, daß so manche andere Stadt noch in besonderer Weise Luther ehre. — Das neue hannoverische Gesangbuch wurde an mehreren Orten abgelehnt, weil in dem bekannten Liede nun nicht mehr gesungen werden soll: „Ich bin ein Scheusal ohne dich; mein Heiland, wasche mich." — Das

Gypsmodell von Luther und Melanchthon, der Entwurf für das **Leipziger** Denkmal, war dieser Tage zum ersten Mal in der Werkstätte von Prof. Schilling in Dresden dem Publikum aufgestellt. Dem sitzenden Luther deutet Melanchton stehend eine Bibelstelle aus. Die ruhige Darstellung Luthers ist in Zusammenhang mit der Thatsache, daß die Reformation erst 1539 in Leipzig eingeführt wurde, als sie bereits über die ersten Sturm- und Drangdezennien heraus war.

In **Dervio** (Italien) regte der dortige Geistliche die Bevölkerung dadurch auf, daß er den Theaterbrand als ein Gottesgericht darstellte.

In der St. James Halle in **London** wurde ein Massen-Meeting abgehalten, um gegen die bestehenden Gotteslästerungs-Gesetze zu protestiren.

Der päpstliche Nuntius ermahnt die **spanischen** Geistlichen, nicht Politik und Religion mit einander zu vermischen; er beschwört die katholische Presse, die religiösen Streitigkeiten aufzugeben.

Literarisches.

*** **Theologischer Jahresbericht.** Unter Mitwirkung von Bassermann, Benrath, Böhringer, Dreyer, Gaß, Holtzmann, Lipsius, Lüdemann, Peyerlen, Siegfried, Werner herausgegeben von B. **Pünjer**. Zweiter Band, enthaltend die Literatur des Jahres 1882. Leipzig, Barth, 1883. 463 S. 8 M.

Wir machen alle unsere Leser, die mit der theologischen Forschung in beständigem Kontakte bleiben wollen, auf dieses höchst zeitgemäße Unternehmen aufmerksam, das alljährlich in gelungenen Uebersichten die Resultate der gesammten theologischen Literatur des betreffenden Jahres bespricht. Es ist das einzige Unternehmen dieser Art und darum auch von der Kritik der verschiedensten theologischen Richtungen, wie auch vom Auslande freudig begrüßt worden; was vom ersten Bande gerühmt worden ist, gilt noch in erhöhtem Maße vom zweiten: Fast absolute Vollständigkeit in Bezug auf die deutsche Literatur, Uebersichtlichkeit der Anordnung und Objektivität der Referate. Da zugleich auch alle wichtigeren theologischen Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften besprochen werden, so ist dieser Jahresbericht ein ungemein zuverlässiger Führer durch die immer mehr anwachsende theologische Literatur, ein Führer, der zugleich eine halbe Bibliothek ersetzt. Wir wünschen dem Unternehmen auch in der Schweiz viele Freunde und Gönner und hoffen, später noch eingehender darauf zurückzukommen.

(Red.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.



Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 16. 4. August.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Zur Jubelfeier unserer Hochschule.

Wie könnten wir als liberale Zürchertheologen anders denn mit Gefühlen dankbarster Freude an der Jubelfeier unserer Hochschule Theil nehmen! Ihre geistesmächtigen Lehrer haben uns in das Reich der Wissenschaft eingeführt mit der Devise: Wahrheit, Wahrheit über Alles. Mag die Wahrheit verwunden oder heilen, zerstören oder aufbauen, mag sie die Führung des praktischen Amtes erschweren oder erleichtern, wir sind gelehrt worden, ihr muthig und getrost in's Auge zu sehen und die Fahne des selbstlosen Idealismus hoch zu halten, der die Wahrheit sucht um der Wahrheit willen. Nur unaufhaltsam zum Quell der Wahrheit vorwärts! Es geht durch viele Negationen hindurch, der Eishauch der Kritik scheint jede gemüthvolle Weltanschauung zu zerstören und das Gewirre der Meinungen eine feste, charaktervolle Ueberzeugung unmöglich zu machen. Doch nur suchen nach Wahrheit mit heiligem Ernst, mit allen Gaben des Geistes, sich versenkend in das Geistesleben der Edelsten und Besten aller Jahrtausende, Dichter und Philosophen befragend, und schließlich alle Kraft konzentrirend im Studium des Buches der Bücher, dessen Mittelpunkt das Evangelium Jesu Christi ist. Das Resultat wird sein, daß wir mit aller Begeisterung unsers Pfarramtes warten und das Herz unsers Volkes für die höchste Wahrheit erwärmen können. In dieser Zuversicht haben unsere Lehrer uns bestärkt. Wie viel reine Freude, wie viel innere Erhebung danken wir ihnen, weil sie uns in diesem Sinne geleitet haben.

Gerade weil wir mitten in den Kampf der Geister hereingeführt worden, sind wir zu einer siegesfrohen Ueberzeugung gelangt. Wir fürchten den Kampf nicht mehr. Wir fürchten ihn nicht gegenüber einem Konservatismus, der allzukühn das Wort des Paulus findet: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit"; wir fürchten ihn noch viel weniger gegenüber einem Nihilismus, der aus der Empirie Beweise auf Beweise aufthürmen will, um alles Hohe und Heilige zu leugnen. Unter liberalen Theologen verstehe ich aber in diesem Zusammenhang nicht blos diejenigen, die einer wunderlosen Weltanschauung huldigen, sondern auch diejenigen von den konservativer gerichteten, die das Recht wissenschaftlicher Bibelkritik unbedingt anerkennen und handhaben, die dem Alten nicht anhangen, weil es alt ist, sondern weil es sich nach ernster Prüfung ihrer Ueberzeugung als das Wahre erwiesen, und die mit Nichten an den Buchstaben der Bibel sich verkauft haben.

In der Luft der Freiheit athmend haben wir die Verschiedenheit der Ansichten, die auf dem Grund heiliger Liebe zur Wahrheit ruht, als Reichthum des geistigen Lebens achten gelernt. Uns Allen steht die Gesinnung über dem Bekenntniß und wir wissen ganz gut, daß der ewige Werth der Menschenseele, das in Gott verborgene Leben, niemals in bloßen Parteinamen sich offenbart. Zu Füßen derselben Lehrer, im selben theologischen Verein, sind wir doch zu sehr verschiedenen Resultaten gelangt. Die Trennung hat die Freundschaft nicht aufgehoben und das Bedürfniß, uns gegenseitig zu verstehen und von einander zu lernen, ist geblieben.

Wir bringen unsere Jubelgrüße unsern Lehrern, die seit Dezennien bis auf diesen Tag das Panier wissenschaftlicher Freiheit und Würde hochgehalten. Wir freuen uns ihrer nicht ermatteten Geistesfrische und wünschen von Herzen, daß die Sonne ewiger Güte ihnen noch lange Jahre mit hellem Glanze scheinen möge. Wir gedenken aber auch mit Wehmuth und inniger Verehrung der Lehrer, die von uns geschieden, sei es, daß der himmlische Vater sie heimgerufen, sei es, daß sie einen andern Wirkungskreis gefunden haben. Wer von uns am Hochschuljubiläum des Jahres 1858 Theil nahm, dem ist die ehrwürdige Greisengestalt von Joh. Jak. Hottinger noch in Erinnerung. Wie hat in diesem Greise das Feuer jugendlicher Begeisterung geglüht, wie hat er es verstanden, die Darstellung der vaterländischen Geschichte mit idealem Hauche zu beseelen! Wir dürfen ihn zu uns zählen, ihn, den Biographen Zwingli's, den Geschichtschreiber der Reformation, dessen Wahlspruch

lautete: Kühne Geister haben gestrebt, die Welt zu beherrschen, weisere erkennen zu lernen, wie Gott sie regiert."

An jenem Jubiläum sprach als Rektor Ferdinand Hitzig, der das alte Testament uns so lieb zu machen wußte, weil er mit kühner Kritik die tiefe Verehrung für dessen unvergängliche Herrlichkeit verband. Er endigte seine damalige Rede mit den Worten: „Männliche Geister denken das Nächste, sammeln die Kraft und wandern mit großen Schritten vorwärts in die dunkle Zukunft." Wie oft haben wir seitdem in den trüben Tagen unsers kirchlichen Volkslebens an diese Worte denken müssen! Wir gedenken Keim's, über den die Todesnacht so früh gekommen ist. Ich bin überzeugt, noch in hundert Jahren werden ernste Geister seine „Geschichte Jesu von Nazara" studiren. Denn, wie immer man sich zu seinen Ergebnissen stelle, das Zeugniß muß jeder Unbefangene seiner Geschichte Jesu geben, daß hier ein ungewöhnlich reicher und tiefer Geist mit dem schwierigsten und erhabensten Problem der Geschichtschreibung bewunderungswürdig gerungen hat.

In dankbarer Erinnerung stehen uns auch die hochbegabten Theologen konservativer Richtung, Schlottmann und Held. Beide haben überaus anregend gewirkt, Schlottmann ein Meister der Philologie, eine Neanderseele, treu und offen, die man hochachten mußte; Held ein Gemüthsmensch, der um den vollen innern Frieden tief und schmerzlich gekämpft hat. Sein leidenschaftliches, erregtes Wesen konnte sich nicht leicht in unsere Schweizerart finden. Er, aus dessen ernsten Augen tiefes Seelenleiden sprach, konzentrirte sein theologisches Wirken um die unmittelbar praktischen religiösen Fragen. Man mußte dem durchaus wohlgesinnten und im innersten Grunde liebenswerthen Fremdling manches harte Urtheil zu Gute halten. Gerade seine herbe Kritik unserer freisinnigen Theologie und unserer kirchlichen Zustände spornte uns an und half uns gegen Verflachung. Im persönlichen Verkehr bezeigte er uns trotz aller Verschiedenheit unserer Ansichten unverändertes Wohlwollen. Gedankenlose Nachbeter konservativer Phrasen waren ihm durchaus zuwider.

Wir können nur wünschen, daß die Zukunft unserer Hochschule ihrer Vergangenheit würdig bleibe. Ein herzliches Glück auf! der jungen Theologenschaar, die im schönen Frühlingsmorgen ihrer theologischen Laufbahn steht. Möge sie nicht aufhören, das herrlichste Studium, das es auf Erden geben kann, in freiem und großem Sinne zu betreiben. Wer mit selbstloser Treue sich in die Wissenschaft vertieft, wer mit brennendem

Eifer begehrt, die Wahrheit mit eignen Augen zu schauen, den wird Gott segnen. So viel auch seine Ansichten sich ändern mögen, eine freie und große Anschauung von Welt und Leben wird ihm bleiben, und wie Alle, die nicht aufhören, Gott, den Urquell aller Wahrheit, von ganzem Herzen zu lieben, wird auch er es an sich erfahren: „Die auf den Herren hoffen, empfangen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht erliegen, daß sie wandeln und nicht müde werden." **K. F.**

Die dritte Konferenz

der evangelischen Kirchenbehörden der Schweiz fand am 26. Juni in Bern statt. Vor Beginn der Sitzung sah man die meisten Abgeordneten auf den Tribünen, sei es des Nationalrathes, sei es des Ständerathes, in welchen beiden Kollegien eben Eisenbahnfragen mit gebührender Breitspurigkeit behandelt wurden. Hiedurch in gelinden Schrecken gejagt, verließen die Kirchlichen rechtzeitig das Bundesrathhaus und trugen in's benachbarte Kasino den Entschluß hinüber, sich der Kürze zu befleißen. Dank der Energie, womit dieser Entschluß auch ausgeführt wurde, war es möglich, in vier Stunden sämmtliche Traktanden zu bewältigen, was vorher Niemand geglaubt hatte. Sämmtliche evangelische Stände waren vertreten, mit Ausnahme von Genf, das erst kurz vorher sein Konsistorium erneuert und nicht Gelegenheit gehabt hatte, die Traktanden vorzuberathen; der Abgeordneten waren 20, worunter das geistliche Element überwiegend stark vertreten war. Viel zu stark, meinte ein Kollege, wenn die Konferenz fortgedeihen soll. Freilich der Laie, der ihn begleitete, ein gewiegter Parlamentarier aus St. Gallen, ging für ein halbes Dutzend.

Herr Antistes Dr. Finsler eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Ansprache und trat sodann den Vorsitz dem neugewählten Präsidenten, Herrn Dekan Rüetschi in Bern ab. Als Vizepräsident wurde demselben beigesellt Herr Pfarrer Ammann, als Sekretär Herr Pfarrer Strahm. Diese Männer werden voraussichtlich für zwei Jahre den Vorstand der Konferenz bilden, da auch die nächste Versammlung derselben (1884) in Bern stattfinden wird.

Für die bisherige Bearbeitung der Statistik der kirchlichen Handlungen in den reformirten Landeskirchen erntete Herr Sekretär F. Meyer von Zürich allgemeine Anerkennung und mit Vergnügen und aufrichtigem Dank nahm die Versammlung Notiz von seinem Anerbieten, diese mühevolle Arbeit auch fernerhin besorgen zu wollen.

Hierauf wurden die Erklärungen der einzelnen Stände entgegengenommen, wie sie sich verhalten zu den in letzter Konferenz aufgestellten Postulaten betreffend Zugehörigkeit zur Landeskirche (siehe „Zeitstimmen" 1882, Seite 207). Es ergab sich ziemlich allgemeine Zustimmung und die Diskussion bewegte sich im Wesentlichen nur noch um die Frage, unter welchen Bedingungen ausgetretenen Mitgliedern die Wiederaufnahme in die Kirche zu gestatten sei. Gewiß konnte man hier mit guten Gründen sowohl einen strengern als einen gelindern Standpunkt verfechten, was auch beiderseits mit Geschick und Wärme geschah. Das Resultat war wie gewöhnlich ein Kompromiß: Die Ausgetretenen sollen, wenn sie in die Kirche zurückzukehren wünschen, an die kirchliche Behörde ihres Wohnortes eine schriftliche Erklärung richten und — bei notorischer Steuerflucht — zur Nachzahlung der betreffenden Steuern angehalten werden können.

Die vom zürcherischen Kirchenrath ausgegangene Anregung einer Enquête über den Bildungsgang der Theologen in Rhetorik und Homiletik (vergl. „Zeitst." 1882, Seite 209), wurde allseitig begrüßt und als berechtigt anerkannt. Auch die welschen Brüder, an deren Akademien in dieser Richtung mehr geschieht, als an den Universitäten der deutschen Schweiz, fanden den Sporn, den Zürich ansetzen will, nicht überflüssig, namentlich wenn derselbe eine Wirkung auch auf die untern Lehranstalten und speziell auf's Gymnasium auszuüben suche (diction, prononciation). Ein Kommission von fünf Mitgliedern wird die von den Fakultäten eingehenden Berichte zusammenstellen und die daraus resultirenden Schritte vorberathen.

Der nun folgende Verhandlungsgegenstand, ein Antrag des Synodalausschusses von Aargau, die Konferenz möge sich im Grundsatz für die Stimmberechtigung der Nichtschweizer in kirchlichen Dingen aussprechen, hatte für uns Zürcher ein doppeltes Interesse, weil vor nicht langer Zeit unser Kantonsrath bei dem Anlaufe, den er genommen, das Kirchengesetz zu berathen, auch an diesen Stein des Anstoßes kam, welchen er aber noch ziemlich leichten Herzens beseitigte — durch die Verwerfung obiger Neuerung. Die Gründe, welche die Abgeordneten Aargau's dafür anführten, waren etwa folgende: Die Billigkeit erfordere, daß, wer Steuern zahle, auch stimmen könne, wenigstens in religiösen Angelegenheiten, denn das Christenthum kenne keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen; bei der größern Scheidung von Staat und Kirche stehe der Aufnahme in's kirchliche Bürgerrecht

weniger als früher entgegen; bei der großen Bevölkerungsmischung sei billige Rücksichtsnahme geboten und im Interesse der Gemeinden und der Landeskirche, welchen diese ausländischen Elemente leicht entfremdet werden, wenn sie ganz rechtlos bleiben; es treffe dies namentlich zu in Grenzbezirken (man denke z. B. an Rheinfelden, dessen badische Nachbarstadt Säckingen den Ausländern nach einjährigem Aufenthalt kirchliches Stimm- und Wahlrecht gewährt!). Fast ausnahmslos wurde das Gewicht dieser Gründe anerkannt. Schaffhausen und Stadtbasel gewähren fremden, aber im Kanton niedergelassenen Konfessionsgenossen bereits das Stimmrecht. Waadt allein mit seiner Staatskirche machte prinzipielle Opposition. Glarus wünschte, daß manchen Ortes auch die Pforten des politischen Bürgerrechtes etwas weiter aufgethan werden möchten. Wenn sich so der Antrag Aargau's einer nahezu einmüthigen Unterstützung erfreute, so verhehlte man sich doch keineswegs, daß man von einer Durchführung dieses weitherzigen Grundsatzes in der Gesetzgebung der einzelnen Kantone noch weit entfernt sei.

Weniger Glück hatte Aargau mit seiner zweiten Anregung, die Konferenz möchte dahin wirken, daß inskünftig der Bundesrath die Bettagsproklamation an das gesammte Schweizervolk erlasse. Zwar wurde die gesunde Tendenz auch dieses Antrages von allen Seiten anerkannt und man begriff vollständig, warum derselbe gerade aus dem Aargau kam, wo die Reformirten alljährlich von ihrem Synodalausschuß zu einer würdigen Bettagsfeier ermahnt werden, während die Katholiken Niemand begrüßt. Allein die Konferenz scheute sich, den Bettag, welcher, von einer ehrwürdigen Tradition getragen, namentlich in der reformirten Schweiz noch kräftige Triebe entwickelt, unter Umständen der rauhen Zugluft einer Diskussion in den eidgenössischen Räthen auszusetzen, zumal jetzt, wo die konfessionellen Differenzen wieder der Mine gleichen, die auf den zündenden Funken wartet. Es wurden sogar Zweifel geäußert, ob der Bundesrath noch das Recht hätte, eine religiöse Feier anzuordnen oder zu einer solchen aufzumuntern. Jedoch nicht in solch negativen Tönen schloß die Diskussion, obwohl der Antrag Aargau's mit allen gegen zwei Standesstimmen abgelehnt wurde. „Die Zeiten müssen Bettage schaffen und die Zeiten müssen auch Mandate schaffen," sprach treffend ein Laie. Zur rechten Zeit wird sich die oberste Landesbehörde erinnern, daß über unserer Verfassung noch immer steht: Im Namen Gottes des Allmächtigen!

Allgemeine freudige Zustimmung fand hinwiederum ein Antrag des zürcherischen Kirchenrathes, der also lautet:

Die evangelische Konferenz
in Erwägung:

1) Daß der Strom der Auswanderung immer mehr zunimmt,
2) daß es den kirchlichen Behörden nicht gleichgültig sein kann, wenn die Auswanderer einer religiösen Verwahrlosung anheimfallen,
3) daß auch eine Anweisung an die Auswanderer betreffend leibliche und geistige Sicherstellung bei ihrer Landung in Amerika als Bedürfniß erscheint,

beschließt:

Es sei eine Kommission von 3 Mitgliedern zu bestellen mit dem Auftrage, die Frage zu prüfen, was von Seiten kirchlicher Behörden und Vereine geschehen könnte, um die geistliche Verwahrlosung der Auswanderer und eventuell auch ihre Ausbeutung bei der Landung in Amerika thunlichst zu verhindern und der Konferenz hierüber in ihrer nächsten Sitzung Anträge zu hinterbringen.

Gewiß hat die Kirche an den auswandernden Gliedern bisher zu wenig gethan. Und doch sind derselben so Viele (1882 10,896 aus der Schweiz, weit überwiegend Reformirte) und die Gefahren für Leib und Seele so groß und mannigfaltig. Das humanitäre und sanitarische Interesse hängt innig und untrennbar zusammen mit dem sittlich-religiösen; also muß schon um des letztern willen auch das erstere der Kirche am Herzen liegen.

Wie die Tagespresse bereits mitgetheilt, beschäftigte sich die Konferenz schließlich auch mit dem bevorstehenden Zwingli-Jubiläum. Man beschloß, den Kantonalkirchen die Anordnung einer kirchlichen Feier auf den ersten Sonntag im Januar 1884 und die Verbreitung der, aus der Feder des ehrwürdigen Vorstehers der zürcherischen Kirche hervorgehenden Volks- und Jugendschrift über Zwingli zu empfehlen und, wie man seither vernehmen konnte, ist diese Anregung überall auf guten Boden gefallen.

Möge der Geist des Reformators, dem bereits eine schweizerische Nationalkirche als Ideal vorschwebte, auch fernerhin einigend und segnend walten in der evangelischen Konferenz, in allen Bestrebungen, welche darauf zielen, die kantonalen Kirchen in engere Verbindung zu bringen!

J. W.

Wander-Skizzen.

Eine vergessene Kaiserstadt.

Der Löwe von S. Marco hat das Brüllen verlernt, melancholisch blickt er, das müde Haupt auf den Tatzen. Was er wohl sinnen mag? Er gedenkt seiner Jugend, jener Zeiten venetianischen Ruhmes, deren schwaches Abbild die Wände und Decken des Dogenpalastes schmücken; er gedenkt der Zeiten Enrico Dandalos, da Kaiser Isaak Angelos durch Alexius, seinen Sohn, Venedigs Hülfe erbettelte und der große Doge, die Personifikation von Venedigs Ruhm und Macht, zum oströmischen Kaiser den Grafen Balduin von Flandern krönte; er träumt, der Markuslöwe und sieht die Flotte seiner Schützlinge vom Lido herfahren, voran das stolze Dogenschiff, das den Sieger von Chioggia, Andrea Contarini, trägt. Genua ist gesunken. Damals war es noch kein Märchen, was Tintoretto als Allegorie an die Decke der Sala del Senato des Dogenpalastes 230 Jahre später malte: Venedig, die Königin des Meeres. Genua hat wieder gesiegt, ist Siegerin geblieben und rüstet sich gerade jetzt mit fieberhafter Energie, den Rang der Königin des Meeres zu behaupten. Venedig ist zur Dienerin degradirt, immerhin noch gut genug, die Herrin zu vertreten, wie es bei Anlaß des letzten Strikes der genuesischen Hafenarbeiter geschah.

Doch was kümmert den Wanderer Venedigs schweigende Gegenwart, es sprechen ja noch die Zeugen seiner großen Vergangenheit: Die Palazzi des Canale grande der Riva degli Schiavoni und des Markusplatzes, die Schulen von S. Rocco und S. Marco, die Prachtwerke der Frührenaissance, die Kirchen von S. Giovanni e Paolo und die Frari, die hohen und doch düstern Repräsentanten einer bessern italienischen Gothik. Wir stehen auf dem Markusplatze. Dom von S. Marco, Dogen- und Königspalast; Byzantinismus, Gothik und Renaissance, wie so oft in Italien kann diese auch hier ein Blick umfassen. — Festtag ist heut, von den drei Flaggenstangen des Platzes wehen die Riesenbanner des Königreiches und um S. Marco bewegt sich die feierliche Prozession. Ob wohl die Klerisei einen ähnlichen Pomp zur Schau getragen, die Kirchen wohl ebenso sehr das Festtagskleid angezogen haben würden, wenn statt Fronleichnam nur Ostern oder Pfingsten gefeiert worden wäre? Schon in Rom konnte ich mich des Verdachtes nur schwer erwehren, daß der moderne Katholizismus die allgemein christlichen Feste weniger als die spezifisch katholisch dogmatischen betont. —

Doch lassen wir sie heut, die aus- und einströmende Menge bei der Basilika von St. Markus und die Kleriker, die verborgen im erhöhten Chore als Gemeinde für sich mit unbeschreiblicher Eintönigkeit die Litaneien singen. S. Marco ist Venedigs größte Kirche nicht und die Ehre, Kathedrale der Stadt zu heißen, ist ihr erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von S. Pietro di Castello abgetreten worden; wohl aber ist dies griechische Kreuz mit seinen fünf Hauptkuppeln, das dauernde Monument venezianischer Orientpolitik, Venedigs ganz besonderes Merkmal. Eine ästhetisch harmonische Wirkung übt das Bauwerk zwar nicht aus: der Breite entspricht die Höhe nicht, die Linien des Außenbaues sind orientalisch unruhig, die Vorhalle im Innern ist architektonisch und kultisch überflüssig, die schweren gedrückten Verhältnisse der Cella, das grünlich düstere Mosaik, der wenig erleuchtete Raum belasten die Seele des Besuchers. Und doch ist es gerade der orientalische Typus in architektonischer Gesammtanlage wie im ornamentalen Detail, der mich wie früher in den arabischen Reminiszenzen sizilianischer Kirchenbauten mit einem eigenartigen Zauber umstrickte. Dessen Erklärung liegt zum Theile in der Ideenverbindung: „Byzantinische" Architektur und das Geheimniß der Moschee.

Doch es ist hohe Zeit, von der „Königin des Meeres" Abschied zu nehmen; wir haben ja eine Vergessene aufzusuchen. Ein Blick noch vom Lido auf die blaue Adria! Es läutet das Vesperglöcklein der Armenier von S. Lazzaro, das Tosen der schäumenden Brandung unterbrichts und der hohle Pfiff des langsam einfahrenden Ostindiers, in der Ferne verschwinden die weißen Segel auf den Straßen nach Ancona und Triest, der letzte Purpur erbleicht am Horizont. Avanti, Poppe! Leise gleitet die schwarze Gondel zurück an die Piazetta, schon zittert des Mondes blaues Licht über die Canale grande; noch eine Weile, horch! „S. Lucia" und „Das Schifferlied" tönen über die Wasser vom buntbeleuchteten Musikschiffe, dem Kometen mit dem langen Schweife, her, um die dunkeln, altersgrauen Paläste treibt des glanzvollen Mondes Phosphorlicht ein neckisch romantisches Spiel . . . Venetianische Märchen der Nacht. Lebt wohl, ihr lieben Gestalten von den blauen Bergen gegenüber der Didostadt, von Trinacrias und der Parthenope Strand, vom gelben Tiber und stadtegeschmückten Arno! Das war mein wehmüthiger Gruß damals, wie ich die letzte Nacht unter dem Himmel Hesperiens geträumt. Der Poppe, der Gondoliere, hat ihn gehört und darum wohl beim Abschiede am Bahnhofe zum Reisewunsch den Trost gefügt: »a rivederci.«

Wir aber, freundlicher Leser, lassen uns von Padua nach links führen, hinüber zum langsam sterbenden Po, vorüber am versinkenden Ferrara, der Ruhmeshalle des Cinquecento und jetzt der Stätte der Melancholie und des Fiebers, vorüber am schiefthürmigen*) Bologna, von dem es heute noch gilt: la grassa, hinaus in jenen stillen Winkel, wohin selten ein rother Bädecker sich verirrt, zu der einsamen, vergessenen Kaiserstadt, die einst als Residenz die Tiberstadt zurückgedrängt. **Ravenna****) ist's, die Stadt, welche, nächst Rom als die interessanteste für's Studium altchristlicher Kunst, eine Ueberfülle des herrlichsten Materiales bietet, nach Rom für den Theologen im Besonderen die besuchenswertheste Stadt. Ja, hier schaut der Wanderer das Bild der christlichen Kunstentwicklung vom fünften bis achten Jahrhundert noch reiner als in Rom selbst, wo er's sich mühsam erst aus dem Ruinenchaos der Weltgeschichte herauslesen muß. Ravenna's Ueberreste stammen ausschließlich aus diesen wenigen Jahrhunderten seiner Glanzzeit und haben sich mit einer Vollständigkeit durch die Stürme der Völkerwanderung hindurchgerettet, die mich versucht, Ravenna ein christliches Pompeji zu nennen.

Doch was ist aus der Stadt des Honorius, Odoaker, Theodorich und der Byzantiner heute geworden? Zu Augustus Zeiten noch wie Venedig in der Gegenwart vom Wasser durchflossen, die Flottenstation des adriatischen Meeres, jetzt ein recht stilles Landstädtchen, 2 Stunden vom Meere entfernt, mit Malarialuft und stagnierendem Grundwasser. Große monumentale Bauten fehlen, die Häuser in den hochummauerten Gärten längs der breiten, öden Straßen entbehren des architektonischen Schmuckes. Die Kirchen sind fast ausnahmsweise Backsteinbauten, oft ohne äußere Bekleidung, sowie die runden, isolirten Campanili. Auf dem Domplatze wächst das Gras. Das schweigende Pisa nannte ich seinerzeit città dormiente. Womit soll ich Ravenna bezeichnen? città morta? Die wackern Ravenneser würden es wohl nicht gelten lassen; haben sie doch eine großstädtische Allee, ein prunkendes Marmordenkmal des Patrioten Farini und einen obligaten Piazza Vittorio Emanuele im

---

*) Es fiel mir auf, daß Städte, deren Zusammenhang mit Byzanz nachzuweisen ist, wie Pisa und die Städte der Adria, schiefe Thürme aufweisen. Ob der Umstand, daß wir in Konstantinopel ähnlichen Thurmbauten begegnen, nicht als Erklärung des Ursprungs ebensolcher abendländischer Architekturkuriositäten betrachtet werden darf?

**) Vergl. Rahn, Ravenna. Richter, der Ursprung der abendländischen Kirchengebäude. Derselbe, die Mosaiken von Ravenna, Braumüller, Wien, 1878. Zur Beschaffung von Photographien empfehle ich L. Ricci, via Farini, Ravenna, der gedruckte Kataloge zur Verfügung stellt.

Zentrum der Stadt. Hier und in der Via Farini konzentrirt sich das Bischen Pulsschlag städtischen Lebens. Gehen wir nebenaus, die ernsten Zeugen der Tage machtvoller Vergangenheit aufzusuchen. Ja wohl, aufzusuchen; stecken sie doch in solch verborgenen Winkeln, daß wir den Zufall preisen, der sie uns trotz der jüngsten, theilweisen Namenänderung der Straßen finden läßt.

Die drei Perioden ravennatischer Kunstentwicklung knüpfen sich an die Namen der Galla Placidia, als Repräsentantin der Weströmer und der ersterbenden Antike, des Theodorich, als Vertreter eines schwankenden Eklektizismus zwischen Orient und Occident und des Justinian, des Byzantinismus mit seiner reichen Farbenpracht. Hier ist der einzige Fleck Erde, wo wir den Uebergang von der Antike ins Mittelalter verfolgen können; sobald Ravenna's Stern im achten Jahrhundert erblich, hat Rom und späterhin die normannisch musivische Kunst in Sizilien die Bahn durchs Mittelalter weiter beleuchtet. Während aller dieser drei Perioden treffen wir in Ravenna Basiliken, Kuppel- und Zentralanlagen. Römische, „byzantinische" und romanische Formen begegnen und kreuzen sich hier so vielfach, daß man versucht wird, zur Vereinfachung den sogenannten byzantinischen Baustyl überhaupt zu streichen. Freilich sind die Uebereinstimmungen der Hagia Sophia Konstantinopels in Säulen und Bogenspannungen des Langschiffes mit der ravennatischen Basilika S. Apollinare in Classe und in den Emporebauten mit S. Vitale in Ravenna auffallend; es ist schon damit die Abhängigkeit von Byzanz unleugbar erwiesen. Doch gerade die spezifisch byzantinische Form, Zentral- und Kugelbau, ist römisch; und wenn man, um eine selbständige byzantinische Architektur zu rechtfertigen, betont, daß es ihr Verdienst gewesen sei, Zentral- und Kuppelanlage für den Kirchenbau ganz besonders verwendet und für die romanischen und Renaissance-Bauten vermittelt zu haben, so ist eben damit das Urtheil über die Unselbständigkeit dieses Styles gesprochen. Man beachte, daß auch ohne Byzanz der antike Zentralbau, z. B. im Baptisterium der Orthodoxen, in S. Nazario e Celso seine Vertreter gefunden, Grund genug zur Annahme, daß der Uebergang von der Antike zur romanischen Kunst des Byzantinismus überhaupt nicht bedurft hätte. „Byzantinische" Details z. B. in den Säulenkapitälen von S. Vitale sind in der Grundform romanisch, in den Linien des Ornamentes voll Anklänge an das römische Kapitäl. — In der Malerei, in Ravenna ausschließlich Mosaik an Kuppeln, Apsis, über dem Architrav des Langschiffes und an den Wänden der

Rundbauten, dürfen wir als byzantinisch nur den Reichthum der Form, wie er sich unter Anderem im Hofstaate Justinians und Theodoras in der Apsis von S. Vitale spiegelt, gelten lassen, die konventionelle Erstarrung der Form beginnt schon mit der spätesten römischen Kunst und ist allgemein mittelalterlich, Byzanz kann höchstens die Schuld einer gewissen Beförderung des Verfalles zugemessen werden. Uebrigens weisen gerade die vorhin genannten byzantinischen Votivgemälde Justinians feine, lebendige Formen, in den Figuren wahrscheinlich Porträtähnlichkeit auf.

Vom Piazza Vittorio Emanuele, dem armseligen Epigonen von dem edeln Geschlechte des Forums, gehen wir südwärts. Ein gütig Geschick führt uns zum Dome; doch ihn suchen wir nicht, die Restauration des 18. Jahrhunderts hat ihn modernisirt. Daneben aber steht das achteckige Baptisterium der Orthodoxen oder S. Giovanni in fonte, um 425 unter der Protektion von Galla Placidia, des großen Theodorich edler Tochter, erbaut. Der lungernde Bettler hat unsere Absicht errathen, geschäftig eilt er herbei; wann hat sich einer seiner zahllosen Berufs- und Volksgenossen die Gelegenheit zu einer »mancia« entwischen lassen, und wär's auch nur wie hier die Hausglocke des Kustoden zu läuten, deren Leitungshandgriff man selbst schon gefaßt hat? Wie alle Baptisterien ist dieses Zentralanlage, das Vorbild mag in antiken Bädern, z. B. in der Rotunde des Caldariums der Caracallathermen in Rom, zu suchen sein. In der Mitte steht der Taufbrunnen, Mosaik und Stucco schmückt die Wände. Die Kuppel ist vollständig mosaizirt, ein Rundbild im Scheitelpunkte, senkrecht oberhalb des Taufbrunnens, stellt die Taufe Christi im Jordan dar, durch Ornamentstreifen getrennt gruppiren sich ebenfalls in der Kuppel im weiteren Kreise die 12 Apostel, ihre Siegeskronen zu den Füßen Christi tragend; im weitern Umkreise folgen vier Altäre mit den Evangelien und ebensoviele Throne mit Kreuzen. Unterhalb des Frieses stehen in Blendarkaden und Nischen 16 Männergestalten in Stuck, vermuthlich Kirchenlehrer; oberhalb sehen wir Figuren vom selben Materiale, meist antike Thiergestalten, christlich symbolisirt (Pfauen, zwei Seeunthiere mit dem schwebenden Jonas als Symbole der Auferstehung 2c.). Das Erdgeschoß zeigt, dem Gewölbe der Abseiten von S. Costanza in Rom (360 n. Chr.) ähnlich, zierliches, musivisches Rankenwerk, das auf dunkelblauem Grunde aus einem Topfe hervorsproßt. Mancherlei erinnert uns hier noch an die Antike: Der Flußgott Jordan, ähnlich dem Oceanustypus in den Katakomben, der vollendete Faltenwurf in den schreitenden, trefflich individualisirten Apostelgestalten,

die Stuckatur, die mir in Motiv und Technik auffallend mit den besterhaltenen Dekorationen aus römischem Alterthum in den beiden Gräbern an der Via latina bei Rom übereinzustimmen scheint. — Mit S. Giovanni in fonte gehört in die römische Periode ravennatischer Kunst S. Nazario e Celso (zirka 440), das Mausoleum der Galla Placidia und Ruhestätte einiger spätrömischer Kaiser. In Nischen stehen Sarkophage, die Wände der Krypta ziert Mosaik, Rankenornament auf blauem Grunde. Ueber der Thürlünette bemerken wir das Bild des „guten Hirten“ unter den Schafen auf der Weide; Christus erscheint hier wie in ältern Katakombenfresko's unbärtig und jugendlich; die Szene ist dramatisch bewegt; die spätere Zeit verräth sich aber an der glanzvollen Draperie des Purpurmantels und dem Ausdruck der Cäsarenmajestät Christi. In der gegenüberliegenden Lünette zeigt sich die erste nachweisbare, musivische Darstellung aus der Heiligengeschichte, das Martyrium des h. Laurentius. Goldene Sterne zieren das Gewölbe. Mit solchem Schmucke suchte das junge Christenthum die Versöhnung an der Stätte des Todes, wie sie die Antike schon gesucht, die ihre Grabkammern mit den heitersten Szenen der Mythologie und Sage schmückte.

Aus der Zeit der Ostgothen 493—539 stammt ein neues, arianisches Baptisterium, S. Maria in Cosmedin, dessen Kuppelmosaiken das Motiv derjenigen von S. Giovanni in fonte „byzantinisch“ reich, aber befangener und schablonenhaft wiederholen. Der Vergleich beider Kunstwerke eröffnet einen interessanten Einblick in den wachsenden Kunstverfall. — Um 44 n. Chr. soll Ravenna mit der Ankunft des h. Apollinaris, eines Schülers Petri, Bischofssitz geworden sein. Nach jenem Bischofe nennen sich zwei der edelsten Basiliken: S. Apollinare nuovo in der Stadt und S. Apollinare in Classe, 5 km südöstlich derselben. Erstere hat Theodorich in der Nähe seines Palastes gegründet. Die Wände des Mittelschiffes sind musivisch verkleidet, zu oberst mit 26 Darstellungen aus der biblischen Geschichte von antiker Schönheit noch und Formvollendung; sie stammen wie die 32 Heiligen über und zwischen den Fenstern von Theodorich; spätern, bereits byzantinischen Datums, ist das prunkende Mosaik der Stadt Classis und der 22 Märtyrerinnen, die sich oberhalb des Architravs dem ganzen Schiff entlang der am Ende thronenden Maria zuwenden, auf der rechten Seite entsprechen ihnen 25 Heilige, die von der Stadt Ravenna auf Christo zugehen. Der einfache, edle Bau, noch verwandt mit seinem großartigen Namensvetter draußen, ohne Querschiff, mit offenem Dachstuhle wie viele Basiliken Oberitaliens,

dem Gepräge hohen Alterthums, mit der unverwüstlichen Farbenpracht des Mosaiks wurde mir eine Lieblingsstätte. Glücklicherweise belästigt hier die Ausdünstung des Grundwassers nicht wie in der Mehrzahl der übrigen Kirchen, deren feuchter Boden noch nicht erhöht worden ist. Die unter dem Boden verborgenen Basen der Säulen stehen zwar auch bei S. Apollinare im Wasser. — Abend ist's, zur Vesper hat's geläutet, und bald sammelt sich im ehrwürdigen Gotteshause eine still betende Gemeinde, ihre Glieder sind von der Arbeit weg zur abendlichen Andacht herbeigeeilt. Es dämmert, und die lebensgroßen Gestalten der Märtyrer schauen gleichsam als Vertreter der obern Gemeinde ernst hernieder zu den andächtig Betenden. Mehr denn ein Jahrtausend haben sie hier auf die wandelnden Geschlechter niedergeschaut, sie kennen ihre Alltagssorgen und Alltagsgebete, es waren dieselben beim Urahn' nicht wie heute beim Kind. Es nachtet, und schweigend kehren die frommen Beter heim... Ich habe den Protestanten auch solche Vesperandacht gewünscht. — Fünf Minuten außerhalb der Stadt liegt vom Blumenschmuck umgeben die durch den Glaubensfanatismus der spätern Orthodoxie entweihte Grabesrotunde des arianischen Ketzers Theodorich. Ein gewaltiger Felsblock, selbst ein Symbol germanischer Urkraft, bildet die Kuppel, das Innere ist öde, ein roher Altar der S. Maria della Rotonda steht im ersten Geschoße. An dem vielfach zerstörten Ornament des Außenbaues hat Rahn altgermanische Bestandtheile entdeckt. — Das sind die Hauptbauten der Gothenperiode Ravennas. Sie drängen uns die bekannte Thatsache auf, daß die Gothen mit dem nach ihnen genannten Spitzbogenstyle nicht das Mindeste zu schaffen haben; das Volk hat als Baustyl eben das benutzt, was es als Tradition von Italien und Byzanz vorfand.

Wer die romanischen Dombauten des Rheines kennt, findet in Ravenna alte Freunde wieder, besonders in S. Vitale, dem Originale des Domes von Aachen, einem achteckigen Zentralbau mit Umgang, Emporen und Chornische (547 n. Chr. eingeweiht). S. Vitale findet als richtiger Vermittler von Orient mit Occident sein Muster hinwiederum an der Sophienkirche in Konstantinopel. Sie ist der erste Bau unter der byzantinischen Herrschaft (539—752). Besonders hübsch sind die reichen Mosaiken des Altarhauses und der Apsis; sie sind die ersten klassischen Vertreter der sogenannten byzantinischen Kunstrichtung: Verschwendende Pracht, Armut und Erstarrung in Idee und Form. Ihre Besprechung müssen wir uns hier versagen, und nur nennen dürfen wir die Mosaiken

aus derselben Quelle in der vereinsamten, stolzesten Basilika Ravennas, S. Apollinare in Classe.

Die Sarkophage, die wir in und neben den Baudenkmälern vielfach auf unseren Gängen durch die Stadt getroffen, unterscheiden sich von den römischen durch ihre Größe, die hochgewölbten Deckel und die einfachere Skulptur. Auch glauben wir einige neue Motive in letzterer bemerkt zu haben.

Doch die Zeit drängt; wenn ich nicht irre, wünscht unser Herr Redaktor die Abreise, denn der Zug steht bereit nach Bologna, Florenz und Rom. Doch erlaubet! Noch ein Lorberkranz auf das Grab des großen Verbannten von Florenz, der klagt:

»Sic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris!«

Auf Wiederseh'n beim Kapitol! **W. Sp.**

Rundschau.

Zürich. In feierlicher Weise wurde heute, den 2. August, die 50. Stiftungsfeier der Hochschule Zürich in der Großmünster-Kirche eingeleitet. Von allen Seiten hatten befreundete Universitäten ihre Delegirten gesendet, um der, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, doch in würdiger Anerkennung stehenden Zürcher alma mater Gruß und Glückswunsch zu entbieten.

Ein halbes Jahrhundert Was ist es, ihr Brüder? Ein Hauch, wie ein ganzes Und wie ein Jahrtausend! Doch wenn es das erste, Dann winden wir schmeichelnd Und rühmend den Kranz.

So tönte es aus der von Gottfried Keller gedichteten und unter feierlicher Orgelbegleitung vorgetragenen Festkantate der zahlreich versammelten Menge entgegen. Ein Rückblick von Herrn Rektor Steiner zeigte zur Genüge, daß es ein inhaltsreiches halbes Jahrhundert war und ein Kranz dem darin entfalteten reichen Streben wohl gewunden werden darf. Lassen wir hier das reiche Bild, welches an wissenschaftlicher Fülle unser kleines Zürich zu jeder Zeit uns darbietet, und gedenken wir nur mit Freuden, daß seit Zwingli, dem ebenso klar denkenden, wie gemüthlich tief gründenden Reformatoren, es nicht zum wenigsten die Theologen gewesen waren, welche unserm Zürich eine ruhmvolle Stellung auch in der Wissenschaft und edler Pflege jeglichen geistigen Lebens sicherten. Und wenn wehmüthig der Dichter dessen denkt:

Wo sind sie geblieben, Sie all', die gekommen Und wieder geschieden,
Zu lehren, zu lernen? Sie ruhen in Gräbern Zerstreut auf der Erde,
Und hier in der Heimat —

so darf er auch wieder freudig erinnern:

Doch Mancher, er hält noch In schneeigen Locken An fernen Altären
Der Weisheit die Wacht; Getreulich geh'n and're, Als Bürger ergrauend,
Mit uns noch zum Forum.

Namen besten Klanges weist die Geschichte unserer theologischen Fakultät in diesen 50 Jahren auf. Da finden wir unter den Dahingeschiedenen aufgeführt einen Heinr. Christ. Reltig, Ferdinand Hitzig, Eduard Elwert, Theodor Keim, Ludwig Hirzel, Johs. Schultheß; von noch Lebenden Joh. Peter Lange, Const. Schlottmann, Eberhard Schrader, Salomon Heß, Melchior Ulrich und Aug. Ebrard. Und wie sollten wir uns nicht vor Allem auch derer freuen dürfen, die noch an unserer Hochschule wirken, eines Alexander Schweizer, Em. Biedermann, Gustav Volkmar, Heinr. Steiner, Heinr. Kesselring und Fridol. Fritzsche? Gewiß, auch von der theologischen Fakultät gilt:

Es ragt uns die Burg mit den Aemtern des Wissens,

auch im Hinblick auf sie darf das kleine Zürchervolk stolz einstimmen:

Kein fürstlicher Reichthum, Kein Erbe der Väter Erhält uns die Schule,
Auf schwankem Gesetze, Sie steht in den Aether Des täglichen Willens,
Des täglichen Opfers Des Volkes gebaut!

Mit hoher Freude vernahmen wir die theologischen Doktor-Ernennungen honoris causa, fallend auf die Namen Lic. Bassermann in Heidelberg, um seiner Verdienste in der praktischen Theologie willen, Eduard Langhans, dem trefflichen Darsteller des Geistes der Bibel in Schrift und Wort, und dem unentwegten Vorkämpfer für gute protestantische Art, Lic. Websky in Berlin, dem Redaktor der Protest. Kirchenzeitung. Möge sie dieser Gruß aus Zürich ebenso sehr freuen, wie es uns freut, sie mit diesem Band noch enger unserer Zürchertheologie verbunden zu wissen.

Mag, wie schon aus dem heutigen Festverlauf, so auch aus dem noch bevorstehenden, unserer theologischen Jugend unvergeßlich der Ruf entgegenklingen:

Reich' immer froh dem Morgen, O Jugend, deine Hand!
Die Alten mit den Sorgen Laß auch besteh'n im Land!

Ergründe kühn das Leben, Vergiß nicht in der Zeit,
Daß mit demant'nen Stäben Mißt die Unendlichkeit!

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 17. 18. August.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Gedanken über die Unkirchlichkeit.

II. Außerkirchliches und Abhilfe.

Ueber außerkirchliche Ursachen der Unkirchlichkeit sich zu ergehen, kann weniger durch Neues, das hier schwer beizubringen ist, als dadurch Werth bekommen, daß man dieselben einmal möglichst vollständig Revüe passiren läßt. Wie sollte es ein übereifriger Freund der konfessionellen Schule, wie Rudolf Todt, dessen Broschüre wir in vorletzter Nummer zitirten, sich versagen können, die Simultan- und konfessionslose Schule in erster Linie mit in diese Frage hineinzuziehen. Faktischen Schaden hätten aber nicht diese, die erst ein frommer Wunsch des Liberalismus seien, gestiftet, sondern die feindliche Stellung namentlich der jüngern Lehrerwelt gegen die Kirche. Mit Appell an Vernunft und Bildung meinen diese da eintreten zu können, wo die Religion vielmehr ein reales Verhältniß zu Gott verlangt.

Wer wollte nicht mit Todt sich darüber ärgern, daß von manchen Lehrern die neutrale Schule als der richtige Ort erachtet wird, ihren unreifen Darwinismus darauf zu tummeln. Doch je kräftiger da, wohin alle kommen, ihre Bildung zu holen, jede religionsfeindliche Auslassung als Taktlosigkeit ersten Ranges taxirt werden darf, um so entschiedener muß aber auch seitens der Schule das Bestreben vorwalten, in einem Religionsunterricht nur das zu bringen, was das Gemeinsame aller Konfessionen ist.

Eine Ausstellung hervorragendster Wichtigkeit wird von Todt gemacht, wenn er sich darüber beklagt, wie nach der Konfirmation gemeiniglich alle religiöse Weiterbildung aufhöre, und gerade die kritischen Jahre reiferer Jugend ohne besondere religiöse Einwirkung verbleiben. Daß aber auch hiefür die Schule verantwortlich gemacht wird von einer Stelle aus, die gleichwohl der Kirche überall den Primat gewahrt wissen will, ist sehr inkonsequent. Ist es ferner um so wichtiger, daß die höhern Schulen, von denen einst die im Leben maßgebenden Elemente ausgehen solle, eine passende religiöse Ausbildung als einen unbedingt nöthigen Faktor für die Allgemeinbildung mit weiterführen, so läßt sich's um so ernster erwägen, was man unter einem richtigen Religionsunterricht auf dieser Stufe versteht. Damit, daß man jede Kritik, die der Religionslehrer dem denkenderen Verstande nahe legt, gleich als Skepsis beurtheilt, daß man die allem zu Grunde zu legende christliche Weltanschauung in möglichsten Widerspruch setzt mit der klassischen, und nur darum einen natürlichen und ethischen Humanismus unterscheidet, um Schiller etwas glimpflicher abfertigen zu können als den Naturmenschen Goethe, ist in der That nichts gewonnen. Kann das Beste, was diese Männer geleistet haben, nicht mit hereingenommen werden in den Rahmen des Christenthums, ist dieser eben zu eng; kann nicht in geradliniger Fortsetzung jedes andern Humanismus das Christenthum als höchster Humanismus in der Weise dargestellt werden, daß es als der eigenste und naturgemäßeste Besitz des menschlichen Herzens verstanden wird, so ist es nicht die wirklich erlösende Religion. Man kann das Spezifische der als eine bestimmte geschichtliche Erscheinung in die Welt getretenen christlichen Religion, das Werthvolle des christlichen Heilsprinzips in seiner Besonderheit festhalten, ohne bei allem, was nicht einen christlich dogmatischen Anstrich hat, zu betonen, daß das eigentlich blos human sei.

Dankbarer, als gerade über die Dichter sich zu beschweren, ist es, eine gewisse Richtung in der neuern Kunst bloßzulegen, dann besonders aber auch, einer vielfach korrumpirten Tagespresse zu gedenken. Todt thut das in zutreffender Weise. Je mehr sich letztere herabläßt, dem egoistischen Geschmack eines Jeden mit feinerm oder plumperm Geschick zu dienen, um so mehr muß ihr gerade auch ein richtiges kirchliches Streben, eine keinem Opportunismus unterworfene Moral in den Vordergrund zu stellen, zu offenen und versteckten Angriffen vielfache Veranlassung geben. Und wen sollte nicht vollends des Volkes jammern, wenn

er bei demselben neben einem solchen Blatt als dessen einzige geistige Nahrung einen der seelenvergiftenden Kolportageromane findet, mit welchem ihm sein sauer erworbenes Geld aus der Tasche gelockt worden war?

Gegen die philosophischen Leistungen eines Schopenhauer, v. Hartmann, Häckel, Büchner, Vogt und Moleschott in leichtgeschürzter Broschüre vorzugehen, ist wohl eine dankbare, aber naturgemäß weiter nicht sehr erfolgreiche Leistung. Doch thut Todt gut, besonders auch die Theologen wieder daran zu erinnern, wie schlimm es sei, von der sprachlich zwar oft glänzenden, aber in ihren Zusammenhängen unphilosophischen Art jener Männer sich allzusehr imponiren zu lassen. Noch gilt Baco v. Verulams Wort, daß eine tiefgeschöpfte Philosophie und Naturforschung stets zu Gott zurückführen müsse, und mit Lotze bleibe man dabei: „Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, daß es dahin kommen konnte, sein eigenes Dasein, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln oder es sich als Erzeugniß einer äußern Natur wiederschenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben dieses Geistes kennen, den wir leugneten."

Auf sozialem Gebiet, wo Todt besonders dazu berufen ist, ein maßgebendes Wort zu sprechen, führt er als besonders kirchenfeindliche, würde da überhaupt besser kurzweg sagen religionsfeindliche Faktoren auf: Die Ansammlung gewaltiger Menschenmassen in großen Städten und die damit nothwendig verbundene Korruption der Zusammengepferchten, die übermäßige Arbeitszeit und Sonntagsarbeit, die Frauen- und Kinderarbeit und die unrichtigen Genüsse, die Heimatlosigkeit des um der Arbeit willen so oft von Ort zu Ort getriebenen Arbeiters. Nicht das einzelne, im herzlosen Kampf um's Dasein oft so abgehetzte Individuum soll verantwortlich gemacht werden dafür, daß ihm der ideale Lebensgehalt so oft entgeht; der Einzelne leidet unter einer Gesellschaftssünde, der er oft so schwach gegenübersteht.

Wer aber ist an dieser Gesellschaftssünde hauptschuldig? Todt nennt den Staat. Seine Gesetzgebung ist nicht, wie es wenigstens in konstitutionellen Staatswesen den Anschein haben könnte, ein Ausdruck des Gesammtwillens, sondern überall nur einer begünstigten Minderheit, welche bei der maßgebenden Gewalt zu Einfluß gekommen, nun in der vollkommenen Gewerbefreiheit und Freizügigkeit nicht die individuelle

Freiheit sichert, sondern das Individuum derart bloßstellt, daß es fast haltlos dieser begünstigten Minderheit anheimfällt, welche ohne Rücksicht auf Religion und Moral ihren wirthschaftlichen Egoismus mit Hülfe der Gesellschaft zum ökonomischen Prinzip für die Gesammtheit der Gesellschaft sanktionirt und dasselbe damit zur Gesellschaftssünde gemacht hat.

Obligatorische Zivilehe und Aufhebung des Taufzwanges betrachtet auch der kirchlich positiv gerichtete Todt nicht als der Kirche schädliche, sondern für deren gesunde Entwickelung nur nützliche Institutionen, verlangt aber bestimmt die konfessionelle Form des Eides, d. h. wird der Eid nicht mehr auf Gott abgelegt, so sei derselbe überhaupt werthlos.

Mit Vermehrung der Gotteshäuser und Geistlichen, der praktischern Ausbildung der Letztern in Seminarien und Hebung der christlichen Presse, gar noch blos zu Gunsten des lutherischen Bekenntnisses, wie die allezeit sehr ausschließliche „Evangelische Kirchenzeitung" dafür hält, ist's nicht gethan. Der Ursachen, die die Unkirchlichkeit bedingen, sind viele und der Bekämpfungsmittel müßten ebenso viele und entsprechende sein. Nicht blos die vorerwähnten Mittel dürfen genügen, und diese nicht nur auf dem engen Boden des lutherischen Bekenntnisses geübt werden. Anders, d. h. immer deutlicher das Zeugniß innern Wahrheitsmuthes, werde die Predigt, aufmerksamer die Seelsorge, die Stolgebühren, welche die Pfarrer zu geistlichen Erwerbsleuten degradiren, fallen, die Kirche werde vom Staate selbständiger gestellt, der kirchliche Parteihader trete zurück, indem die Parteien angesichts der gemeinsamen Nothlage sich die Hand reichen.

Aus einer Reihe anderer Mittel zur Abhilfe, die Todt gibt, heben wir nur hervor, daß, wie die Sachen einmal liegen, seiner Ansicht nach nichts anderes die kirchenflüchtigen Elemente wieder sammeln kann, als über naheliegende Fragen anzuordnende Versammlungen. Den Geistlichen räth er an, Philosophen wie Schelling und Lotze gründlich zu studiren, überhaupt nach einem selbständigen Urtheil in den wichtigern Lebensgebieten zu trachten. In zu enger Verbindung stehen das ethische und das wirthschaftliche Leben, als daß das eine ohne Verständniß auch des andern sich abwandeln ließe. Und wenn es nicht Aufgabe der Kirche sein kann, direkte in die politische Gesetzgebung sich einzumengen, so bleibe es ihr doch unbenommen, von ihrer Kenntniß der religiös-sittlichen Zustände des Volkes aus über die dringenden und brennenden Aufgaben und Bedürfnisse, die zureichenden und unzureichenden Mittel

und Kräfte, von bewährten und erfolgreichen Einrichtungen und segensreichen Leistungen Bericht an die öffentlichen Kreise und so indirekte den Anstoß zu einschlägigen Gesetzesbestimmungen zu geben. **F. M.**

Wander-Skizzen.

Gräber.

Luigi! Signor Luigi! fa lume! Licht! Wahrhaftig kein Luxus, 8 Meter unter dem Boden der Campagna Rom's in einer Grabkammer der Priscillakatakombe. Da studirte ich am berühmten Deckenfresko herum, einem Crux archeologorum, der frühesten Darstellung der hl. Familie, zirka 160 nach Chr. entstanden. Rechts sitzt in Tunica und Stola Maria mit dem Christuskinde, links steht der jugendliche Joseph. Der vielumstrittene Stern oben zwischen den Figuren ist leider wie so manches Freskodetail in der Finsterniß des Wachskerzenrußes erblichen. Wie die meisten Gemälde dieser schon im ersten Jahrhundert begonnenen und auf Pudens, St. Pauli Hospes, zurückgeführten Katakombe, ist auch dieß von antikem Charakter. Den Stern hätte ich noch gerne entdeckt, endlich glaubte ihn meine Phantasie erwischt zu haben, da löscht meine Wachskerze, mein Cerino aus, das ich zur bessern Beleuchtung höher gelegener Partien um einen Stab gewickelt. Aus Betlehems heller Nacht ist ägyptische Finsterniß geworden mit all' ihren Unannehmlichkeiten. So gemüthlich es sich wandern läßt durch das endlose Gewirre der Katakombengänge zur Seite eines Führers wie unser Luigi, der seit 30 Jahren unter de Rossi's Leitung in den Katakomben gräbt und seine Söhne erzogen hat für denselben Dienst, so furchtbar beengend wird die Situation, wenn man ohne Licht auch nur ein paar Schritte im Katakombendunkel tasten muß. Wie mögen sich die alten Christen in diesem Labyrinthe so leicht zurechtgefunden haben? — Luigi! Da ist er ja schon, der kleine, gute Alte mit seinem freundlich-biedern Lächeln. Es war eine gute Stunde, da Sign. Commendatore G. B. de Rossi uns ihn als Mentor zur Seite gab. Wenn wir nach vollbrachtem Tagewerk 5—18 Meter unter den Vignen und Weiden der Campagna am Abend draußen unter Bauern und Hirten in primitivster Campagnaosterie unsern Romano bianco tranken, und du von der Geschichte deiner 30-jährigen Katakombenarbeit erzähltest, war es mir, als sähe ich die würdige Gestalt des urchristlichen Fossors (Katakombengräbers) Diogenes, der sich einst

im selbstgehauenen Kubikulum mit all' seinen Instrumenten in der Katakombe S. Pietro e Marcellino hatte malen lassen.

Wenn's Dir recht ist, freundlicher Leser, schreiben wir heute keine gelehrte Abhandlung über hundertfach studirte, skizzirte und photographirte Gegenstände christlicher Archäologie in Rom; erlauben es aber unsere gelehrten Freunde vom archäologischen Institute auf dem Kapitole, so begleiten wir sie auf einem ihrer Katakombenbesuche, und da wir eben doch nicht mehr als eine der Katakomben Roms, deren Gänge aneinandergereiht ungefähr die Länge der italienischen Halbinsel erreichen, uns besehen können, führen wir auf unserem Gange die wesentlichen Momente der bekannteren Katakomben zusammen.

Porta Salara, alle otto! Um 8 Uhr beim Salzthor! ist Parole. Die Glocke des Kapitols schlägt sieben. Am Fuße der Rupe Tarpea ist's schon lebendig, die Campagnuolen haben den Gemüse- und gelegentlich den Antiquitätenmarkt auf der Montanara eröffnet, vom Corso und Trajansforum her schallt der Lärm des erwachenden Verkehrs, nur vom Süden, dem stillen Todtenfelde des alten Roms, dringt kein Laut herauf. Das öde Forum mit seinen vereinzelten Säulen, den Resten der Basilika Julia, dem Triumphbogen des S. Severus und weiterhin der theilweise restaurirte Titusbogen, unter dem bis zum heutigen Tage kein Jude durchgeht, in dessen Nähe er immer noch den Gojim flucht, das Kolosseum und der ferne Riese der Karakallathermen, sie sprechen ja Alle nicht mehr die Sprache der Gegenwart. Wir richten unsern Schritt der Porta Salara im Nordosten der Stadt zu, nach welcher Seite sich das moderne, kosmopolitische Rom ausdehnt. Rasch geht's den Staffelnaufgang des Kapitols hinunter; die Wölfe, Rom's lebende Wappenthiere, knurren uns ihren verdrießlichen Morgengruß zu. In drei Minuten stehen wir am Forum Trajans. Die hochragende Säule trägt St. Petri Bronzestatue wie Marc Aurels Riesenschaft auf der Piazza Colonna in einem Pendant St. Pauli Bild. So hat man oft die Werke der Antike in Italien mit christlicher Kunst zu krönen versucht; gelang die Krönung nicht, so hat man das Werk der Entführung wenigstens durch die Anbringung christlicher Symbole, z. B. das Kreuz am Kolosseum, zu markiren versucht. Manch ein antikes Monument verdankt dieser wohlgemeinten Christianisirung seine Rettung durch das erste Jahrtausend n. Chr., ganz besonders die in Kirchen erhaltenen Tempelreste. Was auf diese Weise bis in's 17. Jahrhundert in argloser Pietät geübt worden ist, hat der moderne Klerikalismus

vielerorts zum Symbole des guelfischen Oppositionsgeistes gemacht, dem das moderne Italien leider nur zu oft mit schonungslosem Radikalismus antwortet. — „Via Nazionale", das Zentrum des neuen Rom, die „Ringstraße", die „Linden", die „Boulevards" mit der Schaufensterpracht, dem internationalen Typus und dem modischen Gebummel! An die „Race" erinnern in Rom bald nur noch an der spanischen Treppe und in der Nähe des Ghetto — die Modelle und die Bettler; und sähen wir nicht am Ende der Via Nazionale die gewaltigen Backsteinruinen der Diokletiansthermen und die Reste vom Walle des Servius Tullius, dieß nordwestliche, modernste Rom würde uns zur interesselosesten Kopie europäischer Großstädte. Aber selbst an der Via Nazionale ist Rom noch Rom und in der Wasserleitung des „komfortabelsten" Hauses fließt die Aqua Marcia. Unser Weg führt am Palaste des Finanzministeriums, dem größten Baue der „Residenz" vorüber. Dieser ist von kühner Dimension. Nun, er darf wohl etwas stolz sein, dieser Schicksalsbau; denn hier drin wird es sich zuerst erproben, ob eine prosaische Zukunft zu halten vermag, was Italien im großen Momente enthusiastisch versprach. Viel Sorgen, viel Hoffnungen liegen hinter der Stirn dieser Palastfaçade, ob schon Enttäuschungen? »Quien sabe«? pflegt der Spanier zu sagen. Dort drüben wölbt sich das Thor der Salzstraße, welches einst die mit Salz beladenen Thiere und Wagen der Sabiner schaarenweise passirt haben. Jetzt blockirt es früh Morgens der Bauer der Campagna, bis er mit seinem Tribut den Bann des Stadtzollamtes gelöst. Porta Salara, alle otto! Richtig, da sind wir ja Alle, und nichts ist vergessen: Cerinos, Stäbe, chemische Ingredienzien, Abklatschpapier, Bürste; auch Luigi fehlt nicht mit dem Wasserschlauche. Avanti, Signori! Voran schreitet Luigi mit dem „Ziegenledernen", seines Führeramtes selbst auf der schnurgeraden, mauerumhegten Via Salara wohl bewußt. Heute lockt uns Villa Albani und die Athena Polias nicht, eine desolate Vigne in der Campagna draußen hat den Vorzug. Was wir hier schauen, scheint zwar nicht zu reizen: Schlanke Cypressen, üppige Artischoken und hohes Gras, auf ebenem Felde eine kleine gewölbte Erhöhung, der Eingang zu einem unterirdischen Raume. Da ist unser Ziel. Allen Remonstrationen des Schafe hütenden, eisbärenartigen Campagnahundes zum Trotze schließt unser Luigi die knarrende Thür zu dem unterirdischen Raume auf und hinter uns wiederum sorgfältig zu. Die Cerinos brennen, die entbehrlichen Kleidungsstücke bleiben

am Eingange zurück, die Wanderung durch die Katakomben*) beginnt. Gewöhnlich führen einige Stufen in die Tiefe des ersten Stockwerkes, auf Stufen hinwiederum und selten durch allmäliges, unmerkliches Hinuntersteigen gelangt man in die tieferliegenden zweiten, dritten, hie und da vierten und fünften Gallerien. Wo die Festigkeit des Materials, in der Campagna meistens Pozzolana und Tuff, es erlaubt, sind die Gallerien senkrecht oder vielfach sich kreuzend über einander angelegt; bröckeliges Terrain erforderte künstliche Stützmauern oder die Vermeidung des Unterminirens. Der Gang, den wir betreten, ist schmal, 55 bis 90 cm.; seine Höhe variirt bedeutend, oft gehen wir leicht gebückt, oft entzieht sich die Decke dem Blick. Es schreitet sich leicht auf dem weichen Tuffsande, Hindernisse brauchen wir nicht zu fürchten, und die Stufen meldet der behutsame Führer. Die Luft ist in den beiden obersten Galerien gut, einige nach der Campagna sich öffnende Luminaren ermöglichen schwache Ventilation, haben aber sonst als Lichtspender höchstens die Bedeutung, den Katakombenwanderer sehen zu lassen, wie erschrecklich sein Dunkel ist. Unmittelbar hinter dem Eingange sehen wir in den Seitenwänden kleine, achteckige Höhlungen, meist offen, seltener mit einer Marmorplatte verschlossen. Es sind Kindergräber in der einfachsten Form des Loculus. Es folgen in mehreren Reihen über einander Loculi für 1—3 Erwachsene, gelegentlich untermischt mit Kindergräbern. Alle bieten dem Besucher die Längsseite dar, deren marmorene Verschlußplatten mit ihren Inschriften, Skulpturen und Zeichen meistentheils schon bei der Wiederausgrabung gefehlt. Die Reliquienplünderung zur Zeit der Völkerwanderung und die Translokation der Märtyrerüberreste in die Stadt hat ihre Beseitigung verschuldet, die bedeutenderen bewahrt das Lateran-Museum auf. »Claudius in pace« lesen wir auf dem Marmordeckel eines Loculus. Diese Inschrift würde für sich allein christlichen Ursprung noch nicht verbürgen, sähen wir nicht daneben das Monogramm Christi. Symbolische Zeichen wie die Taube, der Fisch, der Phönix, der Pfau, das Schiff, der Dreizack, der Anker, der Schiffsmast, die Palme, der Kranz u. s. f. finden sich als Symbole oder einfache Ornamente an den antiken Gräbern ebenfalls und haben deshalb in der Frage nach der Religion des Bestatteten keine entscheidende

*) Aus der nachgerade sich stark vermehrenden Katakomben-Literatur seien neben den Fundamentalwerken A. Bosios und G. B. de Rossis genannt: F. X. Kraus, Roma sotteranea, Freiburg i. Br. 1879. 2. Aufl. Roller, »Les catacombes de Rome,« Paris 1881, und V. Schultze, „Die Katakomben.“ Leipzig 1882. Besonders das letztere umfassende Kompendium wird zum Ueberblicke über die sepulkrale Theologie von bleibender Bedeutung sein.

Bedeutung. Viel leichter fällt die Beurtheilung bei historischen Bildern in Skulptur und Malerei, Szenen aus der hl. Schrift, die sich oft wiederholenden Typen für die einzelnen Hauptmomente des Erlösungswerkes: Noah, welcher die mit dem Oelzweige heimkehrende Taube auffängt, Abrahams Opfer, Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, Jonas im Augenblicke da er verschlungen und wieder an's Land gespieen wird, Daniel unter den Löwen, die drei Männer im Feuerofen, Erweckung des Lazarus, Blindenheilung 2c., zum Theil Symbole des Triumphes über die Grabesnacht als Folge der Erlösungsthat Christi. Schon auf den Sarkophagen der Antike sind die ersterbenden, oder über Vergänglichkeit siegenden Gestalten der Mythologie mit Vorliebe abgebildet worden; daneben aber treffen wir an Sarkophagen und Grabstätten unter den herrlichsten Ornamenten von Thieren und Pflanzen die mannigfaltigsten, oft tollsten Scenen aus der Mythologie und Sage, die nichts weniger als in eine ernste, innere Beziehung zu dem Orte gebracht werden können, den sie schmücken sollen, wie z. B. der oft wiederkehrende Bachuszug nach Indien. Es war der einzige Trost der kraftlosen Zeit versinkenden Heidenthums, mit solch heitern Gebilden den Gedanken an den Tod sich wegscherzen zu können.*) Dem gegenüber betont das junge Christenthum in seiner Kunstübung den religiösen Gedanken; aber man würde sich gewaltig irren, wollte man annehmen, es hätten im absoluten Gegensatze gegen die Antike die Christen zum Schmucke der Sarkophage, Katakombenwände und Gräberplatten nur solche Motive verwendet, die in strenger Beziehung zu sepulkralen Ideen gestanden hätten. Jene Zeiten sind vorüber, da die christliche Archäologie in jeder Figur glaubte à tout prix irgend ein tiefsinniges Symbol, eine geistreiche Allegorie herausphantasiren zu müssen. Wir wissen nun, daß auch das Christenthum, z. B. in den Katakomben, Thiere, Pflanzen, Personen dargestellt, die ohne jedwede anderweitige Bedeutung zur malerischen Belebung der Flächen dienen sollten. Arglos hat man selbst antike Vorbilder, besonders in Ornamentfiguren, ohne Weiteres herübergenommen.**)

*) Wer die beiden klassischen, antiken Gräber in der Nähe des Kreuzungspunktes der Via Appia nuova und Via Latina kennt, der wird bei dem ungemein lebendigen, heitern Stuckornament und den leichten, lieblichen Malereien nach pompejanischer Manier sich eines frohmüthigen, belebenden Eindruckes nicht wohl haben erwehren können. Was das Heidenthum zur Bännung des Todesgespenstes hat aufbringen können, ist hier durch die Kunst unübertroffen geschehen.

**) So die Orpheusgruppe als Deckengemälde von S. Domitilla: Der spielende Sänger unter den gebändigten Thieren. Ich war auch nicht wenig überrascht, in der christlichen Abtheilung von S. Domitilla den Merkur als Todtenführer, oder an der Decke eines Kubikulum in S. Callisto das ehrwürdige Haupt des Oceanus, so wohl bekannt im antiken Nereiden-Zyklus, zu finden.

Halla! Un momento! Wir haben uns wieder verspätet. Es galt eine Inschrift mit dem Schiffe, der Taube und dem Palmzweige, mit altem, interessantem Schriftcharakter abzuklatschen, indeß sind die Anderen um die Ecke gebogen und haben den Hauptgang verlassen. Grab liegt an Grab, das eine vollständig offen, das andere zum Theil oder ganz verschlossen, Reste von Gebeinen, Lampen, Fläschchen und von sogen. Blutampullen, in Wirklichkeit vermuthlich die Gläser für den dem Todten bestimmten Abendmahlswein, Skulpturfragmente liegen in den Höhlungen bunt durcheinander, und nur in seltenen Fällen in den, dem allgemeinen Publikum geschlossenen Katakomben durch ein kleines Drahtgitter an der Stelle der Verschlußplatte vor begehrlichen Händen geschützt. Die päpstliche Regierung, in deren Eigenthum die Katakomben verblieben, verdient für die Liberalität, womit sie den Angehörigen aller Nationen und Konfessionen das Studium erleichtert, großes Lob. Unsere Freunde haben wir in einem Kubikulum, einer Grabkammer von quadratischer Dimension, der 10 bis 15 Personen fassen kann, und vom Gange einst durch eine Thüre abgeschlossen wurde, wiedergefunden. Die Kubikeln oder Krypten waren Gräber wohlhabender Familien, malerisch oder architektonisch manchmal hübsch verziert. Hier bemerken wir an der Hinterwand und den beiden Seitenwänden zu unterst die Grabform, die uns in den Gängen schon begegnete, das Arkosolium, bestehend aus einer in den Stein gehauenen Lade zur Aufnahme des Leibes, über welcher Lade sich eine bogenförmige Nische wölbt. An dieser Nische befinden sich oben, hinten und außen die meisten Freskos. Das Arcosoliumgrab hat man neuestens als die Kopie der palästinensischen Gräber des vorchristlichen Judenthums erkannt; nach den Untersuchungen von de Vogué und Richter dürfen wir annehmen, daß Christi Felsengrab bei Golgatha ein Arkosolium gewesen ist. Eine eminente Bedeutung gewinnt aber diese Grabesform, sobald man bedenkt, daß sie als Typus des Märtyrergrabes monumental erweitert zum Zentrum christlicher Kirchenbauten, des Triumphbogens und der Apsis geworden ist. Unsere Freunde beleuchten eine Figur an der Hinterwand eines der Kubikulumarkosolien; eine weibliche Gestalt ist's, die betend die Hände ausstreckt, eine Orans, das häufige Bild der betenden Verstorbenen. Zur Seite sehen wir Jonasszenen, gegen die Ecken hin als Gegenstücke zwei Kirchenlehrer in $^{2}/_{3}$ Lebensgröße. Weiter geht es kreuz und quer, durch Seitengänge, Hauptgalerien; außer Luigi gibt Jeder von uns die

nutzlose Mühe, sich zu orientiren auf. Um so eifriger fahndet man auf Kunstüberreste und gewinnt eine gewisse Routine darin, im Vorbeigehen rasch Gräber und Grabkammern zu beleuchten. Plötzlich dringt ein bläulich-helles Tageslicht in die schmale Gallerie, ein frischer Luftzug weht von oben her. Wir sind in einen erweiterten, gewölbten Raum getreten, der durch die Lichtöffnung eines kaminartigen Luminare mit der Oberwelt Verbindung erhält. Wie die Krypten werden auch einfache Gallerien hie und da durch Luminarien erhellt. Krypta und Kubikulum sind identisch. Die größten derselben, wie die Papstkrypte in den Kallistuskatakomben, umfassen nicht mehr als 20 bis 30 Personen; ein Umstand, der allein schon die Romantik der Gemeindegottesdienste in den Katakomben zur Zeit der Christenverfolgungen durchaus unhaltbar macht. Die gottesdienstlichen Handlungen haben sich hier unten auf Todtenandachten, auf die Feier des Abendmahles an den Natalitien, den Jahresgedächtnißtagen der Verstorbenen beschränkt. — Da sind wir vor dem Grabe eines berühmten Märtyrers angelangt. Bekannte des Verstorbenen und fromme Pilger haben hier in großer Zahl wie überall in den Felsen ihre Namen oder fromme Exklamationen gekritzelt und gemalt. Je älter solche Graffiti und Dipinti sind, um so mehr Interesse bieten sie. Aus dem frühesten Mittelalter haben sich Namen germanischer Eroberer erhalten, wie Lupa, Ildebrand und Wünsche, dem Verstorbenen von den Angehörigen und Freunden geweiht, lesen wir in Menge: »Vivas in deo Cristo; vivas in eterno« &c. Orthographische Schnitzer und die unbeholfene Form der Buchstaben verrathen die im Schreiben wenig geübte Hand. Wahrhaft rührend ist jenes bekannte Graffito eines Pilgers in den Kallistuskatakomben, der seine hier begrabene Sophronia besuchen will. Sehnsucht hat ihn hergeführt. Schon vor dem Eingange schreibt er an die Wand: Safronia, vibas cum tuis (S., mögest du mit den Deinen leben!); am Eingange selbst kritzelt er: Sofronia, vivas in Domina (S., mögest du im Herrn leben!); und immer größer und fester werden die Buchstaben, wie er voll heiliger, inniger Liebe auf den Altar eines Kubikulums glaubensmuthig schreibt: Sofrania dulcis, semper vives Dea (liebe S., du wirst immer in Gott leben!) und am selben Orte läßt er's wie einen Akkord verklingen in des Glaubens seliger Zuversicht: Sofrania, vives! (S., du wirst leben!) Zu bedauern ist nur, daß so manche obskure Größe der Gegenwart ihren höchst überflüssigen Beitrag zur Graffitadekoration geben zu müssen glaubt.

Allmälig wird die Luft dumpf und schlecht; denn wir haben die tiefste Gallerie, zirka 18 Meter unter dem Boden, erreicht. Droben auf der Campagna haust ein schauriges Märzwetter, uns wird's da unten in der leichtesten Kleidung zu heiß, und die Schweißtropfen beginnen zu rinnen. Zurück, Luigi! Doch der geht seinen Weg vorwärts, als hätte er nicht gehört, immer vorwärts und siehe da: Eine Thüre, Ueberzieher, es sind die unsern, dort unsere Knotenstöcke, das probate Mittel gegen zudringliche, zottige Eisbären der Campagna; Luigi hat uns an den Eingang zurückgezaubert. Es knarrt die Thüre — das Leben hat uns wieder. Nur thut es wohl daran, wenn es seine Ansprüche noch auf ein bescheiden Maß reduzirt; denn nicht blos haben die Augen sich wieder zu gewöhnen an das seit bald 8 Stunden entbehrte Tageslicht, auch Hände, Gesicht und Kleider tragen so unverkennbar den Stempel des Schlundes, dem wir entsprungen, daß man sich ob uns Erdgebornen billig entsetzen würde. Luigi ist ein Universalgenie: In fünf Minuten hat er uns Alle corsofähig aufgeputzt und wir beginnen frohgemuth mit unsern gewaltigen Papierrollen die Heimkehr, begrüßt von der Vesper feiernden Campagnuolin im unbegreiflichen Irrthum als Signori Pittori. Die Sonne neigt sich meerwärts, der friedliche Abend eines stürmischen Tages legt sich über die grüne, wellige Campagnaflur, vom reinen Himmel heben sich scharf des fernen Soraktes zackige Gipfel, die Sabiner und die blauen Albaner, dort hinten winkt im Abendsonnengolde St. Peters stolze Kuppel, die Fenster des Vatikans glänzen. Morgen ist Palmsonntag. Ob wohl der Gefangene des Vatikans endlich einmal Erbarmen haben wird mit der von jenseits dem Kanale, dem Ozean sogar zur Festzeit herbeigeströmten Fremdenschaar, ob er den Bann starren Prinzipes brechen und sich wieder in St. Peters feierlichem Gottesdienste zeigen wird? Man hofft's, man flüstert's, man behauptet's heute Abend. Man weiß, daß es Leo persönlich wünscht, aber man fürchtet den Einfluß seiner konsequenten Berather.

Armer Papst! Draußen im Süden liegt am Ende der Domitilla-Katakombe zwischen der Via Appia, der stillen Gräberstraße des alten Rom, und St. Pauls wiedererstandener Prachtbasilika halb unterirdisch die Basilika Petronillä, um 395 n. Chr. vollendet. Versetzen wir uns um 1290 Jahre zurück. Es sitzt in der Kirche eine Menge Volkes aller Stände, und in der Apsis steht die ehrwürdige Gestalt des ehemaligen Prätors, jetzt römischen Bischofs, einer der gewaltigsten, die Rom gesehen,

Gregor der Große. Er liest der horchenden Menge aus seinem Homiliarium vor, wie der fromme Hausvater seinen Kindern aus dem hl. Buche am Feierabend. Heute wohnt der tiarageschmückte Nachfolger auf Petri Stuhl im größten Palaste der Erde und hat zu seiner Kirche den kolossalsten Bau der Welt. Er selbst ist unfehlbar geworden; seinen Gläubigen aber darf er sich nicht mehr zeigen, seine Basilika ist ihm verschlossen und sein Palast ist ihm zum Gefängnisse geworden. Armer Papst!

Wir haben dann die Kirchenfeste Roms mitgemacht. Wenn wir sie irgendwo und irgendwann einmal beschreiben dürfen, so setzen wir als Ueberschrift auch wieder: „Gräber" und zum Unterschiede von den heute besuchten: „Glänzende Gräber."

Wir sollen weiter eilen. Es wird uns schwer, loszukommen. Lateranmuseen, Vatikangallerien, Kircheriano, die zahllosen Kirchen vom Kuppelrundbau S. Constanzo 360 n. Chr. bis zur barocken Entartung der Renaissance in S. Ignazio, das religiöse Leben Roms in katholischer und protestantischer Form, das Verhältniß von Staat und Kirche in der ewigen Stadt, die Reminiszenzen an das Urchristenthum in Roms Umgebung, das Alles will skizzirt sein, bevor uns das Laterantho zur Wanderung nach dem Süden geöffnet wird. So bleibt mir denn nur übrig, mit bösem Gewissen bei Nacht und Nebel durch ein Mauerpförtchen zu entfliehen.

In der Parthenope sehen wir uns wieder, auf dem Forum zu Pompeji, in den Tempelhallen zu Pästum, auf dem Gipfel des Capo Miseno gegenüber den Gräbern von Ischia. **W. Sp.**

Rundschau.

Bern. Die am 3. Juli in Burgdorf versammelte theologisch-kirchliche Gesellschaft hörte einen Vortrag des Herrn Pfarrer Rüetschi in Münchenbuchsee über die religiösen, theologischen und kirchlichen Richtungen der Gegenwart im Spiegel der dogmengeschichtlichen Entwickelung der altchristlichen Kirche an. Wie die Religion alle Seiten des menschlichen Wesens, Gefühl, Intellekt und Willen umfasse, so präge sich das in den verschiedenen Richtungen aus, welche hinwiederum in den verschiedenen Perioden dieselbe Signatur aufweisen. Der Nachweis hiefür wird an den drei Gegensätzen geleistet: 1) des Judaismus und des Paulinismus, 2) des Gnostizismus und des Montanismus, 3) der lateinischen und griechischen Kirche.

Ein zweiter Referent, Herr Pfarrer Ochsenbein, brachte die Anregung, „es möchte der Antrag an die Kantonssynode gestellt werden, „eine stehende Spezialkommission niederzusetzen, die sich umzusehen hätte „nach Werken zur Linderung sozialer Schäden, deren die Kirche sich an- „nehmen könnte; eine Kommission mit gänzlich freier Bewegung, der nur „die Pflicht obliege, der Behörde von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten „über ihre Thätigkeit".

Ungarn. Im Gefolge der Tisza-Eszlar-Affaire, wo in einer für unser Jahrhundert blamabelsten Weise aus den windigsten Anschuldigungen ein Prozeß gegen Juden entstehen konnte, der nur mit Mühe zu einer Freisprechung dieser führte, treten nun die bedenklichsten Judenverfolgungen auf. Die Fanatiker, die nach dem angeblichen Christenblut nun auch gern noch etwas Judenblut hätten fließen sehen, brennen und revoltiren drauf los, als ob man mitten im Krieg lebte. Kaufläden werden erstürmt und Polizei muß, mit Militär verstärkt, die ärgsten Ausschreitungen zu hindern suchen. Die durch den Prozeß so schwer mitgenommene Familie Scharf wandert von Ort zu Ort, Niemand getraut sie zu herbergen, weil überall gleich die Antisemiten Unruhe gegen sie einleiten.

Mittheilungen.

Der Zürcher Hochschule zum 50-jährigen Jubiläum gewidmet erschien eine Brochure von Pfr. O. Haggenmacher am St. Peter, betitelt: „Zur Frage nach dem Ursprung der Religion und nach den ältesten Religionsformen." Zur nämlichen Feier widmet die Universität Bern der Universität Zürich als Gratulationsschrift eine von Professor Morf veranstaltete Ausgabe von »El poema de José« nach der Grundschrift der Nationalbibliothek zu Madrid herausgegeben. Es ist dies eine poetische Bearbeitung der Geschichte Joseph's (des Sohnes Jakob's) nach dem 12. Kapitel des Koran, vermuthlich aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. — In Hombrechtikon, Kt. Zürich, resignirt Herr Dekan Schuster, in Zollikon starb, 56 Jahre alt, Herr Pfarrer Wolfensberger, nach Küsnacht wurde Herr Pfarrer Schultheß in Wytikon gewählt, nach Affoltern b. H. Herr Pfarrer Usteri in Hinweil. — In Oerlikon, Kt. Zürich, erbaut die dortige Methodistengemeinde ein Bethaus. — Als Pfarrhelfer für die thurgauischen Helferbezirke wird Herr Michael Schühli von Beggingen gewählt, nach Aadorf, Kt. Thurgau, Herr Pfarrer Wirz in Dietlikon, Kt. Zürich. — Frenkendorf, Baselland, wählt Herrn Pfarrer S. Preiswerk in Bennwyl, Staufen, Kt. Aargau, Herrn Benzing in Zofingen. —

Tramelan, Kt. Bern, wählt Herrn Pfarrer J. Groß in Grandval, Eggiwyl, Kt. Bern, Herrn Pfarrer Gerber von Bern und Biel zum französischen Pfarrer Herrn Goth von Genf. — Auch Chur wurde mit einem Besuch der Heilsarmee beehrt. — Die Direktion der lutherischen Kirche in Genf bereitet auf den 400-jährigen Geburtstag Luthers eine Jubelfeier vor, bei welcher das Oratorium „Luther in Worms“ mit französischem Text zur Aufführung gelangen wird. Luther und immer Luther! — Herr Pfarrer Albrecht in Rorschach, der bewährte Redaktor des „Religiösen Volksblattes“, lehnt einen Ruf nach St. Gallen als Lehrer der Religion und Philosophie an der Stelle des zurückgetretenen Dr. Rehmke ab. — Der schweizerische Bundesrath hat für den Kanton Tessin die Einsetzung eines apostolischen Vikars bewilligt.

Literarisches.

*** Otto Haggenmacher. Zur Frage nach dem Ursprung der Religion und nach den ältesten Religionsformen.

Diese Schrift, gewidmet „der Hochschule von Zürich, der Pflegerin der Wissenschaft, zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens in dankbarer Erinnerung an seine Studienjahre von ihrem ehemaligen Schüler,“ gibt in der frischen, lebendigen Darstellung, die wir an dem Verfasser gewohnt sind, willkommene Belehrung und Anregung in Beziehung auf eines der schwierigsten und komplizirtesten Probleme der historischen Wissenschaft. Nachdem der Verfasser uns gezeigt, wie überaus manigfaltig im Laufe der Zeiten der Begriff Religion aufgefaßt worden, wie sie am besten erklärt wird als Wechselbeziehung von Gott und Mensch, und wie bisanhin noch keine vollständig befriedigende Antwort auf die Frage nach ihrer Entstehung im menschlichen Geschlechte gegeben worden, geht er dazu über, auf dem Wege der Induktion in selbständiger Weise diese Frage zu beantworten. Dabei spricht er von vorneherein die Ueberzeugung aus: „Das Gottesbewußtsein und die Religion in aufsteigender Linie sich entfalten zu lassen, thut ihrer Bedeutung, der Ehre Gottes und des Menschen so wenig Abbruch, als die großartige Wahrheit, die neben vielem blos Vermutheten im Darwinismus ihre sichere Klarstellung gefunden hat, nämlich daß der Mensch leiblich und geistig den Schlußstein einer langen Entwicklungsreihe bilde.“ Das Beweismaterial für die Lösung des vorliegenden Problems findet er im Denken und Leben der Naturvölker. „Im Großen und Ganzen gewinnt man aus allen Nachrichten über ihr religiöses Vorstellen und Leben den Eindruck, als sei es, wo nicht durch Berührung mit Kulturvölkern fremde Elemente sich eingemischt haben, noch dasselbe wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, nicht im Fortschritt, aber auch nicht nur im Rückschritt, sondern in einer Art Erstarrung, Versteinerung begriffen.“ „Die Gesetze des Geisteslebens widerstreben der Annahme, als habe der anfängliche Monotheismus der Menschheit zum krassesten Fetischismus der wildesten Stämme

verſimpeln können. Der geiſtige und zumal der religiöſe Entwicklungsſtand der meiſten unziviliſirten Stämme gleicht vielmehr gewiſſen Gebilden der Flora und Fauna, welche nach Erreichung einer gewiſſen Höhe der Ausgeſtaltung die Möglichkeit und Fähigkeit der Weiterbildung verloren."

Von dieſen Vorausſetzungen aus widmete nun der Verfaſſer den Religionen der Naturvölker eine auf reiche Sachkenntniß geſtützte pſychologiſche Unterſuchung. Als welch' unentwirrbares Chaos erſcheinen uns dieſe Religionen nach den Berichten der Reiſenden! Der Verfaſſer hat es verſtanden, dieſes Gewirre zu lichten, das verborgene Band aufzuzeigen, das die einander widerſprechenden Vorſtellungen und Gebräuche verbindet, die unbewußte Logik nachzuweiſen, welche mit innerer Nothwendigkeit den Fetiſchismus von einem Wahn zum andern treibt. In der überaus wohldurchdachten, genetiſchen Entwicklung der niederſten Religionen liegt unſeres Erachtens das Hauptverdienſt der vorliegenden Schrift. Auch die, welche des Verfaſſers Anſicht über den Urſprung der Religion und die Vergangenheit der Naturvölker nicht theilen, werden ihm dankbar ſein für dieſe Durchgeiſtung eines ſpröden wiſſenſchaftlichen Stoffes.

Sehr hat uns gefreut, daß der Verfaſſer die höheren Religionen nicht aus dem Fetiſchismus ableitet, ſondern in Bezug auf ſie das göttliche Geheimniß des religiöſen Genius anerkennt. Referent möchte ſagen: Wie die Dornen an der Roſenſtaude verkümmerte Blätter ſind, ſo iſt der Fetiſchismus am Baume der religiöſen Entwicklung ein verkümmertes Gebilde.

Möge unſeres Freundes lehrreiche Schrift mit dazu beitragen, in weiten Kreiſen der letzten und höchſten Frage für Menſchengeiſt und Menſchenherz, der Frage der Religion, ein erneutes, warmes und lebendiges Intereſſe zu bezeigen.

(K. Furrer.)

Berichtigung.

In dem Berichte über die Konferenz der evangeliſchen Kirchenbehörden der Schweiz (Zeitſt. Nr. 16, S. 246) ſteht zu leſen, daß bei der Behandlung des Anzuges von Aargau in Betreff der Stimmberechtigung der Nichtſchweizer in kirchlichen Dingen auf Baſelſtadt hingewieſen worden ſei, welches wie Schaffhauſen „fremden, aber im Kanton niedergelaſſenen Konfeſſionsgenoſſen bereits das Stimmrecht gewähre". Wenn unter dieſen „Fremden" Ausländer verſtanden ſind, ſo iſt die Bemerkung durchaus unrichtig. Es heißt vielmehr im Organiſationsgeſetz der basleriſchen Landeskirche ausdrücklich in § 3: „Stimmberechtigte Kirchgemeindeglieder ſind die zur Landeskirche gehörenden Kantonsbürger und ſeit einem Jahre im Kanton Baſelſtadt niedergelaſſenen Schweizerbürger, ſofern ſie in der betreffenden Gemeinde wohnen, 21 Jahre alt ſind und das Aktivbürgerrecht beſitzen." Allerdings iſt die Idee auch ſchon aufgetaucht, Ausländern das Stimmrecht zu geben, aber dieſe Idee findet aus guten Gründen bei der Bevölkerung, namentlich ſoweit ſie freiſinnig iſt, im Ganzen wenig Anklang.

P. Böhringer.

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Baſel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Keſſelring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 18. 1. September.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Wander-Skizzen.

Elysium und Tartarus.

»Siete Tedeschi, Signori? Come vi piace la veduta?« Wie uns die Aussicht gefalle, fragst du, würdiger Bruder vom stillen Orden des h. Romuald. Wahrhaftig, man braucht nicht Deutscher zu sein, um auf der seligen Höhe von Camaldoli die Wahrheit des hier entsprungenen Wortes zu fühlen: Veder Napoli e poi morire! Da steht in seiner weißen Kutte baarhaupt und sonnengebräunt der freundlich-ernste Pater und weist mit entzücktem Blicke die einzelnen Punkte des Paradieses in der Tiefe: Den Golf und den Kranz seiner Städte bis Pompeji und Sorrent, den Garten um Neapel, zu Füßen die phlegräischen und elysäischen Felder mit ihren vulkanischen Seen und weiter hinaus Pozzuoli, Bajä, Cumä, Miseno und in der blauen Fluth Capri, das zackige, Nisida, Procida und Ischia mit seinem Feuerriesen, drüben die weiße Wolkensäule des nimmermüden Vulkanes, „des Stolzes und des Schreckens von Neapel" und oben das wolkenlos sonnige Blau, allüberall die Poesie verklärter Schöpfung. Wir sind gewohnt, die Sphärenharmonie der alten Griechen zu belächeln; am Tage von Camaldoli glaubte ich jene selbst gehört zu haben. An unserem Auge ziehen vorüber wohlbekannte Gestalten: Dort irrend auf jähem, finstern Felsen Capri's sitzt brütend Tiberius, im Theater der Neapolis singt trotz Vulkan und Erdbeben Nero sein Lied zu Ende, am Hügel uns zu Füßen besingt in glücklicher Muße ein besserer Dichter Trojas Sturz und

der Anchisessöhne sturmvolle Fahrt, über den nördlichen Golf schlägt ein wahnsinniger Cäsar die Meeresbrücke zum Denkmal seiner Thorheit. Dort kommt von Süden her ein Schiff, mit dem günstigen Zeichen der Dioskuren am Buge; es führt auch einen „Thoren" mit sich. Im hochragenden Pozzuoli, dem antiken Puteoli, steigt er ans Land; es klirren seine Ketten, um der „Thorheit" eines Gekreuzigten willen trägt er die Schmach. Es wechseln die Zeiten. Von Norden her dringen gleich dem Heuschreckenschwarm die Schaaren Alarichs und Totilas und immerfort die blonden Söhne Germaniens „zu sehen und zu sterben", denen schlauer und glücklicher der Romane Galliens und Aragons folgt. So wandeln vorüber die grauen Jahrhunderte und da unten ist immer noch ewiger Frühling. — „Doch, was ist dir, Pater? Warum plötzlich so finster?" Noch hat er uns eben die Namen genannt, die wir zum hundertsten Male uns selbst gesagt. Da schaute er hinüber zu der Ebene des Volturno und in seinem hübschen Antlitz spiegelt sich düsterer Schmerz. »La morte della patria.« Mehr sagt er nicht, indem er wie zum Fluche seine Hand ausstreckte über jene Gegenden, da 1860 Garibaldi und die italienische Armee das Reich Franz des Zweiten zertrümmert hat. La morte della patria. Das Wort gab mir viel zu denken, wie wir drauf mit dem Alten unter dem Schatten des Lorbeers zu den Mönchszellen zurückwandelten. Bei der Hochfluth nationaler Begeisterung haben in Italien oft die berechtigten Institute religiöser Genossenschaften die Sünden des Klerikalismus mitbüßen müssen. Unser Camaldoli ist nicht das einzige der zahlreich aufgehobenen Klöster Italiens, dem nicht nur kein moralisches Verschulden vorzuwerfen, sondern dem das Zeugniß segensreichen Wirkens nicht vorzuenthalten ist. Dennoch sind auch hier die Mönche auf den Aussterbeetat gesetzt. Jetzt hören wir aus einer der ehemals von Mönchen bewohnten Zellen der zerstreuten, kleinen Hütten das Gekreische einer ausgelassenen, gemischten Gesellschaft. Der Pater muß solche Profanation der geweihten Stätte dulden; ja er muß jene bewirthen, die Regierung will es so. So weicht der Zauber der letzten Romantik allmälig auch in Italien. Wahrscheinlich wird an dieser Stätte herrlichster Natur, wo des Klosters und seiner Bewohner Friedensbild mit der Stimmung des Wanderers so glücklich harmonirte, in einigen Jahren ein Grand Hotel Bellevue stehen und die Aussicht zum Monopole wohlgespickter Börsen machen, indeß die Vertreter praktischer Religiosität von ihren freien Höhen vertrieben, als

Apostel des Fanatismus im Verborgenen schüren die Gluth. Camaldoli! Selbst auf dieser seligen Höhe sollen wir dem Jammer der Menschenwelt nicht entfliehen. Elysium und Tartarus!

Allmälig wird es Zeit, sich zur Rückkehr zu rüsten. Mein Freund reitet voran, gefolgt vom behende schreitenden Maulthierjungen; ich bleibe zurück, im Schatten des Waldes behaglich schlendernd. Plötzlich vernehme ich Geräusch, durch die Büsche kriecht Etwas den steilen Abhang hinan. Auf dunkelm Grunde blitzt ein Flintenlauf. Sehe ich recht, ein Geistlicher ist's im langen Kleide, mit der Jagdflinte über dem Rücken, der sich — man verzeihe mir das Bild, ein treffenderes finde ich nicht — gleich einer großen Fledermaus von Strauch zu Strauch hinaufziehend, am beinahe senkrechten Hange gar mühsam kriecht. Charles Kingsley gilt mir als Ideal eines Reverend; aber seine Jagdlust habe ich ihm nie verziehen; dieser katholische Nimrod in flagranti gar erschien mir wie eine Karrikatur. Ich war eben im ersten Momente allzu überrascht, um daran zu denken, daß in diesem Süden das gesammte Leben das Gepräge einer Ungebundenheit trägt, deren sich auch der Priester nicht entschlägt.

Als wir einige Tage später über den Posilip zu den elysäischen Feldern zum Monte Nuovo und nach Bajä's Ruinen pilgerten, wie lag die klassische Gegend da so wunderschön. Wohl ist der Golf von Pozzuoli stiller geworden, als er damals war, wie die vornehme Welt römischen Alterthums sich zur Zeit der Badesaison an ihm das Rendez-vous gab. Wo einst die Kaiservillen standen, rauscht jetzt die Brandung, die Städte sind zu Dörfern geworden, die Tempel zu Ruinen; der Kratersee Avernus, der Zentralpunkt aller Unterweltmythen des Alterthums, wo Aeneas den Eingang gefunden zum Tartarus und Odysseus des Teiresias Orakel vernahm und mit den Schatten der Helden verkehrte, ist wieder so stille geworden und einsam wie zu des Laertiden Zeit. Unterm dichten Gebüsche verloren fanden wir den Eingang zum Hades, die Grotte der kumanischen Sibylle. Fast hätte uns die Stimmung des Dante'schen: Lasciate ogni speranza voi, ch'entrate (Laßt jegliche Hoffnung fahren, Ihr, die Ihr eintretet) erfassen mögen, wie wir hinten in der Höhle unmittelbar vor der Porta dell' inferno halbnackte Gestalten vom fernen Eingange her gespenstisch auf uns zueilen sahen. Es waren die Diener des Charon, die uns den Rücken boten zur glücklichen Fahrt über die unterirdische Fluth des Acheron. Die Leute von Bajä sind

wieder arme Fischer geworden und wo Roms vornehmste Kinder der Muse gesungen, gespielt und getanzt, da tanzen alte Weiber dem Fremden für gutes Geld einen jämmerlichen, unächten Tarantella, da singen die Kinder ein Bettellied, dessen ewiger Refrain melancholisch ausklingt: mo-o-or di fame. Da stehe ich unter den feurigen Kleeblumen auf dem hohen Kegel des Capo Miseno: beinahe ringsum das tiefblaue Meer, die seligen Gefilde vom Posilip bis Bajä, Procida wie ein Spielzeug im Meere und gegenüber der Koloß des Epomeo und friedlich an seinen Fuß geschmiegt die weißen, glänzenden Städte Ischia und Casamicciola. Man vergißt hier oben wieder die einstige Pracht und freut sich ganz der glücklichen Gegenwart. Ganz? Dem Menschen spendet die Erde nun einmal kein ungetrübtes Glück. Im Osten raucht die Solfatara Pozzuolis, nebenan thürmt sich der röthliche Kegel des Monte nuovo, welcher in der ersten Woche Oktobers 1538 aus einer Ebene 180 Meter hoch auftauchte. Keine Stelle ist hier weit und breit, die nicht im nächsten Momente Tod und Verderben bringen kann. In Ischia hat vor zwei Jahren der Epomeo gebebt und heute, da ich mich des freundlichen Bildes der grünen Insel und ihrer glänzenden Häuser erinnere, beschleicht mich die tiefste Wehmuth; was ich vor wenigen Monden glücklich pries, ist heute — ein Grab. Elysium und Tartarus!

Abermals lassen wir hinter uns den tollen Lärm Neapels, seine starkbesuchten, französisch-gothischen Kirchen mit den immer besetzten und oft mit lautem Weinen erfüllten Beichtstühlen, das bigotte Volk, das heute noch den zu steinigen Lust hätte, der an das Flüssigwerden des Bluten vom h. Januarius nicht glauben will; wir lassen dahinziehen durch der Straßen unsägliches Gedränge die Leichenzüge mit dem barock geschmückten Sarge, mit den vermummten Brüderschaften, deren Gestalt, unheimlich durch die weiße Kutte mit Ausnahme der Augenöffnungen total verhüllt, uns an die Vehme erinnert; doch selbst dem Tode öffnet der lebensfrohe Sohn des Südens nur eine schmale Gasse und hinter ihm schließen sich alsogleich wieder die wogenden Reihen. Der Aquajuolo schreit sein Wasser aus, und der Lazzaroni zankt sich wieder, im Falle er nicht zu faul dazu ist, an der Mauer der Marinella hingestreckt mit dem Matrosen und wirft seine halbverzehrte Orange ins Meer. An uns vorüber hastet die Hünengestalt eines schrecklich gemeinen Negermönches, dem einige junge Bettelmönche folgen, Kleriker, denen wir nicht, ohne vorher einige Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben, an einsamer

Stelle hätten begegnen mögen. Wir lassen sie hinter uns: Portici, Torre del Greco, Torre del Annunziata, die Häuserreihen lichten sich, allmälig wird es stiller, hie und da noch einige Hütten, dort ein grüner Erdwall, ein kleines Stationshäuschen, und — Pompeji meldet der Schaffner.

Was kann man in Pompeji für das Urchristenthum lernen? Vieles, sehr Vieles, was sich nicht Alles in den Rahmen einer Skizze fassen läßt. So oft wir von den hohen Trottoirs der lavagepflasterten, schmalen Straßen aus durch das enge Vestibül in's Atrium, Tablinum, Peristylium und in den Oekus mit ihren Nebenräumen traten, konnten wir uns an der bunten Bekleidung der Wände überzeugen, daß in der Technik der antiken und der altchristlichen Malerei kein Unterschied bemerkbar ist. Im Ornament treffen wir gar oft dieselben Motive wie an altchristlichen-sepulkralen Stätten. In den ausgemalten Gemächern von Pompeji erst kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die bemalten Grab, kammern in heidnischen und christlichen Katakomben die einfache Kopie des Hauses der Lebenden sein sollen, es scheint auch die regelmäßige Anlage der antiken Stadt als Plan zur unterirdischen Gräberstadt benutzt worden zu sein. Man staunt ob der Ueberfülle malerischen Schmuckes in Pompeji, der theils hier noch an ursprünglicher Stätte, theils im Museo nazionale in Neapel aufbewahrt ist. Bedenkt man, daß in dieser kleinern Provinzialstadt diese, nicht selten künstlerisch recht tüchtigen Leistungen von den Handwerkern ausgeführt wurden, so muß man gestehen, daß die malerische Kunst seither nie wieder so sehr das Allgemeingut auch des niedern Handwerkers geworden ist. Daß die altchristliche und speziell sepulkrale Kunst gleicherweise meist von Dilettanten geübt worden ist, dürfen wir nach einer Zusammenstellung mit der pompejanischen Malerei als sicher annehmen. Mag so in der Technik der antiken und altchristlichen Malerei kaum eine Differenz aufzuspüren sein, nimmt die letztere von der erstern die Form, ja, soweit es angeht, arglos den Inhalt herüber, ein Grundunterschied trennt beide. Wem ist es nicht im Museo nazionale oder in Pompeji aufgefallen, wie sich die Lebensfreude bis zur Lascivität überall kundgibt: Karrikaturen, Götterszenen, Liebesabenteuer 2c., so daß man sich in manchem Hause ernstlich fragt, wie wohl solche Kunst auf die Kindererziehung gewirkt haben mag. Geht so die Antike in einem Optimismus vollständig auf, so finden wir dagegen in der jungen christlichen Kunst das Moment des Lasciven vollständig verbannt. Es ist jene ein stummer Protest gegen die optimistische Entartung der Antike,

ohne ihrerseits in das Extrem weltflüchtiger Tendenz zu verfallen, in der sich die Romantik des Mittelalters, z. B. in ihren klassischen Produkten im Camposanto in Pisa, gefiel. Man hat dem Christenthum so oft den Vorwurf gemacht, daß es den Untergang der antiken Kunst befördert, ja man geht soweit zu behaupten, daß ohne Dazwischentreten dieser ascetischen Religion, jene ihre Kontinuität mit der modernen Kunst nicht verloren haben würde. Die Reste antiker Malerei und Skulptur belehren uns eines Bessern. Wenn irgend etwas zur ethischen Reorganisation heidnischer Kunst berufen war, so konnte es nur das Christenthum sein. Daß es aber solch ein Reformator nicht hat werden können, begründet sich damit, daß der Verfall der Technik, der schon bei den spätgriechischen Meistern begonnen und in der römischen Kunst sich fortgesetzt, ohne Rücksicht auf die Religionen sich dem tiefsten Punkte, dem sogenannten Byzantinismus näherte. Auch ohne Christenthum hätte sich die Antike des „byzantinischen" Verfalls nicht erwehren können.*)

In Pompeji finden wir genugsam Motive, die in christlichen Katakomben wiederkehren, wie das Schiff auf dem Meere als Symbol der Lebensfahrt am Grabmale der Nävoleja Tyche, der Fisch, im

*) Unter den jüngst entdeckten heidnischen Karrikaturen befindet sich bekanntlich eine solche auf's Judenthum, das Urtheil Salomons (Nr. 113,197 im Museo nazionale, Neapel). Daß die betreffende biblische Scene gemeint ist, scheint uns in diesem neuerlich viel besprochenen Fresko sehr wahrscheinlich. Zu einem vollkommen sichern Resultate kann man deßwegen wohl kaum gelangen, weil der Gedanke an ein heidnisches Analogon nicht ausgeschlossen ist. Versuchen wir eine möglichst präzise Angabe des Inhaltes: Die Typen sind römisch, die großen Köpfe, die langen Hände der einen Frau, die dünnen Beine des Kindes und des Scharfrichters sind Karrikatur. Auf einer tischförmigen Tribüne sitzt der Richter mit einem Speere, links und rechts 2 Beisitzer. Vor ihm fleht knieend im blauen Gewande und hübschem Faltenwurfe eine Fran. Auf einem Holzpflocke in Gestalt einer Fleischerbank liegt ein Kind. Sein Leib schien mir aufgeschlitzt. Eine hinzueilende Frau, das Haupt mit dem Turban bekleidet, hält ihm dem Kopf. Ein Krieger, wohl der Scharfrichter, steht daneben mit einem großen Fleischermesser, das er gegen das liegende Kind erhebt. Zwischen Tribunal und Richtstätte stehen 2 wachehaltende Soldaten, links am Ende eine Gruppe, in deren Vordergrund ein glatzköpfiger Alter sich entsetzt wegwendet, neben ihm befindet sich ein jüngerer Mann, mit dem Arme den Kopf stützend. Hinter dem Tribunal ist ein Zelttuch an Stangen ausgespannt. Auch Salomon scheint einen Turban zu tragen. Allerdings fehlt, wenn wirklich Salomons Urtheil gemeint sein soll, das zweite Kind.

1. Zelttuch.
2. Tribunal.
3. Frau.
4. Soldaten.
5. Richtstätte.
6. Gruppe.

Sommer, Largo Vittoria, Neapel, kann von Ende September an Photographien des Gemäldes liefern.

besonderen die Delphine auf Sedile publico coverto an der Gräberstraße, in den Küchen die Laren als Engelsgestalten neben der Hausschlange, als Zimmerdekoration die Orpheusgruppe ꝛc. Darf man vom Gemache auf die Situation antiker Sklaven schließen, so scheint diese keine unwürdige gewesen zu sein, und damit läßt sich's theilweise erklären, daß im Christenthume das Institut der Sklaverei ohne schwere Bedenken vorderhand beibehalten wurde. — Auch Pompeji hat seinen Isistempel, dessen Architektur, Tempelhof mit kleinem, auf 8 Stufen erhöhtem Tempelhause, mehr an semitische Tempelbauten als an griechisch-römische erinnert. Wie das Weihwasserbecken im Tempelhofe legte mir das antike Originalbild eines Isisgottesdienstes (oberhalb der Treppe der administrirende Priester, ihm zur Seite die Gehülfen im Ornate, unten links und rechts an der Treppe die Gemeinde) einen Vergleich mit römisch-katholischem Kultus sehr nahe; überhaupt war's nicht nur dieß, oder jene Brückeninschrift zwischen Neapel und Portici, die den h. Januarius mit Divus Januarius verherrlicht, was mich im süditalienischen Katholizismus an die Antike und besonders die orientalisch beeinflußte, römische Antike gemahnte. Ob der christlichen Basilika die forensische der Römer oder das Atrium, resp. der hinterste Raum des Hauses, der Oekus, wie einige neuere Forscher behaupten, als Muster gedient hat, läßt sich in Pompeji jedenfalls nicht zu Gunsten letzterer Ansicht entscheiden. Auch die Basilika von Pompeji hat mich wie die Basilika Julia des römischen Forums darin bestärkt, als Grundform unserer christlichen Kirchengebäude die Komposition von Gerichtsbasilika und monumentalem Katakombenarkosolium anzusehen. — Die Wanderungen durch Pompeji gewähren einen hohen Genuß, sobald man sich über dasselbe orientirt und unabhängig von Führern nach Herzenslust flanirt. Die Façade der Häuser bietet zwar nach orientalischer Manier nicht den geringsten Schmuck, um so vielgestaltiger und bunter ist die architektonische Anlage und der malerische Schmuck des langgestreckten Innern. Diese Räume im Geiste zu rekonstruiren, an den dürftigen Resten sich das Bild eines untergegangenen Kulturlebens wieder vorzuführen, die Luft der Antike zu athmen, hat seinen eigenthümlichen Reiz, den weder die verhältnißmäßig dürftigen Ausgrabungen von Herculanum, noch die archäologischen Magazine im Museo nazionale gewähren.

Welcher Gast in Pompeji kennt nicht die „Sole“ und drin den wackern Alten, den Pompejiwirth Erra. Man hat den Besuch dieses

gemüthlichen Nestes schon darum nicht zu bereuen, weil man dort sicherlich die Bekanntschaft irgend einer interessanten Persönlichkeit machen kann.*) Die Aprilabende auf dem Pincio konnten kaum poetischer sein als der Anfang der Nacht im „Parke" der Sole. Lange schaute ich bei meinem letzten Besuche in Pompeji an die Brüstung des ebenen Daches gelehnt hinauf zur todten Stadt, zum rauchenden Berge im Hintergrunde, an dem mit furchtbar prächtiger Gluth drei lange Lavabäche sich herunterschlängelten. Jetzt ruhen sie friedlich, denen die feurigen Massen dort oben über kurz oder lang Verderben bringen. Und ist sie dann gekommen die Zerstörung, und hat sie mit meterhohem Schutte das herrliche Land bedeckt, über den Schlacken baut ein neues Geschlecht wieder seine Hütte, spielt, lacht, tanzt und erzählt sich müßig alte, schaurige Geschichten von vernichtetem Leben, von verschwundenen Städten. — —

Heute Abend ist nicht Zeit zum Träumen. Signor Erra hat Auftrag uns früh zu wecken. Salerno — Battipaglia — Pästum ist Programm für den morgigen Tag. Den Ausflug nach Pästum, vor wenigen Jahren noch eine der berüchtigtsten Routen, macht man heute ohne eine Ahnung von Gefahr; es sei denn, daß die prophylaktischen Maßregeln der häufig patrouillirenden Karabinieri und Husaren unsere Aufmerksamkeit mehr als nöthig auf sich ziehen. Mit sausendem Dreispänner, durch tiefe Geleise und straßenüberschwemmendes Sumpfwasser, vorüber an den zahllosen, dem Orkus entsprungenen, finster glotzenden, wilden Büffeln führt uns der fröhliche Vetturin zum Meere hinaus an den ebenen, weltverlassenen Strand, wo uns einer der herrlichsten Tempel der Welt, von zwei unbedeutenderen Genossen flankirt, als der einzige, namhafte Ueberrest der reichen griechischen Kolonie Poseidonia grüßt. Von ferneher schon sehen wir ihn röthlich schimmern. Sei uns gegrüßt, edler Bau! Um 550 haben ihn die Griechen errichtet; das hohe Alter zeigt der gedrungene, halbägyptische Baustyl. Die imposante Wirkung seiner einfachen, von einer großen Idee getragenen Verhältnisse hat mich die Zerfahrenheit der Architektur unserer Kirchengebäude fast kleinlich erscheinen lassen. Man hat sich in christlicher Architektur dran gewöhnt, dem praktischen Bedürfnisse auf Kosten des einheitlichen Gedankens, der ästhetischen Form sehr viel Berücksichtigung zu schenken. Ein Blick auf

*) So will ich auch nicht vergessen als kulturgeschichtliches Kuriosum zu notiren, daß man damals (Frühjahr 1883) in Pompeji einen Archäologie studirenden Japanesen antraf, der sich ganz allein als Pensionär in der „Sole" einlogirt.

diesen Tempel Poseidons, einen Tempel, wie ihn schöner außer Griechenland die Erde nicht mehr trägt, wirkt wie ein reinigendes Bad. Wem die bunte Musterkarte italienischer Kirchenarchitektur den ästhetischen Gesichtspunkt verrückt, der thut gut hier wieder zu lernen, daß die Kunst noch keinen erhabeneren, würdigern Styl für religiöse Bauten geschaffen als den dorischen griechischer Tempel. Möglicherweise kommen wir beim Konkordiatempel von Girgenti noch einmal darauf zu sprechen.

Hoch steht die Sonne, 's ist Mittag. Wir sitzen auf den Tempelstufen meerwärts und halten unser Diner, das von Pompeji stammt. Der Hund des Kustoden wartet auf die Abfälle unseres Poseidonopfers, und zu ihm gesellen sich bald die Ziegen, die über den Steinwall der zusammengestürzten Stadtmauern behende klettern. Sonst zeigt sich weit und breit keine Spur des Lebens in der grasigen Ebene, die der tiefblaue Meeressaum abschließt. Reisehandbücher nennen diesen Fleck Erde die bedeutendste klassische Stelle Italiens. Sie haben Recht, und wenn es wahr ist, daß die Klassik als Ruine am gewaltigsten ergreift, so kann man hier die Probe machen.

Als einstmals die Poseidoniaten im Jahrhundert vor Christo inne wurden, daß sie ihre griechisch nationale Eigenthümlichkeit verloren, da haben sie alljährlich ein Thränenfest gefeiert. Wie würden sie wohl geweint haben, wären sie nach tausend Jahren wiedergekommen und hätten geschaut, wie Sarazenen und Malaria aus der stolzen Poseidonstadt einen Ruinenhaufen gemacht, hätten gesehen, ihre hohläugigen, fieberkranken, lumpenbekleideten Söhne durch das hohe Sumpfgras waten, Ziegen weidend und magere Spargeln suchend. Elysium und Tartarus! **W. Sp.**

Zum Pfarreinsatz.*)

Wo bleibt der Frühling, den in tausend Weisen,
Begeistert von der froh'sten Zuversicht,
Uns edle Sänger so verlockend preisen,
Der Frühling, der die Noth und der die Sorge bricht?
Wo bleiben sie, die heitern Sabbathstage
Der Freiheit und der Gleichheit und des Glücks?
So viel Verzagte stellen diese Frage
Mit kummerschwerem Herzen, düstern Blicks.

*) Anläßlich der Einsetzung des Herrn Pfarrer K. Denzler zum zweiten Pfarrer in Außersihl vorgetragen durch Herrn G. Steiger, Lehrer daselbst. Diese Poesie, die wir gerne als ein Laienwort über die Kirche hier mittheilen, wird auch in einer bei Schröter in Zürich demnächst erscheinenden Gedichtsammlung des Verfassers „Die Lichter von St. Ulrich" erscheinen.

Nie glich die Welt so völlig einem Loger
Am Abend vor der Völkerschlocht, wie jetzt;
Und hat die Zelt gleich ungestüme Frager
Nach Brod und Freiheit schärfer schon gehetzt
In's Elend, in die Winternacht des Schweigens,
Nie that der Zeitgeist, wos er thot, so holb;
Verrückter war die Hast des allgemeinen Reigens
Noch nie um das so alte gold'ne Kalb.

Und dennoch würde ouf Genesung hoffen
Die kronke Welt; der bessern Zukunft Bild,
Vor ihrem Herzen trüg' sie's muthig, offen,
Im Kompf mit Noth und Nocht ols starken Schild.
Doch, wos wir sehen, das sind nur Symptome
Des Uebels, d'ran die Menschheit leiden muß;
Das sitzt im Hirn, im Herzen, sitzt im Strome
Der Ahnungen, in der Empfindung Fluß.

Wir stillten longe Zeit den Durst des Geistes
Mit Gottvertrouen, gläubig unentwegt,
An jenem Quell', der wunderreich, so heißt es,
Entspringt „im Felsen, der die Kirche trögt".
Wir wurden kronk, im Innersten zerrüttet;
Doktoren forschten jetzt im Quellrevier,
Und kündeten, der Born sei längst verschüttet,
Un gift'ges Friedhofwasser trinken wir.

Auch sei's dosselbe Wasser stets gewesen,
Wie sehr der Ahnen Mund die Quelle pries,
Denn nicht ouf storken Felsen, wie wir lesen,
Die Kirche stehe blos auf Sand und Kies.
Wir seien ganz durchseucht und rettungslos verloren,
Ein Fiebertraum das Glück, und einzig wohr
Der Schmerz, so beduzirten die Doktoren,
So lag's vor uns'rer Seele tödtlich klar.

Selbst die Gewaltigsten im Geistesreiche,
Sie stiegen nieder von dem Sinai
Der heitern Weltanschauung; ernste, bleiche
Verherrlicher des Todes wurden sie.

Es flammte mächtig in den tiefen Schatten
Dem Nordlicht gleich, ihr Lied mit Blitzeshaft;
Und der Verwesung dumpfe Hallen hatten
Verloren allen Schrecken in dem Glast.

Vergleichbar jenem Ruck, mit dem vor Zeiten
In neue Richtung fuhr die Achse unsers Sterns,
Daß Nacht und Schnee umfing die Sonnenweiten
Des Poles, der erstarrt im Tiefsten seines Kerns,
So riß mit starkem Schwung der neue Glaube
Die Denkerwelt in Sphären ohne Licht,
Und der für jede Tröstung völlig taube
Weltschmerz saß über Alles zu Gericht.

Was edle Geister kühn und frei erfassen,
Das ahnt die Menge bald, und es bestimmt
Die dumpfe Ahnung leicht ihr Thun und Lassen,
So wie sie leicht den Wahn für Wahrheit nimmt.
Sie zündet ihre Fackeln an den Lichtern
Einsamer Forschung an, doch, leider Gott!
Umhüllt, geschwärzt vom Rauch, treibt sie mit Dichtern
Und Denkern oft auch nur frivolen Spott.

Es lauert hinter all' dem wilden Jagen
Nach Gold und nach Genuß die Nachtidee,
Daß alles Leben in den Erdentagen
Doch der Vernichtung blos entgegen geh'.
Was frommt es, heut dem künftigen Geschlechte
Zu äuffnen eine Hinterlassenschaft,
Die im Bewußtsein es von seinem bessern Rechte,
Doch aus dem Wege räumt mit zorn'ger Kraft?

Was wird nach langen, dunkeln Jahrmillionen
Das Ende sein? Der Tod, der Staub, das Nichts!
Da mag es sich zu hüten nicht verlohnen
Den Märchenschatz des ew'gen Geisteslichts.
Die Menschheit mag nun weinen oder lachen,
Sei das Gebet ihr Labsal, sei's der Fluch,
Und ob sie schlafend träume, ob im Wachen,
Sie wirkt sich doch ein bloßes Leichentuch.

Wozu die Tugend, wenn die Sünde nützen,
Wenn sie Genuß und Glück uns bringen wird?
Es kann die Tugend nicht vor Elend schützen,
Und das Gesetz ist nur ein schlechter Hirt,
Den leicht man täuscht. So denken Millionen
Und streben mit selbstsüchtigem Bedacht,
Nur bald in einem Sanssouci zu wohnen,
Wo Müssiggang und Sinnenfreude lacht.

Das Ziel erreichen Wenige; die Andern
Siehst du gebrochen bald mit kalter Ruh
Der Armuth dornenvolle Pfade wandern,
Und Manche steuern rasch den Klippen zu,
An denen Redlichkeit und Tugend scheitern,
Und wo der arme Sünder leis und laut
Nur Seufzer noch dem Himmel jetzt, dem heitern,
Und dann der Hölle Fluch um Fluch vertraut.

Wer Hunger hat, mag Heiliges nicht schätzen;
Das arme Volk braucht Brod; doch immerhin
Nicht Brod allein; es gilt doch auch zu setzen
Ein höchstes Ziel dem idealen Sinn.
Wie stritten einst begeistert ohne Wanken
Für Geistesfreiheit der Erhab'nen Reih'n!
Die Freiheit ist erkämpft, und die Gedanken,
Sie sollten blos — des Kampfes Opfer sein?

Nein! — Noch gibt's unter'm Volke wack're Männer,
Die weit sich tragen lassen vom Ideendrang
Des neuen Glaubens, Welt- und Lebenskenner,
Und die der Pessimismus nicht bezwang.
Sie sind erfüllt von heil'gem Lichtvertrauen,
Und nach den Sternen blicken sie mit Lust,
Als würde dort der Weltgeist Wohnung bauen
Für uns're spät'sten Enkel zweckbewußt.

Es ist ihr höchstes Glück, für Andere zu leben,
Und im Erbarmen liegt ihr Tugendschatz,
Umringt von Sorgen, suchen mannhaft eben
Sie zu behaupten ihren Kampfesplatz.

Und müßten sie den Schlägen auch erliegen
Des Mißgeschicks, sie sterben im Vertrau'n,
Es werde doch das Licht, das heil'ge, siegen
Und ihre Enkel werden Gott einst schau'n.

Mit dieser großen Hoffnung Morgen leuchten
Die Schatten, die der Pessimismus schuf,
Und dessen Nebel zu zerstreu'n, die feuchten,
Ist jener Männer heiliger Beruf.
So halfen treu sie bess're Zeiten bauen,
Denn jene Hoffnung sittlicht schon die Welt;
Auch kann nicht irren, wer mit Lichtvertrauen
Der Enkel Wohlfahrt fest im Aug' behält. G. St.

Rundschau.

In Freiburg i. B. fand eine Zusammenkunft deutscher und schweizerischer Theologen statt, zum Zweck, die Sache des zu Frankfurt a. M. im Mai gegründeten allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins zu fördern und Satzungen für denselben zu entwerfen. Die Versammlung bestand aus dem provisorischen Komite, den Professoren der Theologie Bassermann (Heidelberg), Kesselring (Zürich), Nippold (Bern) und aus den Herren Pfarrern Horn (Marisfeld), Buß und Ritler (Glarus). Die allgemeinen Bestimmungen, über welche man sich geeinigt hat, sind derart, daß sie auch in weitern Kreisen Interesse finden mögen. Nachstehend sei deshalb das Hauptsächlichste aus denselben mitgetheilt. Mit der Aufgabe, dazu beizutragen, daß die Segnungen christlicher Gotteserkenntniß, christlichen Lebens und christlich humaner Kultur immer mehr zum Gemeingut aller Völker werden, stellt sich der Verein auf den Boden des evangelisch-protestantischen Glaubens in Anerkennung jeder Ueberzeugung, die auf dem Grund des Evangeliums Jesu erwachsen ist, und strebt die Vereinigung und Mitarbeit aller derer an, die von der Nothwendigkeit der Mission durchdrungen sind, gleichviel welcher theologischen Richtung oder konfessionellen oder kirchlichen Denomination sie im übrigen angehören. In den außerchristlichen Religionen werden Keime der göttlichen Wahrheit anerkannt, deren Entfaltung und Vollendung in der christlichen Religion anzustreben sei. Der Verein sucht seine Aufgabe zu lösen durch Thätigkeit

in Wort und Schrift, zur Weckung und Belebung des Missionsinteresses in der Heimat, durch Förderung des Studiums der nichtchristlichen Religionen und der vergleichenden Religionswissenschaft, durch Anbahnung einer regern Diskussion der religiösen Ideen zwischen der Christenheit und der nichtchristlichen Welt, insbesondere der heidnischen Kulturvölker (es wird dabei namentlich an Japan und Indien gedacht); ferner durch Herausgabe religionsvergleichender und apologetischer Werke, Zeitschriften und eines volksthümlichen Missionsblattes. Wie selbstverständlich, wird das Hauptaugenmerk auf die Heranbildung und Aussendung geeigneter Persönlichkeiten gerichtet, die dem Evangelium unter den nichtchristlichen Völkern Eingang zu verschaffen und die gewonnenen Elemente zu Gemeinden zu sammeln, wie auch die bereis vorhandenen Christen, z. B. in den Seestädten, kirchlich zu organisiren haben. Die Förderung allgemeiner Kulturbestrebungen in der Heidenwelt, besonders auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Verbreitung und Durchführung richtiger Kolonisationsgrundsätze werden ebenfalls erstrebt. Die künftige Hauptversammlung des einen internationalen Charakter tragenden Vereins soll um Pfingsten 1884 in Weimar stattfinden.

Mittheilungen.

Die Kirchensynode des Kantons Zürich wird am 6. und 7. November stattfinden. — Zum Klaßhelfer in Aarau wird Herr Ed. Frei gewählt. — In Aarwangen starb Herr Pfarrer Aug. Feller. — An Stelle des zurückgetretenen S. Builleumier, Professor in Lausanne tritt Pfarrer Paul Valloton. — Nachdem die gesetzliche Referendumsfrist unbenützt verstrich, erklärte der Staatsrath von Neuenburg sein Dekret vom 15. Juni letzthin betr. das Verbot der Uebungen der Heilsarmee in Kraft erwachsen. — Dr. Sonderegger gibt den im Bürgerspital zu Bellinzona wartenden barmherzigen „Schwestern von der Vorsehung aus Turin" das Zeugniß, daß sie in mustergültigster Weise der Besorgung der Kranken vorstehen. — Folgende Daten ergeben sich aus der jüngsten Veröffentlichung des eidgenössischen statistischen Büreaus in Bern über die Ehescheidungen im Jahre 1881. Die Zahl der Ehescheidungen übersteigt jene des Vorjahres, 1171 Scheidungen wurden anbegehrt (1880: 1069) und 946 (856) bewilligt. Keine Scheidung kam vor in den Kantonen Uri, Obwalden, Nidwalden und Appenzell J.-Rh.

Deutschland zählt gegenwärtig 3558 Studirende evangelischer Theologie, 461 mehr als im Vorjahr. Dieselben vertheilen sich, wie folgt: Berlin 459, Bonn 109, Göttingen 197, Heidelberg 54, Jena 127 und Straßburg 72

Studenten. — Die Pastoralkonferenz in **Erlangen** protestirte dagegen, daß der allgemeine deutsche Protestantenverein auf seinen Versammlungen am 16. und 17. Mai d. J. sich als Erbe des Vermächtnisses Luther's geberdet habe. — An der Lutherfeier in **Eisenach** wurde zur Errichtung einer Stiftung für italienische Studirende der evangelischen Theologie eine Sammlung veranstaltet. — Die Berliner Universität hat einem Chemiker den Preis für die Lösung einer theologischen Aufgabe zuerkannt. — Die **preußische** Regierung hat dem Vatikan ernstliche Vorstellungen machen lassen wegen der beleidigenden Sprache, welche der vom Papst subventionirte „Moniteur de Rome" gegen die brandenburgische Bevölkerung führte. Der Vatikan erklärte jedoch, in keiner Beziehung zu dem genannten Blatte zu stehen. Preußen gibt sich aber mit dieser Antwort nicht zufrieden.

Die **Tyroler** sind in ernstlicher Besorgniß um ihre Glaubenseinheit, weil in Meran eine protestantische Kirche gebaut werden soll. 38 Abgeordnete des Innsbrucker Landtages entblöden sich nicht, in solchem Beginnen „eine Verletzung des heiligsten Landrechtes" zu sehen.

Anlaßlich des 25-jährigen Jubiläums des **Lourdes**schwindels wurde in Anwesenheit des Erzbischofs zu Toulouse, zwanzig anderer Prälaten und über tausend Priester der Grundstein zu einer neuen Wallfahrtskapelle gelegt.

Die katholische Mission in Lyon veröffentlicht folgende Statistik von Glaubensverhältnissen. Es gibt gegenwärtig 627 Millionen Monotheisten und 816 Millionen Götzendiener, 212 Millionen Katholiken, 124 Millionen Protestanten, 84 Millionen Schismatiker, 7 Millionen Israeliten, 200 Millionen Mohamedaner, 163 Millionen Braminen, 423 Millionen Buddisten und Syntoisten und 230 Millionen übrige Heiden. Die christlichen Völker zählen demnach 420 Millionen und die Anbeter eines Gottes repräsentiren nicht einmal die Hälfte der Erdenbewohner. Ueberraschend ist die Thatsache, daß die einst allmächtige katholische Religion heute nur um 4 Millionen Anhänger mehr zählt, als die anderen christlichen Konfessionen.

Das Königreich der **Niederlande** besitzt gegenwärtig zirka 400 „freie christliche Schulen", die von mehr als 600,000 Kindern besucht werden. Dieses Aufblühen der freien Schulen ist eine Folge der im Jahre 1878 in Holland von Staatswegen eingeführten Simultanschulen. — Ueberaus wunderbar ist es, wie der sonst nicht auf den Kopf gefallene Dr. Loman in **Amsterdam** in einer neuesten Kundgebung die einstige Existenz Jesu wegdisputirt.

Das **Papstthum** scheint es gegen den Irländern damit gründlich verdorben zu haben, daß es denselben das Revolutioniren verbieten wollte. Die erstern finden wohl, daß, wäre es dem h. Vater wirklich um Irlands Wohl zu thun gewesen, er schon längst hätte interveniren können, wenn er aber nur bei den Engländern gut Wetter für anderweitige Zwecke machen wolle, er trotz seiner Unfehlbarkeit zu spät komme.

Unter den römischen Kardinälen sollen Zwiespaltigkeiten bestehen, an denen Ledochowski in hervorragendem Maße Theil nehme. Kürzlich sei eine Broschüre im Vatikan vertheilt worden, in welcher der ehemalige Pariser Nuntius Czacky in den stärksten Ausdrücken angegriffen wird. Er habe seinen Kardinalshut hauptsächlich als Lohn seiner „galanten" Dienste erhalten. Von diesen Czacky wird u. A. erzählt, daß er auf den Bericht vom Krach der Bontouxbank in Paris zu einem Advokaten geeilt sei, daß er ihm sein Geld rette. Der Rechtsgelehrte erwiderte ihm mit einem Rechtsgefühl, das seinem Amt alle Ehre macht: Was würde Frankreich dazu sagen, wenn es bekannt würde, daß Sie für eine Million italienische Rente kaufen, während Sie doch den bevorstehenden Ruin Italiens täglich predigen? — Der vatikanische Archivar Balan in Rom wird zwei Bände von bisher größtentheils noch unbekannten Dokumenten von Luther aus dem vatikanischen Archive veröffentlichen. Wird schönes Zeug's abgeben!

Die belgische Kammer beschloß eine zeitgemäße Erhöhung der Branntweinsteuer.

Spanien soll zur Zeit 28,000 einheimische Protestanten, 32 protestantische Kirchen oder Kapellen und in 23 ländlichen Bezirken Missionen mit Schulen zählen.

Auch in Rußland sind neuerdings Judenkrawalle an der Tagesordnung. — Eine nunmehr geregelte Vereinbarung der russischen Regierungsgewalt mit der Kurie läßt die bestimmte Absicht jener erkennen, der Hierarchie in Religions- und Glaubenssachen keinerlei Einmischung in Fragen der weltlichen Gewalt zu gestatten.

Die Augustiner in Massachusetts fallirten mit ihrem Bankhaus, unter Hinterlassung eines Passivums von mehreren Millionen. Die Aktiven bestehen in einer Kirche und vier Schulen. — In Esthland sind innerhalb weniger Wochen gegen 1000 Personen vom Protestantismus zur orthodoxen Kirche übergetreten.

Anfang April hat im asiatischen Gebiet von Lung-Kang-Hsien ein großes Christengemetzel stattgefunden. Ein junger französischer Priester und einige Familien von neubekehrten Eingeborenen sind als Opfer der Volkswuth gefallen und alle den Christen gehörigen Häuser zwischen Lung-Kang und Ta-Li sind durch Feuer zerstört worden.

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen
aus der
reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 19. 15. September.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Bußtag.

Das Vaterland ruft zu den Waffen
Des Lichtes und der Gerechtigkeit,
Daß wir mit Furcht und Zittern schaffen
Das ew'ge Heil in flücht'ger Zeit.

Es wird uns einen Tag bereiten
Der Freude und des Ernsts zugleich;
Zu ernster Buße soll uns leiten
Des Herren Huld an Gnaden reich.

Wie ist er liebreich uns begegnet
Auf unsern Wegen immerdar!
Wie hat er uns auch da gesegnet,
Wo uns sein Weg ein Räthsel war!

Wie hat er, o mein Volk, getragen
Als wie auf Adlersflügeln dich!
Nun kommt er billig uns zu fragen:
Das that ich dir, was du für mich?

Und stimmt sie traurig diese Frage,
So sei's die rechte Traurigkeit!
Nach Innen richte sich die Klage,
Die wahre Reu, die Niemand reut.

Sie bringt der Seele ihren Frieden,
Die frohe Kindeszuversicht,
Und die von ihrem Heil geschieden,
Führt sie aus Finsterniß zum Licht.

Vom Tode bringen durch zum Leben,
Zum Leben, welches ewig währt,
Die diesem Lichte sich ergeben,
Das sie in Gottes Bild verklärt. Sp.

Bettag.

Unlängst lasen wir in dem zu Heidelberg erscheinenden „Altkatholischen Boten", daß sogenannte bessere Leute, unter ihnen Geistliche im Halbkanton Nidwalden, durch ein schändlich unnatürliches Laster sich hervorthun, was den Fluch ultramontaner Gurymoral zur Genüge kennzeichne. Wir schämen uns als Schweizer dieser Sache um so mehr, als wir den schwerlastenden Vorwurf einer beachtenswerthen ausländischen Zeitung noch nirgends widerlegt fanden. Indem uns dabei auf's Neue vergegenwärtigt wurde, wie doch alle Religion weiter nichts ist, wenn sie nicht die Sittlichkeit als ihre erste und unmittelbarste Blüthe treibt, fanden wir für diesen uns recht häufig wiederkehrenden Gedanken unversehens eine Bekräftigung in dem, was das „Evangelische Wochenblatt" am Schlusse eines Artikels als Wunsch ausspricht, man möchte sich, d. h. Freisinnige und Orthodoxe, wenn auch nicht gerade auf die gleichen theologischen Lehrmeinungen, so doch auf die sittlich-religiösen Ueberzeugungen vereinigen können, welche in den Worten Christi, der Propheten und der Apostel gegeben sind.

Die Betonung dieser Seite der Religion freut uns allemal ganz besonders, wenn sie von einer Seite geschieht, die sonst immer in einem allerdings nicht ganz paulinisch definirten „Glauben" ihr Zentrum findet, und es konnte uns diese Freude nicht schmälern, daß fraglicher Artikel eigentlich gegen uns, aber diesmal mit einer so maßvollen Beurtheilung unserer Sache geschrieben war, daß wir ruhig Bettag feiern können und nicht erst unsere Gabe auf den Altar legen und hingehen und uns mit unserm Bruder und Mitredaktor versöhnen müssen.

Wenn wahre Sittlichkeit ohne Religion nicht bestehen kann, so noch viel weniger Religion ohne Sittlichkeit. In andern Worten: Das ist

keine Lebensgemeinschaft mit Gott, was sich nicht ausgestaltet im festen Gepräge einer gesunden Sittlichkeit. Es war der Jubelruf der alten Christen: „Unter uns wird nichts Böses gethan,“ das Zugeständniß wahrheitsliebender Heiden: „Seht, wie sie leben, betrachtet ihren Wandel!“ was die Religion des Nazareners zum Siege führte. So wird, je mehr Konfessionen in ihrer Satzung sich verlieren oder in Mystizismus sich hüllend, das christliche Geheimniß zum Monopol machen wollen, eben doch der volle Erweis lebendiger Sittlichkeit darüber entscheiden müssen, wo religiöses Leben noch Keimkraft besitzt. Wer wird es verargen, wenn da, wo mit heiligen Gefühlen so vielfach betrogen oder aber aus der Richtigkeit des Bekenntnisses der Christenmensch endgültig gefolgert wird, die Thatsachen sittlicher Lebensführungen vorgenommen und nach ihnen, nicht mehr nach vergilbten Urkunden, die Aechtheit des Ringes gewerthet wird. Wo werden wir, hinwandernd im Geist durch unser Vaterland, voller zur Bettagsstimmung heraufgeführt, als da, wo die Menschen thun, was recht ist und was der Herr von ihnen fordert, und wo tritt der Kontrast am ernüchterndsten hervor, als wo die Kirchthürme am höchsten, ihr Schmuck vielleicht am reichsten, ihre Prediger am lautesten und Früchte wahrer Sittlichkeit am kärglichsten sind. Ja, eine Religion ohne Sittlichkeit kann keine Religion sein.

Es will dem ruhigen Beobachter oft sonderbar erscheinen, wie gerade Diejenigen, die ehedem gewiß nicht mit Paulus gegen Beschneidung und Satzung aufgestanden wären, jetzt als einziges Kennzeichen ihres Christenthums den „Glauben“ immer und immer wieder betonen, und anderseits Diejenigen, die gegenüber dem Hergebrachten nicht sonderliche Pietät beobachten, also von den Apostelsäulen in Jerusalem unter Umständen auch nichts weiter gelehrt worden wären, jetzt ächt rationalistisch immer und immer wieder die Werke, nicht die Gesetzeswerke zwar, doch diejenigen des sittlichen Lebens hoch halten. Wir sagen, obgleich wir uns zu den letztern gern hinzureihen lassen, der „Glaube“ ist's. Jener Glaube nämlich, der Gottes Geist in sich aufgenommen und danach den neuen Menschen schafft, der denkendes Ergründen wie liebendes Erfassen, begeistertes Wollen wie unablässiges Ringen nach Erfüllung des Vollkommenen zugleich ist. In ihm glauben wir die Werke auch zu haben, d. h. der Paulusglaube ist ja nicht ein klägliches Fürwahrhalten von ein paar Buchstaben blos, sondern That und Leben. Wo fängt da die Sittlichkeit an und wo hört die Religion auf? Wo will da Jemand

kommen und sagen, das ist nur Sittlichkeit und jenes nur Religion. Nein, wie Ursache und Wirkung hangen beide zusammen und wo letztere nicht die entsprechende ist, da kanns entweder nur an vorübergehenden vermittelnden Faktoren, bei dauernden Zuständen aber nur an mangelhafter Ursache fehlen. Aber weißt du nicht, wie bei scheinbar normal bürgerlicher Rechtschaffenheit die Gesinnung doch pharisäisch verkehrt sein kann? Gewiß! Doch laß diese äußere Rechtschaffenheit nur erst geraume Zeit gewähren, dann muß sie sich entweder als das erweisen, was sie sein will oder kläglich an ihrer innern Unhaltbarkeit stranden. So konnten auch die klugen Pharisäer nicht auf die Dauer unter der geweißten Wand die modernden Todtengebeine verbergen. Oder du wüßtest nicht, wie ein scheinbar regellos überstürmendes Wesen oft aus einem Herzen hervorgeht, das in seinem dunkeln zwar, jedoch so guten Drang des rechten Weges nur sich nicht bewußt gewesen? Gewiß! Aber warte nur, bis sich's geläutert, dies Herz muß bei seiner guten innern Art auch äußerlich den rechten Weg noch finden. Kurzum, wir suchen da zunächst Religion, wo wir gute Sittlichkeit gewahren und lassen uns von dem Vorhandensein der erstern da nur völlig überzeugen, wo sie nach Ausdruck ringt in einem guten Wandel.

Rechtes sittliches Streben muß ja einen Halt suchen, indem es aus seinem Schwanken der täglichen Erfahrung und der Laune heraus auf einen festen Urgrund zurückgreift. Kein Nützlichkeits- und kein Opportunitätsstandpunkt kann ihm jene Ruhe geben, die es allein nur findet in Gott. Darum gilt es Sittlichkeit zu wecken, wie immer und auf welcherlei Weise. Nicht jeder Mensch ist für Gefühlserregung empfänglich, doch hat er vielleicht Sinn für Maß und Normen und erkennt deren Nothwendigkeit im Verkehr der Menschen unter einander. Und von der Ordnung, die er also schätzen lernt, erwacht ihm das Bewußtsein auch wohl einer gebietenden Macht und eine erste Pforte für religiöse Einwirkung thut in seiner Brust sich auf.

Die Nothwendigkeit einer sittlichen Ordnung bestreitet im Ernste wohl Niemand. Wohl möchte gerne ein Jeder für sich mehr Freiheiten, aber er schreckt vor Beantwortung der Frage zurück: Wie, wenn Alle diese mehreren Freiheiten für sich in Anspruch nähmen? Nach jeder fort- oder rückschrittlichen Krisis in der Geschichte gerathen Hand in Hand mit andern Umwälzungen auch die einfachsten sittlichen Positionen in einen gewissen Fluß. Wenn irgendwo menschliche Autorität zu wanken

beginnt, so wirft sich die Zweifelsucht gleich auch auf das Jahrtausend alte Sittengebot und wenn Schranken fallen, warum, so stürmt die Frage heran, sollen nur noch die thörichten sittlichen Vorurtheile ein Bleiben haben? Wir halten dafür, daß wir auch mit der Gegenwart noch in den Wirkungen einer Krisis drin stehen, welche manches Alte fallen ließ und die einfachsten sittlichen Normen gefährdete.

Welch' erschreckende Unklarheit herrschte und herrscht noch über Mein und Dein. Die Folge davon, daß man das Eigenthum kurzer Hand als Diebstahl qualifizirte, war, daß dieses angeblich gestohlene Gut wieder ungerechter Aneignung bloßgestellt wurde. Was jeder Geschäftsmann auch noch so vager sittlicher Grundsätze wünschen muß, daß eine gewisse Noblesse, besser aber noch altgermanische Treue in Handel und Wandel herrsche und Zutrauen wecke, wich der immer raffinirteren Definition dessen, was als „Geschäftsvortheil" für erlaubt ausgegeben wurde. Wir stehen in einer Zeit, wo die primitive Tugend der Treue wieder hoch anzuschlagen ist.

In einem Geschäftsverkehr sodann, wo viel Angebot wenig Nachfrage entgegengesetzt werden konnte, galt es, im Angebot möglichst gute Chancen zu gewinnen. Viel und gut für wenig Geld zu offeriren, geht nach der Natur der Dinge nicht; doch im Geschäft mußte es gehen, damit überhaupt etwas geht; ohne etwelchen Gewinn zu arbeiten, schien sinnlos für einen Geschäftsmann, was daher quantitativ und qualitativ nicht reell geboten werden konnte, wurde auf den Schein gearbeitet, das Verfahren wurde auch da probat erfunden, wo es nicht mehr nothwendig war und die Unzuverlässigkeit ist Regel geworden in einem großen Theil der mehr und mehr dem schnellen Gewinn zuschwörenden Geschäftskreise.

Ein verzweifelt einfaches Gesetz scheint es, nur so viel auszugeben, als man einnimmt. Alles, was man mehr ausgibt, verwandelt sich in Schulden, die entweder bezahlt werden wollen oder aber zu Lasten des Andern verbleiben, der so gutmüthig war, uns sein Zutrauen zu schenken. Wollen wir sie abherrschen, so führt auch das, weil die Konsequenz der Arbeit entweder fehlt oder nicht genug wirkt, zu jenem ungesunden Verfahren, mit rasch gewagten Unternehmungen in wenig Tagen das einheimsen zu wollen, was nur der Segen weise angewendeter Jahre und stets geübter Selbstbezwingung sein kann.

Es ist ein Gebot christlicher Liebe, daß Einer dem Andern helfe, aber es ist zugleich eine der primitivsten Lebensregeln, die überall da

sich von selbst ergeben sollte, wo eine Anzahl Menschen zusammenwohnen und demnach auf gegenseitige Hülfe angewiesen sind. Fast wie aus Vergeßlichkeit solcher einfachster Ergebnisse sittlichen Naturstudiums oder vielmehr in einem Hasten und Jagen, wo, wie bei Feuerlärm, das Lamento um so größer ist, je mehr das Denken zum Stillstand gekommen, wird jedoch das Heil vielerorts im stagnirenden Egoismus erkannt und von dem Sprichwort: „Einer für Alle" nur der andere Theil gutgeheißen: „Alle für Einen".

Freiheit kennen so Manche nur insofern, als ein Sichgehenlassen dabei vorgesehen ist. Vom Kapitel der freien Arbeit bis zu demjenigen der freien Liebe hinauf taucht sie in hundert Variationen auf und setzt die nackte Selbstsucht auf den Sessel, das grelle Widerspiel der Freiheit. Denn wer ist freier, als wer sich selbst besiegt und wer unabhängiger, als der die Abhängigkeit von Gott dem Herrn in freier Wahl für sich erkoren? Im platten Umsturz dessen, was der Väter Erbe gewesen, im Kult des Eigennutzes, in der Loslösung von den Banden, die die Menschheit gehalten von Alters her und an unser einem Jeden die Erziehung des Menschengeschlechtes wiederholen soll, erblüht für Einzel- und für Volkswohlfahrt kein Heil. Je mehr ein erweiterter Gesichtskreis die zweifelnden Fragen an unsere innersten Lebenserfahrungen stellt, je unbestimmter das sittlich Gewisse zu schwanken scheint im Austausch der verschiedenen Völkeranschauungen, um so fester gilts zu stehen auf dem Grunde einfachster sittlicher Lebensweisheit. Es sind ja nicht neue Errungenschaften. Wo immer wir Treue und Enthaltsamkeit, redlichen Fleiß und mithelfende Art verehren, stehen wir auf ererbtem Grund. Die Väter habens so gehalten und sind groß geworden, wir werden keine andere Gasse zu des Landes Wohlfahrt finden.

Mühen wir uns nur recht um dieses sittliche A, B, C, so wird die Geistesweihe nicht ausbleiben. Wir werden sehen, wie schwer es schon ist, dieses zu Ehren zu bringen. Je ernster wir's nehmen, um so ungenügender werden wir uns erachten. Ringend mit dem unverbrüchlichen Sittengebot, werden wir aufseufzen nach dem innern Halt und der freien Sittlichkeit der Kinder Gottes. In inniger Hingabe an ihn, der uns stärkt, finden wir die Kraft zu kämpfen und die innere Versöhnung für die schwache Kraft; indem wir zagen, gewinnen wir Stärke und Bettagsstimmung kommt in unser Herz, nachdem wir ein Jahr uns müde gerungen im sittlichen Kampf aus eigener Kraft.

Daß es doch wieder einmal Ernst gälte mit dem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit! Gott, der den Fluren Erquickung und Frucht auf Feldern und an Bäumen bescheert, würde der Herzen Zug verstehen und ihnen mehr geben als Gerechtigkeit.

Wie schön ist's, wenn ein Volk des materiellen Fortschrittes zu warten weiß und Werke seines Fleißes in reicher Zahl darzubieten vermag dem Auge der herbeiströmenden Beschauer, doch viel schöner noch, wenn über den Pforten seiner Ehrenhallen stünde: „Es hat sich selbst erkannt" und ihm Zeugniß gegeben werden könnte vor aller Welt: „Es wächst von Jahr zu Jahr an Gütern ewigen Lebens."

F. M.

Eine neutestamentliche Prophetie.

(Der zweite Thessalonicherbrief.)

Die Bibel ist ein Buch, das ohne Weiteres verstanden werden kann, das ist eine Behauptung, die in vielen Kreisen umgeht. Nicht von jedem zwar, ist die Meinung, doch von dem gewiß, welchem der rechte Glaube als die Richtschnur beim Lesen dient; denn „was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth". Freilich, die zeitgenössischen Beziehungen und den geschichtlichen Rahmen findet auch das kindlichste Gemüth nicht, es sei denn, daß es sich in ein ernstes Studium vertiefe und mühsam zusammentrage, was zur Erhellung so mancher dunkeln Partie der Bibel dienen muß. Und jene rabbinische Schriftenauslegung, von der auch Paulus und andere Apostel mitunter Gebrauch machen, die die Urkunden alter Zeit als eine Blumenlese betrachten, aus der man da und dort ungenirt eine Blume herausgreift und auf seinen Hut aufpflanzt, ist kaum mehr anzurathen für das heutige Bibellesen und würde vorab den Grundsätzen ernster Wissenschaft völlig widersprechen. Weil aber diese nun doch eine praktische Abzweckung haben muß, soll sie nicht ein bloßes Wolkentreten sein, so werden alle gründlichen Versuche, wissenschaftlich Erhärtetes weitern Kreisen nahe zubringen, Anerkennung verdienen. Nicht zu den leichtesten dieser Versuche gehört es, eine Volks- oder Familienbibel zu schreiben, die über den fortgeschrittenen Stand gegenwärtiger Bibelerklärung richtigen Aufschluß gibt. Zwei Faktoren kommen da gerne in Kollision. Die strikte Forderung wissenschaftlicher Resultate, die manches über Bord werfen heißt, was

die Pietät gern bewahren möchte, und die erbauende Absicht, in welcher die Bibel geschrieben ist. Aus dem Bestreben, beiden gehörig Rechnung zu tragen, geht leicht ein verschwommenes Etwas hervor, welches wissenschaftlich nicht mehr befriedigt, und anderseits auch nicht mehr erbaut. Um diese Klippe scheint uns auch Emil Zittel in Karlsruhe mit seinem Versuch einer Familienbibel *) nicht herum gekommen zu sein. Deren 2. Band liegt in seiner 1. Lieferung vor uns, enthaltend die beiden Thessalonicher- und einen Theil des Galaterbriefes. Mit reichern Anmerkungen, als in solchen Werken der Fall ist, begleitet Zittel den von der allvergötterten Lutherübersetzung ziemlich unabhängig ins Deutsche übertragenen Text. Aber wie entäuscht es, nun so ohne große Bedenken die beiden Thessalonicherbriefe als ächt eingeführt zu sehen. Daß über den ersten noch Streit walten kann, hat scheinbar Grund, den zweiten Thessalonicherbrief dem Paulus zu retten, ist wohl eine undankbare Mühe.

Zittel läßt sich diese nicht verdrießen. Die lebhafte Parusiehoffnung, wonach Christus kommen soll „sammt den Engeln seiner Macht in Feuerflammen", und den Umstand, daß sie in den Hauptbriefen des Paulus lange nicht so lebhaft vorkommt, wie in diesem zweiten Thessalonicherbrief, erklärt sich Zittel nicht damit, daß diese verschiedenen Darstellungen von verschiedenen Verfassern herrühren, sondern aus Paulus selbst. Vielleicht habe die Erfahrung von der bedenklichen Wirkung einer Predigt über das Wiederkommen des Herrn auf die Thessalonicher und von dem sehr zweifelhaften Erfolg seines Beruhigungsversuches durch den ersten Brief ihn zu der in diesem Briefe folgenden eingehenderen Richtigstellung veranlaßt, und zugleich dazu, nun die Parusieerwartung in der Folge sehr zart und unverfänglich zu berühren. Der im Briefe erwähnte Widersacher, der „Sündenmensch", der sich wider alles erhebt, was Gott heißt oder Heiligthum, ist nach Zittel Niemand anders, als das von dem göttlichen Gesetze und seiner göttlichen Berufung abgefallene Judenthum, das daran war, ganz in Sünden zu Grunde zu gehen, sich thatsächlich als Widersacher gegen alles wahrhaft Göttliche erwies und im Tempel zu Jerusalem sich als Volk Gottes, ja als Gott selbst breit machte (!). Es dürfte Zittel schwer sein, diese auf das Judenthum jener Zeit gehäuften Vorwürfe des Nähern zu belegen. Und ähnlich, wie er so das Ganze unnatürlich schrauben muß, um den Brief für Paulus zu retten,

*) Braun, Karlsruhe, 1883.

so nimmt er es auch in den Uebersetzungen nicht sehr genau.*) Kurz, wir mußten uns beim Lesen dieser Familienbibel fragen, dient ein solcher Kommentar wirklich dazu, die nach Aufschluß begierigen Laien aufzuklären oder befördert er nicht vielmehr eine gewisse Unsicherheit im Bibelverständniß, der sein Verfasser nach persönlicher Gabe und Tendenz seiner Schrift wirksamer hätte begegnen dürfen?

Sollte es wirklich so schwer halten, diesen 2. Thessalonicherbrief, gleichsam die 2. Apokalypse des neuen Testamentes unter Dach zu bringen? Während der 1. Thessalonicherbrief offenbar die Zerstörung von Jerusalem im Jahr 70 vor Augen hat (I. Thess. 2,16) so hat der 2. Brief die Apokalypse vom Antichristen (Jahr 68/69), die Offenbarung Johannis zur Voraussetzung. Doch hat der Schreiber des Briefes noch keine Ahnung, daß wirklich der Tempel werde zerstört werden, was so bald nach der offenbar auf 69 zu verlegenden Abfassung des Briefes geschah. Wie durch die Hauptprophetie des neuen Testamentes, die Offenbarung Johannis hindurch, geht auch durch diese 2. Weissagung ein erbitterter Groll gegen die Götzendiener und eine warme Sympathie fürs jüdische Heiligthum. Nur die Beurtheilung des Heidenapostels Paulus ist hier eine andere als dort. Hier ist er anerkannt als das gottgewählte Werkzeug zur Bekehrung der Heiden, während man damit kaum fehlen kann, daß man ihn in der Apokalypse in einer Gestalt wiedererkennt, darin uns nicht auf den ersten Blick „ein Bruder im Herrn“ gekennzeichnet scheint. Freilich treten in diesem Buche die persönlichen Beziehungen des Paulus zu der Gemeinde überhaupt bedeutsam zurück hinter den vielen Verfolgungen und Bedrückungen, die nach dem Brief schon über die Gemeinde ergingen. Schon im Jahr 54? Welche Jahrzahl dann in Frage käme, wann der Brief ächt wäre. Nein! dann doch viel eher noch unter den schweren

*) Vergleiche z. B. I. Tessolonicher 2, 4: „es zu predigen“, willkürlich beigesetzt — 2, 3 „Schwärmerei“, wo der Heidenapostel vor „Betrug“ geschützt werden soll. — 2, 16 ruft der Verfasser des Briefes den Weheruf über „die Juden“, welche getödtet haben den Herrn Jesum und die Propheten und uns verfolgt haben und Gott nicht gefallen und allen Menschen zuwider sind, indem sie uns wehren, zu den Heiden zu reden, damit sie gerettet würden, auf daß sie das Maß ihrer Sünden erfüllen allerwege: Aber der Zorn zum Ende (d. h. das Strafgericht Gottes) ist über sie gekommen. Statt dessen übersetzt Zittel: ist schon ohne Rückhalt über sie gekommen, deutet dann die richtige Uebersetzung „bis zum Ende“ in der Anmerkung an, fügt dann aber, die Bedeutung dieses Wortes wieder vollständig vertuschend, hinzu: „Bis zum Ende“ bezieht sich nicht wohl auf die Zukunft des Volkes Israel oder gar auf die 17 Jahre später erfolgte (wenn aber der Brief unächt, dann schon erfolgte — Red.) Zerstörung Jerusalems, sondern auf die Barmherzigkeit Gottes, die das Zorngericht bisher zurückhielt, ihm aber nun „bis zum Ende“, d. h. mit all' seinen furchtbaren Folgen freien Lauf lassen wird.

Schlägen, womit Trajan Anfangs des 2. Jahrhunderts die Christen heimsuchte. Es ist aber auch diese Annahme nicht nöthig. Was der Brief ja ohne Frage bezweckt, das sind nicht zunächst die Schlußermahnungen, worin Paulus, was sonst nicht ganz seine Art ist, sich selbst wiederholt als Vorbild aufführt, und mit Exkommunikation droht, sondern das ist die über die Wiederkunft Christi gegebene beruhigende Verheißung. Als an einem Trost in den Leiden sollen die Thessalonicher an diesem Wiederkommen festhalten. Sie sollen sich durch nichts über den richtigen Zeitpunkt desselben täuschen lassen, weder durch „eine Weissagung", noch durch ein „Gerücht" oder einen „Brief", der fälschlich dem Paulus zu geschrieben werde. Schließen wir ohne anders darauf, daß mit dem Gerücht die im Jahr 69 bereits geläufige Sage von der Wiederkunft des Nero gemeint sei, so haben wir damit zugleich die Ursache gefunden, um derentwillen der Brief geschrieben wurde. Ein solches Gerücht hatte auch die Thessalonicher in Unruhe gebracht. Zweimal taucht es während der Kämpfe des Thronprätendenten auf, die an Stelle des gefallenen Nero sich als Cäsaren aufthaten. Niemand mochte an den Tod dieses Unmenschen zu glauben; je geheimnißvoller er aus seinem ruchlosen Leben abgefahren war, um so sicherer erwartete man ihn zurück. Daß er wiederkomme, erwartet der Johannes der Offenbarung, der den Mörder jener in der Christenverfolgung zu Rom Gefallenen gründlich haßt, und erwarten die Parther, die Erzfeinde Roms am Euphrat. Er wird auftreten als „der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der sich als Widersacher erhebt über alles, was Gott oder Heiligthum heißt". Von ihm erwartet man, er werde sich dem König der Hölle gleich (Offbrg. 9, 1—11) zum Aeußersten herbeilassen und wie der König in Daniel 11, 35 und 36 sich wieder alles erheben, was Gott heißt. Und das Höchste wird er so wenig wie jener schonen (Dan. 7,25), „so daß" er sich noch in den Tempel Gottes setzt als ein Gott, also noch mehr thut, als Caligula in seinem Wahnsinn thun wollte. Noch ist aber etwas oder vielmehr einer, der den Gang dieser Ereignisse aufhält, wir denken da wohl am Besten an den im Ganzen guten Kaiser Claudius, der, wenn er auch die Juden und mit ihnen wohl die Christen aus Rom vertrieb, doch im Ganzen ein mildes Regiment führte. Der Brief, wollte er von Paulus, Silas und Timotheus zu gleicher Zeit stammen und überhaupt seine Absicht, ein Trostwort des Apostels selbst darzustellen, erreichen, mußte in diese Zeit zurückdatirt werden. Thatsächlich aber ist der im Jahr 68 erfolgte

Tod des Nero bereits vorüber, und die weitern schweren Ereignisse werden an seine Wiederkunft und den damit verbundenen völligen Abfall angelehnt.

Glaubet nicht, so mahnt also der Schreiber des Briefes, daß die Wiederkunft Christi ganz ohne Weiteres hereinbricht. Diese Ereignisse müssen vorangehen, und ihr werdet daran erkennen, daß der Herr nahe ist. Nero muß das Geschick erfüllen, das in Caligula vorbereitet, in Claudius noch hinausgezögert war.

Die Perspektive ist die ganz gleiche, wie in der Offenbarung Johannis. Eine ähnliche Weissagung wie dort liegt im 2. Thessalonicherbrief vor, nur aus paulinischen Kreisen hervorgegangen und daher auch ohne den in der Offenbarung Johannis zu Tage tretenden Haß gegen Paulus. **F. M.**

Rundschau.

Palästina. Amüsant ist, wie der Antiquar Shapira in Jerusalem mit 15 Stück Schafleder die gelehrte Welt in Unruhe bringt. Durch die Hand, wie's scheint, verschiedener Fälscher von Beruf sind die sehr alt aussehenden Felle in der Schreibweise überschrieben, welche auf den moabitischen Steinen und der Silvainschrift figurirt. Die ganze Oberfläche der Häute ist mit einer öligen oder leimigen Masse bedeckt, die, mit Weingeist abgerieben, das Geschriebene hervortreten läßt. Ein bekannter Orientalist befaßt sich mit der Entzifferung des Fundes, der Theile des Deuteronomiums enthalten und eine viel eingehendere Beschreibung der Wanderungen der Israeliten als der alte Text enthalten soll. Für diese Schafshäute will Shapira die Kleinigkeit von einer Million Pfund Sterling. Das britische Museum und die Berliner Akademie prüften die Sache eingehend, gingen aber, trotzdem die Felle gut geleimt sind, nicht auf den Leim. Amüsant aber ist das, wie man von einer Redaktion des Deuteronomiums aus dem 9. Jahrhundert überhaupt sprechen kann.

Das Judenthum vom Gesichtspunkte der Rasse und Religion behandelt der französische Gelehrte Ernest Renan in einem bereits in verschiedenen Auflagen erschienenen Vortrag.*) Wie der Buddhismus, genauer der Hinduismus, denn auch das Brahmanenthum sei schon universell gerichtet gewesen, dazu auch das Christenthum und der Islam, so sei in hervorragendem Maße die jüdische Religion

*) In Uebersetzung bei M. Bernheim, Basel.

eine universelle gewesen. Nicht von Anfang an. In Weise anderer Völker, wie etwa Moab seinen Kamos, verehrt Israel seinen Jehovah, zu ihm steht David ungefähr im gleichen Verhältniß von Leistung und Gegenleistung wie der moabitische König Mescha, dessen Inschrift aus dem 9. Jahrhundert wir besitzen, zu seinem Nationalgott. Die Propheten, diese für Israel charakteristische Erscheinung, genau Jesajas um 725 v. Chr., nahmen der jüdischen Nationalreligion dadurch ihren ethnographischen Charakter, daß sie für die Götter den Dienst reiner Hände, die Uebung des Guten und Aehnliches fordern. Um so kräftiger können diese begeisterten Volkstribunen auftreten, als sie keine Vorstellung von einem künftigen Leben besitzen, worauf sie die Menschen zu deren Trost verweisen könnten. Die Aufhebung des Opfers und die Schließung des Tempels wäre die logische Folgerung dieser Lehren gewesen. — Oder, sie war es vielmehr, insofern die Gründer des Christenthums die Ausläufer jener Propheten sind.

Die Lehren des Jesajas gipfeln in der Verheißungszukunft. Die Bekehrung der Heiden in Aegypten, Tyrus und Assyrien, die es zunächst fordert, soll dann zu einer Verehrung Jehovahs durch alle Völker werden, wenn das Banner des Volkes Israel von Zion als dem Mittelpunkt eines großen geistigen Weltreiches ihnen zuweht. Im Exil kam das Judenthum zu reichster Entfaltung. Ohne Zweifel, wenn auch nicht nachweisbar, fand eheliche Mischung mit andern Völkern statt. Nur daraus, daß diese Usus geworden, erklärt sich ganz das spätere schroffe Einschreiten von Nehemia und Esdra in dieser Richtung. Die griechische und römische Periode sodann läßt nicht blos die Aufnahme mancher hellenistischen Einflüsse in den Anschauungskreis Judas nachweisen, sondern eine im Ganzen weit unterschätzte Ausbreitung jüdischer Religion in heidnischen Kreisen. Daß die Juden eigentliche Propaganda trieben, beweist nicht blos das gewaltsame Vorgehen der Makkabäer gegen unterworfene Stämme, sondern besonders auch jene Blüthezeit des alexandrinischen Judenthums mit ihrer reichen Schriftenpropaganda. Josephus konnte, wenn auch vielleicht mit etwelcher Uebertreibung, doch im Ganzen mit Grund gegen Apion rühmen, daß fast keine Stadt der Griechen oder Barbaren sei, in welcher nicht auch Sabbath, Fasten u. s. w. beobachtet werden. Auch anderweitig, wenigstens als „Gott Fürchtende“ finden die Juden im römischen Reich Nachahmer.

Vom Aufstand des Bar-Kochba und der damit verbundenen endgültigen Auflösung des jüdischen Reiches an datirt nun aber Renan auch die talmudische Reaktion. Das Judenthum fühlt, daß es zu weit gegangen und sich in's Christenthum aufzulösen droht, und die Proselyten, die vormals so willkommen waren, werden als eine Geißel und als der Aussatz Israels angesehen. Aber hat selbst der Talmud die Abschließung völlig zu Stande gebracht? Nein. In allen Völkern noch gewann es auf lange hinaus seine Anhänger in großer Menge, Angehörige anderer Nationen weit umher. Nicht blos Arabien mit Mohamed, nicht blos Abessinien, und zur Zeit Karls des Großen die Chasaren in Süd-

Rußland, sondern auch Frankreich und andere Länder geben dafür sprechendes Zeugniß.

Gegenwärtig stellt das Judenthum nur in einem beschränkten Maß die Fortsetzung der spezifisch paläftinischen Rasse dar, ein bedeutender Zuschuß ist nichtsemitischen Blutes. Was sie nun in ihrer Ausschließlichkeit darstellen, das sind sie dadurch geworden, daß man sie gewaltsam abgeschlossen und auf sich angewiesen hat. Renan sagt: Wenn man auf's Gerathewohl ein Tausend Personen aufgriffe, diejenigen z. B., die sich in diesem Augenblick auf dem Boulevard Saint-Germain von einem Ende desselben bis zum andern bewegen, und man sie auf eine unbewohnte Insel verpflanzte, wo sie sich vermehren könnten, ich glaube, sage ich, daß nach Verlauf einer gegebenen Zeit die Typen reduzirt, gewissermaßen gruppirt in eine bestimmte Anzahl von siegreichen Typen zusammengedrängt sein würden, welche dann fortbestanden und nicht mehr reduzirbar sich zu bleibenden Typen gestaltet hätten. Die Konzentration der Typen entsteht aus Jahrhunderte lang in einem eng geschlossenen Kreise vollzogener Ehen. So lastet Renan alle Schuld für das, was die Juden in ihrer Ausschließlichkeit geworden, auf die menschliche Gesellschaft ab.

Manches in der kurzen Abhandlung Renans ließe sich gewiß noch in Frage stellen, so der Vergleich Davids mit Mescha, die Datirung bedeutsamen Propheteneinflusses von genau 725 v. Chr. ab, der Einfluß des Judenthums in der griechisch-römischen Welt u. a. m. Renan übertreibt den universellen Zug im Judenthum, übersieht, wie demselben immer eine hohe Selbstgenügsamkeit und ausschließliches Wesen eignete, dessen Ideengang mit einem gewissen Recht diese Entwickelung nahm, die er genommen, doch hat er troß alledem nur zu sehr Ursache, von einer bedeutenden Mitschuld der Gesellschaft an dem, was die Juden geworden, zu sprechen und bringend davor zu warnen, daß neue Ghettos in dem Jahrhundert aufgebaut werden, dem das Zusammenreißen der bestehenden so sehr ziemte.

F. M.

Mittheilungen.

Nach Steckborn ist an Stelle des weggezogenen Pfarrers Kloß Pfarrer W. A. Gonzenbach in Mitlödi, Kt. Glarus, gewählt worden. — Nach dem diesjährigen Lehreretat wirken an den Primarschulen des Kantons Schwyz 56 Lehrer, wovon 5 Geistliche; 72 Lehrerinnen, wovon 64 Ordensschwestern und 6 weltliche. An den Sekundarschulen sind 10 Lehrer, 2 geistliche und 8 weltliche und 2 Ordensschwestern angestellt. — Nachdem am Sonntag die Damen Booth und Charlesworth wegen Uebertretung des Ausweisungsdekretes von Genf über die Grenze geschafft worden sind, wurden am Sonntag die Marschallin Booth und der Hauptmann Becket in Prise-Imer während einer Gebets-Versammlung der Heilsarmee wegen Widerhandlung gegen das Dekret des

Großen Rathes verhaftet und nach Neuenburg transportirt, wo sie gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt worden sind. — Der am 21. August zu Einsiedeln in außerordentlicher Zahl versammelte Piusverein freute sich inniglich in der Erinnerung an den 26. November v. J., wo 300,000 Eidgenossen gegen die Entchristlichung der Volksschule (!) entschieden aufgetreten seien. Nachdem nun auch Mermillod zurückgerufen und damit ein schwarzer Fleck aus der neuern Schweizergeschichte ausgetilgt sei, dürfen die Katholiken in unserem Lande auf eine bessere Zukunft hoffen. Aber immer noch gelte es zu kämpfen! — Der baselландschaftliche Landrath hat den Gesetzesentwurf betreffend Ausscheidung des Kirchen- und Schulgutes, wonach ersterem 2,120,000 Franken, letzterem 1,250,000 Franken zugeschrieben würden, sowie der Besoldung für die reformirten Pfarrer ohne Opposition angenommen. Die Pfarrbesoldungen würden dann, wenn das Volk diesen Entwurf gutheißt, auf 2300 bis 2500 Franken steigen, wozu noch Pfarrhaus, Holz und etwas Land käme. — Der Verfassungsrath des Kantons Bern hat in seiner ersten Sitzung mit 87 gegen 70 Stimmen beschlossen, die Berathung der Verfassung mit einer kirchlichen Feier zu beginnen. — Nach Ringgenberg, Kt. Bern, ist Robert Lauterburg, Pfarrer in Saanen, nach Boltigen Max Billeter, Vikar in Gampelen, gewählt. — Der evangelisch-reformirte Synodalrath des Kantons Bern ladet die Kirchengemeinderäthe ein, die Feier zum Andenken an den 400-jährigen Geburtstag Zwingli's auf den 6. Januar 1884 zu veranstalten. Gleichzeitig läßt er auch die Einladung ergehen, am 11. November d. J. den 400-jährigen Geburtstag Luthers in angemessener Weise, mindestens beim öffentlichen Gottesdienst zu feiern. — Laut „Berner Intelligenzbl." ist der Römerzug der Herren Pedrazzini und Bertozzi vollständig erfolglos gewesen. Die römische Kurie wolle von einem provisorischen Arrangement, d. h. von einem apostolischen Vikar für den Tessin nichts wissen und beharre auf endgültiger Regelung der schwebenden Frage durch Einsetzung eines von der Bundesregierung anerkannten Bischofs der Diözese Tessin. — Die schweizerische Predigergesellschaft für das Jahr 1884, welche in Glarus tagen wird, bringt ein Referat von Herrn Professor Kesselring über die Missionsfrage, sowie, anschließend an das Desiderium Furrers „Die Herstellung einer Volksbibel, resp. eines Bibelauszuges für Familie und Jugend" als gemeinsames Werk der verschiedenen theologischen Richtungen. Referent über letztere Frage ist Herr Pfarrer Heer in Betschwanden und ein hiefür zusammengetretenes Kränzchen wird bis zum Predigerfest einen Entwurf ausarbeiten.

Nach einer vom Oberkonsistorium der großherzoglich badischen Kirche aufgenommenen Statistik besuchen an gewöhnlichen Sonntagen durchschnittlich 28 Prozent der Bevölkerung die Kirche, während 55 Prozent kommuniziren. — Am 26. August feierte München die 50. Jahresfeier der Einweihung der ersten protestantischen Kirche in München. — Ein Erlaß des Königs von Bayern verändert die Bestimmungen betreffs Bildung der Schulsprengel dahin,

daß künftig neben den räumlichen Verhältnissen in erster Linie die Konfession der Schulpflichtigen zu berücksichtigen sei. — In Lippe-Detmold ist wieder Einer kriminalisirt worden. Pastor Steinhagen, zum reformirten Pfarrer in dort gewählt, wird als nicht auf dem Boden des Bekenntnisses stehend erfunden und darum nicht bestätigt. — In Leipzig, das sich seit dem 16. Jahrhundert mehr als verdoppelt hat, ist seit dieser Zeit keine einzige neue Kirche gebaut worden. Nun wurde ein Kirchenbauverein begründet, welcher bereits 150,000 Mark für eine Luther-Kirche zusammenbrachte.

Der Amsterdamer Freidenker-Kongreß verirrte sich bei seinem Thema über „die religiöse Manie der Religionsgründer" in die sonderbarsten Kontraversen, die ohne eigentliches Resultat blieben.

Im Zalaer Komitat, Oesterreich-Ungarn, gibts keinen Ort, wo Leben und Eigenthum der Juden nicht gefährdet wäre. Die heutigen Nachrichten lauten immer trüber. Die Exzesse erfuhren troß der strengen Regierungsverfügungen, wie Standrecht ꝛc., im ganzen insurgirten Gebiete arge Wiederholungen. Die Ortschaft Bezeredy wurde bis auf wenige Gehöfte niedergebrannt. Die Judenhäuser in Szepett wurden geplündert. Ein Judenhaus wurde angezündet; das Feuer griff um sich und äscherte 50 Häuser ein. Die Exzedenten wollten die Juden ins Feuer werfen, welche nur nach großen Anstrengungen Rettung fanden. Nunmehr richten sich die Tumultanten auch gegen die nichtjüdische besitzende Klasse und tragen damit den Unsegen charakterloser ungarisch-österreichischer Intoleranz in weiteste Kreise.

Eine hervorragende englische Zeitung machte die kirchlichen Zustände Genfs seit dem neuen Kirchengesetz und besonders in Folge der letzten Kosistorialwahlen ganz unnöthig schlecht, wozu die „Allgemeine Schweizerzeitung" lebhaft akklamirte. Solcher Charakterlosigkeit tritt in bedeutsamer Weise die »**Semaine religieuse**« entgegen, welche hervorhebt, wie nicht blos bei den Positiven, sondern auch bei den Liberalen des geschmähten Kantons denn doch recht viel gesundes, religiöses Leben sich finde. So sei z. B. selbst Carteret ein durchaus religiöser Mann. — In Birmingham wurde am Sonntag in einer Kirche eine Telephonverbindung mit verschiedenen entfernt liegenden Häusern angebracht, um die in denselben wohnenden Personen in den Stand zu setzen, die Predigt zu hören. Der Versuch gelang vollkommen; hätte aber besser gefehlt. — In Irland fanden während der letzten Tage an verschiedenen Orten zwischen Katholiken und Protestanten ernste Kämpfe statt. — In London starb, 88 Jahre alt, Robert Moffat, ein Mann voll gewinnender Menschenliebe, der 60 Jahre lang in hervorragendem Maße Mission getrieben hatte. Er ist der Vater der aufopfernden Gattin Livingstone's.

In der Kirche zu Mazzarino, Italien, wurde bei Glockengeläute ein junger Mann aus angesehener Familie, der beschuldigt war, gegen die Mißbräuche des Klerus sich widersetzt zu haben, exkommunizirt. Seitens der dortigen

Bevölkerung wurde bei der Regierung Klage eingereicht. Das hätte der gute Mensch doch wissen sollen, daß den Klerus zu kritisiren das strafwürdigste Verbrechen ist unter der Sonne!

Literarisches.

*** **Kirche und Reich Gottes.** Von A. Dorner, Professor und Mitdirektor am Predigerseminar in Wittenberg. Gotha, Perthes. 1883.

Vorliegende Arbeit ist ihrer Form nach eine äußerst glückliche Verbindung von systematischer und praktischer Theologie und, weil bei aller Wissenschaftlichkeit frei von dem Ballaste spezieller Fachgelehrsamkeit, ein empfehlenswerthes Buch nicht nur für das Studium des Theologen, sondern auch für die Lektüre des Laien, der sich auf dem schwierigen, bis jetzt immer noch nicht richtig und präzis abgegrenzten Gebiete der Kirche zu orientiren wünscht. Nachdem der Verfasser den Begriff der Kirche als einer im Wesen des Christenthums begründeten Kultusgemeinschaft dargestellt hat, werden die Funktionen der Kirche im Einzelnen behandelt und endlich der Einfluß der Kirche auf die anderen Gebiete des sittlichen Lebens, Wissenschaft, Kunst, Staat und soziales Leben in zutreffender Weise nachgewiesen. Es bleiben z. B. die Rechte des Staates gewahrt, aber auch den Rechten der Kirche wird nichts vergeben. Dieser Nachweis ist dem Verfasser besonders deßhalb gelungen, weil von dem aufgestellten und in seinen Konsequenzen folgerichtig durchgeführten Begriff der Kirche einmal der orthodoxe Hierarchismus, der den anderen sittlichen Sphären nicht gerecht werden kann, sodann der freikirchliche Atomismus, der den Begriff der Kirche aufzugeben im Begriffe ist, in ihrer inneren Haltlosigkeit und Unberechtigkeit nachgewiesen werden. Der Theologe als spezieller Fachmann wird namentlich in den Abschnitten, die von den kirchlichen Funktionen handeln, vielfache Anregung und Förderung finden; wir verweisen den theologischen Forscher auf die Kapitel über die kirchliche Wissenschaft und das kirchliche Bekenntniß, den Liturgen auf den Abschnitt über Kultus und Aesthetik im Kultus, den Pfarrer und Seelsorger auf die Auslassungen über kirchliche Erziehung in Seelsorge, Kirchenzucht oder Unterricht und den Kirchenpolitiker auf die Ansichten des Verfassers über die Organisation der Kirche. Wenn man auch in manchen einzelnen Fragen mit dem Verfasser nicht einig gehen kann, so fühlt man sich doch wohlthuend berührt durch die eigenartige, objektive Behandlung aller jener Punkte, die gegenwärtig Gegenstand des Parteistreites sind und endlich durch die glückliche Verbindung von protestantischer Freiheit mit evangelischem Geiste, die durch das ganze Buch sich hindurchzieht. (P. Böhringer.)

Redaktor: Pfr. F. **Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. A. E. **Biedermann** in Zürich, Pfr. P. **Böhringer** in Basel, Pfr. W. **Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. P. **Christ** in Andeer, Pfr. Dr. K. **Furrer** in Zürich, Pfr. O. **Haggenmacher** in Zürich, Pfr. W. **Kambli** in Horgen, Prof. H. **Kesselring** in Zürich, Dekan Ed. **Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. G. **Volkmar** in Zürich, Pfr. J. **Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. **Nro. 20.** **29. September.**

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Der Volksschriftenvertrieb des Schweiz. Vereins für freies Christenthum.

Am Reformtag zu Zürich wurde zum letzten Mal offiziell rapportirt über unser Volksschriftenunternehmen. Es wirkte auf dessen ruhigen Fortgang einigermaßen ein, daß das Depot mit 1. Mai 1882 aus der bisher durch den Unterzeichneten unmittelbar geübten Verwaltung an die Buchhandlung des Herrn J. Frick in Außersihl überging. Damit mußte der bisherige in mehr freier Weise geübte Vertrieb geändert und dem buchhändlerischen Verkehr angepaßt werden. Wenn bei solcher Veränderung ein etwelcher Stillstand der Geschäfte unvermeidlich war, wird sich derselbe dadurch bald wieder ausgleichen, daß nun der ganze Geschäftsgang auf die Dauer und den merkantilen Anforderungen ganz entsprechend eingerichtet ist. Trotz des Wechsels ergibt sich für das Jahr 1882 vom 1. Januar bis 31. Dezember eine Einnahme von Fr. 1616. 50 Cts. und eine Ausgabe von Fr. 1360. 50 Cts. Für das Jahr 1883 vom 1. Januar bis 25. September eine Einnahme von Fr. 658 und eine Ausgabe von Fr. 820. 75 Cts., so daß sich der Kassensaldo auf Fr. 93. 75 Cts. stellt, was keine große Summe ist, doch angesichts des Umstandes, daß diesem Betrag keine Schulden, aber ein ganz bedeutendes Inventar an Schriften gegenübersteht, befriedigen kann. Ein treffliches Schriftchen: „Die Aufgabe der Frauen in den Kämpfen der Gegenwart", von Herrn Pfarrer Kambli in Horgen,

bereicherte unsern Verlag in erwünschter Weise und hat schon eine ansehnliche Zahl Abnehmer gefunden.

Daß der Gesammtvertrieb kein größerer war in der durch vorliegenden Bericht umspannten Zeitfrist, ist mit aus dem Umstand zu erklären, daß die so bedeutend erhöhten Gebühren für den Hausirhandel das Kolportiren fast unmöglich machen. Und doch führt dieses allein zu einem erfolgreichen Absatz. Ein zweiter, allerdings nicht minder schwer wiegender Umstand ist der, daß, einen ganz geeigneten Kolporteur zu finden, je länger je mehr zu den Unmöglichkeiten zu gehören scheint.

Um so nöthiger ist es, daß die einzelnen Vereine für freies Christenthum und Reform und die mit ihnen der Gesinnung nach verbundenen Pfarrer unterstützend eingreifen. Was ist es denn so Großes, wenn jeder Pfarrer freisinniger Richtung eine kleinere Partie unserer Schriften ins Haus nimmt und dieselbe bei passender Gelegenheit seinen Besuchern empfiehlt? Was wäre es auch, wenn nun die einzelnen Reformvereine einmal Ernst machen würden mit dem schon längst besprochenen Vorhaben, von sich aus einzelne Partieen unserer Schriften zu reduzirtem Preise zu übernehmen und selbstständig im eigenen Kanton zu vertreiben oder zu vertheilen? Dem Kanton Zürich würde mit dem Verlag und dessen Kostenbestreitung, sowie dem Vertrieb im eigenen und nächstangrenzendem Gebiet doch gewiß noch ein genügender Wirkungskreis verbleiben.

Im Jahr 1882 erhielt das Depot an Beiträgen aus den einzelnen Kantonen 300 Franken von St. Gallen und 50 Franken vom thurgauischen Reformverein gegen Abgabe eines entsprechenden Quantums von Schriften. Ohne Gegenleistung verabfolgten die schweizerische Zentralkasse 200 Franken, der bernische Reformverein 100 Franken. Im Jahr 1883 gingen vom Zentralkomite wiederum 200 Franken, vom zürcherischen Verein für freies Christenthum vorläufig und gegen Empfangnahme von Schriften 100 Franken, durch Vermittlung der Redaktion des „Religiösen Volksblattes“ 20 Franken ein.

Möchten doch nun bald alle Sektiones dem Beispiel St. Gallens folgen, das die für 300 Franken bezogenen Schriften an die einzelnen Pfarrer zur passenden Vertheilung abgab und bei seinem letzten Reformtag allein von Kambli's neuester Broschüre 100 Exemplare vertrieb.

Um besonders auf die kommende Luther- und Zwinglifeier die so lebendig und treu geschriebenen Lebensbilder der beiden Reformatoren

einem Jeden zugänglich zu machen, wurde Schaffroths Biographie von Luther auf den außerordentlich niedrigen Preis von 20 Cts. (statt 50), derjenige von Grab über Zwingli auf 30 Cts. (statt 70) reduzirt. Auch der Vorrath der übrigen Schriften ist auf den halben Preis herabgesetzt worden, um denselben rasch absetzen und so die 21,000 bereits vertriebenen Broschüren bald auf die Zahl von 30,000 bringen zu können. Gilt es doch, nun mit aller Kraft den neuen Aufgaben sich zuzuwenden. Die Vollendung des Andachtsbuches wird nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen und auch das längst gehegte Projekt einer Familienbibel ist nun zu einem Beschluß gediehen. Nach reiflicher Vorberathung hat sich Herr Professor Ed. Langhans bestimmen lassen, diese wichtige Arbeit eines gediegenen Bibelauszuges an die Hand zu nehmen. Wir freuen uns, auch diese bedeutsame Angelegenheit einem sichern Ziel entgegenreifen zu sehen.

Mögen uns die Sektionen des Vereins für freies Christenthum, sowie unsere Gesinnungsgenossen aller Orten beim Vertrieb unserer Volksschriften je länger je kräftiger an die Hand gehen und vorerst einmal auf die kommende Reformationsfeier hin Bestellungen auf die nun so billig zu erlangenden Lebensbilder von Zwingli und Luther beförderlichst bei J. Frick, Buchhandlung, Außersihl-Zürich, aufgeben.

F. M.

Eine zürcherische Kirchgemeinde.

Als wir das Buch unsers Freundes, Herr Pfarrer Wild in Eglisau, betitelt: Am Zürcher Rheine*), zu Gesicht bekamen, da freuten wir uns dieser gründlichen Arbeit um so mehr, als sie weit über das hinausgeht, was man unter dem bescheidenen Titel eines Taschenbuchs vermuthen könnte. An dem Gemeinwesen von Eglisau durchgeführt, liegt uns hier eine kulturgeschichtliche Studie vor, die zugleich ein getreues Abbild dessen ist, was in vergangenen Jahrhunderten sich in weitern Kreisen unsers Vaterlandes Charakteristisches darbietet. Wir können uns deshalb nicht versagen, von dem, was der Abschnitt „Kirche und Schule" bietet, das Bedeutsamste hier vorzuführen, vielleicht wird es den einen oder andern unserer Leser anregen, ein Mehreres in dem Werke Wild's selbst nachzulesen.

*) Taschenbuch für Eglisau und Umgebung, 1. Theil. Bei S. Höhr in Zürich.

Eglisau gehörte zum Bisthum Konstanz und erfreute sich lange päpstlicher Huld. Obgleich klein, besaß die eigentliche Stadt zu Zeiten sogar fünf Geistliche, doch dieser großen Zahl entsprach nicht die Qualität. Im ersten Jahrzehnd des 16. Jahrhunderts mußte auch hier, wie so vielfach anderorts, über ärgerliche Vorkommnisse unter dem Klerus Klage geführt werden, wie z. B. darüber, daß Kapläne hinter dem Altar einander fluchten. Der Boden war reif für die Reformation, die in Eglisau so rasch eine Stätte gefunden, daß, als im Jahr 1524 der Zürcher Rath die Bilder aus allen Kirchen entfernen hieß, aus diesem Orte die Mittheilung erging, daß sie schon im November des Vorjahres kurzer Hand in den Rhein geworfen worden seien. Die Reformation, die ja auch anderweitig politisch-soziale Neuerungen mit im Gefolge hatte, ließ Eglisau darnach trachten, ihrer bisherigen Bevogtigung ledig und unmittelbar unter den Rath von Zürich gestellt zu werden. 17 dießbezügliche, die Postulate Eglisaus und einiger Nachbarvogteien enthaltende Artikel soll der Zürcher Rath prüfen, ob sie nicht „in der heiligen geschrift, in dem h. Evangelio und in dem waren und luteren wort Gottes gepürlich und zimlich erfunden werden". Bald erfolgte die auf dem Gutachten einer geistlichen und weltlichen Kommission beruhende Antwort des Rathes. In Ansehung, daß wir alle Kinder Gottes und gegen einander Brüder sind, wird die Leibeigenschaft mit ihren Zeichen, Fäll und Gläß fallen gelassen; für die „Libstüren", Zehnden, niederen Gerichte und Fischenzen Hand zur Ablösung geboten, über „roubstüren", Zinsen und Verwendung der geistlichen Güter und der Jahrzeiten weitere Verhandlung in Aussicht gestellt, die Obsorge für gute Prädikanten versprochen", u. a. m. Mancherlei Erörterungen erfordere noch der Zehnten. Dießbezügliche weitläufige Verhandlungen weisen den geistlichen Charakter des Regimentes jener Zeit.

Dieses Regiment fand glücklich heraus, daß weder der „große noch der kleine Zehnden" dem Gotteswort widerstreite. Ja, es wurde besonders auch der „Kilchenzehenden" wieder in Aufnahme gebracht.

Damit konnten sich aber insbesondere die um Entlastung des Bauernstandes bemühten Wiedertäufer nicht begnügen. Die Zürcher Wiedertäufer zur Reformationszeit führt Wild an Hand der gleichlautenden urkundlichen Darstellung von E. Egli mit ihren Anfängen bis 1522 hinauf, läßt sie dann in drei Perioden, 1523 bis 1525, ferner bis 1527 und wiederum bis 1531 sich auswirken und bis 1535 erlöschen.

In der zweiten der vorgenannten Perioden macht sich diese Bewegung auch in und um Eglisau bemerkbar und hinterläßt Spuren bis zum Jahr 1533.

Das schon 1525 hervortretende Streben nach kirchlicher Gleichberechtigung derer vor und in den Thoren Eglisau's, daß sie „ein Ding" seien, scheint erst durch einen Spruchbrief des Burgermeisters und der Räthe der Stadt Zürich vom Jahr 1546 ans Ziel gelangt zu sein.

In der Reformationszeit mußte das, wie übrigens scheint, um die Verpflegung von Kranken verdient gewordene Schwesternhaus weichen. Ferner wurde, wiewohl durch Hereinziehung der Nachbargemeinden die in Eglisau kirchgenössigen Einwohner sich auf's Dreifache bezifferten, die Zahl der geistlichen Personen erheblich vermindert. Eine Kaplaneipfrund schien schon vorher eine gewisse „Schulpflicht" in sich befaßt zu haben. 1532 petitionirt nun die Gemeinde, daß sie dieselbe zur Anstellung eines „Schulmeisters" verwenden dürfe, „der dan inen ire kind und jungen zucht und leer halb unterrichtete und ouch zur ziten einem pfarrherrn zur Eglisau mit predigen beholfen und berathen wäre".

Als Schulmeister wirkten dann in der Regel Geistliche, die den Titel Diakon führten und kirchliche Funktionen, regelmäßig und aushilfsweise, neben der Schule verrichteten, ähnlich wie heute noch etwa im Kanton Zürich, wo Filialen sind, die Abdankung bei der Beerdigung oder das Vorlesen der Bibelsprüche am Bettag durch den Lehrer geschieht, und in Deutschland mancherorts Kandidaten der Theologie vor ihrem Schlußexamen noch eine zeitlang einer Schule vorstehen und daneben ihre Studien zu Ende führen.

Zwar wurde, als der Rath zu Zürich die Wahl der Schulmeister an sich gezogen, im Jahr 1593 von Eglisau aus vergeblich reklamirt, daß „diwyl die schulmeister prädikanten gewesen und vielmal auch zum predigen gebrucht worden, sygent dieselben zu zyten minder lustig und geflißen, die schul zu versehen und ir jugend in schryben und lesen wie ander gemein tütsche schulmeister (d. h. solche an den sogen. deutschen [untern] Schulen), die allein dazu bestellt werden, zu underrichten, sondern liegend mehr dem studiren ob". Der Rath von Zürich konnte nicht willfahren, doch wurde dem Baumeister und Rath Macht gegeben, daß sie den Schulmeister jährlich vor den Rath beschicken und „woran Mangel, ihm das untersagen mögen".

Gleichwohl ergab sich immer bestimmter, daß die Schulmeisterstelle vorwiegend als Diakonat behandelt und dem entsprechend besetzt wurde. Doch verblieben diesem Amt stets nur die geistlichen Funktionen untergeordneter Natur. Frau und Tochter Diakonin unterstützten ihren Mann mitunter mit gutem Erfolg in der Schulleitung.

Von den in der Reformationszeit durch den Staat eingezogenen Pfrundgütern verblieb ein Theil den Pfarrern und Schulmeistern als Besoldung. Im Jahr 1541 bezifferte sich erstere noch auf 40 Mütt Kernen, 23 Mütt Roggen, 16 fl. baar, 1 Viertel Hanfsamen, 9 Saum Wein und 1 Juchart Reben „ungeferlich" nebst Wohnung und Garten. „Solches muß ein Prädikant an 165 Enden und Personen beziehen, wellichs die Rechenherren schimpflich bedunkt" und worüber sich die Pfarrer, wie billig, beklagten. Der Bezug wird denn dem Verwalter der Kaplaneien übertragen und das Quantum nach und nach hinaufgesetzt. Viel ungünstiger noch war der Adjunkt bestellt, der, neben einem bescheidenen Quantum theilweise schwer einzutreibender Naturalgaben, noch 2 Kreuzer Schulgeld von jedem Kind, aber nur während des Winters, erhielt. Dennoch war es in Eglisau mit den Schulsachen für jene Zeit recht günstig bestellt, was sich u. A. auch daraus ergibt, daß diese Gemeinde schon im Jahr 1637 eine besonders abgefaßte, auf Pergament geschriebene und mit dem großen Siegel bekräftigte Schulordnung bekam, während das bei den andern Gemeinden noch mindestens 20 Jahre anstund. Als charakteristisch für das Verhältniß von Kirche und Schule und zur Beruhigung für diejenigen, welche jetzt immer noch letztere als von ersterer autorisirt erklären, theilen wir dieses wichtige Aktenstück hier vollständig mit:

1) Soll die Schule in der Behausung des Schulmeisters, Helfers, Diakons gehalten werden. 2) Jeder Schüler hat täglich, so lange man die Schulstube heizen muß, ein Scheit mitzubringen, wie von Alters her brüchig. 3) Baumeister und Rath sollen dem Schulmeister seine Besoldung und Pfrund wohl lassen z'lieb werden, wie von Alters her und das Haus im guten Stand erhalten; eventuell würden die Obervögte dem Lehrer die erforderliche Hilfshand bieten. 4) Dieser hat Sommer und Winter die Schule zu halten und darf sich nicht ohne des Pfarrers Vorwissen versäumen, in Wandel und Leben ist er der Ordnung der Kirchendiener unterworfen. 5) Die Schulkinder soll er wie seine eignen behandeln, eins wie das andere, unangesehen rych oder arm, hindangesetzt

Nyd und Haß, Gunst und Ungunst, so er zu der Kinder Eltern oder Freundschaft tragen möchte. 6) Im Unterricht solle er Acht haben auf die Art der Kinder, weil etliche mit Freundlichkeit, etliche mit Ruhe und Ernst gezogen sein wollen und weil mit zu viel Güte etliche zu muthwillig, mit zu viel Strenge andere verderbt werden können. In der Schul soll er keine Stöcke, wie etwa geschehen, brauchen, sondern die Kind strafen, erstens mit ernstlichen Worten und Drohungen, dann mit dem „tolle“ uf die offene Hand, darnach, wenn's von Nöthen, mit Ruthen in gebührender Bescheidenheit, und zwar soll er es selbst verrichten und nicht Schüler durch andere Schüler züchtigen lassen. 7) Schulstunden des Winters 8—11, Sommers 7—10, Nachmittag immer 12—3 oder 4 Uhr. 8) Eröffnung mit den in der Stadt Zürich gebräuchlichen Gebeten, denen der Schulmeister jedesmal selbst beiwohnen und verschaffen soll, daß sie mit Ernst verrichtet werden. 9) Den Absenzen soll er fleißig nachfragen; die Eltern, welche ihre Kinder wegen nothwendiger Arbeit zu Hause behalten wollen, müssen Urlaub erbitten. 10) Denen, so schryben lernend, soll der Schulmeister vorschryben uf's wenigist alle Monat neue Zeddel und Vorschrift; der Kindern Schrift flyßig beschauen, ihnen den Fehler zeigen, auch mit dem Handzug verbessern lehren, und die, welche lesen lernen, so viel als möglichst selbst hören und nit alles an die Schulerknaben (Monitoren) lassen. Welche Kinder aber begehrtend im Rechnen angeführt zu werden, denen soll er auch sein bestes thun, doch solliches um ihn besondere gebührende Besoldung, die solcher Kinder Eltern gegen ihm zu erstatten müssen werden. 11) Da aber dem Menschen am meisten an seiner Seele Heil gelegen sei, so soll der Lehrer die Kind besonders in den Hauptgründen des Glaubens unterrichten und zwar den ganzen Vormittag Mittwochs und Samstags den Katechismus oder „Kinderbericht“ einüben, daß sie nit nur die Wort der Fragen und Antworten uswendig, sondern auch den rechten und grundlichen Verstand, nach dem jedes Alter zu fassen vermag, erlernind; auch die Widerlegung der gemein bekannten Irrthümer aus Katechismus und h. Schrift: hübsche Gebete und ausgewählte Psalmen. Für den Visitator ist alle Fronfasten ein Katalog der Schulkinder aufzustellen und in's Pfarrhaus zu legen. Auf demselben soll bei jedem Schulkinde die Katechismusfrage bezeichnet sein, bis zu der es vorgerückt ist. 12) Alle Sonn- und Predigtag (Wochengottesdienst) sind die Kinder auf das zweite Glockenzeichen im

Schulhaus zu versammeln, in Gebet und Gesang zu üben und in züchtiger Ordnung in die Kirche zu führen, auch nach dem Gottesdienste wieder in die Schule, wo sie über die Predigt abgefragt werden. In der Kirche soll der Schulmeister der Jugend und ganzen Gemeind mit dem Kirchengehen vorstahn und die Jugend beaufsichtigen, wozu er einen geeigneten Platz auszuwählen hat. 13) Der Samstag Nachmittag ist schulfrei, „diewyl in allen Dingen rechtzytige Ruh und Unterlybung nothwendig ist". 14) Predigt der Diakon statt des Pfarrers, so mag er den ganzen Samstag die Schul unterlassen, ebenso Montag Nachmittag, wenn er die Wochenpredigt am Dienstag zu halten hat. Was er aber wegen Aushülfe in der Nachbarschaft an der Schule versäumt, soll er in der Urlaubszeit wieder einbringen. 15) Auch die Kinder auf der Gasse sind in Zucht zu halten und wenn sie nicht ältern ehrbaren Leuten, Geistlichen und Beamteten mit Entdeckung des Hauptes und sonst die schuldige Reverenz erweisen, wenn sie geschworen, gelogen, gmerzelet, gkrämlet, gspielt, den Lüten in die Güter gestiegen, Frücht geschädigt oder entwendt, mit der Ruthe zu bestrafen und den Eltern, dem Pfarrer oder Landvogt zu verzeigen. 16) Schulaufsicht. Der Pfarrer hat die Schule wöchentlich ein oder zwei Male zu besuchen. Es sollen auch der Obervogt und Pfarrer zwei oder drei aus dem hiesigen Rath zu Mitaufsehern wählen, die sammt dem Pfarrer (und Vogt) wenigstens monatlich Ein Mal die Schule besuchen und fleißig sich erkundigen, wie es darin stehe und zugehe. 17) Diese sollen dem Schulmeister gegen Widersetzlichkeit und Bosheit der Eltern und Kinder beistehen, aber auch bei Pflichtversäumniß den Lehrer ermahnen, eventuell gebührenden Ortes verzeigen. Ebenso ist der Letztere schuldig, den Pfarrer und die Verordneten zu verzeigen, wenn sie die Schule zu wenig besuchen.

Wie in dieser Zeit überhaupt Kirche und Schule zusammenhingen, ergibt sich auch daraus, daß diejenige Abtheilung der Kinderlehre, welche am folgenden Sonntag aufsagen mußte, sich Montags und Samstags in der Schule einzufinden hatte, um sich die Aufgaben abhören zu lassen. Und eine Aehnlichkeit zwischen Kirche und Schule bestand auch darin, daß zu deren regelmäßigem Besuch häufig ermahnt werden mußte.

In Sachen der Schulordnung, die unter der Kirchenzucht mit befaßt wurde, hatte besonders der Stillstand zu amten, eine Behörde, die so benannt wurde, weil die Mitglieder jeweilen nach beendigtem Gottesdienste im Chor der Kirche stehen blieben. Die Stillstände, zu

dem hier von Amtswegen auch der Landvogt gehörte, „sollend besetzt werden von jeder Pfarr Vorgesetzten, Aeltesten und ehrbaren Männern. Je mehr derselben darzugezogen werdend, je besser ist die Aufsicht in und außert den Städten, Flecken und Dörfern auf Stäg und Wäg, an der Arbeit, in Holz und Feld, bei gemeinen und sonderbaren Zusammenkünften und sonsten allenthalben. Wo viel Aufsehens, da ist viel Forcht; wo viel Forcht, da ist viel Ghorsam, wenn nit allwäg auß Liebe der Tugend, doch aufs wenigist auß Forcht der Straf. Wo viel Ghorsam, da erhaltet die Gottesfurcht und liebe Ehrbarkeit das Mehr und den Sieg".

Unter den Stillständern hatten die „Ehegaumer" die wichtige Aufgabe, in Ehe- und Paternitätssachen Ordnung zu schaffen. Der folgende kurze Auszug aus dem Protokoll des Stillstandes mag erweisen, welches die Thätigkeit dieser Behörde war:

„Den 19. Februar 1674 sind abgestraft worden auf dem Rathhause diejenigen Knaben und Töchter, die an der Papisten-Fastnacht gen Kaiserstuhl gegangen, jedes 4 Batzen. Auch ward erkannt, „Knaben und Töchter sollind an Hochzeitmahlen nit mehr aushingahn gen spaziren und sollind die Töchter ihre Haarband bis zu End des Hochzeitmahles aufbhalten; auch soll man niemandem mehr Uerten (Geschenke) schicken an die Hochzeit". — Die Wirths- und Trinkhäuser sollen Nachts um 8 Uhr geschlossen werden (1675, Landvogt Vögeli). — Lieutenant Jakob Wirth wird verklagt, daß er im Wirthshause eine Nacht hindurch gespielt habe. — Junge Leute, die im Hüntwanger Holz und andere, die am Sonntag in Wirthschaften gekegelt, wurden sammt dem Wirth bestraft. — Küfer Meyer (1715) und Frau „wegen lüderlichen Kirchgangs". — Heinrich Halblützel im Wyler mußte vor Stillstand erscheinen, weil er am Sonntag „Leder und Schuhe zu bützen getragen"; ebenso Rudi Schneider und andere Schiffleute, weil sie am Sonntag Salz führten; zwei Weiber, Frau Baumeister und Frau Seckelmeister, welche in der Kirche einander wegen des Platzes geschlagen; Nachtbuben, die droben auf der Egg „dem alten Grafen" Fleisch und Wein aus dem Hause genommen und ihn übel zugerichtet."

Mit Zuspruch und Geldstrafe wurden die Fehlbaren gerichtet. Vor den Stillstand wurden auch solche gestellt, die in der Predigt eingeschlafen, denn der Kirchenschlaf nahm oft sehr überhand! Wenn noch 1756 zwei durch den Landvogt abgestrafte Personen vor die Kirchenthüre gestellt

werden, mit zwei Strangen Garn in den Händen, weil sie solches gestohlen, so ist das Aufhören dieser Verquickung weltlicher mit geistlicher Justiz in der Folgezeit nicht zu bedauern.

Je enger die Herrschaft Eglisau durch ihre Verwaltung mit der Stadt Zürich verbunden war, um so mehr bieten die geschilderten Zustände ein Abbild dessen, was gleichzeitig zürcherische Kirchenzustände in weitern Kreisen charakterisirt, und das Kleinste wird oft, weil es gerade so auch an anderm Orte und zu gleicher Zeit gewesen, ein Mittel zu einer lebendigerer Kenntnißnahme der Vergangenheit. **F. M.**

Rundschau.

Zur Frage der Sonntagsfeier. Ob es zeitgemäß, ob es durchaus nöthig sei, auf ernsteres Innehalten der Sonntagsfeier zu dringen, das kann gar nicht erst in Frage kommen für den, welcher sich die Mühe genommen hat, über die sanitarische, die soziale und die sittlich-religiöse Bedeutung eines Ruhetages nach sechs Arbeitstagen nachzudenken. Es ist daher überaus verdienstlich, daß in unsern Tagen mit so großem Ernst auf würdigere Sonntagsfeier gedrungen wird. Wer ein Herz hat für alle seine Nebenmenschen und voraus für die Mühseligen und Beladenen, der wird auch mit Freuden das Bestreben begrüßen, den Post-, Dampfschiff- und Eisenbahnangestellten, sowie dem dienenden Personal in den Wirthschaften zu einem freien Sonntag zu verhelfen. Gleichwohl gilt es auch da, vor Uebertreibung sich zu hüten, damit nicht überspannte Forderungen der guten Sache schaden, es gilt, den Uebereifer zu zügeln, wenn nicht der berechtigte Eifer verdächtig werden soll, es gilt, um nicht über's Ziel hinauszuschießen, des Wortes Jesu eingedenk zu bleiben: „Der Sabbath ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbaths willen." Da nun gerade Jenen, von denen es uns vorkommen will, sie gehen in dieser Sache in ihrem Eifer zu weit, die englische Sonntagsfeier als Ideal vorzuschweben scheint, mag es nicht unpassend sein, an ein Wort eines Engländers zu erinnern, dem Niemand Mangel an sittlichem Ernst und religiösem Sinn wird vorwerfen können. In seinem klassischen Buche „Die Freiheit" schreibt John Stuart Mill Folgendes:

„Ein wichtiges Beispiel eines unberechtigten Eingreifens in die rechtmäßige individuelle Freiheit, das uns nicht mehr blos bedroht, sondern längst zur

triumphirenden Wirklichkeit geworden ist, finden wir in der Gesetzgebung betreff der Sonntagsfeier. Daß man sich an einem gewissen Tage der Woche der gewöhnlichen täglichen Beschäftigung enthält, soweit es die Bedürfnisse des Lebens gestatten, ist gewiß ein höchst wohlthätiger Brauch, wenn es auch für Niemand, mit Ausnahme der Juden, eine religiöse Verpflichtung ist. Insofern diese Gewohnheit nicht eingehalten werden kann, ohne daß sich die arbeitenden Klassen insgesammt darüber verständigen, weil sonst einige Personen durch ihre Sonntagsarbeit den andern die gleiche Nothwendigkeit auferlegen könnten, dürfen wir es für erlaubt und rechtmäßig halten, wenn das Gesetz einem Jeden die Beobachtung dieser Uebung von Seiten Anderer dadurch gewährleistet, daß es die Einstellung der umfassenderen Arten industrieller Thätigkeit für einen bestimmten Tag anordnet. Aber diese Rechtfertigung, die sich auf das unmittelbare Interesse gründet, welches Andere daran haben, daß jedes einzelne Individuum sich dem Brauche fügt, erstreckt sich nicht auf die selbstgewählte Beschäftigung, mit der Jemand seine Mußestunden auszufüllen für gut findet und bietet nicht den entferntesten Anhaltspunkt für die Beschränkung von Sonntagsvergnügungen. Es ist wahr, daß das Vergnügen des Einen das Tagewerk des Andern ist, aber das Vergnügen, um nicht zu sagen die nützliche Erholung Vieler, ist der Arbeit einiger Weniger werth, vorausgesetzt, daß es ihrer freien Wahl überlassen bleibt, die Beschäftigung zu ergreifen und sie wieder aufzugeben. Die Arbeiter haben vollkommen Recht, wenn sie glauben, daß ihnen ohne diese Arbeitseinstellung am Sonntag, sieben Tage Arbeit nur für sechs Tage Lohn einbringen würden, aber so lange die große Masse der Arbeiten eingestellt bleibt, werden diejenigen, die für das Vergnügen Anderer auch an diesem Tage arbeiten müssen, durch eine verhältnißmäßige Erhöhung ihres Lohnes entschädigt und sie werden nicht dazu gezwungen, falls sie die Muße dem Gelderwerb vorziehen. Wenn man noch eine weitere Abhülfe nöthig findet, so könnte man sie in der Einführung eines Brauches suchen, welcher irgend einen andern Tag der Woche zum Feiertag für diese besonderen Klassen machen würde. Der einzige Grund also, den man für die Beschränkung der Sonntagsarbeit anführen kann, läuft immer darauf hinaus, daß sie ein religiöses Unrecht sind, ein Motiv der Gesetzgebung, gegen das man nie nachdrücklich genug Einsprache erheben kann. »Deorum injuriae diis curae.« Es bleibt noch erst zu beweisen, daß die Gesellschaft oder irgend eines ihrer Organe eine himmlische Vollmacht erhalten hat, angebliche Vergehen gegen die Allmacht zu rächen, die nicht zugleich Vergehen gegen unsere Mitmenschen sind. Die Vorstellung, es sei die Pflicht eines Menschen, daß ein anderer Mensch religiös sei, lag allen Religionsverfolgungen zu Grunde, die jemals ins Werk gesetzt wurden, und einmal anerkannt, würde sie dieselben insgesammt vollständig rechtfertigen. Obgleich das Gefühl, welches sich in den wiederholten Versuchen, den Eisenbahnfahrten am Sonntag Einhalt zu thun, in dem Widerstand gegen Oeffnung der Museen und dergleichen kundgibt, nicht die Grausamkeit

der alten Verfolgungen besitzt, so ist doch der geistige Zustand, den es verräth, seinem innern Wesen nach derselbe. Hier wie dort begegnen wir dem Willen, nicht zu dulden, daß ein Anderer das thue, was ihm seine Religion gestattet, weil es die Religion des Verfolgers nicht gestattet, — hier wie dort dem Glauben, daß Gott nicht allein die Handlungen des Irrgläubigen verabscheut, sondern es uns als Schuld anrechnen wird, wenn wir ihn unbelästigt lassen. C. W. K.

Deutschland. Anläßlich der Lutherfeier zu Wittenberg sprach der deutsche Kronprinz u. A.: „Möge diese seinem Gedächtniß gewidmete Feier uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Muthe und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind! Möge sie insbesondere uns in dem Entschlusse festigen, alle Zeit einzutreten für unser evangelisches Bekenntniß und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demüthigenden Streben nach der Erkenntniß christlicher Wahrheit!" Aus diesen ja gewiß recht schönen Worten ist auf liberaler Seite viel zu viel Kapital geschlagen worden. Daß die orthodoxe Hofpartei darob soll in Schrecken gerathen sein, ist deßwegen schon undenkbar, weil sie sich dadurch zur „starren Form" bekannt hätte. Das thut sie aber nicht, sondern glaubt vielmehr auch sich vom „demüthigen Streben nach der Erkenntniß christlicher Wahrheit" ganz beseelt. Besser, es würde einmal ein frischer Wind durchs deutsche Volk wehen, als daß man so ängstlich auf jedes, wenn auch von noch so hochachtbarer Seite gesprochene Wort in den obern Regionen achtete.

Lutherfeier. Auch jesuitische Bosheit rüstet sich zur Lutherfeier. Die Janssen'sche Geschichtsauffassung wird bereits in kleinen Broschüren kolportirt, davon eine kürzlich erschienene von Jakob Wohlgemuth nur aus dessen eigenen Aussprüchen den Dr. Martin Luther charakterisiren will. Schmählich wird darin gelogen. „Sollen wir," heißt es u. A. darin, „ein Jubiläum Luthers feiern für seinen gewaltigen Appetit und Durst? für seine niedrigen Zoten und Witze? — — für die Brandreden, mit welchen er die Bauern in Aufruhr gesetzt, für die Blutreden, mit welchen er den Mord der Besiegten verlangte?" In diesem Stil gehts weiter. Solche Schriften sind allerdings nicht dazu angethan, die Lutherfeier zu einer ruhigen konfessionellen Kundgebung zu gestalten. Die

Animosität wird noch einige Zeit über den 10. November hinaus Nahrung finden.

Württemberg. Das königl. württembergische Konsistorium veröffentlicht folgende kirchliche Statistik aus der evangelischen Landeskirche über das Jahr 1882: 1) Geboren wurden 51,306 evangelische Kinder, worunter 8,57% außereheliche, 98,59% wurden getauft. 2) Ehen wurden geschlossen 8920, wounter 849 gemischte. Davon wurden kirchlich getraut 98,59%, von den gemischten 96,15%. 3) Gestorben sind 34,506 evangelische Gemeindeglieder. Davon wurden 83% kirchlich beerdigt. Die nicht kirchlich Beerdigten betreffen zum größten Theil kleine Kinder. 4) Uebertritte zur evangelischen Kirche fanden 93 statt und zwar von Katholiken 21, von Dissidenten 72, während zu ersterer übertraten 30, zu letzterer 172. Aus

Sachsen werden uns hingegen 200 Uebertritte aus der lutherischen Kirche für's Jahr 1882 vermeldet. 27 gingen zum Römisch-, 4 zum Altkatholizismus über, einer zum Judaismus, die andern zu Sekten. Daneben wird besonders auch eine große Zunahme des Spiritismus berichtet.

Auf der Meißener Konferenz hielt Sup. Dr. Harig ein Referat über „die sittlichen Gefahren des gegenwärtigen Wirthshauslebens und die der Kirche daraus erwachsenden Aufgaben". Der Referent kommt zu folgenden Thesen: I. Der Wirthshausverkehr ist 1) nothwendig, wo er den Mangel eines Hauswesens ersetzen muß; 2) erlaubt, wo er eine wirkliche Erholung von der Arbeit und eine Stärkung zu derselben darbietet. Daß dies nicht immer Grund und Zweck des Wirthshausverkehrs ist, zeigt die rapide Zunahme der Schankstätten und die Art der darin gebotenen Genüsse. Wo aber der Wirthshausverkehr zum Wirthshausleben wird und das häusliche Leben verdrängt, wird er zur sittlichen Gefahr. II. 1) Diese sittliche Gefahr entsteht: a. durch geistlose, frivole und sittenverderbliche Gespräche; b. durch den gewohnheitsmäßigen Genuß berauschender Getränke; c. durch das Spielen um Geldgewinn; d. durch unsittliche Vorträge, Schaustellungen und sonstige derartige Vergnügungen. 2) Die Folgen sind: a. leibliches Elend; b. Zunahme der Armuth; c. Zerrüttung des Familienlebens; d. Wachsthum der Verbrechen; e. geistige Verkommenheit; f. nicht selten Wahnsinn und Selbstmord. III. Daraus erwachsen der Kirche ihre Aufgaben und zwar: 1) Der Kirche für sich: a. das öffentliche Zeugniß in der

Predigt, in den Gelegenheitsreden, in dem Konfirmanden- und Katechismusunterricht; b. die spezielle Seelsorge an den Gefährdeten, wie an den Gefallenen. 2) Der Kirche in ihrem Einflusse auf den Staat: a. die Kirche hat anzuerkennen, was seitens der öffentlichen Gesetzgebung schon geschehen ist in Betreff der Beschränkung der Schankkonzessionen, der Beaufsichtigung und Beschränkung öffentlicher Lustbarkeiten, der Polizeistunde, der Besteuerung berauschender Getränke und Zurechnungsfähigkeit bei den im Rausche begangenen Verbrechen; b. sie hat aber weiter darauf zu halten, daß die vorhandenen Gesetze in möglichster Strenge gehandhabt und durch neue ergänzende Maßnahmen, wie etwa strengere wohlfahrts-polizeiliche Maßregeln gegen ungesunde und überfüllte Wohnungen, Uneinklagbarkeit der Zechschulden, Aufstellung von Säuferlisten, Bestrafung der Trunkfälligkeit als solche u. dgl. verschärft werden. 3) Der Kirche in Verbindung mit der J. M.: a. die Gründung guter Herbergen zur Heimat; b. die Pflege der Jünglings- und Männervereine, sowie Gründung und Pflege von Frauenvereinen; c. die Förderung wahrhaft christlicher Volksfeste; d. die Einrichtung und Beaufsichtigung der Volksbibliotheken; e. Unterstützung der Trinkerasyle; f. die Empfehlung der Mäßigkeitsvereine und gegenüber dem bedenklichen Gebahren der Temperenzler und der sogenannten Heilsarmee der Aufruf zur Theilnahme an dem neugegründeten deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Mittheilungen.

Sonntag, den 17. September, fand in Zürich die Versammlung des schweiz. Vereins für Sonntagsheiligung statt. — Zum Pfarrer in Wytikon, Kanton Zürich, wird Pfarrer Näf in Bärentsweil und zum Pfarrer in Dietlikon Pfarrer Köchlin in Bonstetten berufen. — Alt St. Johann im Toggenburg wählt Herrn Pfarrer Züblin in Scherzingen. — Etwas eigenthümlich entschied das Zivilgericht Glarus in einem Rechtsfall dahin, daß der Austritt aus der katholischen Kirche resp. der katholischen Religionsgenossenschaft und Uebertritt zur protestantischen Konfession weder den Verzicht auf die Mitbenützung des katholischen Armengutes, noch den Eintritt in den zuständigen protestantischen Armenverband in sich schließe. Warum unterscheidet man denn überhaupt noch protestantisches und katholisches Armenwesen? — Im Kanton St. Gallen wird auf strittere Handhabung der Wirthshauskontrolle hingestrebt. Almosengenössige, leichtsinnige Falliten u. s. w. sollen nicht mehr durch häufigen

Wirthshausbesuch den andern zum Aergerniß gereichen dürfen. Das Verabfolgen von Getränken an bereits Betrunkene soll strenge geahndet werden. — Bennwyl, Baselland, wählt Hrn. Karl Sartorius aus Basel, deutschen Pfarrer in Fleurier.

Auch Heidelberg ist mit einem Antisemitenverein beglückt worden. — Die Regierung von Hessen-Kassel hat wegen zunehmenden Vagantenthums in allen Städten und größern Landgemeinden die Anlegung von Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen angeordnet. — Selbst Katholiken freuen sich der Lutherfeier, die Synode des Verbands der südwestdeutschen deutsch-katholischen (freireligiösen) Gemeinden hat am 9. September in Mainz beschlossen: Die Synode erachtet es als eine Ehrenpflicht der freireligiösen Gemeinden, den 400jährigen Geburtstag Luthers im Bewußtsein ihrer Geistesverwandtschaft mit dem Träger der reformatorischen Bewegung des 16. Jahrhunderts in geeigneter Weise zu begehen. — Die Absetzung des Pastor Lühr in Eckernförde ist vom preußischen Kultusminister aufgehoben worden, doch, damit das Recht der freisinnigen Prediger auf den Kanzeln hiedurch nicht allzu rund anerkannt werden würde, muß Lühr gleichwohl noch einen Verweis wegen Amtsverletzung einstecken und die Kosten tragen. — Der bekannte Prediger Funke skandalisirt Bremen, indem er in einem Vortrag die Juden einen Fluch der Welt nennt. Den darüber erbitterten Israeliten redet mit Recht Pfarrer Schwalb das Wort. — In Darmstadt hat ein reicher Privatmann, der vorerst nicht genannt sein will, nicht nur die Mittel für den Bau einer neuen evangelischen Kirche, sondern auch für ein dazu gehöriges Pfarrhaus und außerdem noch ein vollständig ausreichendes Kapital zur Verfügung gestellt, aus dessen Zinsen ein sechster Stadtpfarrer besoldet werden kann.

In einem nunmehr an die Oeffentlichkeit gelangten Briefe forderte S. H. Papst Gregor XIII. König Karl IX. nach der Bartholomäusnacht zu weitern Maßregeln gegen die Hugenotten dringend auf.

In London hat die römisch-katholische Gemeinde ein Grundstück zum Bau einer Kathedrale erworben, die selbst die Westminster-Abtei in jeder Hinsicht überbieten soll. Was die immer Geld haben!

In den russischen Kirchen sollen kürzlich 8 Tartaren dafür, daß sie zum Islam übertraten, zum Transport nach Sibirien verurtheilt worden sein. Ein starkes Stück im 19. Jahrhundert!

Der Direktor der chinesischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft nahm an einem durch Lord Shaftesbury geleiteten Meeting Theil, wo über die Opiumfrage verhandelt wurde. Er konstatirte die verderblichen Wirkungen dieses Giftes, die Anstrengungen seiner Regierung, demselben entgegenzutreten, aber auch die Wirkungslosigkeit derselben, so lange die Engländer aus dessen Import einen Haupterwerb machen.

Literarisches.

*** Religiöse Weltanschauung. Gedanken eines hochbetagten Laien über Glauben, Religion und Kirche. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther, 1883. (X, 104 Seiten, 8°.)

Ein hochbetagter, und, wie wir hinzusetzen dürfen, um sein Land und dessen Kirche hochverdienter Mann bietet uns in diesen Blättern die Summe seiner Lebenserfahrung und Lebensüberzeugung in Bezug auf die religiösen und kirchlichen Fragen dar. Bescheiden sagt er im Vorwort, daß er die Arbeit zuerst nur für sich selbst niederschrieb und erst nachträglich den Gedanken faßte, sie möchte vielleicht auch für Andere eine Anregung sein, um der eigenen Ueberzeugung bewußter und in ihr fester zu werden. Solcher Anregungen könne man ja nie zu viele haben. Das Buch ist in kurzen Abschnitten gehalten und ermangelt, wie sein Ursprung erwarten läßt, vielfach der Schärfe der schulmäßigen Lehrsprache. Eine Auseinandersetzung mit demselben über einzelne Lehrpunkte wäre eben deßhalb hier wohl auch nicht am Platze. Aber getrost dürfen wir sagen: Glücklich der, dessen Ueberzeugung mit der des Verfassers im Wesentlichen zusammenstimmt. In schöner Weise verwirklicht er den alten Mahnspruch: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem die Liebe.“ Die Abschnitte über die kirchlichen Dinge zeigen insbesondere die reiche Erfahrung eines Mannes, der mit frommem und freiem Sinne lange in der Kirchenleitung gewirkt hat. Wie anders und besser stünde es um die Kirche in Deutschland, wenn die Kirchenbehörden sich von dieser milden Weitherzigkeit leiten ließen, statt von der Einseitigkeit und Neigung zu gewaltsamer Bevormundung der Geister, die jetzt dort so vielfach herrscht! (Kesselring.)

*** Heureka. Gedichte von Alfhild. Zürich, Verlags-Magazin, 1883.

Das Büchlein ist gut gemeint, bietet bekannte, zumeist religiöse Gedanken und Stimmungen aus der Bibel in versifizirter Form, macht offenbar auf eigentlichen poetischen Werth keinen Anspruch und kann Allen empfohlen werden, welche gerne ein Muster zur Anlage eines Privatalbums hätten, darin man seine religiösen Gedanken und Stimmungen gereimt oder ungereimt zum Hausgebrauche niederschreibt.

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. | Nro. 21. | 13. Oktober.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Ueber Arbeit und Fortschritt im Weltall.

„Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen: Das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben?" Diese Frage Schleiermacher's ist heutzutage eine brennende geworden. Die Kluft zwischen beiden wird täglich größer und doch stammen beide von demselben Gott her. Beide haben ihr eigenthümliches Gebiet überschritten. Die Naturwissenschaft verläßt das Gebiet der empirischen Beobachtung, nimmt und gibt hypothetische Thatsachen für baare Münze; das Christenthum will bestimmenden Einfluß auf die Naturwissenschaft ausüben, hält alte Vorstellungen fest und macht sie zu Glaubensartikeln. Die Religion soll fragen: Woher? Die Naturwissenschaft: Wie alle Erscheinungen? Das Verhältniß Beider zu einander kann nur von solchen verstanden werden, die ebenso weitherzig wie vorurtheilsfrei auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Religion zu Hause sind. Die Wissenschaft ohne Christenthum führt irre und zum Verderben; das Christenthum ohne Wissenschaft wird abergläubisch und schwächlich. Wahrhaft Großes und Gutes wird nur durch Beides zusammen erzielt. „Wir sollen," wie ein gebildeter Japanese der Gegenwart über diesen Kampf sich ausgesprochen hat, „über den Berg Dünkel hinüberkommen und ins Thal Bescheidenheit vorrücken."

In dieser ethischen Weltanschauung liegt offenbar eine gewisse Versöhnung der streitenden Gegensätze, der wahre Monismus gegenüber dem fatalen Dualismus, an dem jede einseitige Weltbetrachtung

laborirt. Jedenfalls drängt die ganze mechanische Weltbetrachtung dem Idealismus entgegen, indem sie die anfängliche Materialität ihrer Urwesen und die Vielheit derselben mehr oder weniger als bloße Erscheinungswesen eines immateriellen Absoluten erkannt hat. Sie wird auch neben der Kausalität noch die Teleologie annehmen müssen. Oder ist nicht letztere unvermeidlich für eine Weltanschauung, welche mindestens im sittlichen Menschenleben den praktischen Idealismus festhalten will, wie Strauß, v. Hartmann, Häckel thun, von denen Letzterer sich bis zu dem Satze versteigt: „Der Werth des Lebens liegt in der sittlichen That, nicht im materiellen Genuß."

Darum beginnt denn auch nach all' den frechen Flegeljahren und muthwilligen Ausschreitungen, welche Deutschlands Wissenschaft, wie die eines jeden Kulturvolkes, in den letzten Jahren durchgemacht hat, allmälig eine gewisse Bescheidenheit und Ernüchterung einzutreten. Der Darwinismus in seiner Ausartung als Häckelismus hat unter den exakten Naturforschern gegenwärtig die große Mehrheit zu Gegnern. Seine polemischen Ausschreitungen auf fremde Gebiete, seine Verwechslung von Analogien mit Identitäten, seine antidogmatischen Rückfälle aus der Empirie in die Hypothetik und damit in den Dogmatismus werden entschieden abgelehnt. Sein Vertreter steht heute in seinem Auditorium fast einsam da. Männer von ächter Wissenschaftlichkeit, wie Virchow, Dubois-Reymond, Semper, Tyndall, Bär, Martineau, ja Darwin selbst gestehen offen: „Das naturwissenschaftliche Denken hat seine Grenzen und genügt nicht, das Weltganze zu erklären. Das kann nur der Glaube an einen zwecksetzenden Gott. Der Versuch, das Dogma der Kirche, die Religion durch eine Deszendenztheorie oder -Religion zu ersetzen, muß scheitern und wird in seinem Scheitern zugleich die höchste Gefahr für die Stellung der Wissenschaft überhaupt mit sich bringen."

Zu diesen bescheidenen Einlenkern gehört auch in neuester Zeit Dr. Karl Zittel, welcher als gründlicher Paläontologe und Geologe zwar Spezialist, allein als exakter Naturforscher überhaupt befähigt, als Rektor der Münchener Hochschule im Besondern berechtigt ist, ein ernstes Wort nicht blos an die Geister, sondern auch an die Gemüther der wissenschaftlichen Jugend zu richten.

In seiner Rektoratsrede: „Ueber Arbeit und Fortschritt im Weltall" vom Herbst 1880 spricht er nicht nur über Thatsachen, welche die Wissenschaft bereits als reife Ernte geborgen hat, sondern

berührt auch Fragen, die vielfach noch als grüne Saat erst des kommenden Schnitters harren; er richtet den Blick nicht blos auf den Urgrund, das Werden, Sein und Vergehen der uns umgebenden Welt, sondern auch auf jene Probleme, die an der äußersten Grenze der Erkenntniß gelegen, nie aufhören werden, den Menschen zu fesseln und zu bewegen.

Folgen wir dem Entwicklungsgang seiner Gedankenwelt und seines Weltgedankens.

Nichts ist so geeignet, die Wechselbeziehungen verschiedener Wissenszweige und deren gemeinsame Aufgaben zu zeigen, uns selbst zu treuer Pflichterfüllung anzueifern, als ein Blick auf die verschiedene Art von Arbeit und Fortschritt im Weltall. Freilich, während die Naturbetrachtung uns Aufschlüsse gewährt über alle sinnlich wahrnehmbaren Vorgänge in der materiellen Welt und die Philosophie die Ursachen und das Wesen aller Dinge zu ergründen strebt, — an der Endlosigkeit von Raum und Zeit finden beide ihre unübersteigbare Schranke.

In Raum und Zeit vertheilt und wie sie allgegenwärtig, finden wir den Stoff und die damit untrennbar verbundene und zu rastloser Arbeit bestimmte Kraft. Der Ewigkeit der Materie gegenüber steht aber die Unbeständigkeit ihrer Form.

Mit dem Urzustand des Universums hat sich schon die hellenische Naturphilosophie vielfach beschäftigt. Schon Anaxagoras hat behauptet, daß in das Chaos des unendlichen Stoffes der weltordnende Geist Bewegung brachte und daraus die elementaren Gegensätze schied. Erst die allbekannte, geniale Kant-Laplace'sche Theorie hat nicht allein den großen Entdeckungen der Neuzeit gegenüber Stand gehalten, sondern durch diese gerade die entscheidendsten und wichtigsten Beweisgründe gewonnen.

Das Gesetz von der Erhaltung und Umsetzbarkeit von Kraft gibt nun erst eine Erklärung für jene ungeheuern Wärmemengen, welche bei der Verdichtung der kosmischen Urmaterie, wie bei der Entstehung unsers Sonnensystems erzeugt wurde. Wie haben sich unsere Vorstellungen über die physikalische und chemische Beschaffenheit der Sonne und Fixsterne geklärt! Jetzt zerlegen wir den Strahl der Himmelslichter im Spektralapparat und lesen aus bunt gefärbten Linien die Stoffe ab, welche in der glühenden, gasförmigen und wildbewegten Chromosphäre der Sonne und im fernen Licht der Sterne schweben. Die von der philosophischen Betrachtung vorausgesetzte Einheit der Materie wird so durch direkte Beobachtung bestätigt.

Auch die leuchtenden und wieder davon eilenden Sternschnuppen, wahrscheinlich zersplitterte Ueberreste der aus andern Sonnensystemen herüberwandernden Kometen, sind der spektroskopischen, die niederfallenden Meteoriten der chemischen und physikalischen Analyse zugänglich und bezeugen wiederum in ihrer Zusammensetzung die universelle Verbreitung bestimmter Stoffe.

Aber auch die Bewegungen, welche einst zur Entstehung unsers Sonnensystems führten, dauern noch heute im Universum fort. Noch immer bilden sich neue Welten, neue Sonnen und Planeten, und in den verschiedenen Zuständen der Nebelflecken spiegeln sich die Entwicklungsstadien unsers eigenen Sonnensystems ab. In rastloser Bewegung ballt sich durch Anziehungskraft die Materie zusammen, wird durch die Flugkraft theilweise wieder zerstreut, durch die Schwerkraft in feste Bahnen gelenkt und durch Umsatz von Bewegung in Wärme erhitzt.

Einst aber wird das Herz auch unserer Welt, die Sonne, erkalten und aufhören zu schlagen. Denn so unermeßlich ihr Vorrath an Licht und Wärme erscheint, so groß ist ihre Verschwendung in den Weltraum hinaus. Lange vorher werden die Planeten ihre Abkühlung und Verdichtung vollzogen haben und in das Stadium des Mondes getreten sein. Auch die Erde, einst ein glühender Feuerball, dann durch Abkühlung und Kontraktion mit einer festen Kruste und auf derselben mit Wasser und Luft versehen, allmälig durch Verwitterung und Absorptionsfähigkeit der Gesteine alles Wasser und allen Sauerstoff aufsaugend, wird einmal todt und kalt ihre Bahn durcheilen.

Sind wir auch nicht im Stande, alle Gesetze und Umstände zu berücksichtigen, wir wissen, daß die Materie nicht im Stillstand beharrt, und glauben, daß in der Natur nichts zwecklos geschaffen sei. Wo unser Auge das Weltgebäude trifft, wohin unsere Gedanken fliegen, überall erkennen wir Bewegung. Unfaßbar für uns ist die Größe dieser von der Materie geleisteten Arbeit, räthselhaft ihre Ursache und ihr Ziel. Plato setzte den Weltgeist über den Stoff; unsere Religion sucht im allmächtigen, allgegenwärtigen und ewigen Gott die Lösung des Welträthsels.

Ein weit schwierigeres, wenn auch kürzeres Arbeitsgebiet ist das des organischen Lebens. Auf der Erde allein, diesem Tropfen im Ozean des Universums, tritt es uns greifbar entgegen und umschließt

in einem kurzen Moment eine Summe von Arbeit, von Freude und Leid, von Liebe und Haß. Kein Naturgesetz steht aber der Existenz belebter Wesen auf andern Planeten entgegen, sei's in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft.

Mit dem Problem des Lebens haben sich die Menschen beschäftigt, so lange sie denken; aber alle Bemühungen, belebte Wesen künstlich zu erzeugen, sind bis jetzt mißlungen. Wir müssen annehmen, daß einmal, und zwar in einer weit zurückliegenden Zeit, der Pulsschlag des Lebens auf der Erde begann. Aber keine Versteinerung gibt Aufschluß über das Gewand, in welches sich die frühesten Lebewesen hüllten. „Aus Wasser ist Alles geworden," sagte der weise Thales. Im Wasser begann, von den Polen verbreitete sich unter stets wechselnder Gestalt das Leben, so berichten auch Geologie und Paläontologie. Gleichwie die Gesteinsschichten aus frühern Erdperioden uns nur einen winzigen Bruchtheil der vergangenen Lebensformen überliefern, so bedeutet die uns umgebende Lebewelt nur ein kleines Bruchstück der Gesammtheit der Organismen, immerhin ausreichend, um uns eine Vorstellung von den vielfachen Wandlungen derselben zu verschaffen.

Wenn heute der Mehrzahl der Naturforscher die gesammte organische Welt als das Produkt gesetzmäßig wirkender Kräfte, und die Gattungen und Arten als der jeweilige Ausdruck deren kontinuirlicher Arbeit gelten, wenn sie in den untergegangenen Pflanzen- und Thierformen der Urzeit und der noch jetzt existirenden Urwelt eine einzige zusammenhängende Entwicklungsreihe erkennen, so ist dieses Zurückgreifen auf einen schon von Anaximander vor 2000 Jahren ausgesprochenen Gedanken vorzugsweise dem mächtigen Einfluß Darwin's zuzuschreiben. Weniger die unzulängliche Erklärung der zur Neubildung der Arten führenden Ursachen, als vielmehr der scharfsinnige Wahrscheinlichkeitsbeweis einer alle Glieder des organischen Reiches durch die Blutsverwandtschaft zu einer großen Gemeinschaft vereinigenden Naturanschauung, hat der Deszendenzlehre weit über die Grenzen der Fachgelehrten hinaus eine begeisterte Aufnahme verschafft.

Neben den geologischen Thatsachen sprechen andere, auf dem Gebiete der Morphologie und Physiologie gewonnene Erfahrungen mit gleich überzeugender Kraft für den gemeinsamen Ursprung der hoch und nieder organisirten Formen des Pflanzen- und Thierreiches. Die „Einschachtelungstheorie" (Haller-Cuvier), welche die mikroskopische Eiweißzelle

für ein Miniaturbild des fertigen Organismus hielt, mußte der Erkenntniß weichen, daß sämmtliche Pflanzen und Thiere jeweilen von morphologisch und chemisch gleichartigen oder ähnlichen Keimzellen oder Eiern ihren Ausgang nehmen, so daß kein Naturforscher zum Voraus sagen könnte, ob einerseits ein Moos oder ein Eichbaum, anderseits ein Wurm oder Elephant daraus entstünde. Auch noch bei weiterer Entwicklung gleichen sich die verschiedenartigsten Organismen, um erst später, durch Hinzutritt neuer Zellen und Organe, eine größere oder geringere Differenzirung zu zeigen. Auch in der Entwicklung der Arten, Gattungen und Familien wiederholt sich, nur in langsamerem Tempo, die Geschichte des Individuums. Nicht selten rekapitulirt die Entwicklung einer noch jetzt existirenden Art in kurzem Zeitraum die nach Jahrtausenden zu berechnende Stammesgeschichte einer ganzen Familie.

Solche Erscheinungen drängen zu der Ueberzeugung, daß alle die unendlich mannigfaltigen und doch wieder in wichtigen Eigenschaften so übereinstimmenden lebenden Wesen eine einzige große Gemeinschaft bilden und gemeinsamen Ursprungs sein müssen. Freilich ist damit das Welträthsel noch nicht erklärt; schwierig bleibt immer noch sowohl das Aufsuchen der Pfade, die die Lebewelt bisher zurückgelegt hat, als namentlich auch die Forschung nach den Ursachen, welche die Organismen zu bestimmten Veränderungen veranlaßt haben.

Bekanntlich suchte dieses Problem der Artenbildung Darwin mit dem Prinzip der natürlichen Zuchtwahl zu erklären. Allein über das Wesen der Variabilität und Erblichkeit, der beiden Grundpfeiler dieser Theorie, geben weder Empirie noch Philosophie befriedigenden Aufschluß, vielmehr sind sie der organisirten Substanz innewohnende, bis jetzt noch unerklärte Eigenschaften, gleich wie Schwerkraft und Affinität untrennbar mit der unbelebten Materie verbunden sind.

Es besteht auf der Erde das sichtbare Bestreben, das Festland im Gegensatz zum Meere auszubilden, und an die Stelle der anfangs vorherrschenden Bewohner des hohen Meeres allmälig mehr Küsten- und Inselbewohner und zuletzt solche hoher und ausgedehnter Kontinente zu setzen. Darum treten Süßwasser- und Landbewohner als die jüngern Produkte formbildender, organischer Arbeit auf. Die Vorrathskammer, aus welcher die süßen Gewässer ihren Bezug geschöpft haben, liegt nicht immer im Meere; denn auch Festland und Atmosphäre haben ihre Beiträge geliefert. Aber trotzdem stehen die Süßwasserbewohner an Mannigfaltigkeit

der Struktur weit hinter jenen des Meeres zurück, auch ist ihre reichste Entwicklung erst spät in der Tertiärformation eingetreten. Dunkel ist der Ursprung der meisten Landbewohner, denn sie treten dem Beobachter scheinbar als erdgeboren gegenüber. Nur wenige Organismen haben sich gleichmäßig im Wasser und auf dem Lande heimisch zu machen gewußt. Für die zwei wichtigsten Gruppen, die dikotyledonischen Gewächse und die Säugethiere fehlt fast jede Andeutung, wie sie an den Küsten des Festlandes Fuß gefaßt haben. Nur die Annahme einer ungewöhnlichen Bildsamkeit des Organismus kann über die Schwierigkeit der Entstehung von Landbewohnern hinweghelfen.

Ein Blick auf das wogende Leben der Urzeit lehrt, daß die schlummernden Kräfte eines Organismus durch Hindernisse zu energischerer Arbeit angetrieben werden. In dem aufgedrungenen Kampf um's Dasein sind stets zahllose Leichen auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, aber die Ueberlebenden erhielten mit den neuen Anforderungen auch neue Kräfte zu Umgestaltungen und Neubildungen. Die Erde hat sich beständig umgewandelt, theils in kontinuirlicher Arbeit, theils in ruckweisen Absätzen. Entwicklung aber bedeutet in der organischen Welt in der Regel auch Fortschritt; so beim Individuum, wie im Verlauf der geologischen Perioden in der Aufeinanderfolge von Arten und Gattungen. Jede der Faunen und Floren, welche nach einander die Erde bevölkert haben, erweist sich um ein gewisses Maß vollkommner als die vorhergehenden, freilich nicht im Bilde einer permanenten Stufenleiter, sondern eines Baumes, dessen vielverzweigte Aeste in verschiedener Höhe entspringen, so daß es von jeher Geschöpfe von hoher und niedriger Organisation neben einander gegeben hat.

Jede Entwicklung fügt dem Organismus etwas Neues bei und macht ihn um diesen Zuwachs verschiedener und vollkommener. Nie aber hat ein Organismus den Weg wieder zurückgefunden, auf dem er gekommen ist; nie kann aus einem Eichbaum jemals ein Moos oder aus einem Elephant ein Wurm werden.

Das verwickeltste und wunderbarste Arbeitsfeld in der Natur, wenn auch gegenüber dem unermeßlichen kosmischen Gebiet zeitlich und räumlich eng begrenzt, ist unzweifelhaft die organische Welt, und das Endziel solcher Arbeit — der Mensch, ist der aufgewandten Mühe nicht unwerth. Ohne durchgreifenden Umbau des thierischen Körpers, ohne Schaffung eines neuen Organs hat der Mensch ein neues Element — selbstbewußte

Arbeit, als Angebinde mit in die Welt gebracht. Von der einfachsten Form des thierischen Instinkts, welchen die Physiologie als Disposition der Materie, gewohnte Bewegungen zu reproduziren, bezeichnet, bis zu der geistigen Fähigkeit des Menschen, neben seinem subjektiven Ich eine objektive Außenwelt zu unterscheiden und die Beziehungen zwischen beiden festzustellen, liegt ein unendlich viel größerer Abstand, als in der außerordentlichen Differenz des relativen Hirngewichtes des Menschen und der ihm nächst verwandten Thiere.

Neben der rein geistigen Sphäre bleibt aber auch dem Menschen in den Tugenden des Herzens, in Sittlichkeit und Religion, in der Erkenntniß des Idealen noch ein weites Gebiet übrig, in dem er allein herrscht und worin er sich hoch über seine thierische Umgebung erhebt.

Indem der Mensch, das jüngste und höchste Produkt organischer Entwicklung, sich die übrige Natur zu unterwerfen strebt, greift er, oft störend, mächtig in ihr Gefüge ein, ruft er theils bewußt, theils wider Willen großartige Veränderungen, massenhafte Vernichtung pflanzlicher und thierischer Existenzen hervor, wie sie früher so groß und rasch kaum je erfolgten, und bereitet damit eine neue Erdperiode vor, ein nothwendiges Durchgangsstadium des großen organischen Entwicklungsprozesses, dazu bestimmt, die Existenz des Menschengeschlechtes zu verlängern. Die Geschichte des Menschengeschlechtes ist ja nichts anderes, als eine fortschreitende Kulturbewegung. Aus rohen Anfängen ist es hervorgegangen; Jahrtausende hat es gearbeitet, um die ersten Elemente der Kultur zu erringen.

Mit dem Selbstbewußtsein ist aber nicht allein eine neue Form von Arbeit, sondern auch ein in der materiellen Welt unbekannter Faktor — die Verantwortlichkeit — in die Welt getreten. Wenn der unbewußte Organismus im Kampf ums Dasein durch instinktive Impulse unweigerlich zur Arbeit getrieben wird, so kann sich der mit freiem Willen begabte Mensch seiner Arbeit entziehen und ein nutzloses oder schädliches Glied der Gesellschaft werden. Er sündigt damit an der Gesammtheit, an seinen Nachkommen und an seinem eigenen Ich. Was das Individuum erarbeitet oder ersinnt, trägt zum Fortschritt der Art bei. Die menschliche Seele gleicht bei der Geburt nicht einem weißen Blatte, das erst durch Erziehung und Lebenserfahrung beschrieben wird, sondern nach tausendfacher Erfahrung werden mit den physischen auch

intellektuelle und moralische Eigenschaften der Eltern den Kindern vererbt. Den schwersten Schaden fügt sich Derjenige zu, der in der Unthätigkeit oder im Haschen nach Genuß Befriedigung zu finden glaubt; denn er vergißt, daß Arbeit nicht nur eine Aufgabe, sondern zugleich auch eines der köstlichsten Güter des Menschen ist.

Jeder kennt die Befriedigung bei der Arbeit, Jeder die Freude nach einer glücklich gelösten Aufgabe, und gerechter Weise bemißt sich die Höhe des Lohnes meist nach der Größe der aufgewendeten Mühe. Wer etwas länger gelebt hat, weiß, daß unter allen Gaben, die das Schicksal dem Menschen bietet, Arbeit den dauerhaftesten Genuß gewährt. Auch über Kummer, Sorge und Leidenschaft vermag sie ihn hinweg zu heben. Und wenn wir schließlich, müde geworden, die Arme sinken lassen, dann schauen wir gerne auf die Arbeit unsers Lebens zurück. Denn, war ihr selbst alle Anerkennung der Mitwelt und jeder äußere Erfolg versagt, so bleibt doch das tröstliche Bewußtsein, als Werkzeug der göttlichen Vorsehung mitgearbeitet zu haben an einem idealen Ziele, an dem Fortschritt des ganzen Menschengeschlechtes. Ohne Kampf kein Sieg!

(Schluß folgt.)

Rundschau.

Zürich. Der Bericht des Kirchenrathes über die kirchlichen Handlungen des Jahres 1882 innerhalb des Kantons ergibt:

	Zahl der									
	Taufen			Konfirmationen			kirchl. Ehe-Einsegnungen	kirchlichen Beerdigungen		
	Knaben	Mädch.	Sum.	Söhne	Töchter	Sum.		Männl.	Weibl.	Sum.
Zusammenzug:										
A. Landeskirche	3091	3216	6307	2523	2519	5042	1329	2777	2731	5508
B. Franz. Kirche in Zürich	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
C. Engl. Kirche in Zürich	—	—	—	—	—	—	1	1	1	2
D. Freie evangel. Gemeinden	8	3	11	13	5	18	1	2	8	10
E. Methodistische Gemeinden	20	9	29	19	37	56	16	7	14	21

F. Kath.-apostol. Gemeinde . .	10	8	18	6	6	12	2	4	2	6
G. Altk. Gemeinde in Zürich . .	53	57	110	—	—	—	19	43	35	78
H. Römisch-kath. Gemeinden .	80	84	164	—	—	—	34	32	35	67
I. Römisch-kath. Genossenschaften	302	293	595	—	—	—	133	122	99	221
Total	3564	3670	7234	2561	2567	5128	1535	2988	2925	5913
1881	3711	3683	7394	2329	2347	4676	1483	2825	2814	5639
Differenz	-147	-13	-160	+232	+220	+452	+52	+163	+111	+274

Eine Konfirmation im Sinne der reformirten Landeskirche hat die bischöfliche Methodistenkirche nicht. Die Kinder werden vom 12. bis 16. Jahre in den Lehren der Bibel unterwiesen, worauf sie vor der Gemeinde öffentlich eine Prüfung bestehen. Die oben unter „Konfirmation“ bezeichneten Kinder sind solche Katechumenen. Konfirmation als Taufbundserneuerung findet erst bei der Aufnahme „in volle Verbindung“ statt.

Wie viele Kinder mit Willen der Eltern ungetauft blieben, wie viele vor der beabsichtigten Taufe gestorbene still beerdigt wurden, daher nicht in den kirchlichen Registern erscheinen, läßt sich nicht ermitteln. Immerhin mag als für annähernd richtige Beantwortung dieser Fragen mit zu berücksichtigend die Angabe hier Platz finden, daß im Jahre 1882 von den Lebendgeborenen im ersten Monat gestorben sind 610, im zweiten 208, im dritten 144, in den ersten drei Monaten zusammen 962.

Gesammtzahl der in Betracht fallenden Zivilstands- und kirchlichen Veränderungen:

	Geburten	Trauungen	Sterbefälle
1) Zivilstands-Uebersicht:	8921	2635	7085
	Taufen	kirchliche Eheeinsegnungen	kirchliche Beerdigungen
2) Kirchliche Uebersicht:	7234	1535	5913
Differenz	1687	1100	1172
Prozentverhältnisse der kirchlichen zu den zivilen Mittheilungen	81	58	83
Vorjähriges	81	58	83
Differenz	—	—	—

Deutschland. Mit der Absicht, seinen deutschen Lesern ein Bild der gegenwärtigen schweizerischen Theologie zu geben, schreibt Herr Liz. Förster, Pfarrer in Halle, in der Septembernummer von Beyschlags „Deutsch-evangelischen Blättern" an Hand von Dr. Finslers bezüglicher Schrift einen Artikel über die theologisch-kirchliche Entwickelung in der deutsch-reformirten Schweiz in den letzten fünfzig Jahren. Er geht von der Absicht aus, seinem Leserpublikum einen etwas bessern Begriff von den kirchlichen Verhältnissen in der Schweiz beizubringen, als derselbe im h. deutschen Reich landläufig sei. Die Absicht ist gut, die Art der Ausführung verstimmt aber. Daß Referent als Vermittelungstheologe von möglichst ausgeprägter Art in seiner Schrift der schweizerischen Reform kein Kränzlein winden wird, ließ sich voraussehen, daß er aber nur in solchen Punkten von der ruhigen Art Finslers obwich, wo dessen unbefangene Darstellung um so anerkennenswerther ist, je näher er selbst den geschilderten Kämpfen gestanden, ist unklug. So konnte es Förster über's Herz bringen, der Zürcher Wirksamkeit Ebrards mit besonderm Wohlwollen zu gedenken, so weiß er nur von abfälliger Kritik seitens Heinrich Hirzels zu reden und wie Tholuk dieselbe richtig gestellt, scheint aber den Brief, mit dem Hirzel auch bei Tholuk einiges richtig stellte, übersehen zu haben. Daß die Reformrichtung die christlichen Begriffe zu bloßen allgemein menschlichen Wahrheiten entleere, klingt wehmuthsvoll aus Försters Schlußdarstellung heraus, wie ihm denn der Besitz des christlichen Geheimnisses bei Personen wie Lang und Biedermann wohl darum nothwendiger Weise zu fehlen scheint, weil sie in Sachen der Theologie wissenschaftlich denken und wissenschaftlich folgern, ohne aber, wie der Herr Lizentiat väterlich schreckt, in die Konsequenzen von Straußens altem und neuem Glauben sich zu verrennen. Es fehlt diesem Herrn Kritiker bei uns das mystische Durcheinander von persönlicher Religiosität und allgemeiner theologischer Wissenschaft, es fehlt ihm in unserm kuriosen Land, wo sonderbarer Weise die Gegensätze bis ins Volk hinein getragen werden, das gemessene kirchliche Einerlei. Es fehlt dem Herrn Lizentiaten, und wie uns scheinen muß, vielen seiner Gesinnungsgenossen überhaupt eine auch nur über das alleroberflächlichste hinausgehende Kenntnißnahme des theologisch-kirchlichen Lebens in unserm allerdings so kleinen, doch einiger Beachtung immer noch würdigen Lande, sonst würde er nicht A. Schweizer zum Gewährsmann der Vermittler machen, beim Absprechen über die ungründlichen Arbeiten von

Langhans wenigstens wissen müssen, daß der eine der beiden Brüder und Doktoren Friedrich heißt, und leider schon zu den Todten gehört, der andere aber Eduard heißt, und uns wills Gott noch recht viele seiner „ungründlichen“ Bücher schreibt. Der Herr Lizentiat hätte wenigstens da einen leisen Schreibkrampf verspüren müssen, als er bei der Unterscheidung der gegenwärtig in der Schweiz vorkommenden drei kirchlichen Hauptgruppen wörtlich unterschied: 1. „Der Schweizerische Verein für freies Christenthum“ (Reformer) mit den „Reformirten Zeitstimmen“, an denen Bitzius, Lang, Furrer u. A. eifrig arbeiten. Wollte Gott, daß dem so wäre: Wie gern wollten wir uns über die bemühende Wahrnehmung hinwegsetzen, daß nicht einmal das Abscheiden solcher Männer, wie Lang und Bitzius aus unserer Kirche in manchen deutschen Kreisen beachtet wird!

Niederlande. Die Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion kannte für die im Jahr 1882 ausgeschriebene Preisarbeit über „die kirchliche Lehre der h. Schrift nach der Schrift selbst geprüft“ die silberne Medaille sammt 200 Gulden Herrn Pfarrer Karl Walz zu Bad-Nauheim in Hessen zu.

Nicht weniger als 22 Arbeiten waren für die auf Dezember 1882 zu absolvirenden Themata eingereicht worden, was die Gesellschaft zu dem Hinweis veranlaßt, wie denn doch manchem der flüchtigern Bearbeiter klar sein sollte, daß der Preis von 400 Gulden nicht für die erste beste, leicht geschürzte Arbeit herausbezahlt werden kann. Zehn Bearbeitungen fand das Thema: „Die Gesellschaft verlangt als Beitrag zur Kenntniß und Würdigung des ursprünglichen Christenthums eine Auseinandersetzung der Lehre des Gebets nach dem Neuen Testament.“

Wohlgemeinte Herzensergüsse, Mittheilung von allgemein Bekanntem, Angabe von richtiger Methode ohne Befolgung derselben, Mangel an Gründlichkeit und Tiefe ließen die einen, philosophische Voreingenommenheit beim Herantreten an den Stoff, mangelhafte Verwerthung der in genauer Voruntersuchung gewonnenen Resultate, Ignoriren der verschiedenen Lehrtypen und Anwendung der synthetischen anstatt der analythischen Methode ließ von den zehn Arbeiten keine zum Preise gelangen. Fast durchgängig machte sich ein Mangel scharfer historischer Kritik geltend. Die Gesellschaft sieht sich daher veranlaßt, diese Arbeit noch einmal auszuschreiben, mit der Bitte, bei allfälliger Neubewerbung

die an den frühern Arbeiten gerügten Punkte recht in Berücksichtigung zu ziehen.*)

Zwölf Arbeiten befaßten sich mit dem Thema: „Eine Abhandlung über **Glaube** und **glauben** in den Schriften des Neuen Testamentes." Auch hier machte sich Kritiklosigkeit im weiten Maße geltend. Vom unwissenschaftlichen Gemüthserguß gehts durch die verschiedenen Stufen hinauf bis zu besseren Bearbeitungen, die nur wegen bedeutsamern einzelnen Einseitigkeiten von der Krönung ausgeschlossen blieben. Auch hier fehlt besonders wieder jene einzig wissenschaftliche Art, die das zuerst sucht, was sie beweisen will und genetisch das Resultat aus der vorliegenden Materie herausentwickelt, das zur zwingenden Gewißheit gelangen soll. Nur eine Arbeit wurde des Preises würdig erfunden; sie stammt von Herrn A. Schlatter, Liz. der Theologie in Bern.

Mit wiederholter ausdrücklicher Verweisung auf die oben mitgetheilte Beurtheilung der Abhandlungen über die Lehre des Gebets nach dem Neuen Testamente, wird jetzt die Preisfrage über diesen Gegenstand zum zweiten Male ausgeschrieben und lautet so:

I. Die Gesellschaft verlangt, als Beitrag zur Kenntniß und Würdigung des ursprünglichen Christenthums, eine Auseinandersetzung der Lehre des Gebets nach dem Neuen Testamente.

Ferner wird diese neue Preisfrage gestellt:

II. Die Gesellschaft verlangt: Eine Geschichte der Anwendung historischer Kritik auf die Bibel, verwendet zu einem Leitfaden bei der Feststellung der Grundgedanken, wodurch die Kritik geleitet werden soll, um sowohl dem Skeptizismus als dem Dogmatismus zu entgehen.

Vor dem 15. Dezember 1884 wird den Antworten entgegengesehen. Was später eingeht, wird bei Seite gelegt und der Beurtheilung nicht unterzogen.

Vor dem 15. Dezember 1883 erwarten die Direktoren die Antworten über die Preisfragen, Anno 1882 ausgeschrieben, über den

*) Mit dem ganzen Detail der hier nur im Auszuge gegebenen fraglichen Kritik steht gerne zur Verfügung Die Redaktion.

Ursprung des Apostolates und über die wichtigsten Fragen das sittliche Leben betreffend.

Für die genügende Beantwortung jeder Preisaufgabe wird die Summe von vierhundert Gulden ausgesetzt, welche die Verfasser ganz in baarem Gelde empfangen, es sei denn, daß sie vorziehen, die goldene Medaille der Gesellschaft von 250 Gulden Werth nebst 150 Gulden in baarem Geld, oder die silberne Medaille nebst 385 Gulden in baarem Geld zu erhalten. Ferner werden die gekrönten Abhandlungen von der Gesellschaft in ihre Werke aufgenommen und herausgegeben. Eine Krönung, wobei nur ein Theil des ausgesetzten Preises zuerkannt wird, es sei die Aufnahme in die Werke der Gesellschaft damit verbunden oder nicht, findet nicht statt ohne die Einwilligung des Verfassers.

Die Abhandlungen, welche zur Mitbewerbung um den Preis in Betracht kommen sollen, müssen in holländischer, französischer oder deutscher Sprache abgefaßt, aber mit lateinischen Buchstaben deutlich lesbar geschrieben sein. Wenn sie mit deutschen Buchstaben oder, nach dem Urtheil der Direktoren, undeutlich geschrieben sind, werden sie der Beurtheilung nicht unterzogen. Gedrängtheit, wenn sie der Sache nur nicht schadet und den Anforderungen der Wissenschaft genügt, gereicht zur Empfehlung.

Die Preisbewerber unterzeichnen die Abhandlung nicht mit ihrem Namen, sondern mit einem Motto, und schicken dieselbe mit einem versiegelten, Namen und Wohnort enthaltenden Billet, worauf das nämliche Motto geschrieben steht, portofrei dem Mitdirektor und Sekretär der Gesellschaft: A. Kuenen, Dr. theol., Professor zu Leyden, zu.

Die Verfasser verpflichten sich durch Einlieferung ihrer Arbeit, von einer in die Werke der Gesellschaft aufgenommenen Abhandlung weder eine neue oder verbesserte Ausgabe zu veranstalten, noch eine Uebersetzung herauszugeben, ohne dazu die Bewilligung der Direktoren erhalten zu haben.

Jede Abhandlung, welche nicht von der Gesellschaft herausgegeben wird, kann von dem Verfasser selbst veröffentlicht werden. Die eingereichte Handschrift bleibt jedoch das Eigenthum der Gesellschaft, es sei denn, daß sie dieselbe auf Wunsch und zu Nutzen des Verfassers abtrete.

Literarisches.

* * * Das Werk des protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins in der Schweiz, geschichtlich dargestellt von J. Scherrer. St. Gallen, 1883.

Das Höchste, was der Mensch sein eigen nennen kann, ist seine religiöse Ueberzeugung. Je mehr er sie hat erringen müssen unter innerer und äußerer Bedrängniß, desto theurer wird sie ihm erscheinen, desto kräftiger aber auch wird sie ihn über die Niederungen des Lebens emporheben. Jahrhunderte lang hegte

die christliche Gemeinschaft den dunkeln Wahn, im Interesse der Uniformität des Glaubens müsse man das, was des Einzelnen innerste Würde bedingt, die persönliche Ueberzeugung, nöthigenfalls mit brutaler Gewalt niederschlagen. Man wollte lieber den geistigen Tod, rohe Gedankenlosigkeit, Heuchelei als vielgestaltiges Leben. So wenig verstand man noch das, doch gerade durch das Christenthum begründete unantastbare Heiligthum der Persönlichkeit. Die Geschichte des Protestantismus wurde in weiten Landen eine Märtyrergeschichte, welche durch ihre Größe und Nachhaltigkeit die altchristliche Märtyrerzeit durchaus in Schatten stellt. Die Kerker füllten sich mit denen, die von ihrer Treue gegen Gott nicht lassen wollten, und die Henkersknechte verrichteten ihr blutiges, grausames Werk an Tausenden, die aus den Flammen noch bezeugten: „Und ob mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist Du doch, o Gott, meines Herzens Theil und mein Trost ewig." Mit tiefem Schmerz werden einst die späten Enkel der österreichischen und romanischen Völker dessen gedenken, daß ihre Väter einst die Besten und Edelsten des eigenen Stammes zu Märtyrern gemacht und mit Keulenschlägen die Gewissen betäubt haben. Noch trägt heutzutage die offizielle katholische Kirche um diese Verirrung kein Leid. Das ist ihr Gericht.

Doch es kam die Zeit der Toleranz, es kam die Zeit, wo die Laien sich des Fanatismus ihrer Priester zu schämen anfingen, wo ein großer König in scherzhafter Form und doch tief ernst sprach: „In meinem Reich kann Jeder nach seiner Façon selig werden," wo sie in Frankreich die „Prediger der Wüste" von den Galeerenbänken ablösten, wo der hochsinnige Kaiser Joseph II. in all seinen Landen Glaubensfreiheit proklamirte. Wie nun in versumpften Wiesen treffliche Pflanzen eine verborgene Existenz fristen, um sofort neu aufzugrünen, wenn die trägen Wasser abgelaufen sind, so traten mit den Toleranzedikten eine Menge kleiner protestantischer Gemeinden an den Tag, von deren Vorhandensein man in der großen Welt kaum eine Ahnung gehabt. Aber viele dieser kleinen und kleinsten Gemeinden schlugen sich auch nach wieder erlangter Freiheit gar kümmerlich durch die Welt und das Leben wurde ihnen in jeder Weise sauer gemacht. Schmerzlich vermißten sie den Segen einer großen Gemeinschaft.

Da weckte im protestantischen Deutschland der Heldengeist des Schwedenkönigs Gustav Adolf, der Anno 1632 sein Leben für Rettung protestantischen Glaubens eingesetzt, das schlafende Gewissen. Es wurde ein Gustav-Adolf-Verein in hohem christlichem Freisinn gegründet. Lutheraner und Reformirte reichten sich die Hand um den bedrängten Glaubensbrüdern in katholischen Landen zu helfen. Noch hatte dieser Verein keinen großen Aufschwung genommen, als auch in unserm Vaterland der gemüthvolle Pfarrer Le Grand zur Gründung eines ähnlichen Vereines aufrief. Im Frühling des Jahres 1842 schlug die Geburtsstunde des Schweizerischen protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins und zwar in Basel. An seiner Wiege standen neben Le Grand Männer wie de Wette und Hagenbach. Von Anfang stellte sich der Verein nicht in den Dienst

einer besonderen theologischen Richtung, sondern in den der Kirche. Der Stamm trieb in kurzer Zeit viele Zweige in andern Kantonen. Frauenvereine traten zuerst in Zürich auf Anregung der Frau Pastor Hirzel, dann auch in Bern, Basel, Schaffhausen hülfreich zur Seite und den vereinten Kräften ist verliehen worden, im In- und Auslande manches segensreiche Werk auszuführen.

Es galt aber nicht blos Gemeinden, die sich aus dem Sturm der Jahrhunderte erhalten, zu unterstützen, sondern namentlich auch im eignen Vaterlande neue Gemeinden zu konsolidiren. Durch die gesteigerten Verkehrsmittel der Neuzeit ist in zahllosen Tausenden der alte Wandertrieb erwacht. Die moderne Gesetzgebung öffnete Industriellen, Kaufleuten, Arbeitern und Bauern die Thore auch in katholischen Landen. Sollen die religiösen Bedürfnisse der Ausgewanderten verkümmern, oder sollen wir es der römischen Propaganda überlassen, in ihrer Weise sie zu befriedigen? Hier rief eine patriotische und kirchliche Pflicht, und die prächtigen Kirchen in Luzern, Freiburg, Baar, Siebnen, Rorschach, die Betsääle, Schulhäuser in so vielen Gemeinden, die Pfarrer und Lehrer, die von Vereinen unterhalten werden, sind Zeugnisse dafür, daß der Ruf zur Bruderliebe an Glaubensgenossen in weiten Kreisen verstanden wurde. Ueber dem Inlande wurde aber das Ausland nicht vergessen. Namentlich waren es die Protestanten in österreichischen Landen und in Frankreich, die von der Schweiz viele Hülfe empfingen.

Wer nun über das segensreiche Wirken des Schweizerischen protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins Näheres vernehmen will, der lese das kleine, frisch und kurzweilig geschriebene Buch von Pfarrer Scherrer. Die Lektüre dieses Buches wird jedem christlich fühlenden Herzen wohl thun. Die Darstellung ist durchaus schlicht und objektiv. Wir merken bald, daß seine Parole lautet: Selbstlose, von keiner Parteisucht getrübte Liebe zu den Glaubensgenossen. Ich hoffe, daß man dieses kleine brave Buch in jedem reformirten Pfarrhaus unsers Vaterlandes und auch in recht vielen Volksbibliotheken antreffen wird. Es liegt, wie dasselbe uns lehrt, viel wärmender, erquickender Sonnenschein über dem Wirken unsers protestantisch-kirchlichen Hülfsvereines. Mögen immer mehrere dessen genießen. Die gemeinsame, große theure Sache macht die streitsüchtigen Brüder versöhnlich und hilft den verschiedenen theologischen Richtungen Vertrauen zu einander zu haben. So wird, was wir den Brüdern draußen thun, für uns selbst eine Quelle reichen Segens. (K. Furrer.)

Redaktor: Pfr. F. **Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen, Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. | Nro. 22. | 27. Oktober.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Ueber Arbeit und Fortschritt im Weltall.

(Schluß.)

Im Vorigen haben wir die Gedanken Dr. Zittels wiedergegeben, die derselbe ebenso gewissenhaft wie bescheiden darbietet. In wohlthuendem Gegensatz zu gewissen negativen Fanatikern spricht er offen und ernst von göttlicher Weltordnung, von Religion und Sittlichkeit, von Selbstbewußtsein, freiem Willen und Verantwortlichkeit des Menschen. Wir trauen seinem Wahrheitssinn und fragen nicht, ob und wie weit er, auf dem katholischen Boden seines Landes, seiner Residenz und seiner Hochschule stehend, Konzessionen gemacht habe. Allein dennoch will es uns vorkommen, daß er in seinen Deduktionen gewisse Sprünge und Lücken, zum mindesten einzelne logische Unklarheiten und Unentschiedenheiten sich habe zu Schulden kommen lassen.

Er schließt sich zwar prinzipiell den von allen ernsten und aufrichtigen Naturforschern allgemein anerkannten Grenzen des Naturerkennens an; die Entstehung des Lebens nach unten hin, sowie nach oben hin zur Entwicklung der Seele ist ihm ein Räthsel, ja so zu sagen ein Wunder; jene Fragen: Woher kommt die Kraft in den Stoff, wie das Leben in die organische Welt, wie entsteht das Selbstbewußtsein, „die selbstbewußte Arbeit?" sind auch ihm unlösbar; die Gesetze der Anziehungskraft, der Drehung, der Aetherschwingungen, der Zelle, die Punkte der stärksten Attraktion des Stoffes setzt er einfach voraus. Aber es wird nicht recht klar, wie auf einmal Religion und Sittlichkeit in's Menschenleben

hineinkommen; es fehlt die klare prinzipielle Entscheidung, ob zwischen Thier und Mensch ein relativer oder ein absoluter, ein quantitativ-gradueller oder ein qualitativer Unterschied zu setzen sei. Und doch ist diese Frage für uns eine der wichtigsten.

Bekanntlich ist es ein Desiderat und Axiom der modernen Naturwissenschaft, daß zwischen Affe und Mensch ein Zusammenhang sei. Allein jeder positive Fortschritt, der im Gebiete der vorgeschichtlichen Anthropologie gemacht worden ist, hat den Nachweis dieses Zusammenhanges in die Ferne gerückt. Es fehlt jeder fossile Typus einer niedern menschlichen Entwicklung. Der materielle Unterschied zwischen den am höchsten und am niedrigsten stehenden Menschenrassen ist weit geringer, als zwischen den Letztern und den höchsten Affen. Es wird unmöglich bleiben, die neben den materiellen, dem Menschen wie dem Thiere gleichen Erscheinungen im Gehirn einhergehenden geistigen Vorgänge zureichend zu begründen, geschweige höhere geistige Vorgänge beim Menschen aus der bekannten Mechanik der Gehirnatome, d. h. aus lediglich materiellen Bedingungen zu erklären und zu beweisen, daß die Seele blos eine Aeußerung des Stoffes sei.

„Die Thatsachen des frommen Gemüthes sind ebenso gut begründet, als die Thatsachen der Physik.“ (Tyndall.) Die Thatsachen des freien Bewußtseins, der Selbstverantwortlichkeit, des Pflichtgefühls, der Unterscheidung von Gut und Böse, mit einem Wort die Innenwelt, sind ebenso festzuhalten, als die Erfahrungen von der Dampfkraft und Elektrizität, von der Erhaltung von Stoff und Kraft, von den nothwendigen chemischen und physikalischen Bedingungen des Lebens. Darum ist auch die Heterogenität des Menschen und des Thieres anzuerkennen.

Der Unterschied liegt ja in der Fähigkeit des Menschen, in und neben den Sinneseindrücken des Raumes auch die Intensität der Zeit festzuhalten. Im Wandel der Eindrücke derselbe zu sein, darin ist alle menschliche Entwicklung bedingt. Dadurch setzt sich die thierische Aufnahme der Umgebung in die denkende, zählende menschliche Wahrnehmung um; das animalische Wollen erhebt sich zur Zielsetzung; die Verlautbarung der Thiere zur gedankenfaltigen Sprache der redenden Menschen. Der Mensch ist nicht nur Verzehrer und Benutzer der materiellen Umgebung, sondern auch Werkmeister, Umbildner, Verbesserer, ja Schöpfer unzähliger Dinge, Verhältnisse und Gesetze. „Er hat und verrichtet selbstbewußte Arbeit“, wie Zittel sagt. Kein Thier zählt, säet, macht Feuer, fertigt

sich Werkzeuge, schmückt sich zc. Das Thier faßt auf, der Mensch denkt. Das Thier hat außer der Befriedigung des selbstischen Erhaltungstriebes keine Befähigung und kein Bedürfniß, über den objektiven Befund der Dinge wissentlich nachzudenken. Der Mensch aber will das eigene Ich, wie die ganze zugängliche Welt umspannen. Der Werth des Menschen liegt daher im Idealen. „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken." Menschliche Kultur und ihre Entwicklung ist eine Thatsache. Kultur aber ist ohne ideale Ziele unerklärlich und unmöglich. Darum ist das Ideal keine Illusion, sondern eine Thatsache.

Auf dieser selbstbewußten Aufgabe, d. h. auf diesem Bewußtsein um unsere geistige und sittliche Aufgabe ruht aber das religiöse Ahnen, d. h. die Annahme, daß hinter der Sinnenwelt eine unsichtbare und ewige Kraft, eine höchste Weisheit und göttliche Thätigkeit sei. Wenn die Naturwissenschaft von ihrem mechanischen Standpunkte aus die Thatsachen der Empfindung, des Bewußtseins, der freien Selbstbestimmung nicht erklären, aber auch nicht läugnen kann, so führt sie über sich selbst hinaus in das Gebiet des unsinnlichen Lebens, zu dem alle Kunst, Wissenschaft und Moral gehört und dessen Mittelpunkt die Religion ist, in jenes Gebiet, wo statt der Naturgesetze das logische Denkgesetz und das moralische Sittengesetz zur Herrschaft kommen. Die Anerkennung der Realität eines endlichen Geisteslebens sollte den Naturforscher zur Anerkennung des unendlichen Geistes führen. Wenn der endliche Organismus des Menschen selbstbewußte Arbeit kennt, warum sollte der unendliche Weltorganismus dessen entbehren?

Wenn der Geist als letztes und höchstes Erzeugniß der Weltentwicklung sich ergibt, so wird er von Anfang an als die treibende Kraft, als der schöpferische Grund im Verlauf des Prozesses gewaltet haben. „Die Ausschließung einer intelligenten Macht von der Natur hebt diese auch in uns auf; die Behauptung derselben in uns schließt auch ihre Gegenwart und ihr Walten in der Natur ein." (Martineau). Soll nicht in die Wirkung mehr gelegt werden, als in die Ursache, so kann unser Geistsein nicht vom Geistlosen hergeleitet werden, sondern setzt eine unendliche geistige Ursache voraus. Und so wenig Vernunft und Gewissen im Menschen zu scheiden sind, ebenso wenig die höchsten Objekte beider, der metaphysische Urgrund und das ethische Ideal. Das ist die fortschreitende, wachsende Seite unsers Gottesglaubens.

Der eigentliche Angelpunkt der religiösen Frage, von welcher die Zukunft des religiösen Glaubens unter uns abhängt, wird also darin liegen, ob das Ideale, das unser Gemüth zu fordern sich gedrungen fühlt, auch unserm Denken sich als metaphysische Realität bewahrt.

„Wer darum, daß wir die Dinge an sich nie erkennen werden, die Wirklichkeit der Außenwelt läugnen wollte, würde," sagt Holtzmann, „mit Recht ein Narr heißen." Eben so thöricht ist es, das Dasein einer Gottheit deßhalb läugnen zu wollen, weil unser begriffliches Denken ihrer nicht habhaft werden kann, oder weil ein beliebiges Glaubensbekenntniß Unhaltbares darüber ausgesagt hat. „Wenn du wissen willst, was Gott ist, siehe an, was der von ihm Begeisterte thut." (Fichte.)

Die Religion ist das unveräußerliche Angebinde der menschlichen Natur, die zwingendste aller höhern und geistigen Naturnothwendigkeit, die beste Arbeit und der höchste Fortschritt im Weltall.

Wie jeder in Schwingung gesetzte Pendel immer wieder seine dem Mittelpunkt der Erde zugewandte Ruhestellung sucht, so lebt in jedem Menschenherzen der Drang, sich im Einklange mit dem Urgrund aller Dinge zu fühlen, in der Harmonie mit Gott das Gleichgewicht zu behaupten und so allem Stoß und Gegenstoß von Außen gewachsen zu sein. Ohne Sinn für dieses gewaltige Gesetz im Herzen der Menschheit ist auch kein politischer Verstand zu denken. Die politische Gefahr beginnt, wo die religiöse Frage auf pädagogischem und sozialem Gebiete einer Lösung im Sinne des Nihilismus zugetrieben wird. Das Staatswesen beruht auf der Grundlage der Anerkennung idealer Lebensmächte, für welche der Einzelne jedes Opfer zu bringen vermag, und kann auf die Dauer nicht einer Gesellschaft Platz machen, die ihr Ziel erreicht zu haben glaubt, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen verdankt. Solche Anerkennung wird aber ein Volksbewußtsein freudig nur in dem Maße leisten, als sein religiöses Gemüthsleben weder mißleitet noch verwahrlost wird. In diesem Sinne ist und bleibt die religiöse Frage die des Tages. Wem die Sache der Religion aufrichtig und ernstlich am Herzen liegt, der muß es für das allergefährlichste und verhängnißvollste halten, wenn mitten in den Tagen des materialistischen Atheismus, der ideenlosen, rohen Sozialdemokratie und eines völlig verweltlichten Ultramontanismus, dieser schlimmen Feinde der Gesellschaft, der frische Fluß des religiösen

Blutlaufs auf einmal stocken sollte. Nur der Geist, nicht der Buchstabe kann jene Feinde überwinden, nur das Leben und die Bewegung, nur die Arbeit und der Fortschritt, welcher mit der Geschichte Schritt hält.

Der wahrhaft religiöse Mensch ist stets ein Freund der Geschichte nach vorwärts und rückwärts, glaubt er doch, daß ihre Linie ebenso wohl zu Gott hin, als von ihm herführt. Die rationell innerlich motivirte Deszendenzlehre ist nicht neu und hat schon lange mit Religion und Moral zusammengelebt, ja sie kommt einer gesunden, geistesfreien Religion und Moral sogar entgegen, ihr Sieg ist im Grunde der Sieg des urprotestantischen Prinzips vom Fortschritt mit der Zeit. Das Ideal der Menschheit und des freien Protestantismus ist das gleiche.

Immer deutlicher zeigt es sich, daß das, was in der Entwicklungslehre wirklich wahr ist, sich mit der Religion vollkommen verträgt, während das, was ihrem innern Wesen zuwiderläuft, sich mehr und mehr auch als wissenschaftlich unhaltbar herausstellt. Die Wissenschaft wird nüchterner. Auf den Höhen beginnt es zu tagen. Der Morgenstern des christlichen Idealismus geht in manchem Forscherherzen wieder auf. Und wenn die Theologen alle mehr und mehr ächte Kinder ihrer Zeit, die Männer der Wissenschaft allesammt Kinder Gottes würden, dann wäre eine Versöhnung auch im Völkerleben angebahnt und der Knoten der Geschichte wieder so geschürzt, daß wir sicher blieben vor der verhängnißvollen Alternative: Entweder das Christenthum mit der Barbarei, oder die Wissenschaft mit dem Unglauben!

Noch hat das Christenthum seine Arbeit an den Gemüthern lange nicht vollbracht, so daß man sagen könnte: Es gehört, weil keines Fortschrittes mehr fähig, der Geschichte an. Noch gibt es keine höhern Ideale des Lebens, als die, welche Jesus von Nazareth in seiner gottmenschlichen Seele getragen. So lange das Menschenherz das Menschenherz bleibt, wird ihm der Faden mit Gott nie verloren gehen. So lange um Wiege und Bahre die Frage geht: Woher und wohin? so lange Freude und Schmerz, das Bündniß für das Leben und der Abschied vom Leben nach oben weisen, so lange ein Herz von der Hitze des Lebens sich zu stärken begehrt in den kühlenden Tiefen des *einen* göttlichen Grundes, so lange hat auch die Kirche Christi ihr Amt, und, wenn sie es recht verwaltet, wird es ihr auch kein Vernünftiger verachten, bestreiten und verwehren. Und gleichwie die schlummernden Kräfte eines Organismus in der Natur durch Hindernisse nur um so

mehr zu energischer Arbeit angetrieben werden, so wird auch das Christenthum im Kampfe sich läutern und stählen, wachsen und durch fortgesetzte Arbeit dem sichern Siege entgegengehen. Es heißt auch da: Ohne Kampf kein Sieg, ohne Arbeit kein Fortschritt! **J. St.**

Wander-Skizzen.

Ruinen.

Zum letzten Male rasselt die Kette des Dampfkrahnens, alle Gepäckstücke der spät angelangten Post sind an Bord, unser „Tiger" im Hafen von Neapel schnaubt ungeduldig, zur Abfahrt drängend, wie das scharrende Roß. Wer am Lande zurückbleiben will, verläßt das Schiff, auch jener pfiffig lächelnde Minoritenbruder, der soeben noch den Passagieren gute Fahrt gewünscht, und dem, der seine Freundlichkeit nicht honorirte, neapolitanisch unverfroren bemerkte: „Du wirst keine gute Fahrt haben." — Es glänzte über unseres Raddampfers breite Spur des Mondes Schimmer, wie der Kiel die leuchtende Fluth durchfurchte, vorüber an Sorrent und den drohenden dunkeln Felsen von Capri. Das Lichtermeer der Chiaja Neapels verschwindet allmälig, hin und wieder blitzt noch das Feuer des großen Leuchtthurmes auf. Die Schiffsglocke ruft zur ersten Ablösung und dem letzten Passagiere, der noch auf dem Decke geweilt, zur Ruh. Es träumt sich so leicht in dem „Katakombenlokulus" der Schiffskabine; ich hörte jetzt wiederum die gurgelnde Fluth jenseits der dünnen Kojenwand. Sie weckte ein Bild vergangener Tage: Die hellgrüne Wasserfläche eines nordischen Meeres, die blumigen Ufer der schwedischen Küste und die stolze Dänenstadt verklärt im Abendsonnengold. Der erwachende Tag zeigte uns eine andere Welt: Den rauchenden Strombolivulkan, den Doppelgänger des Vesuv, und weiter rechts mit mächtigem Qualme zwei Schlammvulkane der Insel Vulcano, ebenfalls zu den Lipariern gehörend. Bald grüßt in der Ferne des Aetna's schneeichter Gipfel, die grünen Berge Calabriens rücken näher und die Sizilianer-Genossen scheinen ihnen die Hand reichen zu wollen. Soeben werden Scylla und Charybdis passirt; wo einst Sirenen gesungen, tönt uns jetzt das laute Halloh schwarzbrauner, halbnackter Fischer entgegen, die sich auf Sandbänken lustig tummeln. Noch eine Weile und das stolze, herrlich gelegene Messina winkt uns mit den glänzenden Façaden seiner Hafenpaläste als Ziel.

Keine Spur mehr hat die Stadt der Messener, das uralte Zankle, von den Tagen der fernen Vergangenheit bewahrt; denn sie theilte zu oft das Schicksal der Zerstörung durch Erdbeben mit den Städten des östlichen Siziliens. Ein Spaziergang zu den Cappuccini hinauf — in aller Welt haben die Mönche immer den besten Theil zu erwählen gewußt — zeigt uns das Sehenswertheste, die wundervolle Lage. So beschäftigte uns in Messina statt der Vergangenheit die Gegenwart, unter Anderem auch die gedrückte Situation der schweizer-deutschen Protestanten. Seit dem Weggange des schweizerischen Pfarrers Schneebeli ist ihre Gemeinde verwaist. Ihre geringen Mittel und der Umstand, daß ihr Pfarrer zugleich Lehrer sein muß, erschwert die Wiederbesetzung der Pfarrstelle. Indessen sehen sich die Wohlhabenderen unter den Gemeindegenossen gezwungen, ihre Kinder zur Erziehung nach der Schweiz zu schicken und, wo genügende Sprachkenntniß zur Verfügung steht, pflegt man die Waldensergottesdienste zu besuchen. Möchte der Wunsch der braven Leute nach kräftigem Wiederaufblühen des Gemeindelebens in Erfüllung gehen. Der Protestantismus im Allgemeinen genießt in Sizilien nicht überall derselben Duldung, wie unter dem freundlichen, lebensfrohen Völklein der Ostküste.*) Man hatte uns erzählt, daß vor nicht gar langer Zeit ein bekannter Waldenserprediger dem rasenden Pöbel in der Nähe von Caltanisetta mit genauer Noth entkommen war.

Ob es wohl außer der Parthenope noch einen schönern Fleck Erde gibt als die Ostküste Siziliens? Baron Hübner, der Erdumsegler, bekennt, nirgens einen hübscheren gefunden zu haben. Was soll ich da beschreiben? Die Lage von Taormina vielleicht, den Blick von den Sitzreihen des griechisch-römischen Theaters auf das tiefliegende dunkelblaue Meer und die lieblichen Gelände der Küste Calabriens, zur Seite die sanft ansteigenden Gelände des herrlichen Aetna mit dem ewigen Frühling an seinem Fuße und dem ewigen Winter auf dem Haupte, den Spaziergang der Höhe von Taormina entlang unter Mandelbäumen, Agrumen mit duftenden Blüthen neben goldenen Früchten, Johannisbrod-, Feigen- und Olivenbäumen neben zahllosen Opuntien und riesigen Agaven, in der Tiefe die donnernde, zischende Brandung, beinahe senkrecht

*) Zwar wäre uns in einem der bekanntesten Hotels von Syrakus beinahe ein unliebsames Rencontre mit der Verwalterin passirt. In's Fremdenbuch schrieb Jemand zu meinem Namen „Pastore", was die Alte derart enragirte, daß wir nur der Intervention eines „gebildeten Hausknechtes" unser ferneres Verbleiben im Hotel zu verdanken hatten.

oben das romantische Felsennest Mola, ringsum die Ueberreste der antiken Klassik; soll ich erzählen, wie uns die freundlichen Taorminer ein Ständchen gebracht und wir, in der schnöden Vermuthung, es gelte dasselbe nicht sowohl uns als unsern Börsen, die Serenade zum schallendsten Ausbruch der Fröhlichkeit bei diesem heitern Völklein verwandelten; soll ich beschreiben die Tage von Catania, die Wanderung zum Fuße des Aetnakegels hinauf, wo wir im menschenfressenden, Steine in's Meer schleudernden, einlochigen Aetna den Cyklopen Polyphem erkannten, den die liebliche Natur, die Galathea verabscheut; soll ich unsere Besteigung der damals erst fünf Wochen alten, neuesten Eruptionsberge am Aetna schildern, wo unsere grünen Ginsterstecken, ganz wenig in das Geröll gebohrt, lichterloh zu flammen begannen und der heiße, in den Farben der Hölle leuchtende Boden uns die Schuhe verbrannte; soll ich erzählen von der bangen Charwoche dieses Jahres in den Dörfern am südlichen Abhange des Aetna, da es Tage gab, an denen der Seismograph in 24 Stunden 56 Erderschütterungen anzeigte? Ueber solche Dinge ein ander Mal und anderswo vielleicht; jetzt drängt es mich nach Süden zu kommen, zu einer unabsehbaren, stundenweiten, erstorbenen Ebene, da in kalkigem Gerölle ein spärlich Gras von vereinzelten Herdenthieren abgeweidet wird. Während sechs Stunden, die ich dort umhergeklettert, bin ich nur einigen Raubvögeln, Schlangen und Ziegen begegnet. Hier an der Stelle, wo wir jetzt nur Höhlen, Trümmerhaufen von Quadersteinen, tiefe, ausgefahrene Geleise in Felsenstraßen sehen, hat S y r a k u s gestanden, da Aeschylos gedichtet, Pindar gesungen und Dionysios geherrscht hat. Wie ich von der Trümmerstätte des Euryalos, der alten Burg, das Karrenfeld von Syrakus überschaute, da hat mich dies Zerstörungswerk der Jahrhunderte erschüttert: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; denn dort unten gähnt der Abgrund der Latomien, und bis das Blut der Christen, das jene gesehen, die Seufzer der 10,000 Athener, die jene gehört, gesühnt waren, mußte es soweit kommen mit der stolzen Stadt, daß kein Stein mehr auf dem andern blieb. Das moderne Syrakus ist bekanntlich nur ein kleines Städtchen auf der Insel Ortygia, dem Ausgangspunkt der phönizisch-griechischen Kolonisation. Der Christendom vom heutigen Syrakus ist in die gewaltigen Peristyliumsäulen des Athenetempels eingebaut. Der Sitte, christliche Kirchen um oder in antike Tempel zu bauen, lebte man auch in Sizilien nach; so ist z. B. in Girgenti St. Maria de' Greci in einen Tempel der Athene und der Dom

in einen solchen des Zeus zu stehen gekommen. Man hat damit die Stätte des Heidenthums entsühnen wollen; der Katholizismus darf uns freilich nicht verbielen, daß uns solch ein Zusammenhang mit dem Kultusgebäude des Alterthums an die offenbare Kontinuität des katholisch religiösen Bewußtseins mit dem antik heidnischen erinnert. Am Abhang des Trümmerplateau's, gegen die Ortygia hin, betreten wir die wohlerhaltenen Sitzreihen des gewaltigen antiken Theaters und weiter oben das elliptische Amphitheater, beide gemäß antikem Prinzipe mit hübscher Aussicht, jetzt still und leer. Ach! ihr Gefährle drunten in der Ebene, das Olympeion, der Zeustempel am altersmüden, trägen Papyrusstrome Anapos ist ja auch zusammengesunken und melancholisch grüßen die zwei überbliebenen Säulen herauf. Oberhalb des Theaters kommen wir in einen Hohlweg, an dem sich links und rechts Grotten mit Arkosolnischen an den Wänden öffnen. Es ist die Gräberstraße. Die geräumigen Grabkammern sind schmucklos und leer, sie dienen Hirten und Herden zum Obdach; halbfertige zeigen noch die Spur des Meißels; selbst die Epitaphien außerhalb gegen die Straße sind verschwunden. So ist in Syrakus das Grab sogar zur Ruine geworden. Ob auch das Grab der Katakomben? Wir wollen sehen. Drüben neben den Cappuccinilatomien läuten wir dem Alten von S. Giovanni, dem Hüter der schon Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts benutzten unterirdischen Grabstätten. Finster und stumm schreitet er uns voran, als ob er Seelen zum Orkus zu begleiten hätte und mit großer, antiker, dreiflammiger Katakombenlampe beleuchtet er den Weg. Von Gemälden wie Stukkatur haben sich geringe Spuren, von erstern nur solche spätchristlichen Ursprungs, erhalten. Interessanter ist die sepulkrale Architektur. Als Ausgangspunkt der Katakomben sind natürliche Grotten benutzt worden. Das solide Material legte eine freiere, geräumigere Konstruktion nahe, als wir sie in Rom finden. Die hohen Rotunden mit Luminarien hätten wohl Raum gewährt für den Gottesdienst einer Christengemeinde. Als Besonderheit fielen mir häufige Loculi auf, mit der Schmalseite nach vorn gerichtet und antike Arkosolien, die in christlicher Zeit wahrscheinlich für Märtyrerleichen verwendet, in den Felsen hinein geradlinig derart erweitert wurden, daß oft in 12 bis 14 Einzelgräbern, oft in unabsehbaren Nischenreihen, neben das Grab des Heiligen dessen Verehrer zu liegen kamen. So viel ich weiß, findet sich Aehnliches nirgends, auch in den nächstverwandten Neapolitaner Katakomben nicht.

Sonst erscheinen die Gräber höchst ordnungslos durcheinander gewürfelt und der geweihte Boden hat überall in Gängen und Krypten zur Ruhestätte späterer Geschlechter dienen müssen. Auch in der Katakombe ist fast jeder Winkel durchwühlt und ausgeräumt und die christlich-archäologische Ausbeute sehr gering.*) Wir haben das Ende der Katakombe erreicht; der erweiterte Raum, den wir betreten, ist die Krypta S. Marcians, die Unterkirche von S. Giovanni. Vor uns steht ein roher Steinaltar, ein Stück ehrwürdigen Alterthums. Als St. Paulus während drei Tagen die Brüder in Syrakus besuchte, soll er an diesem „Meßtische" funktionirt haben. Unser Kustode hat es bekräftigt; es war das Einzige, was er uns mitzutheilen geruhte und »è vero« hat er hinzugefügt, also — Punktum. Es gibt Stätten, wo selbst des geborenen Kritikers spezifisches Organon versagt und die unmittelbare Empfindung durchgeht, z. B. also argumentirt: Paulus ist in Syrakus gewesen; die Ueberlieferung berichtet, daß er in der spätern Krypta Marcians mit seinen Brüdern Gott verehrte — die katholische Kirche sagt freilich: eine Messe las —, Gründe gegen diese Tradition haben wir keine; denn mag auch die Unterkirche erst vom 11. Jahrhundert datiren, so kann sie ganz wohl an der Stelle eines ältern, christlichen Baues errichtet worden sein und darum ist uns die Annahme gestattet: Der Ort, da wir stehen, ist geheiligtes Land. — Welch' andere Empfindung war's, die in den nahen, grausen Latomien der Cappuccini, den zu Staatsgefängnissen benutzten tiefen Kalksteinbrüchen von Syrakus uns beherrschte. Die Stätte der Schauer ist jetzt allerdings zu einem lieblichen Garten umgeschaffen und darum nur läßt sich der fast wie Hohn klingende Name der zweiten Latomie: „Latomia del Paradiso" rechtfertigen. Die Felsen sind nach oben einwärts abgeschrägt und machen ein Entfliehen unmöglich; dem Gefangenen grinste ringsum der Schrecken entgegen und selbst das Einzige, was ihn hätte trösten können, der offene blaue Himmel, ward ihm zur Qual: Die fliegenden Wolken erinnerten ihn an seine Fesseln und seinem unbeschützten Haupte ward die glühende Sonne zur Folter.

*) Bei der Wanderung vom Euryalos dem südlichen Abhang des Ruinenplateau's entlang gen Tremiglia fallen die zahlreichen, kleinen natürlichen Felsgrotten auf. Man hat sie im Alterthume als Gräber benutzt. Die Art, wie das geschah, ist geeignet, einen Einblick in die Geschichte der Sepulkralstätten thun zu lassen. Es scheint, daß solche natürliche Grotten, in die man für die Todten Nischen höhlte, die Grundlage bilden. Mit der Zeit mochten diese natürlichen Begräbnißorte nicht mehr genügen und es wurden die Grotten künstlich ausgehauen. Später hat man diese unterirdisch und systematisch in Katakomben ausgegraben, wie in Syrakus und Neapel, und zuletzt bei diesem Systeme auf Raumersparniß Bedacht genommen, wie in Rom.

Das „Ohr des Dionysos“ in der Latomia del Paradiso, die akustisch wunderbare Riesengrotte, die nach der Ueberlieferung Dionysos benutzt haben soll, um oberhalb derselben auf die Worte seiner Gefangenen zu lauschen, findet ihresgleichen nicht wieder. Einen starken Hauch vorn im Raum verwandelt das Echo in's Rauschen eines kleinen Wasserfalls und das Geräusch der zugeschlagenen Thüre wird zum erschütternden, majestätischen Donner. — Die Reste altchristlicher Kunstübung sind in Syrakus gering. Im Museo archeologico, das freilich eher einem Raritätenmagazine gleicht, fiel uns auf dem einzigen Marmorsarkophage (4. Jahrh.) die seltene, etwas unbeholfene Abbildung Gottes in einer Darstellung der wunderbaren Wasserversorgung Israels in der Wüste auf; möglich wäre es immerhin, daß die Gestalt den auch in christlicher Malerei und Skulptur häufigen Flußgott andeutet.

(Schluß folgt.)

Rundschau.

Schweiz. Recht ärgerlich ist der Skandal, den die Heilsarmee theilweise unter dem Schutze des Gesetzes und, was noch schlimmer ist, gewisser in der Landeskirche ihr Wesen treibender evangelischer Auswüchse treiben kann. In Neuenburg hatte sie nicht blos die Genugthuung, Skandal, wovon sie ja lebt, bewirkt zu haben, sondern sie sieht sich noch von dem zuständigen Gerichte zu Boudry von der Anklage der Unruhestiftung freigesprochen. Das Gericht meint damit, daß sie die religiöse Firma dieser Korporation zu Ehren zog, statt dieselbe nach der Verordnung für Marktbuden und Schaustellungen zu bemessen, der Glaubens- und Gewissensfreiheit Raum gegeben zu haben. Der dortige Staatsrath wäre daher mit seiner Ansicht, daß es sich hier in erster Instanz um Skandal einer mit unlautern Absichten vorgehenden Gesellschaft handle, isolirt gewesen, würde nicht eine imposante Volksversammlung von über 8000 Bürgern seinem Vorgehen ihre volle Zustimmung zu seinen Gunsten ausgedrückt haben. Es war durchaus überflüssig, daß der englische Gesandte in Bern wegen der in Neuenburg wohnenden Engländer zum Aufsehen mahnte. Die Volksversammlung bestand nicht aus Engländern und wußte ihrer Meinung ohne Fenstereinwerfen Ausdruck zu geben. Daß der Staatsrath nun endgültig die Ausweisung der Salutisten beschloß, beweist, daß er mit seinem ersten Beschlusse schon

ganz bestimmt wußte, was er wollte. — Auch Genf geht nicht glimpflich um mit der Heilsarmee und gibt dieser alle Gelegenheit, sich über den nüchternen Charakter unserer Schweizer zu ärgern. Eine der Regierung oppositionelle Versammlung ist bis jetzt von wenig Erfolg begleitet gewesen. Jeglichen Eindruckes muß auch der Aufruf des schweizerischen Zweiges der evangelischen Allianz entbehren, worin er in übertriebener Weise die Eidgenossen zur Wahrung der Gewissens- und Glaubensfreiheit mahnt. Es nimmt sich diese Fülle von Freiheit, mit der diese Richtung sonst gerne kargt, gar absonderlich aus in der Anwendung auf dieses fremde Gewächs der Heilsarmee. Es ist komisch, wenn sie eine würdige Versammlung fast eines Zehntausend von Neuenburger Bürgern einem Haufen erregter Menschen vergleicht, und jener Gesellschaft mit Töchtern, die der elterlichen Pflege entlaufen, mitsammt ihren merkantilen Abzweckungen, den Schutz der Glaubens- und Gewissensfreiheit zu gewährleisten, den von nun an auch der Jesuitenorden wieder verlangen kann und jede Sonderbestrebung, die nicht versäumt, sich religiös zu nennen. Lächerlich aber geradezu ist es, wenn bei den wenigen Ausschreitungen, die leider gegen die Heilsarmee stattfanden, mit Frankreich exemplirt wird und dem, was es in blutiger Fehde an den Hugenotten verbrochen. Was sollen wir aber davon halten, wenn in einem schweizerischen Organ, wie der „Kirchenfreund“, als Pöbel die schweizerische Bevölkerung nur darum taxirt wird, weil sie das Gebahren des in der Heilsarmee zweifellos repräsentirten Pöbels nicht ruhig mit ansehen konnte?

Berlin. In einem Vortrag, worin der Hofprediger Stöcker wieder auf die ihm so unsympathischen Juden losschlägt, führt er als Beispiel, wie man zwar nicht in der Weise der Russen und Ungarn durch offene Gewaltthätigkeit, um so mehr aber innert der gesetzlichen Schranken die Juden darniederhalten soll, die Schweiz an. Hier genössen die Juden zwar den bürgerlichen Rechtsschutz, aber man lasse sie nicht recht aufkommen. „Die Juden sind bei der dortigen Demokratie eben nur geduldet. Es ist noch kein Fall vorgekommen, daß ein jüdischer Händler, Bankier oder Zeitungsbesitzer in einen Gemeinderath oder gar in den Nationalrath gewählt worden wäre. Das wäre dort undenkbar. Ein einziges Mal ist ein Jude in Basel zu Amt und Würden gelangt, der aber nicht für einen „rechten“ Juden galt, weil er Lithograph war. (Heiterkeit.) Das sollten die Berliner von den Schweizer

Demokraten lernen. (Beifall.)" Stöcker gibt dann nach diesen etwas ungenauen Angaben, wie's scheint, genauere, wenn er in Berlin 80,000 Katholiken und 54,000 Juden zählt. Von ersteren werden als Arbeiter 7937, von letzteren 316 aufgeführt. Solche jüdische Uebermacht zu brechen, drängt Stöcker seinen Zuhörern als eine Kulturaufgabe ersten Ranges auf. Wenn der Herr Hofprediger nicht gerade fein mit seinen semitischen Widersachern umspringt, so befleißen sich auch die ihm in großer Zahl zukommenden hebräischen Pamphlete nicht gerade des Kabinetstyls. Ein solcher Brief, wie Stöcker ihn in fraglicher Versammlung vorlas, lautet: „Einbrechen ist die Aufgabe Ihrer Kameraden in Rußland und Ungarn. Erbrechen von Geldschränken ist das Resultat Ihrer Lehren. Zerbrechen möchte man Ihnen die Knochen, doch will sich kein anständiger noch selbst unanständiger Mensch damit besudeln. Ausbrechen möchte der Staat der Schlange die Giftzähne. Verbrechen ist Ihr ganzes Geschäft. Verbrochen haben Sie seit fünf Jahren so viel, daß Ihr Domizil von Rechtswegen das Zuchthaus ist. Brechen Sie zum Schluß das Genick, damit die Welt von einem Scheusal befreit wird." — So weit wird nun Stöcker seine Rücksichten gegen Israel aber kaum treiben.

Mittheilungen.

Der Kirchenrath des Kantons **Zürich** hat an die Gemeindekirchenpflegen und Pfarrämter ein Rundschreiben geschickt, worin er anzeigt, daß die Jubiläumsfeier für den Reformator Ulrich Zwingli auf den 6. Januar angesetzt ist. Die Feier wird hauptsächlich darin bestehen, daß im Morgengottesdienst die Bedeutung Zwingli's für die Reformation überhaupt und für die zürcherische Kirche insbesondere beleuchtet wird, und daß im Jugendgottesdienst, sowie in einer Abendversammlung der Pfarrer eine zusammenhängende Darstellung des Reformationswerkes gibt und ein geschichtliches Bild vom Leben und Wirken Zwingli's entwirft. Auf diese Zeit wird auch Antistes Dr. Finsler eine Festschrift abfassen, welche für das gesammte Volk und speziell für die reifere Jugend bestimmt ist und Zwingli's Leben in Bild und Wort darstellen soll. Zum Schlusse ladet das Rundschreiben die Pfarrämter ein, in der Predigt vom 11. November Luthers Gedächtniß zu feiern. — In **Dübendorf** wurde Herr Pfarrer **Wirz** mitten im Vormittagsgottesdienst von einem Schlaganfall betroffen, der sich folgenden Tages mit tödtlichem Ausgang wiederholte. — In **Trüllikon**, Kt. Zürich, starb 70 Jahre alt Pfarrer **Simmler**, nachdem er nach 40-jähriger Wirksamkeit in den Ruhestand zurückgetreten war. — **Embrach** wählt Pfarrer **Kilchsperger** in Zumikon. — Die **schaffhausische** Irrenstatistik ergibt für 50 Prozent

Irre als Krankheitsursache religiösen Wahnsinn und Alkoholismus. — Engländer in Luzern wünschen vom dortigen Stadtrath unentgeltliche Ueberlassung eines Bauplatzes, um eine 200.000 Fr. kostende Kirche darauf zu bauen. — Für die neue Kirche in der St. Leonhardsgemeinde St. Gallen sind bereits 90,000 Fr. freiwillige Beiträge beisammen. Ein einziger Privatmann zeichnete 40,000 Fr. — Der evangelische Kirchenrath Thurgau hat in Uebereinstimmung mit dem von den Abgeordneten der evangelischen Konferenz gefaßten Beschlusse, den Geburtstag Zwingli's feierlich zu begehen, folgende Anordnungen getroffen: Es soll am ersten Sonntag des Jahres 1884 des Reformators und seines Werkes in dem Morgengottesdienste und einer besondern Jugendfeier Nachmittags gedacht, eine Sammlung von Liebesgaben für die Zwecke des kantonalen protestantischen Hülfsvereins an genanntem Tage veranstaltet und die Kirchenvorsteherschaften eingeladen werden, das von Herrn Antistes Finsler in Zürich auszuarbeitende Festbüchlein à 50 Cts. den Unterweisungsschülern gratis zuzustellen. Die eine Hälfte des Ankaufs wird der Zentralfond tragen, die andere ist aus den Fondsmitteln der Gemeinden zu bestreiten. — In Umikon, Kt. Aargau, wird R. Preiswerck aus Basel, Pfarrverweser daselbst, in Oberbalm, Kt. Bern, Dr. G. v. Kellenberg zum Pfarrer gewählt. — Die Kirchenvorsteherschaft der St. Leonhardsgemeinde Basel bewilligt den Swedenborgianern die Kirche für zwei Vorträge über „Bibel“ und „Unsterblichkeit“. — In Genf starb Amédée Roget, Professor für Geschichte, bedeutend in seinen Studien aus der Reformationszeit, Mitarbeiter an der »Alliance libérale«, ein Freund vernünftiger Freiheit. — In Davos, Graubünden, starb im Alter von 85 Jahren Joh. Melchior Ludwig, Pfarrer, in dem Momente, als er an einem offenen Grabe die Leichenrede beginnen wollte. — Der letzte Jahresbericht der schweizerischen Langstiftung weist ein Stammkapital von 54,000 Fr, auf, 5784 Fr. Jahresbeiträge aus neun Kantonen, 2200 Fr. an Legaten, 2100 Fr. an Zinsen und an rückerstatteten Stipendien 100 Fr., Summe der Einnahmen 10,200 Fr. Die Auslagen für Stipendien betrugen 7600 Fr. — Die Schweizer, die schon wiederholt für diesen Posten in Frage kamen, haben die Ehre, in der Person des Pater Anderledy aus Wallis den Jesuiten ihren neuen General zu bescheeren. — An der Abgeordnetenversammlung des schweizerischen protestantischen Hülfsvereins in Herisau wurde konstatirt, daß derselbe seit seinem 40 jährigen Bestehen 3¹/₂ Millionen Franken an 270 Gemeinden der Schweiz und des Auslandes vergabte. Die Jahreseinnahme pro 1882 betrug 21,760 Fr., während 15,848 Fr. an Unterstützung verabfolgt wurden, wovon fast 8000 Fr. in's Ausland, besonders nach Oesterreich-Ungarn, dies Mal aber auch mit 3300 Fr. nach Frankreich und Algerien kamen.

Die evangelische Diakonissenanstalt Straßburg zählt nach ihrem 41. Jahresbericht 169 dienende Schwestern, die in 18 Krankenanstalten 8000 Patienten verpflegten. 187,302 Mark Einnahmen stehen im Berichtsjahr 182,406 Mark

Ausgaben gegenüber. — Gegenwärtig zählt Deutschland 3588 Theologiestudenten, gegenüber 3079 im Vorjahr. — In Stöckheim, Hannover, ist's gefährlich, Pfarrer oder Lehrer zu sein. Während einer kirchlichen Feier am vorigen Sonntag wurde das Pfarrhaus durch eine Pulvermine in Brand gesetzt und eingeäschert. Am Dienstag darauf brannte dann auch das Haus, in welches die Pfarrersfamilie eingezogen war, nieder und am Donnerstag die Scheune und Stallungen des Lehrers. — Den Enthüllungen, die aus dem vatikanischen Archiv in zwei Bänden über Luther veröffentlicht werden wollen, wird die Frage gegenübergehalten, wie sich denn Enthüllungen über das frühere Leben Pius IX., Leo's XIII., der Kardinäle Antonelli, Rauscher ꝛc. ausnähmen, von frühern Autoritäten gar nicht zu reden? Sie böten den Vortheil, daß sie interessant würden, ohne eine Fälschung der Geschichtsquellen zu erfordern. — Im Asyl für Obdachlose in Berlin finden jährlich 126,000 Personen Aufnahme und, soweit es möglich ist, auch Arbeitsnachweis. — Eine obrigkeitliche Bekanntmachung des Neumarkter Stadtblattes lautet wörtlich: „Der massenhafte Zuzug von Arbeiterfamilien nach der Stadt und das dadurch hervorgerufene Anwachsen der Armenlast zwingt uns, an den Bürgersinn der Hausbesitzer die Bitte zu richten, doch ja keinen neuanziehenden Arbeiterfamilien mit reichem Kindersegen, die früher oder später doch einmal der Armenkasse zur Last fallen, Wohnung zu gewähren. Die Armenkasse wird im entgegengesetzten Falle niemals Unterstützungen zur Bezahlung rückständiger Wohnungsmiethe geben.“ Weniger human als praktisch.

Die antisemitische Reichstagspartei in Ungarn versandte ein Programm, in welchem die Einführung eines rituellen Eides, die Führung der Matrikel durch die Zivilbehörden, die Einschränkung der Wechselfähigkeit, die Ausschließung der Juden vom Schankrecht und die Revision des Strafgesetzes verlangt wird.

Das französische Unterrichtsgesetz schreibt vor, daß alle Kinder, welche nicht die öffentlichen Schulen besuchen, sich jedes Jahr zu einer Prüfung vor den Staatsbehörden zu stellen haben. Die klerikale „Gesellschaft für Erziehung und Unterricht“ fordert nun in einem Zirkular alle christlich gesinnten Eltern auf, ihre Kinder weder dieses noch ein folgendes Jahr zur Prüfung zu stellen, da die betreffende Gesetzesbestimmung ein offener Eingriff in die Elternrechte sei. — Die französische Regierung hat dem Präfekten von Savoyen in Chambery Vollmacht ertheilt, alle gottesdienstlichen Versammlungen, welche die Offiziere der Miß Booth sollten veranstalten wollen, zu verbieten und jeden Zuwiderhandelnden binnen vier Stunden über die Grenze zu weisen.

In Gravesend, England, veranlaßte der Einzug der Heilsarmee sogar arge Ruhestörungen, trotzdem die ganze Polizei aufgeboten war, die wunderliche Gesellschaft zu schützen. Evangelische Allianz vor! — Eine in England angebahnte Stiftung zum Andenken von Dr. Pusey hat 600,000 Fr. ergeben.

Die schwedische Synode, welche am 10. Oktober geschlossen wurde, begutachtet die neue Bibelübersetzung, spricht sich für Revision des Gesangbuches

aus, erachtet auch ferner das Auswendiglernen des Katechismus für nöthig und behält den priesterlichen Eid mit kleinen Umänderungen bei.

Der russische Kaiser Alexander III. läßt es geschehen, daß zum Zwecke einer Lutherstiftung, wodurch dem Mangel an protestantischen Seelsorgern abgeholfen werden soll, im Reiche Sammlungen veranstaltet werden.

Die nordamerikanischen Bischöfe und Erzbischöfe werden zu einem Konzil nach Rom einberufen.

Die Anhänger der beiden Religionen Japans, des Buddhismus und der Shintoreligion, haben gegen das Christenthum eine Offensiv- und Defensivallianz geschlossen, welche durch ein gemeinsames Organ, die „Revue der beiden Religionen" repräsentirt wird.

In China haben die Jesuiten 643 religiöse Gemeinden mit 126,000 Gläubigen unter zwei Bischöfen. Die Franzosen hoffen sich nun derselben für ihre kriegerischen Expeditionen bedienen zu können. Ob das nicht den frommen Patres den Kopf kosten könnte?

Literarisches.

* * * Das Vater Unser oder Dr. Blessig während der Schreckenszeit (Straßburg, Friedrich Bull, 1883) betitelt sich die letzt erschienene Volksschrift von Fr. Riff, Pfarrer in der Ruprechtsau bei Straßburg.

Es ist allerdings ein spezifisches Straßburger Gemälde, das uns der gewandte Erzähler vor Augen führt, und wird gewiß auch von seinen Landsleuten mit heimatlichem Behagen gelesen werden. Aber auch für den den Verhältnissen ferner Stehenden hat es einen eigenen Reiz, indem es sich die Aufgabe stellt, zu schildern, wie ein frommes Gemüth in allen Lebenslagen zum Gebet getrieben wird und nicht eher Ruhe findet, bis es in Gott ruht. Wohl mag es auf den ersten Blick etwas willkürlich und gemacht erscheinen, einem Manne durch seine Schicksale der Reihe nach den tiefen Sinn der Bitten des „Unser Vaters" sich offenbaren zu lassen, aber diese Idee ist mit viel Geschick und Wahrheit ausgeführt und das Ganze kommt dadurch zu einem befriedigenden innern Abschluß. Das Büchlein ist mit viel Wärme und idealem Schwung geschrieben, auch der ernste Humor hat sein bescheidenes Plätzchen — es sei hiemit einem weitern Leserkreise bestens empfohlen. (Wilh. Kambli.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen. Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.



Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. | Nro. 23. | 10. November.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

„Ein' feste Burg".*)

AJn feste burg ist vnser Gott,
ain gutte wör vnd waffen,
Er hilfft vns frey auß aller not
die vns yetzt hat betroffen.
Der alt böse feynd,
mit ernst ers yetzt meint,
groß macht vnd vil list
sein grausam rüstung ist,
auff erd ist nicht seins gleichen.

Mit vnnser macht ist nichts gethan,
wir seind gar bald verloren:
Es streyt für vns der rechte man,
den Gott hatt selbs erkoren:
Fragstu wer der ist,
er haist Jesu Christ.
der Herr Zebaoth,
vnd ist kain ander Got,
das feld muß er behalten.

*) Der kürzlich erschienenen kleinen Broschüre von A. Erichson in Straßburg (Treuttel und Würtz) entnommen. Dieselbe ist betitelt: „Ein' feste Burg, Entstehung, Inhalt und Geschichte des Lutherliedes dem protestantischen Volk

Vnd wenn die welt vol Teuffel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,
So fürchten wir vns nicht zu ser
es soll vns doch gelingen.
Der fürst diser wellt,
wie saur er sich stellt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ain wörtlin kan jn fellen.

Das wort sy sollen lassen stan
vnd kain danck darzu haben:
Er ist bey vns wol auff dem plan
mit seinem gayst vnd gaben.
Nemen sy den leyb,
gut, ehr, kind vnd weyb,
laß faren dahin,
sy habens kain gewin,
das reich muß vns doch bleyben.

Zum Luthertag.

Es ist einer der Vorzüge unseres kleinen Landes, daß, was in demselben geschieht, zunächst nur als an kleinem Orte geschehen erachtet wird und nicht hindert an ruhiger Würdigung dessen, was Zeugniß gibt von bestem geistigen Streben in weitern Kreisen. So können wir

erklärt", und bietet im Inhalt in ansprechender Weise, was die Aufschrift verspricht. Der Text des Liedes erschien in der vorliegenden Gestalt zum ersten Mal im Jahr 1529 in einem Wittenberger und in einem Augsburger Gesangbuch. Er stammt, wie Erichson einem in seiner Auseinandersetzung klar macht, aus dem nämlichen Jahr. Da war ja der abermals in Speyer versammelte Reichstag räthig geworden, den Toleranzbeschluß von 1526 wieder umzustoßen. Karl V., nunmehr mit dem Papst und mit Frankreich ausgesöhnt und durch das Zurückweichen des Türkenheeres von einer großen Angst befreit, konnte seine ganze Macht gegen die Pest der Ketzerei kehren. In dieser Zeit, da die protestantischen Fürsten zur Abwehr rüsteten, Luther aber immer noch vor Gebrauch der Waffen abmahnte, entstund, nach Vorbild des 46. Psalms, dieses sein Lied, das alles Vertrauen auf Gott allein setzt. Auch die Melodie kann nach den Ausführungen Erichsons Luther mit Ernst nicht abgesprochen werden. (Red.)

auch an diesem Tage uns als Schweizer, die jetzt in Wahrheit nicht einen „andern Geist“ in sich verspüren, feiernd unter die Menge einreihen, die vor dem Lutherdenkmal steht, den Reformator rückhaltslos preisend, der durch das prächtige Standbild auf der Höhe des Steines verherrlicht wird, wiewohl wir lange im Kreise seiner künstlerisch verewigten Genossen suchen müssen, bis wir das bescheidene Brustbild unsers Zwingli gewahren, der hier beinahe vergessen scheint. Wir wissen, er muß es mit entgelten, daß er nur in kleinem Lande zu wirken hatte, was Luther auf weiteres Ackerfeld ausstreuen durfte; auch liebt man mehr die Gestalten der Geschichte, welche, diesem Manne gleich, in elementarer Kraft herauswettern, was die Gewitterschwüle der Jahrhunderte an Zündstoff aufgehäuft, und an sich das Problem des Jahrhunderts in möglichst charakteristischer Weise persönlich, wenn auch dann für eine bestimmte Zeit abschließend darstellen, als jene ruhige Art voll Ebenmaß, wo eine schlichte Natur, am Geist des klassischen Alterthums gebildet, in die Tiefe christlicher Wahrheit stetig hineingedrungen, im ausschließlichen Gefühl, das Werkzeug Gottes zu sein, die Zeichen der Zeit deutet und in klarem Begreifen die stoßende und sich drängende Gegenwart erhellt und weit hinaus maßgebend bedingt. Doch dessen was wir an Zwingli haben, gewiß, wollen wir gerne dem Beispiel unserer meisten schweizerischen Kirchenbehörden folgen, welche zum Gedächtniß Luthers aufrufen und dessen hier gedenken, was uns an ihm immer am meisten sympathisch berührt hat und am Wichtigsten erschienen ist.

Nicht was sonst als nothwendiges Requisit erachtet wird, um in der Welt auf möglich prompte Art vorwärts zu kommen, hat sich dem Luther auf seiner Lebenswanderung zugesellt: Ein gewisser, ausdauernder Wohlstand, feine, im Hause schon angelernte Manieren, die hoffähig machen, und ein Familienname, der gleich den Neugebornen auf eine Staffel höher stellt und ihn so der Mühe überhebt, sich erst langsam über das Gros der Mitmenschen emporzuarbeiten, um wenigstens nur bemerkt zu werden. Und doch hat ihn, genau besehen, die Vorsehung von Anfang an bedeutsam bevorzugt. Aus den schlichten Lebensgewohnheiten des heimischen Bauernhauses und der etwas rauhern, doch frischen Luft hat er jene kernige gesunde Struktur seines Leibes mitgebracht, die auch nach eifrigsten Studien, nach den maßlosen Selbstquälereien im Kloster zu Erfurt, der Vielgeschäftigkeit zu Wittenberg, den Aufregungen und rastlosen Thätigkeit des Reformators als ein dann lange Zeit zwar

gebrechliches, doch bis in's 63. Lebensjahr ausdauerndes Fahrzeug den starken Geist getragen. Wenn er seine Eltern, ob auch nicht im kärglichen, doch mühsamen Kampf für das Nöthige des Lebens sorgen sah, als Schüler zu Eisenach selbst sein Brod ersingen mußte, so hat ihm das zwar zunächst jene Selbstunterschätzung ermöglicht, nachdem er bereits Magister gewesen, noch einmal als Mönch betteln zu gehen, doch auch jene Genügsamkeit verliehen, die ihn später noch seinen selbstgezogenen Rettig und ein Glas Eimbeckerbier ebenso hoch anschlagen ließ, als die kurfürstliche Tafel. Gut hat es das Schicksal mit ihm gemeint, daß es ihn schon in der Jugend jenen Bequemlichkeiten des Lebens entwachsen ließ, welche so Manchen hindern, Großes zu wirken mit der ihm verliehenen Gabe. Und wenn ihm feinere Lebensart entging, so trat um so rücksichtsloser das Bewußtsein des eigenen Werthes im rechten Augenblick heraus. So konnte er sich die Mühe ersparen, darüber zu reflektiren, mit welchen Verbeugungen er vor dem Reichstag in Worms zu erscheinen habe, konnte seinem sonst vielgeehrten Kurfürsten, der dem aus der sichern Wartburg Heraustretenden die Unmöglichkeit vordemonstrirte, ihn fernerhin schützen zu können, in guten Treuen erklären, er, Luther, komme vielmehr, den Kurfürsten zu schützen und so durfte er, was seiner unbändigen Zunge auch sonst so nahe lag, Heinrich VIII. von England ohne Etiquette auf gut deutsch heraussagen, wofür er an seinem Ort königliche Hoheit anzusehen beliebe.

Mit Recht ist gesagt worden, in Luther stoßen sich zwei Zeitalter. Aber es bedurfte eben einer so kräftigen Natur, um die Gegensätze so aufeinander- und die mit gewaltiger Energie erfaßte neue Zeit durchschlagen zu lassen. Wie gleicht doch die Treue, mit der er seiner katholischen Kirche den Gehorsam geleistet, dem Eifer des Paulus im Judenthum, und wie frei ist er geworden den Menschen gegenüber, wie nur ein Paulus von Menschenfurcht und -Satzung sich frei gemacht, wie frei sogar Gott gegenüber. Denn als Luther 1540 seinen Philipp Melanchthon „vom Teufel" übel zugerichtet auf dem Todtbette fand, da war es auch für seine drastische Art zu viel, wenn er bekannte: „Da mußte mir unser Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre u. s. w." Daß dieser Mann das Zeug dazu hatte, ein Papst unter den Protestanten zu werden, wundert einen nicht mehr, wenn man diese Art seines Verkehrs mit Gott ins Auge faßt. Indem es sich aber höchst unpassend ausnimmt, den wuchtigen Gebetsmann um dieser

kräftig eindringlichen Art willen, in der er mit seinem Gott redete, gepriesen zu sehen, wie es mir Seitens eines orthodoxen Freundes begegnete, so versöhnt bei Luther für die Ueberwallung seines einzigartigen Sprachgefühls und diese derbste Anwendung seiner redenden Plastik nur die Innigkeit, zu der er mit seinem Gott verwachsen ist. Das ist ja fraglos, daß Luther nicht umsonst sein verzweifeltes Ringen in der Klosterzelle durchgekämpft und später noch bei mancher Predigt und so manchem Schriftwort wieder einen Kampf für sich durchfechten mußte. Ist's an einem derer, die in Jesu Fußstapfen wandelten, zum prägnanten Ausdruck geworden: „Ist Gott für mich, wer mag wider uns sein?" so bei dem Bauernsohn von Eisleben; aber auch umgekehrt — hat sich's irgendwo gezeigt, wie schwer es doch ist, mit durchschlagender Energie einem Gedanken zu leben, ohne rücksichtsloser Einseitigkeit nach anderer Seite sich schuldig zu machen, dann bei dem so rasch auf seiner einzigartigen Höhe angelangten Reformator. Doch es mußte ja wohl so sein bei diesem Mann, der oft auf großem Plan allein kämpfte. Wie viel waren seiner Gegner, wie geschlossen immer noch das Bollwerk der römischen Hierarchie, so mancher Balken auch herausgefault war und so tief der Wurm im Holz saß. Siegen konnte da nur einer, bei dem jedes Wort eine halbe, jede That eine ganze Feldschlacht war, aus dessen Lied selbst der eherne Tritt des Schlachtenganges herausklang. Zwar kann ein guter Republikaner nie an Luthers überhitzten Mordbefehlen im Bauernkrieg vorbeikommen und ein Anhänger Zwingli's es nicht vergessen, daß diesem Mann, dem nicht minder Gottes Gnade aus den Augen leuchtete, nur die Liebe von Luther angeboten wurde, die man dem Feinde schuldet. Aber wer sähe nicht die Angst, in der Luther dort für sein Evangelium schwebte, das auf einmal einen so großen Brand sollte angezündet haben und wer erkennte nicht aus der trotzigen Art Luthers zu Marburg, daß ihm bei dem Gedanken, was mit dem Wörtlein „ist" alles aus seiner Theologie noch herausfallen müßte, unruhig zu Muthe wurde? Auch an diesen beiden Orten hat er in besten Treuen gehandelt, denn es galt für ihn annoch, daß es nicht rathsam sei, etwas wider das Gewissen zu thun. Wollten wir bei diesem Kämpfer, der in Noth und Drang mitten drin steht, der von Frage zu Frage, von Zweifel zu Zweifel in stets wechselnden Lebenslagen gedrängt wurde, den gleichen Maßstab legen wie an einen im Frieden Stehenden, wir würden unbillig sein gegen einen Heros des Geistes, der doch noch

irgendwie als Mensch sich ausweisen mußte und zwar, neben einzigartigen Vorzügen, durch recht menschliche — Schwächen. Daß er an seine Person zuletzt gedacht, spricht für seine gute Absicht auch in den Dingen, die ihm mißlangen, und war er im Großen nicht immer groß, so doch stets in des Lebens kleinem, alltäglichem Geleise. Es ist nicht schwer, hinter ihm herzugehen, seine Schritte zu sondiren, zu sagen, hier ist er zu weit links, hier zu viel rechts hinausgetreten; schwieriger wäre es gewesen, ihm voran zu gehen.

Und doch, wie schwer scheint es, ihm nur ordentlich nachzutreten. Bitter muß es einen stimmen, in die lutherischen Lande hinauszublicken. Wie will Preußens Diplomatie am heutigen Tage den Luther feiern, der noch drei Jahre vor seinem Tode: „Wider das Pabstthum vom Teufel gestiftet" schrieb. Mögen sich manche evangelische Exzellenzen gestehen, daß sie zu Worms eher neben Karl V. gesessen, als bei Luther gestanden hätten, mögen sie sich jeder Kirchengeschichte baar bekennen, daß ihnen das einfache Raisonnement so meilenfern liegt, das Esajas Tegnér in einer Reformationsrede zusammenfaßt: „Man spricht von Zeichen der Zeit im Süden; man fürchtet oder scheint sich wenigstens zu fürchten vor Jesuitismus und Papstgewalt; man weissagt uns eitel Finsterniß und Barbarei für die Zukunft. Ich liebe diese Nachtwächterrufe am hellen Tage nicht. Woher sollte denn wohl die Papstgewalt kommen? Sie ist todt, sie ist schon längst todt gewesen und in ihrer einbalsamirten Mumie, die noch da steht, lebt kein Geist. Den Todten weckt keiner, bevor er zum Gericht geweckt wird. Die lächerlichen Versuche, ihren Schatten hervor zu rufen, wenn sie auch hie und da noch mit Ernst getrieben werden, müssen eher unser Mitleid als unsere Besorgniß wecken. Die Zeit ist wirklich ein für alle Mal der Papstgewalt entwachsen. Die Bäume, die man in unsern Tagen fällt, taugen nicht zu Religionsscheiterhaufen; das Holz ist zu naß und die Flamme zündet nicht. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das Mittelalter, das man uns zurück prophezeiet, offenbar eine Zeit von einer ganz andern Richtung, einer ganz andern historischen Bedeutung war, als die gegenwärtige. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das ganze Bildungssystem des gegenwärtigen Europa ganz der gerade Gegensatz des hierarchischen ist. Die Hierarchie kann nicht wieder kommen. Die Ursachen, die sie nothwendig machten, machten sie für ihre Zeit auch möglich; aber diese finden sich jetzt nicht mehr; sie haben sich seit langer

Zeit nicht mehr gefunden. Die Denkweisen, die sie voraussetzte, sind schon längst verdrängt."

Es war überaus wohlgethan von Prof. Schmidt in Basel mit seiner gediegenen Broschüre „Gewalt oder Geist?"*) in die theilweis so seichte Fluth von Lutherschriften einen Grenzpfahl mehr einzurammen, damit man schließlich doch noch klug werden mag, wo man mit der ganzen Lutherfeier eigentlich hinausfahren will. Wie zeitgemäß erinnert er daran, daß, als ein Erasmus und Reuchlin mit all' ihrer Gelehrsamkeit zu Kreuze krochen, Luther allein seiner guten Sache gewiß blieb, weil er in erster Linie ein religiöser Charakter und zweitens ein Professor war. Mit welchem Recht wollen nun so viele Tausende Luther feiern, und von seiner Religion nichts wissen? Wie kann, wenn Luther sein gesammtes Lebenswerk in der Begründung eines neuen Kirchenwesens zusammenfaßte, nun aus der Unkirchlichkeit ein System gemacht werden, wie kann, und obwohl selbst die Spekulationen eines Rothe die Unkirchlichkeit der Gegenwart als eine Folge des Protestantismus hinstellt, im Ernste übersehen werden, daß, wie jedes andere Lebensgebiet, so auch das religiöse, einer besondern Anstalt zu seiner speziellen Pflege bedarf, und daß die protestantische Art nie und nimmer das religiöse Individuum, dem sie zu seinem Rechte verholfen, von einer Kirche ablösen will, die sich nicht mehr als Zweck, sondern nur noch als Beförderungsmittel religiösen Lebens geberdet. Ergibt sich nun aber aus Luthers Lehre die strikte Pflicht, die Kirche zu erhalten, so wird, angesichts der gegenwärtigen Unkirchlichkeit, hinter welche sich allerdings auch viel Irreligiosität verbirgt, die Frage nothwendig: „Wie schützt sich die Kirche Luthers gegen die zersetzende Macht der beispiellos heftigen Kämpfe, die ihr gegenwärtig, nicht so sehr durch Willkür der Menschen, als vielmehr durch ihre ganze bisherige geschichtliche Entwickelung auferlegt worden sind?" Paradox mag klingen, was Schmidt aber eben doch mit gutem Recht behauptet, daß „die Lehrdisziplin vieler evangelischer Kirchenregenten in Deutschland nach Theorie und Praxis gerade in den letzten Jahrzehnten eine Gestalt angenommen hat, auf Grund deren Dr. Martin Luther in unsern Tagen nicht ungehindert ein evangelisches Pfarramt erringen und verwalten könnte". Mit gutem Recht weist er ferner darauf hin, wie dem Wormser Erbe, daß beim protestantischen Geistlichen Ueberzeugung und Bekennen

*) Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luthers Kirche, in „Deutsche Zeit- und Streit-Fragen" bei Karl Habel, Berlin.

sich decken sollten, seit der Zeit mannigfacher Abbruch geschah, sowie auch, daß in lutherischer Kirche die wichtigsten Entscheidungen besonders auf dem Gebiet der kirchlichen Lehre und der evangelischen Lehrfreiheit weniger nach hellen Gründen der Schrift oder Vernunft, als nach dem Spruch weltlicher Gewalten geübt werden. Wird, was Schmidt aber hofft, geschehen, daß nämlich die Kirche in Zukunft gleichwohl als eine ächt protestantische, bei rechter Freiheit verschiedene Lehrmeinungen auf dem nämlichen Grundgedanken vereinigt, wird das Kirchenregiment sich über die theologischen Parteien stellen? Schmidt hofft es, wenn der große Moment der deutschen Lutherfeier nicht ein kleines Geschlecht findet. **F. M.**

Wander-Skizzen.

R u i n e n. — (Schluß.)

An der Ostspitze von Ortygia-Syrakus, das ich in Bezug auf seine Lage das Stralsund des Mittelmeeres nennen möchte, schlagen die brandenden Wellen der stürmenden, jonischen Fluth. Die Nacht ist schnell herabgesunken, die sternenhelle, unsere letzte in Syrakus. Ein ergreifend Bild: Die todtenstille Ortygia, einst des Dionys uneinnehmbares Zwinguri, gegenüber das schilfbewachsene Plemmyrion, der Porto grande, immer noch Italiens bester Hafen in der Mitte, von den Gestirnen beglänzt. Drei kleine Segler und der Postdampfer von Malta verschwinden fast auf der weiten stillen Hafenfläche, dem passenden Gegenbilde zu den Ruinen der alten Stadt. Wie anders mag's auf diesem Wasser getost haben, als die Schiffe Athens gegen die Seemacht des Gylippus und der Syrakusaner, 200 Schiffe an Zahl, im Jahre 414 die Entscheidungsschlacht ausfochten, Athen besiegt und Griechenland aus Trinakria vertrieben wurde. Des Alcibiades Verrath ist gelungen, in den Latomien droben hört man während der Nacht den Verzweiflungsschrei der bei einer Kotyle Wasser und zwei Kotylen Weizenbrod langsam verhungernden Athener. Aber sieh', dort vom Olympieion her nahen wenige Jahre später wie Rächer die Schaaren Karthago's und bald fließt der Anapos wieder roth und mischt diesmal unter seiner Söhne Blut das heiße der Schaaren Himilkos. Ja, sie hat viel Blut getrunken, diese sternenbeleuchtete Fläche, bis nach des Marcellus großer Römerschlacht Syrakus zum letzten Male fiel, damals, als der Soldat die

Zirkel des Archimedes gestört. — Es schauert mich, der Abend ist kühl; hinter Epigolä geht der Mond unter. Morgen folgen wir dir, alter Geselle, nach Westen, wiederum zu alten Ruinen, zu neuer Poesie.

Die rothen „Maulwurfhaufen“ der Schwefelbergwerke melden die Nähe der Schwefelstadt Girgenti, des hochragenden Akragas, dem unser Besuch gilt. Wir können hier ungefährdet bleiben; am Abend vor unserer Ankunft hat man ein Nest von 150 Banditen neben der Stadt ausgenommen — eine Thatsache, die man uns aus begreiflichen Gründen in Girgenti verschwieg. Wir vernahmen sie erst in Neapel nach unserer Rückreise von Nordafrika. Auch die Stadt Therons nimmt jetzt nicht mehr den vierten Theil ihres einstigen Umfanges ein. Einsame Trümmerreste, vor Allem die edlen Tempel, erinnern an vergangene herrliche Zeit. Von Ueberresten aus altchristlicher Zeit findet sich in Girgenti noch weniger als in Syrakus. Der einzige malerische Schmuck der Katakombe sind Granatäpfel, die heilige Frucht der Persephone, auch von den Christen öfters als Ornament benutzt. Unterhalb des Junotempels öffnet sich, vom Gestrüppe halb bedeckt, eine antike Zisterne; vergleicht man diese mit der Architektur der Katakombe, so frappirt die Uebereinstimmung beider. Es scheint mir die Form der letzteren von derjenigen der ersteren abhängig zu sein und die Vermuthung liegt nahe, daß wenigstens in diesem Falle eine griechische Zisterne unter Hinzufügung einiger architektonischer Ergänzungen zur unterirdischen Grabstätte umgewandelt worden ist. — Im Osten und Süden Siziliens treffen wir wenige hübsche Kirchenbauten, die Façaden, meist barock, entsprechen dem modernisirten Innern. Um so ungetheilter wird man gerade in Girgenti sich der Blüthe dorischer Kunst, wie sie so wundervoll in den Tempeln ausgeprägt ist, hingeben. Der besterhaltene, der Konkordiatempel, verdankt seine Erhaltung der Cella, die früher als Kirche dem S. Gregorio delle Rage geweiht war. Alles ist Harmonie an diesem edelsten Bau griechischer Klassik. Hat der ernste Poseidontempel zu Pästum noch etwas ägyptische Gedrungenheit in seinen stämmigen Säulen, seinem schweren Gebälke, so ist beim Konkordiatempel auch diese archaistische Spur verschwunden. Frei und leicht thront er am hohen Rande der alten Stadt, der erste Hellenengruß für die im Hafen des Empedokles drunten ankommenden Schiffer. Da ist die Aufgabe, das Kultusgebäude in organische Verbindung mit dem Kultus selbst zu bringen, in idealer Weise gelöst, eine Aufgabe, deren unter den Christen gerade wir

Protestanten bisher am wenigsten gerecht geworden sind. Von den übrigen Tempeln zeichnet sich der für Here Lacinia bestimmte durch seine hohe Lage und gewaltigen Substruktionen, der total zerstörte Zeustempel durch seine riesigen Dimensionen aus. Hier befinden sich die Säulenfragmente, in deren Kannelüren ein Mensch bequem stehen kann; die am Boden liegenden Riesentelamonen (männliche Gesimsträger) messen 7,75 Meter in der Länge. Im St. Peter zu Rom sind die Zehen der St. Petersstatue beinahe vollständig von den Gläubigen abgeküßt. Aus dem Heraklestempel von Akragas, auf dessen Ruinen wir stehen, hat Verres einst ein ehernes Heraklesbild rauben wollen, dessen Mund und Kinn nach Cicero durch die Küsse der Gläubigen abgenutzt worden sind.

Ein heißer Nachmittag war's, wie ich allein vom kahlen Gräberhügel Lo Sperone zurück zur hohen Felsenwarte des Rupe Atenea, dem höchsten Punkt des alten Akragas, hinanstieg und mit einem Blick das gesammte Trümmerfeld überschaute; nahe an den Tempeln vorbei durchs Grün der Mandelbäume keuchte qualmend der Bahnzug vom Hafen des Empedokles herauf: Ein Land wunderbarer Gegensätze, dies Sizilien, reich und doch blutarm, frei und doch elend geknechtet, da ist die herrlichste Natur und die schwefelhattige, lavaüberschwemmte, trostlose Einöde, die Entfaltung der idealsten Kunst und die verwitterte Ruine.

Das Auge schweift weiter über die blaue endlose Fluth. Im Jahre 262 v. Chr. hat Akragas von dieser Stelle gar sehnsüchtig hinausgeschaut nach Hülfe von Karthago gegen die belagernden Römer. Karthago! Mit welcher Macht fesselt uns dieser Name. Wohlan, es soll uns kein Name mehr bleiben. Willst du noch einmal mit mir Geduld haben, freundlicher Leser, so machen wir zum Schlusse Karthago einen Besuch und wär's auch nur, um wiederzufinden, was wir in Syrakus und Girgenti verlassen — Ruinen. **W. Sp.**

Rundschau.

Schweiz. Der Schweizerische Mäßigkeitsverein ladet auf den 19. November zur Jahresversammlung nach Bern ein. Es sind 2½ Versammlungstage in Aussicht genommen. Am Montag und Dienstag finden je zwei, am Mittwoch eine allgemeine Gebetsversammlung statt. Zwei große öffentliche Abendversammlungen sind vorgesehen, je am einen Orte französisch, am andern deutsch, mit Reden und Mittheilungen aus

dem Leben einzelner Mitglieder. Vereint sollen Lobgesänge und Mäßigkeitslieder gesungen werden. Als Hauptstützen und Bundesgenossen müsse der Verein bekehrte Trinker haben; als frühere Wirthshausfreunde kompariren von den 2000 den Verein bildenden Mitgliedern ein Drittel oder die Hälfte. Jedes Mitglied des Vereins verpflichtet sich, dem Genusse berauschender Getränke gänzlich und für eine von ihm zu bestimmende Zeitdauer zu entsagen. Den die Versammlung besuchenden Freunden werden außer den zahlreichen Kaffe- und Küchliwirthschaften in Bern noch insbesondere drei Kaffeehallen empfohlen.

So muß man's anfangen, um eine so gute Sache, wie den Kampf gegen den Alkoholismus von Anfang an gründlich zu Boden zu bringen.

Zürich. Die Kirchensynode vom 6. November wurde mit einem verdankenswerthen Ueberblick über die letzten Entwickelungsstadien der zürcherischen Kirche von Herrn Antistes Finster eröffnet. Die Synodalproposition des Herrn Dekan Marthaler von Rümlang über die Sonntagsfrage brachte gut geordnetes Altes und manche wohlerwogene neue Gesichtspunkte. In's Zentrum stellt er den Schriftbeweis. Jesus, indem er den Menschensohn auch zum Herrn des Sabbaths macht, stellt damit schon indirekt den Sabbath in Frage und heiligt zunächst jeden einzelnen Tag. Referent verwirft gleicherweise wie eine laxe Sonntagsheiligung, so den puritanischen Sonntag und stellt als Postulat auf, daß der Staat die Sabbathsruhe schütze, die Kirche aber für rechte Verwendung des Tages besorgt sei. Der Reflektant, Herr Pfarrer Bucher, gelangte zu nämlichen Resultaten, indem er den Ausgangspunkt von den natürlichen Ruhebedürfnissen nahm, die Gott in den Menschen gelegt und besonders auch den christlichen Sonntag in geschichtlichen Rapport setzte zum jüdischen Sabbath. Auch er verlangt kräftigere Agitation zu Gunsten des Sonntags.

Referat wie Korreferat zeichneten sich durch ruhige sachliche Darlegung der Frage aus und vermieden in wohlthuender Weise alles Gehässige, wie es früher wohl ganz unnöthiger Weise etwa in solche Referate hineingetragen worden war.

Die fernern Verhandlungen brachten eine Interpellation betreffend die Wittwen- und Waisenstiftung für Geistliche, die Seitens des Herrn Regierungsrath Grob dahin ihre Beantwortung fand, daß für rechtzeitige Erneuerung oder anderweitige Vereinigung des mit 1885 ablaufenden Versicherungsbetrages die nöthigen Schritte gethan seien. Im Weitern wird beschlossen, anläßlich der kommenden Zwinglifeier eine

freiwillige Kirchensteuer zu Gunsten des Zwinglidenkmales aufzunehmen. Der h. Kirchenrath will auf die Feier noch eine Proklamation erlassen, für ein gemeinsames Schlußgebet besorgt sein und die bereits in 30,000 Exemplaren bestellte Festschrift des Herrn Antistes Finsler auf 40 Cts. per Exemplar reduziren. Auch Texte und Melodieen von Zwinglliedern sollen zu billigem Preise publizirt werden. Die Synodalpredigt mußte leider wegen einer Störung in der Gasleitung der Peterskirche auf die nächste außerordentliche Synode verschoben werden.

Deutschland. Der Gesammtverein der Gustav-Adolfs-Stiftung hielt vom 25.—27. September sein 37. Jahresfest in Lübeck ab. Der Bericht des Zentralvorstandes konstatirte eine Vermehrung der Zweigvereine von 1762 auf 1770 und der Frauenvereine von 391 auf 394. Die Gesammteinnahme des letzten Jahres betrug 775,246 Mk. 23 Kirchen, 13 Schulen, 3 Pfarrhäuser sind mit Vereinshülfe vollendet worden. 145 Kirchen, 48 Schulen, 49 Pfarrhäuser bleiben in nächster Zeit zu bauen, dazu 3½ Millionen Bauschulden zu decken. Einzelberichte, die abgelegt worden, zeugen von steigendem römischem Fanatismus. Ein besonders bemühendes Bild wird über die Lage der 50,000 Protestanten in Galizien entworfen, welche, meist Augsburgischen Bekenntnisses, und Kolonisten der Josephinischen Zeit, in 26 Gemeinden mit allen Bedrängnissen der Armuth ringen.

Oesterreich-Ungarn. Ein eigenthümliches Bild bietet für unsere Begriffe die „IV. Evangelische Generalsynode helvetischer Konfession" dar, wie sie am 23. Oktober in Wien eröffnet wurde. Die Abordnung eines lutherischen Deputirten aus Galizien wurde angefochten, und der betreffende Mann mußte das zur Versammlung dienende Gotteshaus räumen, wiewohl er 1877 unbeanstandet die Synode passirte und seit 7 Jahren zur besten Zufriedenheit einer aus Lutherischen und Reformirten gleichmäßig zusammengesetzten Gemeinde Galiziens als Prediger vorsteht. Ein offener Streit aber entspann sich, als dießmal nicht blos mit czechischem Gebet eröffnet wurde, sondern auch, entgegen dem bisherigen Modus, das Protokoll zuerst in czechischer und hernach erst in deutscher Sprache vorgetragen wurde. So greift der Rassenkampf auch schon störend in die Gemeinschaft dieser Reformirten in der Diaspora ein, die doch gewiß alle Ursache hätten, zusammenzuhalten.

Ein Tag zuvor wurde ebenfalls zu Wien die „Evangelische Synode Augsburger Konfession" eröffnet, und zunächst von derselben der Kaiser

durch eine Deputation begrüßt. Diese wußte manches Beruhigende zu berichten über die wohlwollende Art, womit der Kaiser bei diesem Anlaß seiner evangelischen Unterthanen gedacht hätte. Wohl ermuthigt hiedurch, verlangte unmittelbar danach die Synode nun strikte eine lokale Vereinigung der evangelisch-theologischen Fakultät mit der Universität Wien. Leider seien unter den Opponenten auch protestantische Mitglieder der philosophischen und juridischen Fakultät.

Holland. Gerne nehmen wir hier von einer Zusendung-Notiz, die Herr Dr. S. Cramer in Enschade, Holland, einerseits zur Rektifizirung, anderseits zur Abschwächung von uns gebrachter Notizen uns brieflich zufertigt. Er schreibt: Nicht seit 1878, sondern seit wenigstens einem Jahrhundert herrscht bei uns die Simultanschule. Diese ist die althergebrachte niederländische nationale Schule. Erst in den letzten Dezennien, beim Ueberhandnehmen freisinniger religiöser Anschauungen im Volksleben, also auch in den Schulen, sind von orthodoxer und katholischer Seite eigene Schulen errichtet worden, woran durchaus nichts hinderte. Die Zahlen stellen sich nach dem letzten offiziellen Bericht der Regierung so, daß es am 1. Januar 1882 kaum 300 „christliche" (d. orthodoxe) Schulen gab (bei 3000 Simultanschulen und 360 katholischen) mit etwa 40,000 (nicht 600,000!) Schülern und Schülerinnen.

Was ferner die Hypothese des Professors der Theologie Dr. Loman betrifft, so liegt nun doch für Diejenigen, welche den Gang der Dinge in Holland kennen, die Sache nicht so „wunderbar". Einmal leugnet Loman nicht, daß Jesus existirt hat; auch nicht, daß möglicherweise in irgendwelcher Anlehnung an ihn die messianische Bewegung, welche zum Christenthum wurde, sich gebildet haben könne. Zum andern aber ist dabei überhaupt von einem „Wegdisputiren" nicht die Rede; sondern es handelt sich um einen sehr positiven Versuch, auf geschichtlichem Wege eine Erklärung der Genesis des ältesten Christenthums zu gewinnen, indem nach Loman's Behauptung alle bisherigen Erklärungen, die aus der Persönlichkeit Jesu abgeleitet wurden, willkürlich und widerspruchsvoll sind. Weiteres kann man über die Loman'schen Ansichten in den „Protestantischen Jahrbüchern" d. J. finden, in welchen ein Holländer, Dr. v. Manen, darüber Mittheilung macht, wie die „Protestantische Kirchenzeitung" nächstens solche von meiner Hand bringen wird.

Mittheilungen.

Die Zahl der in Zürich studirenden Theologen ist nun rasch auf 32 angewachsen. — In Krinau, Toggenburg, starb Pfarrer C. L. Heß im Alter von 75 Jahren. — Die Aargauische Synode vom 19. Oktober beschloß eine Proklamation an die evangelische Bevölkerung in Sachen der Zwinglifeier, erwärmte sich dann noch einmal wegen des seiner Zeit von der Kirchenbehörde an die Pfarrämter gerichteten Zirkulars über landeskirchliche Ordnung und nahm die durch eine Kapitelskommission erstellte biblische Geschichte entgegen. — Zum Nachfolger des berühmten Hase in Jena ist Professor Nippold in Bern ernannt worden. Ein schwerer Verlust für diese Universität, den man sich bemüht, noch abzuwenden. — Nach Ringgenberg, Kt. Bern, wurde Pfarrer Stuber in Gadmen gewählt. — Der bernische Pastoralverein richtet an den Verfassungsrath eine Petition um Aufnahme eines Artikels über die Sonntagsruhe in die neue Verfassung. — Von der reformirten Kirchgemeinde Pruntrut-Freibergen wird Pfarrer Galley in Chaux-de-Fonds gewählt. — Die evangelische Kirchensynode des Kantons Freiburg hatte ein neues Prüfungsreglement für die evangelischen Geistlichen aufgestellt, welches die sonderbare Bestimmung enthielt, daß für Geistliche der Landgemeinden, d. h. aller evangelischen Gemeinden mit Ausnahme von Freiburg, keine Maturitätsprüfung mehr gefordert werde. „Diese Bestimmung wurde damit motivirt, daß die Landgemeinden mit ihren geringen Besoldungen keinen Anspruch auf dieselbe Vorbildung ihrer Geistlichen machen können, wie Gemeinden mit besserer Besoldung. Die Landgemeinden aber wollten nicht das Absatzgebiet einer gewissen Predigerschnellbleiche sein und verwarfen das Reglement. — Mit 300 Stimmen Mehr gegenüber dem Kandidaten der Reformer, Balavoine von Carouge, wurde Marc. Doret zum Pfarrer in der Stadt Genf an Stelle des verstorbenen F. Bret erwählt. — Dem Abbé Fleury, der vom genferischen Zivilgericht verurtheilt worden ist, entweder die bei der Uebergabe der Kirche von St. Germain an die Altkatholiken in Sicherheit gebrachten Kirchenornamente, Monstranzen, Abendmahlskelche u. s. w. herauszugeben oder deren Werth von 15,000 Fr. der altkatholischen Kirchgemeinde zu ersetzen, wurde, da er innerhalb der vorgesteckten Frist weder das Eine noch das Andere that, das Mobiliar gepfändet und es kam dasselbe am 7. November zur Versteigerung. — Da der Vatikan jetzt einverstanden zu sein scheint mit der Berufung Lachat's als Bisthumverwalter im Tessin, wird der Bundesrath nun eine Konferenz der Regierungen der sieben alten Basler Bisthumskantone veranstalten, welche die Wiederherstellung des Bisthums mit einem den Regierungen genehmen Bischof (Fiala) behandeln wird. — Der Staatsrath von Genf hat auf die neulich erwähnte Petition der 43 schweizerischen Salutisten in Genf geantwortet, daß eine Verletzung des Versammlungsrechtes bis dato

nicht stattgefunden habe. Die Salutisten, mit der Antwort unzufrieden, bereiten eine neue Petition vor und werden eventuel an's Bundesgericht rekurriren.

Der evangelische Oberkirchenrath des Großherzogthums Baden hat es beim Oberschulrath durchgesetzt, daß behufs Abhaltung einer Lutherfeier am 10. Nov. sämmtliche evangelische Lehrer und Schüler von der Schule entbunden werden, und daß in den Gemeinden, wo die Zahl der evangelischen Schulkinder mindestens die Hälfte sämmtlicher Schüler beträgt, am 10. November die Schule überhaupt ausgesetzt wird. — Der liberale Schulverein für Rheinland und Westphalen konnte auf seiner sechsten Versammlung in Jserlohn einen Zuwachs seiner Mitglieder auf 1032 konstatiren. Das Haupttraktandum befaßte sich mit dem Ersatz der bisher vorzugsweise geistlichen Inspektion durch sachmännische. — Das deutsche Reichsgericht soll unter Aufhebung eines freisprechenden Urtheils des Landgerichts Essen folgendes durchaus unverständliche Urtheil gefällt haben: Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes ist eine „unbedingte Folge der ganzen kirchlichen Lehre und seine Schmähung daher eine Beschimpfung der katholischen Kirche". — In Leipzig fand die erste konstituirende Versammlung der deutschen Lutherstiftung statt. An derselben betheiligten sich hervorragende Protestanten aller Schattirungen. Die Stiftung ist dazu bestimmt, mit Rath und That die Erziehung von Söhnen und Töchtern evangelischer Pfarrer und Lehrer zu fördern. — Der Berliner Magistrat hat beschlossen, für die Lutherstiftung 100 000 Mark und für das Lutherdenkmal 50,000 Mark zu bewilligen. — In Neustettin fand am 23. Oktober ein Judenkrawall statt. Den christlichen und jüdischen Entlastungszeugen aus dem Cösliner Synagogenbrand-Prozeß wurden die Fenster eingeworfen.

Die Swedenborgianer erbauten in Paris eine größere Kapelle.

Auch das evangelische Italien rüstet zur Lutherfeier. Die theologische Gesellschaft, bestehend aus den protestantischen Pfarrern von Florenz, hat die Initiative übernommen. — Herr Janssen hat sich durch seine Reformationsstudien als überaus tauglich für wichtigen persönlichen Dienst am Papste qualifizirt. Er werde zum päpstlichen Geheimarchivar avanciren.

Die Lutherfeier in London verspricht großartig zu werden. An der Spitze des Komite's stehen Lord Shaftesbury, die höchsten Würdenträger der Hochkirche und der verschiedenen Dissentergemeinden und viele Parlamentsmitglieder. Die Feier wird vom 10. bis 15. November dauern. Mit derselben wird auch eine Ausstellung von interessanten, an die Reformation erinnernden Gegenständen verbunden. In Exeter-Hall wird Hofprediger Stöcker einen Vortrag halten.

Literarisches.

*** Natur — Mensch — Gott. Populär-wissenschaftliche Abhandlungen für Lehrer und gebildete Laien aller Stände von Gottl. Studi. In 12

monatlichen Heften in der Dalp'schen Buchhandlung (K. Schmid) in Bern erscheinend.

Die Absicht des Verfassers geht dahin, „die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen, welche häufig in einzelnen hervorragenden Momenten bis in die Kreise der gebildeten Laien gedrungen sind, und dort vielfach die frühere naive Weltanschauung zerstört haben, ohne in ihrer Vereinzelung eine neue begründen zu können, sollen von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus in populärer Sprache nach ihren wichtigsten Umrissen einem denkenden Leser in einer Reihe abgerundeter Abhandlungen vorgeführt werden". Die Titel dieser bieten in der That ein Beleg zu der ausgesprochenen Tendenz der Schrift und die bereits erschienenen Lieferungen dafür, daß der Verfasser neben umfassendem Wissen auch die Kunst ansprechender Darstellung in reichem Maße besitzt. Man wird in die weitschichtigen Materien moderner Naturwissenschaft ganz unvermerkt mitten hineingeführt, freut sich der gesunden Kost, die einem geboten wird und bekommt, aber vielleicht nur als Theolog, hin und wieder das Gefühl, der Verfasser hätte etwa eine der Nutzanwendungen auf's Religiöse hinüber, wo sie sich nicht ganz unmittelbar von selbst ergibt, fast weglassen können, weil die schlichte und wahre Darstellung für sich schon religiös wirkt. (Red.)

Zwei weitere literarische Erzeugnisse, welche durch die bevorstehende Reformationsfeier hervorgerufen sind, liegen uns vor:

1) Die einen Bogen haltende Broschüre von Fr. Riff, Pfarrer in der Ruprechtsau bei Straßburg, unserm nimmermüden Volksschriftsteller. Das anspruchslos auftretende Schriftchen gibt uns mit einer wortgetreuen Schilderung der beiden Schweizerstudenten Keßler und Reutiner, wie sie den von der Wartburg nach Wittenberg eilenden Luther in dem noch bestehenden Gasthaus zum „Bären" zu Jena trafen, als Reiter gekleidet, hinterm Tisch und vor dem hebräischen Psalter sitzend. Einige kurze, den Charakter und das Werk Luthers in wenig Worten charakterisirende Beigaben helfen mit, das Ganze als eine willkommene Volksschrift zu begrüßen. Der Preis der im Selbstverlag des Verfassers erschienenen Broschüre ist ein minimer: 8 Pfennige für das Exemplar, 7 Pfge. bei Bezug von 25 Exemplaren.

2) Eine zweite Nummer zu „Maria und Martha", Lebensbilder christlicher Frauen, von P. Böhringer, Pfarrer zu St. Peter in Basel, enthaltend: Käthe, die Frau Luther's. Nicht blos, weil sie von Luther geheirathet wurde, findet diese Frau Erwähnung in dieser Serie von Lebensbildern, sondern weil sie diejenige Frau war, die Luther brauchte, selbst eine für gemüthliches Familienleben und strenge Lebensführung geschaffene Natur, gleich ihrem vielverehrten und vielgeliebten Eheherrn. Wie wehmüthig liest sich besonders das Schicksal dieser Wackern nach dem Tode ihres Gatten, der sie nicht blos fast mittellos mit ihren Kindern zurücklassen mußte, sondern auch in einer Zeit vielfacher Drangsal. — Mag uns der Verfasser bald mit einem gleich anziehenden Schriftchen über Anna Reinhart bedenken. — Preis 30 Cts.

3) „Gewalt oder Geist?" Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luthers Kirche, von Prof. Dr. P. Schmidt, worüber Näheres am Schluß des Leitartikels.

Redaktor: Pfr. F. Meili in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. A. E. Biedermann in Zürich, Pfr. P. Böhringer in Basel, Pfr. W. Bösch in Rickenbach (Kt. Zürich), Pfr. P. Christ in Andeer, Pfr. Dr. K. Furrer in Zürich, Pfr. O. Haggenmacher in Zürich, Pfr. W. Kambli in Horgen, Prof. H. Kesselring in Zürich, Dekan Ed. Mayer in St. Gallen, Prof. Dr. G. Volkmar in Zürich, Pfr. J. Wißmann in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 24. 24. November.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

An unsere Abonnenten.

Mit Neujahr hören die „Zeitstimmen" auf zu erscheinen. Indem der Unterzeichnete Namens des zuständigen Komite's diese Mittheilung macht und dem ansehnlichen Leserkreis, der die drei Jahre hindurch ziemlich unverändert der gleiche geblieben ist, seine Antheilnahme an dem bisherigen Erscheinen des Blattes verdankt, erlaubt er sich zugleich, die Aufmerksamkeit desselben auf folgende zwei Unternehmen zu lenken.

Dem Bedürfniß Rechnung tragend, daß auch die speziell zürcherischen Interessen in einem gern gelesenen religiösen Blatte zum Ausdruck kommen sollten, hat sich der Unterzeichnete mit dem zu Basel erscheinenden „Schweizerischen Protestantenblatt" in nähere Beziehung gesetzt. Der Weg dahin war dadurch vorgezeigt, daß bereits Herr Pfarrer Bion von Zürich an dessen Redaktion partizipirt. Wir wissen, wie ein ganzer Kreis unserer Zeitstimmen-Abonnenten zwar gerne die einzelnen zeitgeschichtlichen Nachrichten las, aber sich für die Hauptartikel nicht immer erwärmen konnte, die eben noch vielfach einem direkt wissenschaftlichen Interesse zu dienen hatten. Es wird ihnen deßhalb nicht unwillkommen sein, zeitgeschichtlich das Gleiche und in den Hauptartikeln mehr Populäres und unmittelbar Ansprechendes im neuen Blatt vorzufinden. Uebrigens ist es nicht ein Neues, worauf wir hier verweisen, sondern die bisherige Leitung des Protestantenblattes durch die Herren Pfarrer Altherr und Linder in Basel und Bion in Zürich bietet in dem bereits

Geleisteten volle Gewähr auch für die Zukunft. Der Unterzeichnete freut sich, bei regelmäßiger Mitarbeit der Genannten an einem schon so gut empfohlenen Blatt Theil zu haben und dabei besonders die zürcherischen Interessen zu vertreten. Mag es ihm vergönnt sein, manchem seiner bisherigen Leser im künftigen Abonnentenkreis des „Schweizerischen Protestantenblattes" wieder zu begegnen.

Daneben freuen wir uns aber, von einem zweiten, ganz neuen Unternehmen, das sich nun bereits über das Anfangsstadium zu einer bestimmten Gestalt herausgearbeitet hat, Mittheilung machen zu können. Es wäre übel gethan, die „Zeitstimmen" eingehen zu lassen, wenn nicht anderweitig Gelegenheit geschaffen würde, sich wissenschaftlich aussprechen zu können. Doch dürfte die Frage in den Vordergrund treten: Ist nicht ein durchaus wissenschaftliches Organ angezeigter, als ein sogenanntes populär-wissenschaftliches? Möglichste Klarheit und Rundung der wissenschaftlichen Darstellung kann gleichwohl angestrebt werden, doch soll in erster Linie das wissenschaftliche Interesse zum unbedingten Ausdruck kommen. Der Raum für die einzelne Arbeit ist größer zu spannen, als ihn ein vierzehntägig erscheinendes Blatt bieten kann, weßhalb für das neue Organ vierteljährliches Erscheinen in fünf Bogen starken Heften vorgesehen ist. In die wissenschaftliche Arbeit muß in der Weise Plan hineinkommen, daß in regelmäßiger Abwechslung die einzelnen theologischen Disziplinen zur Sprache gebracht werden. Wie sich's da, wo die Aufgabe eine rein wissenschaftliche, wenn auch im gemeinsamen Dienst der evangelischen Kirche ist, von selbst versteht, soll die neue Zeitschrift keiner bestimmten Partei dienen, sondern zunächst ein Sammelplatz aller schweizerischen Theologen werden, denen es ernst ist, sich zu verstehen und in einem Organ sich auszusprechen, wo man sich gegenseitig sucht und darum auch liest. Daß schon jetzt hervorragendste Kräfte der verschiedenen inländischen Fakultäten gewonnen sind und gleich die erste Nummer eine Vereinigung kirchlich verschieden gerichteter Männer darbieten wird, nimmt aller ungläubigen Opposition gleich zu Anfang die Waffe aus der Hand. Der weitere Verlauf wird davon überzeugen, daß die Zeitschrift bei aller Deutlichkeit der darin ausgesprochenen wissenschaftlichen Ansichten über den Parteien steht und auch das Zutrauen derer verdient, die von Anfang an noch nicht recht an sie zu glauben vermögen. Näheres wird der in zwei Wochen erscheinende Prospekt bekannt geben.

Mögen auch für dieses Organ besonders die Pfarrer und Ausländer unter unsern Abonnenten sich interessiren. Der Unterzeichnete leitet es deswegen zunächst als ein persönliches ein, um es so kurzer Hand über das Stadium zeitraubender gegenseitiger Verhandlungen und vielleicht resultatloser Debatten hinweg in die Wirklichkeit einzuführen.

Wetikon, im November 1883.

Die Redaktion:
F. Meili, Pfarrer.

Die Volksbibel.

Der Beschluß des Volksschriftenkomites des Schweizerischen Vereins für freies Christenthum, einen Bibelauszug, respektive eine Volksbibel vorzubereiten, hat in dem Sinne einen Angriff erfahren, als man damit ein solches zu gemeinsamer Durchführung geschaffenes Unternehmen von vornherein wieder zu einer Parteisache mache. Ob es denn gar nicht möglich sei, miteinander dieses schöne Werk hinauszuführen? Warum man nicht die dießfälligen Verhandlungen der nächsten Schweizerischen Predigerversammlung abwarte, welche über eben dieses Thema zu berathen gedenke. Es wäre übel gethan, wenn unsere Reformrichtung solchen Stimmen kein Gehör schenken wollte. Muß es sie ja schon recht freuen, daß man es nicht ohne sie machen will. Nur mag hier von vorneherein ein Bedenken laut werden, das wir an unserm Orte je gründlicher, je lieber zerstört sähen.

Es tritt aus dem Tadel derjenigen, die das Vorgehen der Reformpartei in Sachen der Volksbibel für einseitig halten, ziemlich deutlich die Meinung zu Tage, daß, wenn man sich an diesem Orte, d. h. auf dem Boden eines Bibelauszuges nicht finden könne, man dann überhaupt schwer haben würde, ein theologisch-religiöses Gebiet gemeinsam zu bebauen. Hier handle es sich ja nur um eine praktisch-handliche Auswahl aus der allen gemeinsamen Bibel, um eine Erweiterung einer Sammlung, wie sie z. B. der Kanton Thurgau in seinem Kinderlehrbuch in ganz ansprechender Weise begonnen. Gewiß, es würde nicht schwer halten, gemeinsam einen derartigen Bibelauszug herzustellen.

Nun liegt allerdings in der Absicht des obgenannten Volksschriftenkomites etwas mehr. Ausdrücklich soll auch nur das Bibelwort selbst in getreuer Uebersetzung reproduzirt, für sich reden, Anmerkungen und Einleitungen nur in ganz bescheidenem Maße zur Verwendung kommen.

Aber die Bibelabschnitte sollen in einer bestimmten Reihenfolge auftreten und durch diese Anordnung schon mehr klar machen, als mancher Kommentar im Stande wäre, denn nach unserer Ansicht würde es dem Laien einen ganz neuen Begriff von der heiligen Schrift geben, wenn auch nur nach den als feststehend zu betrachtenden Resultaten moderner Bibelkritik die biblischen Abschnitte aufgereiht würden. Es ist begreiflich, daß man nun gleichwohl nicht etwa so anfangen würde, daß man im alten Testament aus den Mosesbüchern vorerst nur die ältesten poetischen Ueberbleibsel, wie das Lamech- und Brunnenlied, Segen Jakobs und Moses, aus der Richterzeit das Deboralied und Aehnliches herausgriffe und die Schöpfungs-, Sündenfall- und ähnliche Erzählungen in jene frühere oder spätere Zeit einreihte, in welche mit ziemlicher Gewißheit ihre eigentliche Abfassung gehört. Man würde vielmehr ohne Weiteres mit diesen Erzählungen beginnen, um innerhalb der vorgeführten Abschnitte doch auch eine sachliche Kontinuität zu sichern. Aber man müßte dann doch in manchen Partieen darauf beharren, daß den klaren Resultaten biblischer Kritik in entsprechendem Maße Rechnung getragen würde. So müßte das Verwirrende in der Kultusordnung des alten Israel, wie es durch die Stiftshütte in der Wüste herein getragen wird und Aehnliches mehr gründlich beseitigt werden. Die gesetzgeberische Bedeutung des Moses wäre am Zweitafelgesetz und am Bundesbuch zu illustriren. Im Buch der Richter und den darauf folgenden geschichtlichen Büchern, besonders auch in der Geschichte Samuels, Sauls und Davids müßte nicht wieder um jeden Preis an den sich vielfach so widersprechenden Parallelberichten ängstlich festgehalten, sondern einmal in's Fleisch geschnitten, und der natürlichere Entwicklungsgang jener Männer, der bei genauerem Zusehen immer auch mit dem ältern Berichte zusammen stimmt, zu Ehren gezogen werden. Die prophetischen Abschnitte wären in den geschichtlichen Rahmen einzureihen. Die anerkannt schönsten Partieen würden ja hier genügen, mit Recht angezweifelte Theile würden wegfallen und wie es ja nun bereits auch von einsichtigerer orthodoxer Seite geschehen ist, zwischen I. und II. Jesajas in der Chronologie gründlich unterschieden und Daniel in die Makkabäerzeit eingereiht werden. Die billige Vertheilung der Psalmen und Sprüche dürfte nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bieten, jedenfalls würde auch ein reformerischer Bibelauszug nicht dafür schwärmen, alle Psalmen nachexilisch zu machen.

Daß den anerkannt Paulinischen Schriften der Vortritt für's Neue Testament gebührt, sollte fraglos sein. Gleichwohl wird ein Leben Jesu in verständnißvoller Auswahl der bezüglichen Evangelienabschnitte kombinirt, vorausgehen müssen. Bei den nachpaulinischen Briefen, über deren Datum eine Einigung vorläufig nicht denkbar ist, würde vielleicht in sofern eine solche eher erzielt werden können, als es sich auch hier nur um Auswahl des Besten, d. h. allen Konvenirenden handeln kann.

Wir geben diesen Ueberblick nur als eine Erinnerung daran, daß bei der Art, wie der Bibelauszug von der Reformpartei beabsichtigt wird, schon manche Schwierigkeit zu überwinden sein wird, wenn diese Richtung für sich allein vorgeht, und vollends ein schweres Stück Arbeit bedeutete, wenn ein Zusammengehen geplant wird. Es scheint Schreiber dieß, daß wenn ein solches an dieser Materie gelänge, die bisher getrennten Lager auch die diffizilsten praktischen Aufgaben miteinander lösen könnten. Warum sollte der Versuch nicht gemacht werden? Wie die Sachen bei unserm Volksschriftenkomite liegen, ist bei aller Beschleunigung der Arbeit noch ein Stück Zeit nöthig, bevor dieselbe zur Drucklegung gebracht werden kann. Und sollte dann, im Anschluß vielleicht an die Predigerversammlung oder durch anderweitige Initiative eine gemeinsame Berathung zu Stande kommen, so wird es zum Mindesten nichts schaden, wenn unsere Partei mit einer durch den Versuch bereits geförderten Erfahrung und auf Grund einer mehr oder weniger ausgereiften Arbeit hiebei sich bethätigen kann. Jedenfalls wird von unserer Seite niemals als Grundsatz aufgestellt werden: Wir wollen um keinen Preis in dem Ding sein. **F. M.**

Fromme Wünsche.

In seiner dem Lutherfest gewidmeten und von uns bereits zitirten Broschüre „Gewalt oder Geist" bringt Herr Professor Schmidt in Basel sechs dem Gedeihen unserer Kirche frommende Wünsche an, die nicht durchaus neu, aber in ihrer Wiederholung überaus berechtigt sind. Dem Pfarrer kann es, sie zu würdigen, von entschiedenem Nutzen sein, dem Laien jedenfalls nichts schaden, gleichfalls davon Kenntniß zu nehmen.

„Unsere Pfarrer sollten an vielen Orten weniger häufig predigen müssen, damit sie jeder Predigt nach Inhalt und Form eine volle Vorbereitung widmen können", lautet der erste dieser Wünsche. Eine

Predigt sei ein nicht zu unterschätzendes Stück Arbeit, und besonders von einem sonst schon viel beschäftigten Mann, wie z. B. ein Stadtgeistlicher, nicht zu oft zu verlangen. Verminderung der Gottesdienste wäre unter Umständen angezeigt.

Was ist zu viel und was ist zu wenig, fragen wir anschließend. Gewiß war es zu viel, wenn Luther in Wittenberg noch neben seiner übrigen ungemessenen Thätigkeit täglich einmal predigte. Es ist heute noch zu viel, wenn Männer, wie ein Spurgeon, mehr auf die Kanzeln stürmen als gehen, weil der Geist öfter Funken sprühen muß als er will. Aber es ist zu wenig, wenn ein Pfarrer nicht sonntäglich die Kanzel besteigen darf, und wer es wegen vieler Geschäfte lieber nur alle 14 Tage möchte, der trage Sorge, daß ihm dann die Predigt nicht das allermühsamste Geschäft werde. Jeden Sonntag eine Predigt und für jede Predigt in der Woche einen ruhigen Tag zur Sammlung nach tüchtiger Arbeit, mit welcher die fünf andern Tage ihn hoffentlich nicht verschonten, dürfte das Ideal eines rechten Pfarrerlebens sein.

Der zweite Wunsch geht dahin, „es solle im Allgemeinen kürzer gepredigt werden.“ Schmidt kann sich eine Predigt denken, die nicht die obligaten drei Theile hat, und dennoch einen guten, bestimmt umgrenzten und praktisch religiösen Gedanken angemessen einleitet, biblisch begründet und erbaulich ausklingen läßt.

„Kürzer predigen,“ das stimmt, denkt da vielleicht mancher Pfarrer, geht hin, und will dem nachleben. Und siehe, was so einfach scheint, will ihm nicht gelingen. Statt der bisherigen ganzen Predigt, meint er nun blos die halbe nehmen zu müssen und muß inne werden, daß in diesem Bemühen die andere Hälfte auch noch unwillkürlich hinzuwächst, ja noch mehr. Kurz, es ergibt sich dann nach verschiedenen Versuchen, daß eine kurze Predigt gleichwohl eine ganze sein, daß ihr Gesammtgewicht nicht geringer, als bei einer langen, das spezifische Gewicht aber bedeutend größer sein muß, so daß der Zuhörer mit dem Ausruf weggeht: „Wie Schade, daß es schon fertig ist!“ Weit gefehlt, wenn der Zuhörer das Gefühl bekommt: „So, nun dürfte es genug sein!“ Kurz zu predigen, macht dem Geistlichen nicht weniger Arbeit als eine lange Predigt, wohl aber ist es viel schwieriger, einen kurzen, vollständiger Beleuchtung zugänglichen Gedanken zu finden, als den Faden zu irgend einer weitschichtigen Reproduktion eines ganzen Glaubenssystems.

Als dritten Wunsch bringt der Verfasser bei, „es möchte den evangelischen Geistlichen aller Richtungen die Polemik auf der Kanzel geschenkt werden." In der That! Nicht darum ja werden die Kanzeln so hoch über der Zuschauermenge errichtet, damit der Pfarrer wie ein olympischer Zeus auf die Zuhörer herabdonnere, die sich nicht wehren, sondern höchstens ärgern dürfen, vielmehr deßwegen, daß vom hohen Orte auch hohe Lichtgedanken ausgehen, die den nicht zum Streit, sondern zum Frieden hergekommenen Kirchenbesucher für eine Stunde zum Bürger einer andern Welt machen. Wie übel ist's doch gethan, eine köstliche Stunde gemeinsamer Andacht gegen das zu eifern, was man theologisch blos nicht billigt, statt bestimmt zu eifern für das Gute allezeit. Es ist aber auch nicht wohlgethan, auf der Kanzel jene feinere Polemik des Pharisäers zu führen, der Gott dankt, daß er nicht ist, wie jene Zöllner und Sünder und Unbiblischen in ihren feinern und gröbern Denominationen.

Berechtigt erscheint auch der vierte Wunsch des Verfassers: „Praktischere Ausbildung der Theologen." Sie wird um so entschiedener gefordert, je kürzer sich der Termin zwischen den eigentlichen Lehrjahren und dem Amtsantritt erstreckt, je näher der Kanzelstuhl an die Schulbank heranrückt. Wie wohl wäre es gethan, wenn eine ganze Reihe der theologischen Vorlesungen ex cathedra zur theologischen Unterweisung würden.

Sicherlich kann man auch damit fehlen, daß man zu rasch in die praktische Behandlung einer Disziplin eintritt. Es könnte einem, dem das geschieht, ergehen, wie dem Fremden, der neu in eine Stadt kommt. Er weiß nichts vom Grundplan, von der Anlage der Straßen u. a. mehr. Haus für Haus sieht er an, hat zuletzt eine Vorstellung von einer großen Menge Häuser, ohne aber in der Stadt irgendwie heimisch geworden zu sein. Ebenso wird einem aber auch nicht geholfen sein, der von Thurmeshöhe herab beständig nur über die Stadt hinwegsieht. Sobald die Orientirungspunkte gewonnen sind, gilt es eben doch, in die Stadt hinunterzusteigen, um sie kennen zu lernen. So wird gleichfalls der Herr Professor nach geraumer Zeit vom Katheder heruntersteigen und seine Leute Schritt um Schritt in die Gassen hineinführen müssen, so daß sie der Gegend gründlich kundig werden und sie nicht mehr wandern als im fremden Land.

Tüchtige rhetorische Ausbildung für die jungen Theologen zu wünschen, wem wollte das unberechtigt erscheinen? Was hilft das feinste

Gold, wenn man's nicht münzen kann und der größte Reichthum religiösen Innenlebens, wenn es höchstens etwa in zungenrednerischer Undeutlichkeit sich äußert. Wohl gibt uns auch heute noch der Geist, was wir reden sollen, aber dieser Geist hat den Kindern dieser Zeit insofern Rechnung zu tragen, als denselben eine feinere Darstellung besser gefällt denn eine unbeholfenere Darstellung desselben Geistes. Nicht alle bedeutenden Männer sind auch gute Redner gewesen, aber einem Schiller wäre an seiner Dichtergröße durchaus nichts abgegangen, wenn er seine geistsprühenden Poesien noch selbst hätte vortragen können.

Begründet ist auch der sechste Wunsch nach einem schöneren Kultus. Will's mit der Einrichtung von Kirchenchören nicht gelingen, lasse man Knaben und Mädchen im Gotteshause singen. Man wirke für Hebung des Gemeindegesanges. Was könnte daraus nicht werden, wenn diesem die rechten Singmeister endlich einmal erstünden.

Wir sind mit dem Verfasser einverstanden, daß die Hebung des Kirchengesanges in der Weise von den Schulen ausgehen müßte, daß dort eine selbständigere Art des Singens, an Stelle des noch vielfach so mechanischen Eindrillens bestimmter Melodien Platz greifen müßte. Und fraglos muß die wunderschaffende Musik auch in unserm protestantischen Kultus wieder zu höherer Bedeutung gebracht werden. Und dürfte man nicht gleich, ohne in den Vorwurf des Katholisirens zu verfallen, an die theilweis so trostlos öden Kirchenräume erinnern, die eine Zeit lang als der adäquate Ausdruck gut protestantischer Art galten, nun aber der Erkenntniß weichen, daß ein in lauter geraden Linien und rechten Winkeln verlaufender Raum schon deswegen kein protestantischer Baustyl sein kann, weil das überhaupt kein Baustyl ist?

Freie Gebete will der Verfasser in einem schönern Kultus mit inbegriffen wissen. Er erinnert an ein Wort Miltons: „Die zwei freiesten Dinge, unser Gebet und den göttlichen Geist, der uns dazu treibt, gewaltsam gefangen zu nehmen und einzuschließen in einen Pferch von Worten, ist eine Tyrannei mit längeren Händen als die der Giganten, die dem Himmel Knechtschaft drohten. Und gesetzt auch, es wären köstliche und lautere Worte, gesetzt, es wäre Manna, so wird doch keine Liturgie, die mit festen Formeln und stehenden Ausdrücken angefüllt ist, während Gott jeden Morgen frische Worte in unser Herz regnen läßt, gleich aufbewahrtem Manna eine gesunde Speise gewähren, sondern Würmer und Unrath erzeugen."

Es bleibt diesem Worte des berühmten englischen Dichters kaum viel beizufügen. Oder wollte man sich, dem entgegen, vielleicht auf den Boden des Urchristenthums stellen? Wir möchten dort schwer haben, nach einer Liturgie oder auch nur einem Predigtschema zu suchen.

Vor dem Gedanken in Schmidt's Schriftchen, es dürfte auch einmal zu Laienpredigten, wenigstens an großen patriotischen und kirchlichen Festversammlungen kommen, braucht vorläufig noch niemand zu erschrecken. Fraglos ist, daß die Laienwelt in einem engern Kontakt mit der Geistlichkeit, oder diese mit der Laienwelt stehen sollte. Es wären auch Laienpredigten bester Art, wenn der Pfarrer bei den Laien oft mehr religiösen Sinn und damit mehr Gelegenheit fände, im religiösen Wechselverkehr mit den Gemeindegliedern sich jene Frische und belebende Kraft zu wahren, die von der Kanzel aus so gesund anmuthet. Aber es ist oft nicht leicht, immer zu geben, wo die Quellen, da man schöpfen kann, so spärlich fließen, zu denen sonntäglich Jahr aus, Jahr ein reden zu müssen, mit denen man nicht werktäglich, und oft zum allerwenigsten in einem religiösen Verkehr, zusammentrifft.

Das sind ein halbes Dutzend Wünsche, zu denen sich ein zweites halbes Dutzend noch wohl beibringen ließe. Wenn von den gegenwärtigen Reformationsfeiern etwelche Erfüllung derselben erhofft wird, vergesse man aber den Hauptwunsch nicht, es möge der Geist wieder einmal also kommen, daß wir sein Rauschen hören und Zeugniß geben unserm Geiste, wie religiöse Tiefe mit ächt protestantischer Freiheit bei uns im Wachsen sei.

F. M.

Rundschau.

Zürich. Der erste Bericht über die Anstalt zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen in Zürich, über den Zeitraum von der Gründung bis zum 1. März d. J., von Herrn Pfarrer Rambli abgelegt, gibt vom erfreulichen Stand dieser Anstalt weiteren Kreisen Kenntniß. Die zum spätern Ausbau derselben nothwendigen Liegenschaften sind, mit bedeutenden Kosten allerdings, der Anstalt gesichert, in den acht zu Anfang erwählten Schwestern ist ein erster Kreis von hülfsbereiten und zur Hülfe befähigten Krankenpflegerinnen herangezogen, welcher durch regelmäßige Neuaufnahmen nun stetig erweitert werden soll. Ist trotz der im Gesammtbetrag von 135,262 Fr. eingelaufenen Geschenke und

Beiträge der Finanzausweis bei der Höhe der zu Anfang nöthig gewesenen Ausgaben noch kein brillanter, so ist doch wohl das Schwerste überwunden. Der immer nothwendiger werdenden Erweiterung der Anstalt durch ein Krankenhaus ist nun wenigstens ein passender Platz gesichert, in den bereits erzogenen Schwestern eine Gewähr für neue Sympathien, die sie, einmal in weitern Kreisen wirkend, der Anstalt verschaffen werden und in der Oberin eine Leitung, die sich bereits so trefflich bewährt und im Verlauf der Jahre immer reicher zu entfalten verspricht.

Wer der Anstalt nahe steht, weiß, mit welchem Recht von einem Geist friedlichen Einvernehmens von derselben gesprochen werden darf.

Die ungezwungene Freudigkeit, hinter welcher die strenge Ordnung sich bescheiden verbirgt, und die Kluft schließt, die sonst zwischen Befehlenden und Gehorchenden sich aufthut, die treue Fürsorge, womit die Oberin über dem Wohl der Schwestern und diese über den Kranken walten, muß auf's Wohlthuendste berühren. Es ist kein leichtes Amt, dessen hier gewaltet wird, und wenn die Schwestern bei ihrem Eintritt in die Anstalt sich die Sache nicht leicht vorstellten, so haben sie nach der Erfahrung eines Jahres keine Ursache, sich über Enttäuschung zu beklagen. Mit der Verpflegung anderer Patienten konnten sie sich in der gegenseitigen Verpflegung üben und mit den Sorgen für das Wohl der Fremden wechselte die nicht unbeträchtliche Sorge für die besonders am Typhus erkrankten Schwestern selbst. Wir empfehlen mit dem Berichterstatter, Herrn Pfarrer Kambli, die Anstalt dem Machtschutze Gottes und dem Wohlwollen der Freunde der leidenden Menschheit.

— Der Kirchenrath des Kantons Zürich hat nun die beiden von Zwingli gedichteten und komponirten Lieder: „Hilf, Herr Gott hilf in dieser Noth!“ und „Herr, nun heb' den Wagen selb!“ auf einem handlichen Oktavböglein gedruckt herausgegeben. Ersteres Lied dichtete Zwingli zu der Zeit, da er selbst im Jahr 1519 mit Pestilenz angegriffen ward, letzteres in der im Jahr 1529 heraufziehenden Kriegsgefahr. Die ebenfalls von Zwingli komponirten Lieder wurden auf das Reformationsjubiläum des Jahres 1819 vom damaligen Musikdirektor Kaiser in Zürich für gemischten Chor harmonisirt und nun durch Musikdirektor Gustav Weber für den gegenwärtigen Gebrauch so umgeschrieben, daß sie für gemischte Chöre Verwendung finden können.

Eine von Direktor Weber selbst komponirte Harmonisirung obiger Lieder ist nur für Quartett und solche Vereine berechnet, die den Kunstgesang pflegen.

Erstgenannte Liederausgabe ist per Exemplar zu 5 Cts. bei der Buchdruckerei Zürcher u. Furrer in Zürich zu haben.

Elsaß. Unsere Freunde im Elsaß und mit ihnen ein weiterer Kreis hat in dem Hingang des allverehrten Karl Friedrich Riff, Pfarrer in der Ruprechtsau bei Straßburg, einen schweren Verlust erlitten. 1824 geboren, bildete sich derselbe in Straßburg zum Theologen, wirkte daselbst zunächst als Vikar zu St. Thomä und als Lehrer am protestantischen Gymnasium, wurde 1855 Pfarrer zu Breuschwickersheim, heirathete im folgenden Jahr Fräulein Marie Böckel, die ihm in glücklicher Ehe einen Sohn und 3 Töchter schenkte. Ausgezeichnet durch seine Amtsführung und Rednergabe vertrat er schon frühe das Recht freier theologischer Forschung, ohne selbst auf äußerster Linker zu stehen. 1864 siedelte er an die durch Tod seines Vaters verwaiste Pfarrstelle in der Ruprechtsau über, und avancirte rasch zu den höchsten Ehrenstellen in der elsäßischen Kirche.

Uns sei er unvergeßlich durch seine herzliche irenische Art, das in Wort und Schrift hervorzuheben, was alle wahrhaft erbauen kann.

Tirol. Die evangelische Gemeinde in Meran, der Hauptstadt des gleichnamigen Burggrafenamtes, ist neben derjenigen zu Innsbruck der einzige Ableger des Protestantismus in diesem Lande. Sie verdankt ihr Entstehen und ihre Unterstützung hauptsächlich den evangelischen Gästen, die zur Kur hier weilen. Die Anfänge eines evangelischen Gemeindelebens datiren aus den Jahren 1858—59, als Friedrich Wilhelm IV. zur Kur dort weilte, und durch seinen Oberhofprediger Gottesdienst halten ließ. Vorher mußten sich die Evangelischen noch hinter Schloß und Riegel versammeln. Hernach fanden die Vereinigungen in einem Zimmer, dann im Saal des Kurhauses statt. Mit dem Protestanten-Patent vom Jahr 1861 war die Möglichkeit gegeben, ein Bethaus sammt Pfarrhaus zu erbauen, das 1862 durch den bekannten Prof. A. v. Oettingen aus Dorpat eingeweiht wurde. Die Gemeinde zählt gegenwärtig 277 Mitglieder und 47 in der Diaspora, und hat auch bereits eine einklassige evangelische Privatvolksschule errichtet. Welch' Gezeter bei den Ultramontanen entstund, als das nun begonnene Kirchenbauprojekt sich realisirte, wissen die Leser noch.

England. Eine recht kluge Neuerung greift in England Platz, nämlich am Freitag, statt am Sonnabend Zahltag zu machen. Damit wird zweierlei erzielt. Die Leute gehen am Freitag mit dem Geld eher nach Hause,

weil am Samstag noch ein Arbeitstag ist, die Hausfrau kann allfällige Einkäufe am Samstag noch besorgen, da sie nun das Geld hiezu hat, es ist auch Gelegenheit gegeben, dasselbe auf die Sparkasse zu tragen, bevor ein Sonntag drüber geht, und für die Einkaufenden wie für die Verkäufer ist eher Veranlassung zu einer regelrechten Sonntagsfeier geboten.

Möchte diese einfache wie bedeutungsvolle Neuerung recht rasch Platz greifen.

— Mit verblüffender Derbheit erklärt der Lordmajor von London zu Handen des zum Redner an die dortige Lutherfeier berufenen Stöcker schriftlich: „Als ich die Bewilligung für die Versammlung im Mansionhause ertheilte, glaubte, ich, dieselbe hange mit der Lutherfeier zusammen. Ich erfahre jedoch, daß der Hauptredner in derselben ein gewisser Stöcker sein soll, der von den Juden als Hauptbetzer Deutschlands angesehen wird. Unter diesen Umständen muß ich die Bewilligung für die Versammlung widerrufen, da Stöcker ein Mensch ist, welchem kein Lordmayor im Mansionhause zu sprechen erlauben würde. Die Juden Londons gehören mit zu unseren geachtetsten Mitbürgern, und ein Lordmajor kann ihre Gefühle gegen solche religiöse Hetzereien nicht unbeachtet lassen, ich aber am allerwenigsten, da ich diese Hetzereien immer verdammt habe." — Warum war der Mann aber auch so unvorsichtig, ohne einen Empfehlungsbrief, etwa der Kronprinzessin, hinzureisen. Oder ist er vielleicht grad von dieser Stelle ausempfohlen worden? — Anderweitige Versuche Stöcker's, in London zu reden, mißglückten ebenfalls.

Mittheilungen.

An die Ausstellung der Erinnerungen an Zwingli, die auf den 6. Januar in Zürich geplant ist, gelangt auch ein Bild Zwingli's aus Middelburg in Holland, auf welches Herr Pfarrer Bion durch den holländischen Mennonitenprediger, Herrn Dr. Cramer, hingewiesen und das wahrscheinlich zu Lebzeiten des Reformators gemalt wurde. — In der Stadt Luzern erklärten 48 Bürger schriftlich ihren Beitritt zu einer christ katholischen Genossenschaft, deren konstituirende Versammlung am 17. d. stattfand. — Die Versammlung der Diözesanstände Solothurn, Bern, Aargau, Thurgau und Baselland (Luzern und Zug waren nicht eingeladen) beschloß, an der vom Bundesrathe angeordneten Konferenz theilzunehmen. — Für die Verhandlungen der nächstes Jahr in

Glarus stattfindenden Jahresversammlung der schweizerischen Predigergesellschaft sind folgende zwei Hauptthemata gewählt: 1) Welche Aufgabe kommt gegenwärtig der protestantischen Kirche und Theologie in Bezug auf die äußere Mission zu? Wie läßt sich dieselbe praktisch am besten durchführen und was kann gethan werden, um das Interesse dafür in weiteren Kreisen zu beleben? Referent: Herr Professor Kesselring in Zürich; Korreferent: Herr Pfarrer Eppler in Birsfelden (Baselland). 2) Ist die Herstellung einer Volksbibel, d. h. eines Bibelauszuges für Familie und Jugend wünschbar? Wenn ja, nach welchen leitenden Gesichtspunkten ist dabei zu verfahren? Referent: Herr Pfarrer Gottfried Heer in Betschwanden; Korreferent: Herr Pfarrer Georg Langhans in Grafenried (Bern). Die Festpredigt wird Herr Pfarrer Grubenmann in Chur halten. — Der waadtländische Synodalrath ordnet durch Zirkular die Frage der Stellvertretung für die Fälle, wo ein Pfarrer an seinen Funktionen verhindert ist. Er weist bei dem Mangel an besondern Persönlichkeiten auf Ersatz durch Nachbarpfarrer, eventuell auch durch Laien, Lehrer, Kirchgemeindräthe &c. hin. — Der Salutistenprozeß, der in Rolle verhandelt wurde, endigte mit der Freisprechung der Angeklagten, welche des Hausfriedensbruches und der Eigenthumsbeschädigung, begangen am Uhrenmacher Goley, in dessen Wohnung eine Heilsarmeeversammlung stattfand, beschuldigt waren. — Zum Pfarrer in Gryon, Waadt, wird Vikar Emil Meylen in Gingins gewählt. — Die Synode der neuenburgischen Nationalkirche hat einstimmig beschlossen, den Geburtstag Zwingli's in würdiger Weise zu feiern und sämmtliche Pfarrer der nationalen Kirchgemeinden aufzufordern, am 6. Januar zu Ehren des großen schweizerischen Reformators Festgottesdienste abzuhalten. — Anläßlich der Lutherfeier stellte der Verwaltungsrath der Stadt Genf im numismatischen Kabinet eine Serie seltener Medaillen aus, welche sich auf die Reformation und die darauf folgenden religiösen Verfolgungen beziehen. — Nachdem Herr Abbe Fleury seine gepfändeten Möbel weder durch Rückerstattung der aus der Kirche St. Germain entfernten Geräthe, noch durch Erlegung des gerichtlich festgesetzten Werthes der letztern (15,000 Fr.) auslöste, wurde das beschlagnahmte Mobiliar am 7. d. im gerichtlichen Ganilokal öffentlich versteigert. Ein Theil der Pfandobjekte wurde von dritten Personen auf Rechnung Herrn Fleury's zurückgekauft. Die Versteigerung ergab einen Erlös von 307 Franken.

Für den Bau einer evangelisch-lutherischen Kirche in Frankfurt sind sofort nach Erscheinen des bezüglichen Aufrufes 35,000 Mark gezeichnet worden. — Das neue Krankenkassengesetz tritt, soweit seine Bestimmungen die Beschlußfassung über die statutarische Einführung des Versicherungszwanges und die Herstellung der zur Durchführung desselben nothwendigen Einrichtungen betreffen, am 1. Dezember d. J. in Kraft. — Bei der gesetzlichen Fassung der vom deutschen Reichskanzler angestrebten Sozialreformen ergibt sich als schwierigste Aufgabe, die Grenzen und Merkmale für kooperative Verbände aufzufinden und

aufzurichten, für Gewerkschaften und Innungen, die in lebendiger Selbstverwaltung am Kassenwesen betheiligt werden müssen, wenn die Kassen selbst lebensfähig werden und bleiben sollen. — In Königsberg i. Schl. starb Alexandrine Gräfin Schwerin, mit dem Schriftstellernamen Franziska Schwerin geheißen. Mancher ihrer dichterischen Beiträge an die Reformblätter aus den ostdeutschen freien religiösen Gemeinden haben uns durch seine religiöse Wärme und Formvollendung sehr erbaut. — Die in Düsseldorf stattgehabte Generalversammlung des Rheinischen Vereins gegen die Vagabundennoth hat ein Statut angenommen, welches als Zweck des Vereins die Bekämpfung des Vagabundenthums und als Mittel zu diesem Zweck die Gründung von zwei Arbeiterkolonien mit konfessionellem Charakter, die Einführung einer organischen Naturalverpflegung und die Einrichtung von Arbeitsnachweisungs-Bureau's durch die ganze Provinz feststellt. — An Stelle des verstorbenen Dr. v. Hauber ist zum General-superintendenten zu Ludwigsburg der Ulmer Prälat v. Lang, Bruder von Heinrich Lang sel., ernannt worden.

Seitdem der Schulzwang eingeführt ist, hat Frankreich eine Menge von Schulhäusern zu bauen, und das Budget wird dadurch stark in Anspruch genommen. Die für die Jahre 1883. 1884 und 1885 bestimmten Summen sind schon aufgezehrt und noch sollen 600 Mill. Fr. ausgegeben werden, bis alle Gemeinden mit Schulhäusern versehen sind. Der Staat will 300 Mill. Fr. übernehmen, die andere Hälfte fällt den Gemeinden zur Last.

Dem „Moniteur de Rome“ zufolge hat sich die Zahl der Jesuiten seit 1870 „trotz aller Verfolgungen“ fortdauernd vermehrt. In jenem Jahr gab es 10 529 Priester, Professoren und Coadjutoren, 1882 dagegen 11,058, die diesem Orden angehörten. — Während des Jahres 1882 hat die Gesellschaft für religiöse Schriften in Italien 137,955 Exemplare von Büchern und kleinen Werken, 28,700 Almanachs und 132 800 periodische Blätter, wie z. B. »l'Italia evangelica« und »l'Amico dei fanciulli« im Gesammtbetrag von 30,753 Fr. verbreitet. Im Jahr 1868 betrug der Gesammtvertrieb noch 10,000 Fr., was auf ein günstiges Wachsthum der evangelischen Sache schließen läßt.

In Schweden ist die Zahl der Juden von 1836 im Jahr 1870 auf 2993 im Jahr 1880 angestiegen. In Norwegen wohnten 1875 erst 34 Juden.

Auch England scheint in Sachen der Heilsarmee sich auf's Vernünftige besinnen zu wollen. Die „Times“ durchgeht in einem Artikel die Verordnungen und Reglements der Salutisten und findet darin manches, „was die Grenzen der Unverschämtheit überschreitet und enorme und unerträgliche Anmaßungen nach sich zieht“. Sie eröffnet einen Blick darein, wie di Kadetten der Heilsarmee gleich den Akteurs für die Bühne sorgfältig vorgebildet werden. Der eine muß unendlich viel Mal die Rolle eines „Erschütternden“, der andere eines „Reuigen“ u. s. w. einüben. — Man hat ausgerechnet, daß das allerchristlichste England China jährlich für 325 Mill. Franken Opium liefert. — Sämmtliche Journale

Großbritanniens konstatiren mit Befriedigung zur Ehre der englischen Redefreiheit, daß es keine Engländer, weder Juden noch Christen waren, welche Stöcker's Meeting sprengten, sondern daß deutsche Sozialdemokraten, Stöcker's Landsleute, dies thaten. — Die Arbeiter der Schuhwaarenfabriken in Leicester verlangen, daß keine Juden zur Arbeit zugelassen werden.

Ein Reverend in Utah ladet recht viele Christen zur Einwanderung ein, denn nur so könne die Pest des Mormonismus erstickt werden, wenn derselbe im eigenen Lande in Minderheit komme.

Der „Frankfurter Zeitung" wird berichtet: In Sonora, Mexiko, etwa vier spanische Meilen südöstlich von Magdalena, fand man im Urwalde eine Pyramide, deren Basis 4350 Fuß mißt und die sich 750 Fuß hoch erhebt. Vom Grunde bis zur Spitze des mächtigen Bauwerkes zieht sich in Schlangenwindungen ein breiter Fahrweg hin. Die äußern Mauern sind aus sorgfältig behauenen Granitquadern ausgeführt und die Krümmungen mit unübertrefflicher Regelmäßigkeit angelegt. In der Nähe befindet sich ein kleiner Berg mit Hunderten von in Felsen eingehauenen Gemächern. Die Wände sind mit zahlreichen Hieroglyphen und Darstellungen von Gestalten mit menschlichen Händen und Füßen bedeckt. Viele Steingeräthschaften liegen umher.

Odins Kämpfer.

„All unser Mühen ist umsonst,
Es steigt die Macht des Bösen.
Ach Odin, der im Lichte thronst,
Komm' du, uns zu erlösen!"

„Auf, auf zum Kampfe für mein Reich!
Nicht feig, ihr, meine Helden!
Und fället euch des Todes Streich,
Der Nachruhm wird es melden.

Zu Walhall' steiget ihr empor,
Bei mir Lohn zu genießen.
Ihr schützet mir des Himmels Thor,
Bekämpft mit mir die Riesen."

„Was willst du bauen denn dein Reich,
Was uns den Kampf zumuthen?
Wirst du doch selbst, uns Armen gleich,
Im Tode einst verbluten.

Auch über eure lichten Höh'n,
Ihr Götter, legt einst Nacht sich;
Und was ihr lang' im Staub geseh'n,
Erringt die alte Macht sich."

„Ich weiß, mir kommt ein letzter Krieg,
Ich weiß, mir kommt ein Sterben.
Doch hebt mich jedes Tages Sieg,
Ihr sollt mit mir d'rum werben.

Was groß und wahr, was rein und gut,
Ist werth, dafür zu fechten.
Wir schirmen es mit heil'gem Muth
Vor des Verderbens Mächten.

Und unterliegen wir im Streit,
Lacht Fried' uns Kampfesmüden;
Doch siegen wird in Ewigkeit,
Wofür wir sind geschieden.

Was thuts, ob unser Leben bricht,
Ob Hohn die Hölle lache?
Der letzte Sieg gehört dem Licht,
Nicht uns, doch uns'rer Sache."

K.

Literarisches.

*** Auf den Weihnachtstisch. Zwei Gaben bester Art für das kommende Fest liegen uns, die erstere gedruckt, die zweite im Prospekt vor, die eine von einem verstorbenen, die andere von einem noch in stets gleicher Arbeitsfreudigkeit seine wenigen Mussestunden so trefflich nützenden Freund.

1. Predigten von Albert Bitzius. Aus seinem Nachlasse. Mit einem Porträt, gezeichnet von Anker. Bern, J. Dalp, 1883. — Die Auswahl der Predigten geschah durch E. Hegg, Gymnasiallehrer in Bern.

2. „Fromm und Frei", Mitgabe auf den Lebensweg von C. W. Kambli, Pfarrer in Horgen, in je einer Ausgabe für denkende Jünglinge und Männer und denkende Jungfrauen und Frauen. 8°, 22 Bogen, broschirt 4 Fr. gebunden zirka Fr. 5. 50 bei Cäsar Schmidt, Zürich.

Wir kommen auf die beiden Werke eingehend zurück.

Redaktor: Pfr. F. Meili in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. A. E. Biedermann in Zürich, Pfr. P. Böhringer in Basel, Pfr. W. Bösch in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. P. Christ in Andeer, Pfr. Dr. K. Furrer in Zürich, Pfr. O. Haggenmacher in Zürich, Pfr. W. Kambli in Horgen, Prof. H. Kesselring in Zürich, Dekan Ed. Mayer in St. Gallen, Prof. Dr. G. Volkmar in Zürich, Pfr. J. Wißmann in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. Nro. 25. 8. Dezember.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr 5 Fr. und per Halbjahr 2 Fr. 70 Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Ein christlicher Bildhauer.

Friedrich Küsthardt in Hildesheim ist der Künstler, auf dessen Schöpfungen ich mit diesen Zeilen hinweisen möchte; doch sei es mir zunächst gestattet, einige Worte über das Verhältniß der Plastik zur Religion vorauszuschicken. Daß Kunst und Religion untrennbar zusammengehören, wenn die Kunst ihrer höchsten Aufgabe bewußt bleiben und die Religion ihre volle Macht über das Volksgemüth bewähren soll, ist eine Wahrheit, der Niemand widersprechen wird, der die Geschichte der Kunst und der Religion wirklich kennt. Alle wahre hohe Kunst, die über den Zweck des bloßen Schmuckes, der Dekoration hinausging, hat mit religiösen Werken begonnen. Tempel sind die ersten künstlerischen Schöpfungen der Architektur und in diesen Tempeln begegnen wir den ersten Versuchen der Plastik und der Malerei, am innigsten aber haben Poesie und Musik den Bund mit der Religion geschlossen. Diese Künste alle haben bis zur Stunde denn auch in religiösen Kunstwerken ihre höchste Vollendung gefunden, einzig von der Plastik könnte das bezweifelt werden.

Wie hoch entwickelt schon auf jüdischem Boden die Poesie war, beweisen die Psalmen, die bis zur Stunde zu den großartigsten religiösen Liedern gehören und das Buch Hiob. Welche Weiterentwickelung das Christenthum der Poesie gebracht hat, beweist das Kirchenlied. Zu der Ansicht freilich, als ob die Religion überhaupt nur Dichtung wäre und darum mit der Wahrheit selber nichts zu thun hätte, sondern in

ihren verschiedenen Formen nur nach ästhetischen Rücksichten auf ihren Werth oder Unwerth zu prüfen wäre, können wir uns nicht bekennen. Welche Bedeutung der kirchlichen Baukunst zukommt, darüber ausführlich zu reden, wäre überflüssig, es genügt der Hinweis auf die Tempel, Dome und Münster. Welches Verhältniß zur Religion und zur Kirche nach meiner Anschauung der Malerei zukommt, darüber habe ich mich voriges Jahr in diesem Blatte ausgesprochen. Aber nun die Plastik? Das zweite Gebot verbietet überhaupt jede Art von bildender Kunst, die Bildhauerei und Bildschnitzerei aber am nachdrücklichsten. Wir gehen gewiß nicht irre, wenn wir dieß Verbot als eine pädagogische Maßregel auffassen. Wie dem Kind geboten werden muß: Laß das Messer liegen, tritt gar nicht zum Feuer herzu, soll es sich nicht schneiden und brennen, während ihm nachher der Gebrauch von Messer und Feuer nicht nur erlaubt, sondern ihm ausdrücklich Anleitung dazu gegeben wird, so mußte auch dem jüdischen Volk auf jener Stufe der Entwicklung das Anfertigen irgend eines Bildes verboten werden, sollte nicht roheste Bilderanbetung, traurigster Götzendienst daraus entstehen. Und nicht nur in der noch so niedrigen Kulturstufe lag der Grund, warum dieß Verbot nöthig war, sondern in der ganzen geistigen und gemüthlichen Natur des Hebräers. Bei dem einseitigen Vorherrschen des scharfen, trennenden Verstandes, der Abstraktion, die den Hebräern und den mit ihnen stammverwandten Arabern eigen ist, war die Phantasie wilder, stürmischer, gewaltsamer, in schärferem Kontrast zur Wirklichkeit als bei den Völkern, bei denen noch gar kein Bruch zwischen Fleisch und Geist sich vorbereitet hatte. Die Phantasie stieg leichter und höher, nicht an die Natur und ihre Gesetzmäßigkeit gebunden, sie mischte die buntesten und glänzendsten Bilder gewaltsam und schweifte aus in das Zauberhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche, eben weil der Boden aus dem sie aufstieg, trocken und unfruchtbar war. Darum konnte bei den Hebräern und bei den Arabern, überhaupt Muhamedanern eine bildende Kunst nicht aufkommen. Das Verbot des Dekalogs und des Korans trägt nicht die Schuld, denn auch da, wo es überschritten wurde, blieben die Versuche des Bildens auf der untersten Stufe der Rohheit. Es fehlte Trieb und Gefühl für Kunstleistungen dieser Art; die Schönheit, für welche man empfänglich war, konnte hier keine Stelle finden, und eine den Anforderungen der orientalischen Phantasie entsprechende Darstellung würde grauenhaft und widerlich geworden sein. Man denke nur daran,

welche Schwierigkeit die aus der hebräischen Mythologie herübergenommene Darstellung der Seraphim nachmals der christlichen Kunst bereitet hat; selbst nach Weglassung des Rumpfes, der Arme und der Beine, sind und bleiben diese mit sechs Flügeln versehenen Köpfe seltsame Insekten. Jene Vorboten der bildenden Kunst sind also in der That Beweise von der tiefen Einsicht der Gesetzgeber und von ihrer richtigen Würdigung des nationalen und religiösen Standpunktes. Bei dieser Richtung konnten bildliche Darstellungen nicht zur Reinigung, sondern nur als Lockungen der Sinnlichkeit dienen, darum wurden sie besser ganz verboten.

Anders mußte sich die Sache gestalten im Abendland. Bei den Griechen treffen wir nicht nur den reinsten Schönheitssinn, sondern auch Natur und Geist noch in vollster Harmonie, ein Maßhalten, das Geist und Phantasie nicht über die Schranken der Natur und schöner Menschlichkeit hinausschweifen läßt. Ihre Religion ist eine Vergötterung der im Menschen sich offenbarenden Kräfte der Natur und des Geistes, die verkörperte Darstellung ihrer religiösen Ideen, der Menschenleib in seiner vollendeten Schönheit, aus welcher ein ruhiger, mit der Natur versöhnter Geist hervorleuchtet. Hier war der eigentliche Boden für die Plastik, die im Unterschied von der Malerei nicht blos den bunten Schein der Wirklichkeit auf die Fläche hinzaubert und dabei leicht über die Wirklichkeit in's Märchenhafte, Phantastische hinausschweift, sondern volle, leibhaftige Wirklichkeit bietet. Allerdings überwiegt beim plastischen Bildwerk die Leiblichkeit über die Geistigkeit, die Bedeutung des Kopfes tritt zurück, der Seelenausdruck im Gesichte kann nicht so geistig dargestellt werden wie in der Malerei und darf es nicht, weil sonst das ganze Interesse ihm zugewendet und dem übrigen Körper entzogen würde, da diesem nicht wie in der Malerei durch das Kolorit ein bedeutsames Gegengewicht gegeben werden kann. Es ist nun von vornherein einleuchtend, daß dem plastischen Bilde gegenüber die Gefahr der Anbetung, der eigentlichen Verwechslung des Bildes mit dem Gegenstand, den es darstellt, größer ist als dem gemalten Bilde gegenüber.

Schon aus diesem Grunde, nicht blos weil an die alten Götterbilder auch der alte, kaum überwundene Aberglaube sich knüpfte, war es begreiflich, daß die älteste christliche Kirche, auch nachdem sie der Malerei ihre Kirchen geöffnet, gegen die Plastik einen starken Widerwillen behielt und jedenfalls kein Gottesbild und kein Christusbild als Vollbild aufzustellen gestattete, während wir der weniger körperhaften,

mehr der Malerei ähnlichen Darstellung Jesu und der Jünger im Relief und einer Petrusstatue schon sehr früh begegnen. Schon in der romanischen und vollends dann in der gothischen Kunst wird dann freilich diese Schranke durchbrochen und die Plastik gelangt zu reicher Entfaltung in der katholischen Kirche; aber es ist doch bezeichnend genug, daß auch jetzt Gottvater gar nie als Statue dargestellt wird und Christus als Weltrichter in himmlischer Glorie thronend meist nur im Relief; um so häufiger dagegen erscheint als Vollbild Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm, also Jesus als Kind und dann der leidende Menschensohn entweder als der Gekreuzigte oder als Leichnam auf dem Schooße der Mutter in den herrlichen Pietà-Bildern.

Daß die Reformatoren, wollten sie dem Bilderdienst wehren, auf gänzliche Beseitigung der Bilder dringen mußten und daß der entflammte Fanatismus der Bilderstürmer sich mit größter Wuth auf die Skulpturen warf, ist leicht begreiflich. Vor dem religiösen Eifer mußten alle blos aesthetischen Rücksichten zurücktreten. Das schildert uns in schönster Weise unser zürcherische Dichter Dr. Konr. Ferdinand Meyer in „Huttens letzte Tage“. Da läßt er Hutten einen Bildersturm am Zürichsee mit folgenden Worten schildern:

> Es trat ein Männerpaar heran und hob
> Ein Marmorbild mit Händen derb und grob.
> Und ich erschrack — es war ein edles Bild!
> Die Gottesmutter lächelte so mild,
> Und sah das rohe Volk so rührend an,
> Als spräche sie: Was hab' ich euch gethan?
> Wie kam das Werk in dieses Kirchleins Raum?
> In Nürnberg selber sah ich Beſſ'res kaum.
> Man fühlte, daß ein Meister spät und früh
> Daran gewendet viele Lieb' und Müh'.
> Ich zuckte! Ruf ich: Halt? Ich? Hutten? Nein!
> Ihr Männer, stürzt das Götzenbild hinein!
> Ich rief's und zeigte nach der Tiefe Rand.
> Sie schleuderten — das edle Bild verschwand.

Es währte Jahrhunderte, bis in unsere reformirten Kirchen Gemälde wieder Eingang fanden, Skulpturen in protestantischen Kirchen gehören jetzt noch zu den großen Seltenheiten, und doch ist durchaus kein Grund mehr vorhanden, warum dieselben gänzlich der Bildhauerwerke

entbehren sollten. Zwar für freistehende Statuen fehlt in unsern Kirchen meist schon der richtige Platz.

Von großer Bedeutung, ja geradezu bahnbrechend war für die Bildhauerei innerhalb des Protestantismus Thorwaldsen. Zwar seine Ansicht, daß die Bildhauerei dem protestantischen Gottesdienste sich ebenso innig anschließe, wie die Malerei dem katholischen, müssen wir durchaus bestreiten; aber in den Skulpturen, womit er die Frauenkirche in Kopenhagen ausschmückte, begrüßen wir die Wiedergeburt der religiösen Plastik auf dem Boden der Reformation. Sein Christus, der seine Arme ausbreitet mit dem Segensworte: Friede sei mit euch! ist eine großartige, von tief religiösem Geiste durchwehte Gestalt. Nur bornirter, weltscheuer Konfessionalismus hat diese Schöpfung eine heidnische schelten können. Nur wenige Künstler sind indeß Thorwaldsen auf der nach dieser Richtung hin neu eröffneten Bahn gefolgt. Von bedeutenderen Christusstatuen in protestantischen Kirchen ist mir nur die von Hopf in Wiesbaden bekannt und auch diese mit den zwei Statuen zu ihrer Seite scheint mir in keinem innern, organischen Zusammenhange mit der Kirche selbst und ihrer architektonischen Gliederung zu stehen. Weit leichter fügt sich das Relief in den Bau unserer Kirchen ein und findet auch in Grabmälern seine Verwendung. In religiösen Reliefs-Darstellungen hat denn auch der Künstler, auf den ich die Aufmerksamkeit der Leser hinlenken möchte, ganz Bedeutendes geleistet.

Friedrich Küsthardt in Hildesheim, den Kunstfreunden und Museen schon längst rühmlichst bekannt durch seine Originalabformungen des Hildesheimer Silberfundes und durch seine im Auftrage des South-Kensington-Museums in London vortrefflich gearbeiteten Kopien mittelalterlicher Kunstwerke seiner Heimatstadt, hat schon vor Jahren in den herrlichen Skulpturen, womit er das Grabdenkmal der Familie Gail in Gießen schmückte,*) in hervorragender Weise religiöse Darstellungen geschaffen. Der Mittelbau dieses Grabmals ist dem bei Gravelotte verwundeten und seinen Wunden erlegenen ältesten Sohne des Bestellers, Georg Gail, gewidmet. Klaren Auges schaut der am Boden sich aufstützende jugendliche Krieger empor zu einem Genius, der in der erhobenen Linken dem ruhig den Tod Erwartenden den Siegeskranz zeigt, während er mit der Rechten leise nach der Ferne deutend die letzten

*) Siehe eine Abbildung dieses Grabmals in C. v. Lützows „Zeitschrift für bildende Kunst“. Band XV, p. 140.

Gedanken des Scheidenden in die Heimat lenkt, deren schöne, burgengekrönte Berglinien in flachem Relief angedeutet sind. Ein Relief zur Linken zeigt uns im Segen Jakobs die Vorbereitung auf den Tod, ein solches zur Rechten in der Auferweckung des Jünglings zu Nain die Auferstehung. Diese beiden Darstellungen sind von großer Schönheit. In der erstern hebt der greise Jakob, im Bette aufgerichtet, segnend seine Hand über die vor ihm knieenden Knaben, Ephraim und Manasse, während deren Vater Joseph mit gefalteten Händen auf die Worte des Segens lauscht. Die Mutter schlägt den Vorhang des Frauengemaches zurück und tritt bescheiden zu der heiligen Handlung herzu. Links hinter Jakob nimmt ein Jüngling, lauschend dem segnenden Jakob zugewendet, eine rauchende Lampe, das Sinnbild des erlöschenden Lebens, von einem sphinxgeschmückten Kandelaber herab.

In dem Relief zur Rechten des Mittelbaues, das die Auferweckung des Jünglings zu Nain darstellt, tritt Jesus in ruhiger Würde mit erhobener Rechten zu der Bahre, welche zwei Altersgenossen des Jünglings tragen, und spricht das Wort: „Jüngling, ich sage dir: Stehe auf.“ Noch halb bewußtlos erhebt der Neubelebte das Haupt und wendet es Jesus zu. Die Mutter, in den Wittwenschleier gehüllt, fällt vor Jesus nieder und berührt leise sein Gewand. Hinter dem zu neuem Leben aufwachenden Jüngling sehen wir das stille, leidenschaftslose, aber von seliger Freude überströmte Gesicht der Großmutter, neben ihr eine jüngere Tochter von großer Schönheit, die ihr Knäblein an sich drückt, als ob sie es erst jetzt, da sie des Todes Macht überwunden sieht, ganz ihr eigen nennen dürfte. Rechts im Bilde sehen wir zwei Apostel, den einen erstaunt über die Macht Jesu, den andern mit solcher Wirksamkeit seines Meisters schon vertraut.

Von außerordentlicher Schönheit sind die in Nischen zur Rechten und zur Linken stehenden allegorischen Figuren der Liebe und der Hoffnung.

Noch vollendeter ist das in edlem Marmor ausgeführte Hauptreliefbild, das Friedrich Küsthardt als Altarwand für die evangelische Kirche in Schalke gearbeitet hat. Es zeigt uns den Auferstandenen, wie er einen Vorhang zurückschlagend, der an Stelle der Thüre als Verschluß dient, unter die Jünger und Jüngerinnen tritt und ihnen mit segnend über ihre Häupter ausgebreiteten Händen den Gruß bietet: „Friede sei mit euch!“

Die Gestalt Jesu ist überaus edel. Der gewaltige Ernst, der auf der Stirne liegt, wird durch die Freundlichkeit des Mundes gemildert. Der Friede der Schmerzverklärung ruhet auf diesem Angesicht. Die Erscheinung ist lebendig, nicht geisterhaft, „doch eine Würde, eine Höhe entfernet die Vertraulichkeit". Das Herbeiziehen der Frauen ist ein sehr glücklicher Gedanke. Dabei ist das Aufblitzen des Glaubens und die stürmische Freude des Wiedersehens, wie solche der Jugend eigen, in der Gestalt der Maria Magdalena prachtvoll dargestellt, während die Mutter Jesu, gebrochenen Herzens, nicht so hell aufzujubeln wagt, aber dafür um so inniger den Trost der geistigen Wiedervereinigung in sich aufnimmt. So störend sonst immer die Anbetung des eigenen Sohnes durch die Mutter auf uns einwirkt, hier stört die in's Knie gesunkene Haltung der Mutter nicht, ihr leuchtendes Angesicht verschlingt die geliebten Züge des Sohnes, ihre zum Beten erhobenen Hände deuten aber darauf, daß sie ein Dankgebet an Gottvater richtet, der ihr den durch den Tod Verlorenen neu schenkt. Am ergreifendsten ist die Gruppe zur Rechten. Hier bleibt Petrus schuldbewußt von ferne stehen und wagt nicht sein Auge aufzuheben zu dem Meister, den er verläugnet hat. Der Ausdruck des vom Schuldbewußtsein gleichsam gebundenen Mannes ist von ergreifender Wirkung. Wo möglich noch schöner ist Johannes, der ihn tröstet: „Auch du findest Verzeihung und wirst wieder angenommen, sei getrost, auch dir gilt der Friedensgruß des Auferstandenen!" Die Modellirung dieses Johanneskopfes ist wundervoll. Da müssen nicht lang herabwallende Locken die Milde auf Kosten der Männlichkeit charakterisiren. Dieser Johannes mit der vorspringenden Denkerstirne, mit der kräftig profilirten Nase, mit dem bei aller Weichheit doch etwas herben Mund, dieser Kopf, der mich an Schiller erinnert, zeigt uns den ächten Donnerssohn, eine gewaltige, vorwärtsdrängende Kraft durch die Liebe gemildert, seine Freude sofort dem mittheilend, der als schuldbewußt des Trostes am meisten bedarf. Noch zeigt uns das Bild fünf weitere Apostel, die wir wohl am besten unbenannt lassen. Hinter der Mutter steht ein jugendlicher Jünger mit ausgebreiteten Armen, Kopf und Gestalt zeigen das Aufleuchten einer neuen Erkenntniß, wogegen die Kämpfe des Zweifels in dem greisen Kopfe des Apostels hinter ihm sich tiefer ausgeprägt haben und die verschränkte Haltung der Hände auf den noch nicht beendeten Seelenkampf hindeutet. Die übrigen drei Gestalten, resp. Köpfe, zeigen Erstaunen, ernste Prüfung,

aufflammenden Glauben. Eine Vermehrung der Figuren wäre absolut nicht im Stande gewesen, ein neues psychologisches Moment hinzuzufügen, hätte also den Eindruck offenbar nur abschwächen können. Zudem bietet uns ja die Tradition keine genauere Charakterzeichnung der übrigen Jünger, so daß die Darstellung aller Zwölfe eine Klippe ist, an der auch Thorwaldsen's Genius beinahe gescheitert wäre. Die Beschränkung war also eine ächt künstlerische That. Daß Küsthardt seinen Köpfen und Gestalten ächt deutschen Ausdruck gegeben hat, begrüßen wir um so freudiger, weil er, der Stylprinzipien seiner Kunst vollbewußt, sich nicht hat verführen lassen in einen stoßenden Realismus oder Naturalismus hinunterzusinken und das Charaktervolle im Häßlichen zu suchen, wie es nun die romanische Skulptur fast durchweg zu thun liebt. Diese Versuchung tritt allerdings an den Maler weit stärker heran als an den Bildhauer, ist ihr doch ein Künstler wie Eduard von Gebhardt theilweise erlegen.

Die Komposition dieses Auferstehungsbildes ist reich, mannigfaltig und doch zu strenger Einheit zusammengeschlossen. Daß auf der rechten Seite, wo, abgesehen von der Gestalt Jesu selber, das größere geistige Gewicht liegt, nur vier, auf der linken dagegen fünf Figuren sich finden, stellt das künstlerische Gleichgewicht wieder her. Der Fluß der Linien ist herrlich. Es war keine leichte Aufgabe, die Köpfe von sieben auf einer Fläche stehenden Männern so zu gruppiren, das keine Eintönigkeit entstund. Die Hände führen ebenfalls eine beredte Sprache. Der Faltenwurf der idealen Gewandung ist klassisch schön.

Ich fühle gar wohl, daß es etwas gewagt von mir war, unsere Leser so nachdrucksam hinzuweisen auf Bildwerke, die im Original oder in Nachbildung nur wenigen unter ihnen vor die Augen kommen. Warum habe ich es gethan? Nicht blos darum, weil ich in Friedrich Küsthardt einen lieben Freund begrüßen darf, sondern weil ich die vollendete Ueberzeugung in mir trage, mit diesen Zeilen auf einen christlichen Bildhauer hingewiesen zu haben, dem gerade auf dem Gebiete der Darstellung des Heiligen noch eine große Zukunft beschieden sein wird. Endlich will ich nicht läugnen, daß es mir im innersten Herzen wohlgethan hat, einen Künstler von dieser Gemüthstiefe und Innigkeit und von so großer Schöpfungskraft in den Reihen der Männer des deutschen Protestantenvereins zu finden. Wenn wir mit Worten noch so warm und wahr versichern, unser freies Denken und Forschen erkälte das Herz

nicht und thue dem Schwung der Seele nach oben keinen Eintrag, so glaubt man uns das nicht; darum müssen Thaten davon Zeugniß geben. Solche Thaten begrüßen wir in den religiösen Bildhauerwerken unseres Freundes **Friedrich Küsthardt**, darum weisen wir alle unsere Freunde darauf hin mit den Worten: Sehet da, wie der freisinnige Protestantismus die Gluth religiöser künstlerischer Begeisterung und Schaffenskraft nicht dämpft, wie gerade auf seinem Boden die religiöse, die christliche Kunst gedeiht, indem Geistesklarheit und Gemüthstiefe sich vereinen. **C. W. K.**

Wander-Skizzen.

Von Karthago zu den Krumir.

Die Spuren der historischen Trennung der Ost- und Westhälfte Siziliens erkennt selbst der eilige Wanderer heute noch leichtlich. 's ist ein ander Volk, das lungernde Banditengeschlecht von Monreale bei Palermo mit seiner Indolenz und Falschheit, als die freundlich heitern Leute am Fuße des Aetna. In Beziehung auf die Kunst dagegen verdient, abgesehen von den Ruinen der Antike, der Osten den Vorrang. Hier treffen wir wieder herrliche Kirchenarchitektur, die ein ganz besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß sie mit konstruktiven und ornamentalen arabischen Motiven versetzt ist. Um maurische Kunst unter Arabern selbst, losgelöst von der Verbindung mit abendländischer Kultur, kennen zu lernen und um zugleich ein Bild des Orientes im Kleinen zu gewinnen, verlassen wir, am Ziele unserer sizilianischen Kreuz- und Querfahrten angelangt, zu mitternächtiger Stunde den Hafen von Palermo südwärts um den kahlen Monte Pellegrino herum, an dem nebelumhüllten, sagenreichen Eryx von Trapani, den kastellartigen Weinfabriken des halb orientalischen Marsala und der einsamen Insel Pantellaria vorüber nach Goletta — Tunis. Es war eine hübsche Fahrt, voll wechselnder, bunter Bilder. Selbst ein christlicher Archäologe wäre hier nicht leer ausgegangen; denn die treu dem Schiffe folgenden und lustig hüpfenden Delphine erst lassen es begreifen, wie Heiden und Christen dazu gelangten, als Begleiter, eventuell als Retter auf der Fahrt über des Lebens Fluth den Fisch anzusehen, denselben sogar, wie es im Christenthum bekanntlich sehr bald geschah, als Symbol des Erretters zu nehmen.

„Grüß Gott in Afrika!“ ruft mir eines Morgens, wie ich nicht ohne gewagten Sprung von der Höhe das Kajütenbett verlassen, mein Freund zu. Ich glaubte zu träumen, eilte auf Verdeck — da lagen sie vor mir links die zackigen Felsen von Hammâm en-Lif, rechts die gerundete Anhöhe von Marsa und Sidi-bu-Said, das Trümmerfeld von Karthago, weiter vor uns die grünliche Fläche des seichten Golfes von Tunis, an dessen Ende weißschimmernd, ein wenig ansteigend Tunis, das „Paris der Berberei“! Das tiefe Blau der Berge, die scharfen Kontouren verrathen den südlichen Himmel. Beflügle dich, Kiel, denn schon harren dort vor Goletta die Schifferboote zur Aufnahme deiner Schutzbefohlenen. Unsäglich häßliche Neger, gravitätische, schwarzgebräunte Araber bemächtigen sich des Gepäckes der Landenden; die äußerst gnädige Douane des Bey wird rasch befriedigt. Ein Araber Sträfling, nach Art St. Pauli in Rom mit einem Soldaten zusammengekettet, dreht uns die Brücke und fort geht's im Eilschritt einem nacktbeinigen, trotz der Last leichtfüßigen Araber nach zur Eisenbahn Goletta-Tunis. Welch' fremdartiger Zauber hielt uns frischgebackene Afrikareisende gefangen, wie wir auf der luftigen Veranda des Waggons die ebene, sandige Landschaft an uns vorüberfliegen sahen: Palmenalleen, hohe Opuntienhecken, verkrüppelte, niedere 5—700jährige Oelbäume, weidende Dromedarherden, Flamingos am Strande, tunesische Feldarbeiter, arabische Reiter zu Roß und auf Esel. Wie bewunderten wir auf Station Marsa den effektvollen Farbenglanz des Kostüms vornehmer Einheimischer. Der Mohamedaner mit seinem bunten Turban, seinem weißen, faltigen Mantel, der Grieche mit rothem Fez, feinverzierter, farbiger Jacke und kurzer, weiter Hose, der in Tunis stets noch verachtete Jude in orientalischem Gewande von einfachem, hellblauem, grauem oder schwarzem Stoffe, die systematisch fett gemachten Jüdinnen dagegen in einem kurzen Kleide, je nach dem Vermögen der Besitzerin verziert, oft von Seide, Damast und goldgesticktem Zeuge, in reichgesticktem Jäckchen und engen Hosen, die von Gold und Silber buchstäblich glitzern, auf dem Haupte tragen sie eine goldgestickte, konische Mütze mit seidenen Banden umwunden. Die Sphinx der Gesellschaft ist die total verhüllte, vornehme maurische Frau, ihr Haupt ohne dies bis auf die Augen verhüllt, bedeckt sie mit schwarzem Seidentuche, das bis auf die Brust herunterreicht und von der Besitzerin nur soweit schief gehalten wird, als zur Ermöglichung des Blicks auf die Straße nothwendig ist. Im tunesischen Bazar hat man Gelegenheit,

mitunter die nicht gerade sanfte Berührung mit den ausgestreckten, verhüllten Ellbogen dieser unbeholfenen, wandernden Räthsel zu machen. Mit unbedecktem Angesichte treten auf die Straße nur Negerinnen, arme Beduinen- und Kabylenweiber und die Rumi (Römerin), d. h. die Europäerin.

Tunis! Der Schaffner ruft's zwar nicht. Seh' Jeder selbst zu, wie er sich helfe, Beamtete oder Lohndiener gibt's da nicht. Glücklich soll man sich schätzen, endlich eines der beiden besseren Hotels, das vortreffliche Hotel de Paris, gefunden zu haben.

Afrika-Reisende haben uns versichert, daß Tunis die europäischen Einflüssen unzugänglichste Stadt Nordafrika's, das treueste Bild orientalischen Lebens gebe. Ein kurzer Gang durch die Stadt beweist es. Dicker Staub liegt auf den schlechtgepflasterten, erbärmlichen Straßen, trotzdem Tunis, Dank der noch theilweise benutzten siebenstündigen Wasserleitung des alten Karthago, mit herrlichem Wasser im Ueberfluß versehen ist. Was thut's. Europäer sind nicht zahlreich hier, die meisten derselben sind zudem akklimatisirte Malteser, nicht selten Nachkommen der weißen Sklaven. Der Araber hüllt sich in seinen staubfarbenen Mantel und den nackten, schwarzen Beinen ist der Staub angenehm weicher Teppich. Der Reihe nach halten dort den Hausmauern entlang im Staube, den Kopf in den Mantel gehüllt, die Berber Siesta. Da wundert es uns nicht, daß der Staub in biblischen Bildern so häufig Verwendung finden konnte. Glücklicherweise ersetzt das steife, langsam schreitende Dromedar den staubwirbelnden Lastwagen. Kommt solch' ein beladen Ungethüm die schmale Straße her, so mag man sehen, wie man, ohne in Häuser zu flüchten, vorüberkommt, gar noch, wenn die breitspurige Bestie beißt. Lebhafte Malteser, verschmitzte Griechen, rothhosige Franzosen, orientalische Juden, Araber vom seidenbekleideten Scheikh bis herunter zum Dromedartreiber im braunen, rauhaarigen Rocke, Mauren, Söhne der Wüste: Kühne Beduinen und Söhne der Berge: Kahle, wilde Kabylen, Neger, Negerinnen, bedächtige Araberinnen, das Alles drängt sich handelnd, disputirend, erzählend, am häufigsten müßiggehend vorüber an den niedern, kleinen, dick mit Kalk übertünchten Häusern, deren Straßenseite mich lebhaft an pompejanische Hausbauten erinnerte. Von europäischen Lauten schlagen mehr italienische als französische an unser Ohr. Das Italienische wird wohl noch geraume Zeit die dem Volke theilweis geläufige Sprache bleiben. — Wir sind unversehens in's Herz

der Stadt und damit in die weitverzweigten Bazars gerathen. Jedes Gewerbe hat hier seine Abtheilung (Suk): Parfüm-, Fez-, Waffen-, Schuh-, Lederfabrikant, Weber, Sattler, Schneider, Fleischer, Spezereihändler; jeder breitet in kleinem, viereckigem Raume, der ihm zugleich als Werkstatt dient, seine Herrlichkeit aus und harrt, ist er anders nicht Jude, Grieche oder Malteser — mit der Geduld moslemischen Fatalismus, oft in den faulsten Positionen, des Käufers; wenn's hoch kommt, schreibt er bedächtig und sauber seine Zeichen in's Handbuch, liest, betet seinen Rosenkranz oder raucht seine Zigarette. Jener alte, würdige Patriarch, soeben kommt er den gedeckten, schmalen Bazarweg herauf, ist blind, seine Hand legt er auf's lockige Haupt des leitenden Knaben — ein rührendes Bild, das ohne die mindeste Aenderung vor Jahrtausenden schon zu sehen war, da Hiob (15,12) von sich rühmt, des Blinden Auge gewesen zu sein, oder Simson dem Knaben folgte zum schauerlichen Todesgang. In den arabischen Kaffee's sitzen die Gäste stundenlang auf Matten, halten die Miniaturschälchen feinsten Kaffees in der Hand und erzählen sich Altes und Neues in ruhiger Gemessenheit. Wer des Haschisch zu viel hat, verschläft den Rausch im Hintergrunde. (Schluß folgt.)

Rundschau.

Hannover. Als das hannover'sche Kirchenregiment die Taktlosigkeit beging, seiner frommen Herde ein neues Gesangbuch zu produziren, das einen grellen Anachronismus im religiösen Leben nicht Hanover's zwar, aber doch unsers Jahrhunderts markirt, da wurde das ganze hierarchische Vorgehen mit der Entschuldigung abgeschwächt, daß Niemand gehalten sei, diese poetische Schöpfung zur Wahl seines Herzens zu machen. Wie wenig aber hierin Wort gehalten wird, geht aus den Erlassen dieses Kirchenregimentes hervor, wonach alle Gemeinden, die ihr Gesangbuch mit einem andern zu vertauschen wünschen, das neue nehmen müssen, jede Gemeinde muß in ihren Kirchen auch stets die Liedernummern des neuen Gesangbuches auf Tafeln aufführen, den Konfirmanden wird dringend gerathen, nur ein neues zu kaufen und die Prediger fallen in Mißgunst, welche nicht auch im neuen Gesangbuch figurirende Gesänge wählen, abgesehen davon, daß diejenigen, welche ihren Gemeindegliedern das neue Gesangbuch nicht empfehlen, von den Superintendenten an die Bezirkssynoden verklagt werden.

Oesterreich-Ungarn. Die zu Wien tagende Generalsynode A. K., von der wir in letzter Nummer Einiges berichteten, faßte u. A. noch folgende Resolutionen: Den Gemeinden wird die Pflege des Kirchengesangs empfohlen; den humanitären Anstalten zu Weiern (Kärnten), Grisern und Weitersdorf (Oberösterreich), sowie den ähnlichen Instituten wird warme Anerkennung ausgesprochen; für die ein- bis fünfklassige Volksschule soll ein evangelisches Lesebuch nicht extra, sondern durch Umarbeitung eines schon bestehenden erzielt werden; die Theologieprofessoren sollen, wenn sie nicht ordinirt wurden, zum weltlichen Stand gehören; die Regierung wird um Wiedervermehrung der früher reduzirten Zahl von Freitischen für Theologiestudirende ersucht; die Feier des Bußtages wird auf den 8. Dezember angesetzt; die evangelischen Gemeinden anzuweisen, daß sie Beiträge für katholische Kultuszwecke nicht mehr aus dem Kommunalsäckel der Gemeinde bestreiten lassen; die vom Oberkirchenrath gesammelte Jubiläumkollekte sei mit dem allgemeinen Pensionsfond zu vereinigen; wegen der Bibelkolportage sei der Schutz der Staatsbehörde nachzusuchen; die evangelischen Lehrer sind in den Lehrerkonferenzen den andern gleichzustellen, Missionare sind nur auf Zusehen hin als geistlich anstellungsfähig; die sogenannten Lesegottesdienste, deren z. B. in Galizien an 60 Orten gehalten werden, während nur an 26 Orten solche von Geistlichen, werden genau geordnet; für Disziplinar- und Schulangelegenheiten wird ein Neunerkomite niedergesetzt; eine Deputation soll die rechtliche Stellung der Schule beim Kaiser vertreten; ein Petition das Ehegesetz nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung regulirt verlangen, und Aehnliches mehr.

In ähnlichen Beschlüssen ergeht sich die H. K. Die Stöber'sche Ausgabe des Heidelberger Katechismus wird für den Schulgebrauch approbirt, die lokale Vereinigung der theol. Fakultät mit der Universität wiederholt verlangt, die Zulassung von Missionaren zum Kirchendienst in Oesterreich unter Kautelen bewilligt, der galizischen Gemeinde Josephsburg ein reformirter Vertreter zugesagt, für die Bibelkolportage eine Petition an's Ministerium eingereicht werden. Der Gemeinde Feldkirch wird der Gebrauch des Baseler Gesangbuches gestattet, die II. H. K. und der Heidelberger Katechismus als Bekenntnißschriften der reformirten Kirche erklärt, und, da am k. k. Theresianum ein Präzedenzfall vorliege, daß den Reformirten ein konfessioneller Unterricht ertheilt wird — das Ministerium aufgefordert werden, den

Religionsunterricht auf gleichem Fuß an allen Mittelschulen einzurichten, so daß die Schüler A. K. einen Lehrer ihrer Konfession und diejenigen H. K. ebenfalls einen Religionslehrer ihres Bekenntnisses erhalten!

Spanien. Der deutsche Kronprinz, welcher auch in religiösen Dingen das Herz auf dem rechten Fleck hat, will es nicht unterlassen, während seiner Anwesenheit zu Madrid die Anstalten des im Namen des Gustav-Adolfvereins dort stationirten Pastor Fliedner zu besuchen und damit den spanischen Exzellenzen einen ganz kleinen Wink zu geben. Der Mann wirkt daselbst in hingebendster Weise seit 1870, Hand in Hand mit den spanischen Protestanten. In 50 bis 60 Gemeinden leben deren etwa 14,000 im Land, die von 30 bis 40 Evangelisten und Predigern geleitet werden. Madrid selbst zählt fünf Gemeinden. Noch haben diese Leute Unterstützung dringend nöthig, denn der Artikel über Glaubens- und Gewissensfreiheit spielt in Spanien noch eine recht untergeordnete Rolle. Ein Autodafé, das kürzlich über 1300 auf der Douane aufgegriffene Lesebüchlein für evangelische Schulen feierlich veranstaltet wurde, die Titulirung des evangelischen Pfarrers Fliedner mit „Schurke" seitens einer spanischen Beamtung, die Vernichtung von Bibeln, Hintansetzung evangelischer Kranker und Gestorbener und Aehnliches mehr, lassen einen kleinen Drücker von Seite des deutschen Besuches nur erwünscht erscheinen.

Literarisches.

* * * Jos. Martin Usteri, Pfr.: Ulrich Zwingli, ein Martin Luther ebenbürtiger Zeuge des evangelischen Glaubens. Festschrift &c. Zürich, Höhr, 1883.

Zwingli's religiöse Entwicklung zum Reformator darzustellen, ist wegen den spärlich fließenden Quellen ungleich schwieriger als die Luthers. Anderseits hat es seinen unbestreitbaren Reiz, das Mangelnde durch Kombiniren zu ergänzen, freilich ja auch seine Gefahr. Wir müssen anerkennen, daß in der vorliegenden Festschrift ein Versuch gemacht worden ist, der durch gewissenhafte Verwerthung der Quellen eine bleibende Bedeutung beansprucht und in manchen Punkten die Schrift, welche theilweise zum Vorbild gedient hat, Schulers Bildungsgeschichte Zwingli's, ergänzt, berichtigt und überholt.

In drei Kapiteln wird dargestellt, wie Zwingli zum evangelischen Glauben kam, dann sein reformatorisches Zeugniß von demselben, und endlich Zwingli's Entwicklung mit der Luthers in Parallele gesetzt. Namentlich die beiden letzten Abschnitte sind geeignet, die Absicht des Verfassers zum Ausdruck zu bringen,

nämlich den Schweizer Reformator dem Deutschen an die Seite zu stellen; wir wüßten z. B. zu der Erörterung über die Prioritätsfrage, abgesehen von allgemein historischen Betrachtungen, wenig mehr, und nichts Besseres beizubringen; auch freut man sich, im zweiten Kapitel von Zwingli's reformatorischem Zeugniß so manches Kernwort zu vernehmen, das getrost neben Luthers Zeugnisse gestellt werden darf — wie man denn hier überhaupt sichern und vom Verfasser umsichtig durchforschten Boden spürt.

Eine schwierige Aufgabe bildete zum vornherein das erste Kapitel, die vorzürcherische innere Entwicklung Zwingli's. Bei dem psychologischen Problem, das sich hier aufdrängte, war ja wohl auch der bekannte Brief an Utinger nicht zu umgehen; der Verfasser ist auch mit allem Freimuth darauf eingetreten. Mir will sich, bei aller Anerkennung des Wahrheitsstrebens, die Partie für eine Festschrift immer nicht recht reimen. Jedenfalls hätte ich gewünscht, es wäre neben der theologischen die historische Betrachtungsweise noch entschiedener zum Recht gekommen, welche aber mit 1519 einen tiefen Einschnitt macht, und dann den vorzürcherischen Schatten in Zwingli's Charakterbild kaum mehr neben dem Glanz in Betracht kommen läßt, womit das Werkzeug der göttlichen Vorsehung von da an erfreut. Jedenfalls aber bekenne ich mich zu der Ansicht, daß man dem ultramontanen Kautze Janssen viel zu viel Ehre anthut, wenn man auf alle seine Angriffe eingeht; namentlich sollte man niemanden mehr mit dem „bedeutenden Historiker" schrecken, zumal nachdem Professor Lang in Marburg (der Verfasser von „Landgraf Philipp und Zwingli") diesfalls die nöthige Beleuchtung gegeben hat.

Ich will hier nicht näher auf die Bedeutung eingehen, welche der Verfasser der Krankheit Zwingli's von 1519 für dessen inneres Leben beilegt. Es will mir nur scheinen, was er auf der letzten Seite der Schrift (S. 144) von der Entwicklung solcher Menschen sagt, die zuerst theoretisch zur evangelischen Erkenntniß gelangen und von Jugend auf an einen gütigen Gott glauben — „daß es nämlich hier in der Regel nicht zu Bekehrungen nach lutherischem oder gar nach paulinischem Muster komme" — stimme nicht ganz zu der Auffassung, welche S. 61 von der Krankheit gegeben ist und diese doch so ziemlich zu einer besonderen Bekehrung steigert.

Indessen bietet auch dieser schwierige erste Abschnitt viele treffende Bemerkungen und anregende Gedanken. Namentlich aber ist es verdienstlich, daß der Verfasser zum ersten Mal eine bisher noch nie verwerthete Quelle benutzt hat, die von Zwingli in Einsiedeln verfertigte Abschrift der paulinischen Briefe, bezw. deren Randglossen. Sehr viel wird freilich auch eine weitergehende Erforschung dieser schwer zu entziffernden Noten kaum herausbringen; es ist eben das Schriftstudium, wie es die Humanisten betrieben, zumal Erasmus, der ja auch schon darauf ausging, „Christus aus den Quellen" zu studiren. — Uebrigens mache ich noch auf eine Note aufmerksam, welche, wenn

ich recht lese, zur Vorsicht in der Annahme mahnt, diese Randglossen seien alle 1517 geschrieben; es heißt, wie ich glaube, in einer Anmerkung zum Epheserbrief:

»T(omo) 5 to 1520 aliter legit Hieronymus« etc. —

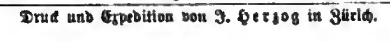
wie es scheint allerdings eine nachträgliche, aber — wenn die Zahl 1520 das Jahr und nicht etwa die Seite angibt, — immerhin beachtenswerthe Note.

Dagegen unterschätzt der Verfasser die Klageschrift des Chorherrn Hofmann gegen Zwingli. Hofmann war nicht ein schlauer, sondern gewiß ein ehrlicher, ja eher beschränkter Gegner der Reformation (ein schlauer Mann würde doch nicht 14 Jahre — nicht Semester — in Heidelberg studirt haben?) Gerade als gegnerisches Zeugniß hat diese Quelle Werth; es ist z. B. auch von Zwingli's Ansicht über das Fegfeuer darin die Rede, von dem Verfasser (S. 138) bei Zwingli selber erst seit 1523 hört. —

Diese paar Bemerkungen sollen dem Verfasser das Interesse zeigen, welches seine Schrift auch in mir erweckt hat. Möge ihm die Gesundheit wieder geschenkt werden, zum Lohn für seinen nie ermattenden Eifer, und ihm weiteres Studium der Reformationsgeschichte in seiner neuen Gemeinde wohl gelingen.

(E. Egli.)

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen. Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen. Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.


Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.



Zeitstimmen

aus der

reformirten Kirche der Schweiz.

Neue Folge. — Dritter Jahrgang.

Zürich 1883. **Nro. 26.** 22. Dezember.

Abonnementspreis: Bei der Expedition, den schweizerischen Postbureaux und den Buchhandlungen per Jahr **5** Fr. und per Halbjahr **2** Fr. **70** Cts. Für das Ausland mit dem entsprechenden Portozuschlag. — Erscheint alle 14 Tage je am Samstag, 1 Bogen stark.

Das Glück von Kappel.

In düst'rer Nacht bei der Fackeln Gluth
Welch' Jubeln der Söldner und Pfaffen,
Als sie den Gewaltigen fanden im Blut,
Deß' Wort mit zerschmetternden Waffen
Der Geistesfreiheit die Gasse gemacht,
Des Truges Feste zum Wanken gebracht!
Das mochten sie, muß man bekennen,
Das „Glück von Kappel" nennen.

Derweil in Zürich ergoß sich der Schmerz
In Seufzen und stürmischen Klagen,
Hob manches Auge sich himmelwärts
Mit Fleh'n und weinendem Zagen.
O mächtige Zeit, die Alles verweht!
In Zürich selber jetzt ruft ein Prophet:
„Das war nach dem Rathe der Weisen
Als „Glück von Kappel" zu preisen.

„Denn hätte der Stürmer zu selbiger Stund'
Im Tode nicht müssen erkalten,
Bald wäre der Schweizer geheiligter Bund
In klägliche Trümmer zerspalten!"

Ein trefflicher Tröster, der neue Prophet,
Der „hätte und wäre“ so sicher erspäht!
Die Schwarzen mit schmunzelnden Blicken
Zum „Glück von Kappel“ ihm nicken.

Ach, daß der armen Frau Zwingli Gram
Den Trost nicht mochte gewinnen,
Weil kein Gedanke an „Glück“ ihr kam
In ihrem bekümmerten Sinnen!
Sie konnte nur glauben. Da trat ihr nah
Der heilige Trost von Golgatha.
So wollt' ihr der Himmel erlassen,
Das „Glück von Kappel“ zu fassen.

Trotz all dem wollen auch wir es frei,
Doch wir mit Ruhme, verkünden,
Welch herrliches „Glück“ erblühet sei
Auf Kappels blutigen Gründen.
Dem rastlosen Streiter für Freiheit und Licht
Die Palme des rühmlichsten Sieges gebricht,
Bis auch den Tod er bezwungen:
Die ward bei Kappel errungen.

Kein Miethling war er, der weich und warm
In Wolle der Heerde sich kleidet
Und, dräut die Gefahr — daß Gott erbarm'! —
Von Pflicht und Heerde sich scheidet.
Im Kampf mit den Wölfen, im Sturmgebraus
Hielt treu bis zum Tod bei den Seinen er aus.
Das mögt ihr Frommen und Weisen
Als „Glück von Kappel“ preisen.

Des Märtyrers Blut entschwingt sich der Geist,
Der dem göttlichen Meister entstammet,
Den Völkern die Pfade des Lichtes weist,
Zum Kampf für das Höchste entflammet.
Den zu Asche sie brannten in rasendem Wahn,
Noch trägt er das Panner der Freiheit voran.
So wird, den Schwarzen zu Schanden,
Das „Glück von Kappel“ verstanden.

Kübler.

Wander-Skizzen.

Von Karthago zu den Krumir.

(Schluß.)

Am obern Ende des Bazars treten wir zum Besuche in den Dâr el-Bey, den Stadtpalast des Bey. Hier wie draußen im großen Bardopalaste, eine halbe Stunde vor der Stadt, schaut man nur Reste verschwundener Pracht. Die Teppiche sind zerrissen, die Rokokopolstermöbel, die Tapeten verblichen, die Thürgerichte zerfallen, selbst des Bardos berühmte Löwentreppe ist ein Bild des Verfalls, zu dem die schlotterige, strümpfestrickende Palastwache vortrefflich stimmt. Einstmals jedoch dürften diese beiden weitläufigen Gebäude mit ihren zierlichen Säulen, leichten, kühnen, arabisch-hufeisenförmigen Bogen, den luftigen, hohen Sälen und dem feinen, wie ich glaube, aus den Linien der arabischen Schrift herzuleitenden Filigranornament, klassische Zeugen arabischer Architektur gewesen sein. Droben auf der kalkigen Zinne des Dâr al-Bey stehen wir, unter uns liegt das blendend weiße Häusermeer, die Kuppeln und Minarets. Die große Moschee des Marâbut grüßt herüber und von der Khasbah, der Zitadelle, herunter friedlich nebeneinander die Flagge des Halbmondes mit dem Stern und die Trikolore. Donnerstag ist's, heute schließen die Mohammedaner im Bazar früh und auf den Straßen mehren sich die Beter mit dem Rosenkranze in der Hand. Noch eine Stunde ist's bis zum Sonnenuntergang. Die Berge leuchten im wunderbarsten Tiefblau, eine zauberhafte Durchleuchtung ruht auf den kahlen Fluren von der gerundeten Höhe des Südens bis zu den zackigen Gipfeln der Strandgebirge des Dak'hela, die ruhige, klare Atmosphäre fesselt mit Andachtsweihe das entzückte Herz. Es war einer dieser unvergeßlichen Abende, da ich auf dem Balkon meines Zimmers die Poesie nordafrikanischer Erde in vollen Zügen genoß, eine Märchenpoesie aus der Gegenwart, der als Folie diente jenes schweigende Ruinenfeld jenseits des gelben Golfes, die Trümmer Karthago's, Dido's Bursa, die Heimath der Barkassöhne, die Schicksalsgenossin Troja's, die afrikanische Warte der neuen Weltreligion, von der aus Tertullians gewaltig Wort „punischer Glut" nach Babel-Rom hinüber erscholl, da Cyprian, des weltverachtenden Meisters kluger Schüler, dem Kirchenregimente aller Zeit ein leuchtendes Vorbild geworden . . .

Hussah! Wie rast unser Araber über die trostlose Ebene. Geb' er Acht, daß nicht die tiefhangenden Oelbaumäste ihm den Turban

zerzausen, oder daß er nicht in dieser wegelosen Gegend ein friedlich Dromedar, das mit langem Halse den Oelbaum des grünen Schmuckes beraubt, über den Haufen rennen läßt. Wir sind auf dem Wege nach dem stundenlangen Trümmerfelde von Karthago. „Bitte, Herr Baron, keine prosaischen Bemerkungen." Hat sich da unser lieber Begleiter beigehen lassen, Vergleichungen mit den Umgebungen seiner weltverlassenen, heimathlichen Garnison anzustellen und auszurufen: „Vollständig galizische Gegend!" Ob darum wohl die Geister Karthago's sich an ihm gerächt, denn wie wir darauf vom arabischen Hüter der Oase von Kamart im Rosen- und Geraniumgarten unter den Palmen geleitet wurden, ist es unserm „Polonus" vorbehalten gewesen, in eine der zahllosen, bodenbedeckenden Orangen zu beißen, es war eine bittere. Wie ein Heiligthum habe ich bis heute das lieblich duftende Geraniumschoß bewahrt, das mir am gelben See von Sebcha-el-Ruan zu Kamart, zwischen sandiger Dünen- und steinichter Trümmerwüste, als das einzige Dokument des, den karthagischen Ruinen entsproßten neuen Lebens, der freundliche Araber schweigsam gereicht. Syrakus, Girgenti sind verlassen, aber weitaus verlassener und öder ist Karthago, dessen Ruinenformation sich nur etwa mit derjenigen der Ueberreste römischer Kolonien im Innern von Tunesien vergleichen läßt. Kein Stein blieb hier mehr auf dem andern, Trümmerkolosse der Stadtmauern liegen gleich erratischen Blöcken auf dem ebenen Felde, gewaltige, unterirdische Gewölbebauten sind einzig noch erhalten. In den Höhlen wohnt tunesische Armuth. Der Boden ist bedeckt mit Trümmerresten; Inschriften- und Skulpturfragmente, Münzen finden sich allerorts. Man braucht sich nur zu bücken, um irgend einen interessanten Ueberrest vergangener Kultur aufheben zu können. Die bei der Missionsstation aufgestapelten Inskriptionen und Skulpturen sind römisch. Die archäologische Durchforschung von Karthago und seines bedeutsamen Gegenübers Hammam-en-Lif, so wie des, wie sich uns später erwies, archäologisch bedeutsamen Medjerdathales sollte eine der französischen Wissenschaft naheliegendste Aufgabe sein. Dieß um so eher, als sich die Franzosen hierzulande Mühe gegeben haben sollen, deutschen Archäologen die wissenschaftliche Arbeit in Tunesien zu erschweren. Es ist zu bedauern, daß der neutralen Schweiz die Mittel zu solchen Explorationen fehlen. Auf der Höhe des Trümmerfeldes, wo jetzt wahrscheinlich an der Stelle der alten Bursa die Kapelle des heil. Ludwig steht, graben unter Aufsicht

der katholischen Mission zwei Araber die Erde um, aber die Kontrole hindert sie nicht, die Fundstücke den Fremden heimlich anzubieten. Ludwig XI. Kapelle, halb gothisch, halb maurischen Styles ist Gebetsort für Christ und Mohammedaner; denn auch der Letztere verehrt den heil. König, trotzdem dieser hier auf einem Kreuzzuge gegen jenen das Leben verlor. Entzückend ist die Fernsicht von der Höhe der Bursa auf das Meer, das zu Füßen tief unten brandet, und auf die Berge, die als trotzige Wehr sich stemmen gegen die anstürmende blaue Fluth; aber der erschlaffende Wüstenwind jagt uns den Staub in's Gesicht, als ob er uns mahnen wollte: „Wanderer, hier freue dich nicht; denn Staub ist Alles, was Du siehst." Karthago ist gewesen. Die zwei elenden Araberdörfchen in der Nähe seines Trümmerfeldes, Sidi-bu-Saïd und Duar-el-Schat, haben nichts mit seinem Andenken zu thun.

Unser Araber drängt zur Heimfahrt, denn zwei Stunden dauert sie; der Weg, soweit er überhaupt existirt, ist schlecht und die Dämmerung nur kurz. Nach der Väter alter Weise saßen buntgemischt die Männer der Stadt vor dem Thor, wie wir heimkehrten. Der Mohammedaner pflegt zwar seinen Freitag nicht mit strenger Ruhe zu feiern. Hat er die Moschee besucht, so setzt er sich wieder zur Arbeit, selbst den Schmieden habe ich hämmern gehört. Aber etwas früher pflegt er Feierabend zu machen, sich, wenn er anders mehr als ein Kleid vermag, in Gala zu werfen, in's Kaffee zu gehen, ein paar Tropfen Haschisch extra sich in das Schälchen gießen zu lassen, oder mit Brüdern zusammenzusitzen vor dem Thore. So sind ja einstens auch die Alten vor den Thoren Jerusalems gesessen, und dem Propheten thut es weh, daß die Verbannung zerstört hat die heimelige Sitte. (Klagel. 5, 14.) Es gibt in der Welt kaum etwas Trostloseres als den mohammedanischen Friedhof von Tunis. Innerhalb des Thores liegt, bestaubt von der Straße her, ein freier Platz. Glücklicherweise bezeichnen längliche Steine mit zapfenartigem Vorsprung am obern Ende einzelne Gräber, sonst würden wir ihn für einen Schuttablagerungsplatz genommen haben. Glücklicherweise, sagte ich, denn wehe! hätte der Giaur es gewagt mit ungeweihtem Fuße die mohammedanische Todtenstätte zu betreten. Der Wächter, der dort die Vögel und die Hunde mit Steinen von den Gräbern verscheucht, würde sich mit Ausführung desselben Manövers gegen den Christen nicht besonnen haben. In Tunis habe ich selten Araber gesehen, denen der Fanatismus nicht aus den Augen geleuchtet.

Von unsern Expeditionen am heißen Tage; stellenweise durch kniehohen Sand, nach den Rosenvillen von Arania zu den Teppichwebern, die mit der primitivsten Maschine wirken, wie ihre Väter schon vor Jahrtausenden, nach den Thermalbädern von Hammam-en-Lif und dessen antik-jüdischen Mosaikboden berichten wir ein ander Mal. Die Vorrathskörbe sind schon gepackt, die Stunde des Aufbruchs ist bestimmt zu einer Fahrt, das Medjerda-Thal hinauf, in das Herz des Krumirlandes.

Wir benutzen die französische Militärbahn, die in Zukunft Tunis mit Algier verbinden wird. Weizen- und Reisfelder wechseln mit Steppen und stundenweitem Ginsterstrauchwerk. Bunte, papageiartige Vögel beleben die Lüfte und Rebhühner entfliehen schaarenweise vom Zuge aufgescheucht. Schaf- und Dromedarhirten, prächtige Rosse und Reiter, französisches Militär der zahlreichen Besatzungen bilden die wechselvolle Staffage. Oft nähern wir uns dem gelben Flusse, dessen Felsenufer nicht selten einen pittoresken Anblick gewähren.

Mir gegenüber sitzt ein dicker, vornehmer Grieche; ein Wort gibt das andere und schließlich brachte ich aus ihm heraus, daß er der Besitzer endloser Ländereien hier ist, die ihm der Eingeborene mit saurem Schweiße bearbeiten muß. Was der Jude gelegentlich bei uns, das ist der Grieche in weitaus größerem Maße in Tunesien, der Spekulant, der Besitzer des Bodens und der Bodenrente, der Wucherer. Allmälig rücken wir auf den Schauplatz des Krumirkrieges von 1881 vor. Niedergebrannte und noch nicht wieder errichtete Bahnhäuschen, zahllose Kreuze niedergemetzelter Bahnangestellter und Soldaten bezeichnen seine Spur. Beja, wo in einer Nacht die Bewohner des Stationshauses von den Räuberhorden ermordet wurden, ist einer der letzten festen Wohnplätze. Wir gelangen in das Gebiet der Nomaden und die wilden, niederträchtigen Physiognomien der Eingebornen sagen uns, daß wir bei den Krumir angekommen. 40 Stunden südlich von Tunis steht in einsamer Ebene an einem Nebenflusse des Medjerda ein französisches Zeltlager. Die Pferde sind angekoppelt, die Soldaten sitzen um's Feuer des Bivouak und lesen Briefe und Zeitungen, die so sehnsüchtig erwarteten Boten der fernen Heimat. Ein vollständiges Kriegsbild schauen wir hier in Sûk-el-Arba, wo im Frühjahr 1881 die Franzosen unter Landeron sich behauptet und das Entscheidungsgefecht geliefert. Hier war es, wo wir unsern Halt gemacht und unsere Spaziergänge zu den Binsenhütten und

Zelten der armseligen Krumir, wo wir uns an dem schlecht verhaltenen Grimm der Eingebornen überzeugten, wie auch diese Bekenner des Islam noch lange nicht zu den Ueberwundenen gehören. Was ich früher*) an Hand eines englischen Gewährsmannes behauptet, darf ich jetzt aus eigener Anschauung bestätigen: Die Energie des Mohammedanismus in Nordafrika ist erstaunlich groß. Mag man den Mahdi vom Sudan als Schwärmer verurtheilen, ein Schwindler scheint er nicht zu sein, insofern er eine jener psychologischen Nothwendigkeiten des modernen Islam ist, eine Persönlichkeit, in der aller Kulturgegensatz, Rassen- und Religionshaß, islamischer Fanatismus und Fatalismus Gestalt gewonnen hat.

Hier, freundlicher Begleiter, trennen wir uns. Sintemal es aber gut germanische Sitte ist, beim Abschied einen Trunk zu thun, ruf' dort dem Krumirknaben. Er trägt einen wassergefüllten Ziegenschlauch. Nun, Kamerad, setz' ihn an, trink d'raus, hernach thu' ich's. So ist es Brauch hier. Wohl bekomm' Dir der Wüstentrunk; lebe wohl! **W. Sp.**

Ein Abschiedsgruß nach Bern.

Die „Zeitstimmen" dürfen von ihren Lesern nicht Abschied nehmen, ohne auch noch einen herzlichen Abschiedsgruß an einen Mann zu richten, der zwar zunächst nicht in unseren Reihen, aber doch in hervorragender und gesegneter Weise für unsere Ideen und Ziele gewirkt hat, — wir meinen Prof. Nippold in Bern, der nun nach Jena übersiedelt. Wir tragen damit zugleich eine Ehrenschuld ab, die uns längst schon gedrückt hat, indem wir auf sein Handbuch der neuesten Kirchengeschichte aufmerksam machen, das unter der Fluth von theologischen Büchern nicht nur nach Umfang, sondern auch an Gediegenheit des Inhaltes als eine glänzende Leistung ersten Ranges ganz besonders erwähnt zu werden verdient. Es ist ein kühnes Wagniß, bei diesem Meer von Quellenmaterial und dem Widerstreite und Kampfe der Parteien eine Kirchengeschichte der Gegenwart zu schreiben, die die Prädikate der Gründlichkeit, Wissenschaftlichkeit und Unparteilichkeit verdient. Aber wenn einer den Wurf wagen durfte, so war es Nippold; davon zeugen die beiden bisher erschienenen Bände, von denen der erste (1880 in 677 S.) die Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts bildet und der zweite, vor Kurzem erschienene und 850 Seiten

*) „Zeitstimmen", 1882, Nr. 3.

starke, die Geschichte des Katholizismus seit der Restauration von 1814 behandelt. Der Verfasser verfügt über ein wahrhaft stupendes Wissen; wohl kein einziges der einschlägigen Werke ist ihm entgangen, aber auch die Unzahl kleinerer Broschüren und da und dort in Zeitschriften zerstreuter und versteckter Aufsätze und Abhandlungen hat er verwerthet, so daß der Anhang zu den beiden Bänden zu einem wahren literarisch-kritischen Arsenal sich gestaltet. Für die Geschichte des Katholizismus sind ihm außerdem der Nachlaß Bunsen's und Rothe's, sowie eine Fülle anderer, bisher noch nie benutzter Quellen zu Gebote gestanden. Dieses reiche Material hat Nippold ungemein glücklich gesichtet und verwerthet. Seine Ueberzeugung, seine Sympathien für eine freiheitliche Entwicklung des religiösen und kirchlichen Lebens hat er nirgends verhüllt; aber seine noble Gesinnung läßt ihn auch dem Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren, und, „in den in ihrem furchtbaren Verhängniß für Gegenwart und Zukunft nachgewiesenen papalen Tendenzen treten doch zugleich auch die denselben dienstbar gewordenen moralischen Kräfte deutlich hervor.“ Dazu kommt, daß Nippold, als Schüler Rothe's, den Kreis der Kirchengeschichte weiter zieht als es bisher die Tradition war und sie zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte ausdehnt. Wir müssen uns leider mit dieser allgemeinen Charakterisirung des Werkes begnügen; eine eingehendere Besprechung könnte nur unsere Uebereinstimmung mit dem Verfasser in allen wesentlichen Punkten bezeugen. Mit ganz besonderer Freude haben wir im ersten Bande die feine und wahre Würdigung zweier so viel umstrittener Persönlichkeiten, wie Kaiser Joseph und Friedrich der Große, und die Darstellung der Bedeutung der französischen Revolution für das religiöse und kirchliche Leben gelesen. So sei denn das Buch, das vielleicht in einer neuen, 3. Auflage, in manchen Partien zu seinem Vortheile noch etwas konziser wird, jedem Gebildeten, der mit wirklichem Verständniß den religiösen Bestrebungen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart folgen will, warm empfohlen.

Wir freuen uns, daß der Altmeister protestantischer Kirchengeschichtschreibung, Hase in Jena, in Nippold einen so würdigen und genialen Nachfolger gefunden hat, wir freuen uns nicht minder für Nippold selber, daß ihm endlich auch die äußere Anerkennung zu Theil wird, die er längst schon verdient hat; aber wir bedauern aufrichtig seinen Wegzug aus der Schweiz. Er ist nicht nur ein ungemein anregender und für seine Schüler liebevoll besorgter Lehrer gewesen, er hat nicht

nur unserer schweizerischen reformirten Kirche eine Reihe tüchtiger junger Theologen herangebildet, — er ist auch in unsern Parteikämpfen stets ein wohlthuendes, versöhnendes Element gewesen, das wir oft noch schmerzlich vermissen werden. Darum sei ihm auch an dieser Stelle ein herzliches Wort des Dankes und ein warmer Abschiedsgruß geweiht. Möge er in seinem neuen Wirkungskreise bei Freund und Feind ebensoviel ungetheilte Achtung und bei seinen Schülern ebensoviel hingebende Verehrung finden, wie sie ihm bei uns in so reichem Maße zu Theil geworden ist.

P. B.

Rundschau.

Zürich. Letzten Montag feierte die von Professor Dr. Volkmar begründete und geleitete „Historische Gesellschaft Züricher Theologen" ihr zehnjähriges Stiftungsfest in bescheidener Weise. Ein Ueberblick dessen, was von deren Mitgliedern während dieses Dezenniums an wissenschaftlichen Arbeiten in monatlichen Sitzungen geleistet worden, gibt einen guten Begriff von dem Arbeitsgeist, wie er so erfolgreich in diesem Kreise gewaltet. Das Hauptverdienst hiefür gebührt dem stets noch so jugendfrischen Professor Dr. Volkmar. Sein reges, wissenschaftliches Streben, das uns noch unlängst mit dem zu immer besserer Anerkennung durchdringenden Werk: „Jesus Nazarenus" beschenkt, entfaltet sich nirgends anregender als in diesem Kreis von Pfarrern, die meistens ehemalige Schüler und noch stets dankbare Zöglinge Volkmar's sind.

Schweiz. Das Volksschriftendepot des „Schweizerischen Vereins für freies Christenthum" hatte über die letzte Lutherfeier die 3000 Exemplare starke Auflage des Schriftchens: „Martin Luther" von Schaffroth rasch und bis auf das letzte Exemplar ausverkauft. Ein ähnliches Loos steht der, nur noch in 50 Exemplaren vorhandenen Schrift von Grob über Huldreich Zwingli, zweite Auflage, bevor. Beide Schriften sind aber auch treffliche Darstellungen der in ihnen geschilderten großen Männer. Da der kleine Vorrath von Zwinglischriften nicht mehr weit reicht, werden Bestellungen an J. Frick in Außersihl-Zürich je eher je besser aufgegeben werden.

Ebendaselbst ist die treffliche Arbeit von A. Erichson: „Zwingli's Tod und dessen Beurtheilung durch die Zeitgenossen" zum reduzirten Preis von 50 Cts. zu beziehen, sowie eine schöne Sammlung von Ge-

dichten über Zwingli, herausgegeben durch Hrn Pfarrer Brändli in Basel à 50 Cts., die wir die Freude haben, noch anzuzeigen.

Mittheilungen.

Nach Bonstetten, Kt. Zürich, wurde Herr Dr. Egli in Bachs, nach Bärentsweil Immanuel Balmer aus Basel, nach Zollikon Pfarrer Rüesch in Elliton a. d. Th. gewählt. An letzterem Orte unterlag der reformerische Kandidat mit 30 Stimmen. Die Mittel, deren es zur Erzielung dieses Resultates seitens einiger Orthodoxen bedurfte, waren denkbarst unnobel. — Das im Besitz der wissenschaftlichen Gesellschaft in Middelburg, Holland, befindliche Portrait von Ulrich Zwingli ist in hier angelangt und wird bei Anlaß der bevorstehenden Gedächtnißfeier öffentlich ausgestellt werden. Mit Zustimmung der Gesellschaft wird eine hiesige Künstlerin auch eine Kopie des Bildes, das nach dem Urtheil der Kunstverständigen von einem zeitgenössischen, bedeutenden Maler, aber nicht von Lukas Kranach, gemalt ist, für die Stadt anfertigen. — Ein Gesuch der katholischen Kirchgenossenschaft in Schaffhausen um Nachlaß der Staatssteuer aus ihrem Vermögen wurde vom Regierungsrath abgewiesen, weil nur die öffentlichen Kirchen-, Schul- und Armengüter als steuerfreies Gut gelten, das Vermögen der katholischen Genossenschaft aber dieses Charakters entbehrt. — Die Erziehungsdirektion des Kts. Bern hat auf den Antrag der evangelisch-theologischen Fakultät der Hochschule Hrn. Pfarrer Flückiger in Niederbipp für seine kirchengeschichtliche Arbeit „Zwingli und seine Beziehungen zu Bern“ den ersten Preis zuerkannt. — Prof. Nippold in Bern nimmt leider den Ruf nach Jena an. — Der reformirte Pfarrerkonvent Baselland beschloß letzte Woche, es den Kirchgemeinden zu überlassen, die Feier des 400jährigen Geburtstages des Reformators Zwingli am 6. Januar nach ihrem Ermessen und Gutfinden zu begehen. Wie gemessen, nachdem mit so großem Applomb die Lutherfeier inscenirt worden war! — An der katholischen Schule in Basel sind 17 Marienbrüder und 22 Schwestern der hl. Vorsehung angestellt. — Nach Mitlödi, Kt. Glarus, wird Albert Kind in Braunau, Kt. Thurgau, gewählt. — Für den Bau einer evangelischen Kirche in Ragaz ist eine Kollekte in allen protestantischen Gemeinden bewilligt. — Die Regierung von Neuenburg hat eine junge Engländerin, Hauptmann in der Armee der Salutisten, ausgewiesen. — In Genf verstarb Pfarrer Fr. Siordet. — Der Stadtrath von Genf hat den Salutisten auf ihre wiederholten Petitionen einen Bescheid ertheilt, mit welchem sie sich befriedigt erklärten. — Die waadtländische Synode geht die Schulkommission darum an, daß den Kirchenliedern in den Schulen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde. Ferner erweitert sie den bisherigen »Catéchisme« zu einem ordentlichen Jugendgottesdienst für alle Kinder

vom 12.—16. Altersjahr, wobei die Voraussetzung ist, daß die jüngeren Kinder überall die sogenannte Sonntagsschule besuchen, während neben jenem Jugendgottesdienst die letzten zwei Jahre der Unterweisungsunterricht parallel zur Seite geht. — Alle Kantonsregierungen des alten Bisthums Basel haben sich zur Theilnahme an der projektirten Konferenz bereit erklärt außer Bern, welches mit dem Bemerken ablehnte, daß es durch die Tessiner Bisthumsfrage nicht berührt werde und die Demission Lachat's für die Berner Regierung nicht in Betracht fallen könne, da derselbe abgesetzt sei. Die Angelegenheit ist daher für den Moment als dahingefallen zu betrachten und wird die Konferenz vorderhand nicht einberufen. — Dr. Joos begründet im Nationalrath seine Motion betr. Errichtung neuer Bisthümer. Segesser beantragt, dieselbe nicht erheblich zu erklären, da sie formell inopportun und materiell ohne Bedeutung sei. Mit 41 gegen 23 Stimmen wurde die Motion zurückgewiesen.

Eine Vereinigung deutscher reformirter Prediger erläßt einen warmen Aufruf zu einer Zwinglifeier in Deutschland. Es heißt darin u. A.: Unter den Bahnbrechern der neuen Zeit, unter den Vorkämpfern des Protestantismus, unter den Glaubenshelden der evangelischen Kirche wird die dankbare Nachwelt mit Luther Zwingli nennen. — Eine ganze Reihe von Bittschriften an das preußische Abgeordnetenhaus fordert Umwandlung der Simultanschulen in konfessionelle Schulen oder auch Errichtung von neuen katholischen Volksschulen. — Der Verein für Reformationsgeschichte wird seinen 5500 Mitgliedern in den nächsten Tagen eine größere Festschrift über unsern schweizer. Reformator Zwingli zusenden. Gegen den kleinen Jahresbeitrag von mindestens 3 Mark erhält jedes Mitglied alljährlich 5—6 Monographien reformationsgeschichtlichen Inhaltes in allgemein faßlicher Darstellung. Als Beitrittserklärung genügt eine Anzeige per Postkarte an das schweizerische Vorstandsmitglied, Hrn. Dr. Bernhard Riggenbach in Basel.

Pfarrer Ed. de Pressensé in Paris ist zum Senator ernannt worden.

Montag und Dienstag den 29. und 30. Oktober fand in Gouda der holländische Protestantentag unter dem Präsidium von Prof. Rauwenhoff von Leyden statt. Nach einem erhebenden Festgottesdienst in der Stadtkirche, in welchem der Mennonitenprediger Joh. de Vries aus Harlem über Luther sprach und nach Abwicklung der Vereinsgeschäfte, hielt van Loenen-Martinet aus Zwolle ein ergreifendes Referat über den Beruf des Protestantenbundes, woran sich eine Diskussion über die gerade jetzt in Holland brennende Eidfrage anschloß, eingeleitet durch Hugenholtz aus Amsterdam. Als schweizerischer Abgeordneter wohnte dem Feste Pfr. Böhringer aus Basel bei, der bei dieser Gelegenheit zugleich auch für das Zwingli-Denkmal in Zürich Sympathien in Holland wach zu rufen suchte. Einen ausführlichen Bericht über das religiöse Leben in Holland und speziell den Protestantentag bringen die letzten Nummern des „Basl. Protestantenblattes“ aus der Feder von Pfr. Böhringer.

Das ungarische Unterhaus beschloß, den Gesetzesentwurf über die Ehe zwischen Christen und Juden festzuhalten und das Oberhaus zu nochmaliger Berathung aufzufordern. — Das österreichische Abgeordnetenhaus beschloß, 38 Petitionen betreffend die Sonntagsheiligung der Regierung zur eingehendsten Würdigung und baldigsten Berücksichtigung zu überweisen; auch die Linke stimmte dafür.

Der Bericht über das Justizbudget schlägt der belgischen Kammer eine bedeutende Verminderung der Gehalte der höchsten kirchlichen Würdenträger und eine parlamentarische Untersuchungskommission wegen der geheimen Diözesan-Kassen vor.

In Brüssel sind 41 Jesuiten und Schulbrüder in die Listen der Bürgerwehr eingeschrieben und aufgefordert worden, sich zu stellen. Dieselben wollen sich aber in Strafe nehmen lassen und dann bei den Gerichten klagbar werden.

Während der Verhandlung der Frage des Religionsunterrichtes in den Stadtschulen im Munizipal-Rathssaale von Rom machte das Publikum eine anti-klerikale Demonstration. Die Polizei räumte den Saal und arretirte einige Demonstranten. — Letzte Woche empfing der Papst den Vorsteher der Gesellschaft »de la Sainte-enfance«, welche sich die Aufnahme von Heidenkindern in das Christenthum zur Aufgabe gestellt hat, und vernahm aus dessen Mund, daß diese Gesellschaft im vergangenen Jahre 480,000 Heidenkinder dem Christenthum zugeführt hat und daß 90,000 solcher Kinder gegenwärtig wieder zur Taufe vorbereitet werden. — Schnellbleiche.

Im Theater zu Wexford, England, fand ein Meeting der Protestanten statt. Die Katholiken brachen ein, versuchten das Gebäude anzuzünden, mißhandelten die Theilnehmer und verwüsteten protestantische Kirchen und Privathäuser. Die ganze Nacht war die Stadt in Aufruhr. Die Polizei war machtlos. Militär wurde requirirt. — Die Heilsarmee trifft in London Anstalten zur Einrichtung einer besonderen Kaserne für deutsche Rekruten.

Literarisches.

Es ist interessant zu sehen, wie die Reformation durch die einzelnen Gebiete der deutschen Schweiz hin sich gemacht hat. Bei allem Hinblick auf Zwingli und Zürich ist darin viel Selbständigkeit. Höchst eigenartig verläuft die Bewegung in den Bündner Thälern; es geht lange, bis es dort zu einem bleibenden Zustande in konfessionellen Dingen kommt.

Einen Beitrag hiezu hat Hr. Pfarrer J. Michel in Tamins geliefert. Er stellt uns, zum Theil aus neuen Quellen, die Reformationsgeschichte und konfessionellen Verhältnisse in den paritätischen Gemeinden des Kreises „V Dörfer" im 17. und 18. Jahrhundert dar. Die Reformation fällt dort erst in die Jahre 1611—21; sie hebt in Untervaz an, kehrt dann auch in Zizers und

am Strilferberg ein und endet in Trimmis. Aber erst nach Ueberwindung einer zwanzigjährigen, mit der österreichischen Invasion zusammenhängenden Verfolgungszeit, gegen Mitte des 17. Jahrhunderts führt sie zu gesichertem Bestande. — Die Arbeit, der historisch-antiquarischen Gesellschaft in Chur vorgetragen, ist ungemein fleißig und bietet ein sehr merkwürdiges Bild geschichtlicher Entwicklung dar.

Unsern Wunsch, auch die katholischen Gebiete der Schweiz auf dem Gang durch die Reformationsgeschichte zu berühren, hat Herr Pfarrer Sulzberger in Felben bereits zu erfüllen begonnen. Im „Appenzeller Sonntagsblatt" ist die Reformation durch das Gaster und in der Republik Rapperswyl dargestellt. Auch diese Arbeit verräth wie die früheren bei aller Schlichtheit der Form die solideste Detailkenntniß. Die Sulzberger'sche Serie bildet ohne Frage eine werthvolle Beigabe zu den sonst mehr erbaulichen Artikeln des „Sonntagsblattes" und sollte einmal separat zusammen herausgegeben werden, dann wohl in etwelcher organischer Verbindung.

Endlich sind wir auch einem Katholiken, dem Herrn Kunstmaler Joseph Balmer in Luzern, für eine reformationsgeschichtliche Studie verpflichtet: Johannes Weber, genannt Textorius, (Pfarrer in Hedingen 2c.). Niemand wird freilich verwundert sein, daß ein „Freiämtler Reformator" aus Zwingli's Tagen und ein Luzerner Kunstmaler unserer Zeit nicht sonderlich gute Freunde sind. Der in Luzern aufbewahrten Selbstbiographie Weber's möchte man einen freundlichern Bearbeiter wünschen. Von allgemeinerer Bedeutung ist ein Angriff des Herrn Balmer auf Zwingli's Schule; es sei mit der geistigen Hebung des Predigerstandes nicht so weit her gewesen. Zum Beweis bringt der Verfasser einige Stellen aus meiner Aktensammlung, Zensuren über verschiedene Geistliche (S. 13 f.) Dabei übersieht er fataler Weise, daß seine Zeugen just diejenigen widerspenstigen Herren sind, die man in der Kirche Zwingli's nicht brauchen konnte und in den Ruhestand versetzt hatte, einige alte Chorherren und Kapläne; bekanntlich gehörte auch Propst Frei nicht eigentlich der neuen Richtung zu und fand auch keine seinem früheren Range angemessene Verwendung mehr.

Uebrigens möchte ich bei dieser Gelegenheit auf die Zeitschrift überhaupt aufmerksam machen, in welcher Balmer's Darstellung erschienen ist: Die katholischen, bei J. Schill in Luzern erscheinenden „Monatsrosen". Sie sollte in den reformirten Kreisen mehr im Auge behalten werden. (E. Egli.)

*** **Dr. J. Cramer, Alexandre Vinet als christelyk, Moralist en Apologet geteekend en gewaardeerd.** Leiden, Brill, 1883. 167 S.

Diese Schrift ist von der Haager Gesellschaft für Vertheidigung des Christenthums preisgekrönt und herausgegeben worden. Sie wird also weniger einer weitläufigen Empfehlung als einer kurzen Anzeige für unsere schweizerischen Theologen bedürfen. Der Verfasser, Professor zu Gröningen, hat seit Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn sich mit Vinet beschäftigt und für seine Glaubens-

gewißheit ebenso, wie für seine theologische Erkenntniß so viel bei ihm gewonnen, daß er das vorliegende Buch im Gefühle des Dankes gegenüber Vinet verfaßt hat.

Nach einer Einleitung, welche den Lebensgang Vinet's und die Zeitverhältnisse der reformirten Kirche im Waadtland darstellt, werden die Anschauungen Vinets über Anlage und Bestimmung des Menschen, Sünde und Versöhnung, Erneuerung des Herzens durch den Glauben zur Charakteristik Vinet's als Ethiker gezeichnet und sodann beurtheilt; ebenso die Lehren Vinet's über das Recht der freien Forschung und die Grenzen derselben zur Zeichnung Vinet's als Apologeten.

Ob Vinet's Theologie, wie Cramer sie darstellt, praktisch fruchtbar, hat Rezensent praktisch erprobt, indem er einen Theil der Bücher in deutscher Sprache seinen Amtsgenossen in einer Kapitelssitzung vorgeführt, nämlich den Abschnitt über die Erneuerung des Herzens durch den Glauben. Trotz verschiedener Richtung der Anwesenden fand man in Vinet's Auffassung gemeinsame Erbauung und Anregung, wie bezeugt wurde. Wir glauben daher, es würde zweifellos dem Frieden unserer reformirten Kirche dienen, wenn Cramer's Buch auch der deutschen und französischen Schweiz zugänglich gemacht würde. (Wild.)

*** Zwei ausführlichen Besprechungen von P. Böhringer, die wir leider in extenso nicht mehr bringen können, entnehmen wir Folgendes:

a) Klostermann, Probleme im Aposteltexte (XVIII, 246, Gotha, Perthes 1883) enthält 10 beachtenswerthe Abhandlungen philologischer Natur über einzelne Stellen in der Apostelgeschichte und den Paulusbriefen, — theils Erklärungen fremdsprachlicher Wörter, wie Akeldama, Barnabas, Maranatha, Barjesus und Elymas, theils Erläuterungen dunkler Stellen des Paulus, deren Auslegung, wie z. B. die von Gal. II, 4—10 für die Beurtheilung des Apostels nicht ohne Belang ist.

b) Glootz, Spekulative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. 1. Bd. 1. Hälfte. (496 S. Gotha, Perthes 1883). Nach einer Einleitung über die spekulative Theologie im Organismus der Wissenschaft und einer längeren Abhandlung: „Philosophie der Mythologie", die wohl besser als ein Separatbeitrag zur Religionsphilosophie erschienen wäre, gibt der Verfasser eine Geschichte des religiösen Lebens, „des zum Ahnenkult versunkenen Gottesbewußtseins" der Naturvölker Afrika's. Die Ueberfülle des Materials, das Glootz in 10jähriger Arbeit aufgespeichert hat, verführt ihn zwar öfters, über den Rahmen einer Religionsgeschichte hinaus zu greifen und ein allerdings höchst interessantes Bild der politischen, sittlichen Zustände, der Kultur und Gewohnheiten in dem dunkeln Erdtheil zu entwerfen, so daß man nicht ohne Grund an der glücklichen Fortsetzung und Beendigung eines so weitläufig angelegten Werkes zweifelt. Aber für die Kenntniß der Religionsgeschichte Afrika's, die unsers Wissens noch nie im Zusammenhange behandelt wurde, ist das Buch

von großem Werthe und werden wir es seiner Zeit in der neuen „Schweizerischen Zeitschrift für Theologie“ gerne eingehender behandeln.

Zur Besprechung sind uns ferner noch eingegangen, können aber wegen mangelndem Raum leider nicht mehr besprochen werden:

In Cœna Domini und Messe von Dr. Wilh. Joos, 5. Aufl. Schaffhausen 1883.

Ulrich Zwingli und die elsässischen Reformatoren. Gedenkblätter, den Protestanten des Elsasses gewidmet v. A. Erichson, Straßburg, Treuttel und Würz, 1884; sowie aus dem Berner Volksschriftenverlag:

Ulrich Zwingli. Ein bernischer Beitrag zur Zwinglifeier, von Ernst Müller. 40 Rpn. Bei Huber und Comp. in Bern. (Red.)

Abschied an die Leser.

Mit dieser Nummer schließen wir die „Neue Folge der Zeitstimmen“ ab. Drei Jahrgänge sind hinzugewachsen zu den frühern „Zeitstimmen“; mögen sie, obgleich dem Zug der Zeit entsprechend, weniger von Sturm und Drang zeugend, sich nicht unwürdig an die frühern anreihen. Die Aufgaben unserer Zeit sind andere geworden. Wohl heißt es noch mit aller Entschiedenheit seinen prinzipiellen Standpunkt wahren, wo derselbe angefochten wird. Doch daneben stellen sich immer deutlicher gemeinsame Aufgaben in Wissenschaft und christlicher Liebespraxis für die vereinigten Parteien heraus. Wir hoffen, ersterem Bedürfniß in unserer

„Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz“

eine Genüge zu leisten. Die bereits damit gemachten Erfahrungen sind ermunternd.

Einem mehr erbaulichen Bedürfniß hoffen wir mit dem

„Schweizerischen Protestantenblatt“

besser zu genügen, als es in den „Zeitstimmen“ möglich war. Will Jemand durchaus Streit haben, so können wir ihm dort ebenfalls gerecht werden. Für einmal haben wir uns nur fest vorgenommen, keinen solchen zu suchen.

Wir danken auf's Beste nochmals unsern Lesern, wie besonders allen denen, die uns durch Mitarbeit treu zur Seite gestanden sind.

Wiedikon, 20. Dezember 1883.

Die Redaktion:
F. Meili, Pfarrer.

Tauschblätter.

Alle Diejenigen, welche bisher mit uns im Austausch waren, sind ersucht, denselben, wenn ein solcher nicht schon Statt hatte, mit dem „Schweizerischen Protestantenblatt“ in Basel fortzusetzen.

F. Meili, Pfarrer.

Auf Weihnachten des Jahres erscheint im Kommissionsverlag von Th. Wirth, St. Gallen, die

Theologische Zeitschrift aus der Schweiz.

Herausgegeben von **Friedr. Meili**, Pfarrer.

Erstes Vierteljahrsheft — 5 Bogen gr. 8°, enthaltend:

1. E. Egli, das Religionsgespräch zu Marburg.
2. Prof. R. Steck, über die Annahme sogen. unächter Schriften im neuen Testament.

Studien und Uebersichten.

3. H. Weber, der Reformator Ulr. Zwingli in seinen Liedern.
4. R. Rüetschi, über die neuere Auffassung und Behandlung der Dogmengeschichte.
5. Dr. G. Finsler, Synodalrede enthaltend die Entwickelung der zürcherischen Kirche in diesem Jahrhundert.
6. E. Buß, die Thätigkeit der schweizerischen reformirten Landeskirchen für die äußere Mission.
7. R. Flaigg, die neuere Zwingliliteratur.
8. F. Meili, Statistisches aus der reformirten Kirche der Schweiz.

Mittheilungen: Zwingli in Wien (Egli).

Anhang: D. Brändli, Ausgewählte Worte Zwingli's.

Abonnements zu 4 Fr. per Jahr für's Inland und 5 Fr. per Jahr für's Ausland an Th. Wirth, St. Gallen, oder an

F. Meili, Pfarrer.

Wiedikon-Zürich, Dezember 1883.

Redaktor: Pfr. **F. Meili** in Wiedikon-Zürich. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **A. E. Biedermann** in Zürich, Pfr. **P. Böhringer** in Basel, Pfr. **W. Bösch** in Rickenbach (Ktn. Zürich), Pfr. **P. Christ** in Andeer, Pfr. Dr. **K. Furrer** in Zürich, Pfr. **O. Haggenmacher** in Zürich, Pfr. **W. Kambli** in Horgen. Prof. **H. Kesselring** in Zürich, Dekan **Ed. Mayer** in St. Gallen, Prof. Dr. **G. Volkmar** in Zürich, Pfr. **J. Wißmann** in Meilen u. A.

Druck und Expedition von J. Herzog in Zürich.

